ZEITSCHRIFT

FÜR

DEUTSCHE PHILOLOGIE

BEGRÜNDET VON JULIUS ZACHER

HERAUSGEGEBEN

VON

HUGO GERING UND **OSKAR ERDMANN**

VIERUNDZWANZIGSTER BAND

HALLE A. S.

VERLAG DER BUCHHANDLUNG DES WAISENHAUSES.

1892.

INHALT.

Nekrologe.

Miscellen.

Litteratur.

SIGFRID UND BRUNHILD.

EIN BEITRAG ZUR GESCHICHTE DER NIBELUNGENSAGE.

I.

Die nordische überlieferung.

Den grundlegenden arbeiten Lachmanns und Müllenhoffs verdanken wir die einsicht, dass die Nibelungensage in ihrer aus der vergleichung der verschiedenen überlieferungen erschliessbaren grundgestalt eine verschmelzung historischer sage mit anders gearteten bestandteilen voraussezt, welche man als mythische zu bezeichnen pflegt. Die historische Burgundensage ist in ihrer entstehung und ausbildung in allem wesentlichen klar. Dagegen bietet die mythische Sigfridssage der forschung bedeutende schwierigkeiten, einmal weil sie in ihrer volständigkeit nicht rein, sondern nur mit der geschichtlichen sage von den Burgunden contaminiert erhalten ist, sodann aber auch, weil offenbar sowol die nordische sage wie die deutsche sage in ihrer dreifachen tradition hier manche alte züge geopfert oder in neuen zusammenhang gebracht haben. Man ist darüber einverstanden, dass die Burgundensage, die dichterische überlieferung von dem untergang der Gibichungen durch Attila und der rache, welche diesen dafür trift, in ihrer ältesten, dem ursprünglichen verhältnismässig sehr nahe stehenden fassung in der altnordischen gestalt vorliegt. Es ist deswegen methodisch nur zu billigen, wenn auch für die in unserer überlieferung mit der Burgundensage verbundene Sigfridssage die untersuchung von den altnordischen quellen ausgeht: nur gewichtige gründe, wie sie beispielsweise für den teil der sage, welcher Sigfrids geburt und kindheit erzählt, tatsächlich vorhanden sind, dürfen uns bestimmen, von diesem grundsatze abzugehen. Der forderung, dass jede betrachtung der Sigfridssage die nordische überlieferung zur grundlage zu nehmen, dabei aber die deutsche sagenform unablässig im auge zu behalten habe, lässt sich, wie mir scheint, gegründeter widerspruch nicht entgegenstellen.

Neuerdings macht sich das streben geltend, die nordische mythen- und sagendichtung zu discreditieren. Ihren poetischen wert lässt man

unangetastet, aber gegen ihre ursprünglichkeit und glaubwürdigkeit häufen sich die angriffe. Bugges genialität verdanken wir in den „Studier over de nordiske gude- og heltesagns oprindelse. Første række“ (1881/89) eine arbeit, deren ergebnisse wenige überzeugt haben, deren bedeutende vorzüge aber auch demjenigen einleuchten, welcher sich ihren blendenden reizen zu entziehen vermochte. Dass es an jüngern und nachfolgern nicht fehlen würde, war zu erwarten. Fühlte Bugge (Studier s. 15) sich angesichts der schöpferischen kraft der vikinger an Shakespeares verhältnis zu seinen quellen erinnert, so erklärt jezt Golther die nordische Nibelungensage für „eine volkommene neudichtung, in der das original erst bei scharfer betrachtung widerzuerkennen ist“ (Germ. 33, 478). In einer reihe von arbeiten hat Golther die auffassung vertreten, dass die nordische Nibelungensage wesentlich ein produkt der vikingerzeit sei; nach mehreren schwankungen hat er zulezt diese ansicht so formuliert, dass die alte fränkische, im 6. jahrhundert entstandene sage von den Nibelungen erst im 9. jahrhundert zu den Skandinaviern gelangt sein soll, und zwar unmittelbar aus Frankreich nach Island. Auf dieser wanderung bildete Irland eine station, und die von Zimmer nachgewiesenen merkwürdigen entlehnungen der irischen heldensage sollen nicht, wie dieser gelehrte — meiner meinung nach, mit vollem rechte — annahm (Ztschr. f. d. a. 32, 327 fg.), als symptome einer zweiten einwanderung der deutschen sage in den norden gelten dürfen, sondern „die erstmalige, mit der deutschen form noch ziemlich übereinstimmende sagenentlehnung, die von späteren nordischen zudichtungen noch frei war“ (Germ. 33, 476) repräsentieren. Unter den händen der phantasiereichen nordleute sei die Nibelungensage eine völlige neuschöpfung geworden. Von der richtigkeit dieser und anderer resultate seiner forschungen ist Golther offenbar so überzeugt, dass er, nachdem er sie wissenschaftlich zu begründen gesucht[1], auch bereits eine auf weitere kreise berechnete

1) „Studien zur germanischen sagengeschichte. I. der valkyrjenmythus. II. über das verhältnis der nordischen und deutschen form der Nibelungensage“ (Abhandl. der bayr. akad. I. Cl. XVIII. bd. II. abt., s. 401—502): im folg. citiert als „Studien“ nach dem separatabdruck (München 1888). — „Die Wielandsage und die wanderung der fränkischen heldensage“: Germ. 33, 449—480. — „Norddeutsche und süddeutsche heldensage und die älteste gestalt der Nibelungensage“: Germ. 34, 265—297. — Über die nordischen volkslieder von Sigurd handeln zwei aufsätze desselben verfassers in der Ztschr. für vgl. litteraturgesch. n. f. 2, 205 fgg. 269 fgg. — Vgl. auch die einleitung zu G's ausgabe des Hürnen Seyfrid (Braunes neudrucke nr. 81/82) s. XXII fg.

darstellung derselben geben zu können geglaubt hat (Beilage zur Allg. ztg. vom 1. märz 1890, nr. 60).

Es liegt nicht in meiner absicht, Golthers ansichten über die entstehung der Nibelungensage, speciell ihrer nordischen form, einer zusammenhängenden prüfung zu unterziehen. Vielmehr soll an einem einzelnen punkte, und zwar an dem ausgangspunkte der Goltherschen forschungen, der nachweis versucht werden, dass Golther in seiner beurteilung der nordischen überlieferung und ihres verhältnisses zur deutschen von unrichtigen praemissen zu unrichtigen schlussfolgerungen gelangt ist. Es sei ausdrücklich betont, dass ich den fleiss und den scharfsinn des verfassers anerkenne und seinen arbeiten manche anregung und förderung im einzelnen verdanke, wenn ich auch weder seiner kritik der quellen zustimmen, noch seinen schlussfolgerungen den vorwurf der übereilung ersparen kann.

Nur im vorübergehen deute ich éine klippe an, an der Golthers datierung der einwanderung der Nibelungensage in den germanischen norden scheitert. Finnur Jónsson hat kürzlich mit recht darauf hingewiesen (Arkiv f. nord. fil. 6, 154 fg. 280 fg.), dass schon die älteste norwegische skaldendichtung wesentlich dieselbe mythologie voraussezt wie die späteren isländischen quellen. Dasselbe gilt für die Nibelungensage. Bereits der älteste historisch bezeugte norwegische skald, Bragi der alte, an dessen wirklicher existenz zu anfang des 9. jahrhunderts zu zweifeln nach den neueren untersuchungen[1] ebensowenig berechtigt ist, als die echtheit der unter seinem namen überlieferten strophen zu verdächtigen, bezeichnet das gift als *Vǫlsunga drekka* (21[4] Gering) und, was noch mehr ins gewicht fält, nent Sǫrli und Hamþér *Gjúka niþjar* (6[2]). Leztere umschreibung sezt die specifisch nordische anknüpfung der Ermenrekssage an die Nibelungensage voraus, die selbstverständlich erst verhältnismässig lange nach der überführung dieser sage in den norden zu stande gekommen sein kann. Die folgerungen ergeben sich von selber. Wer die einwanderung der Nibelungensage in den germanischen norden — und zwar nach Island — in die vikingerzeit verlegt, hat zuvörderst die unechtheit der ältesten norwegischen skaldendichtung zu erweisen, und zwar mit ganz anderen gründen, als dies bisher versucht worden ist.

1) Vgl. besonders Sn. E. III, 307 fgg. Gering, Kvæþa-Brot Braga ens gamla, 1886, s. 5 fgg. E. Mogk, Paul-Braunes Beitr. 12, 391 fg. F. Jónsson, Ark. 6, 141 fgg. — Bugge hält allerdings noch 1888 daran fest (Paul-Braunes Beitr. 13, 201), dass die dem Bragi Boddason beigelegten verse erst im 10. jahrhundert gedichtet sein können; er hat diese ansicht aber nicht näher begründet.

Wenn im folgenden ein einzelner teil der Sigfridssage einer näheren betrachtung unterzogen werden soll, so darf darin keine zustimmung zu dem verfahren gesehen werden, der Sigfridssage von vornherein die einheitlichkeit abzusprechen, sie in eine reihe einzelner, zur dichtung verwachsener motive zu zerfasern. Was uns als ganzes überliefert ist, müssen wir zunächst als ganzes zu verstehen suchen, wenn sich auch im verlaufe der untersuchung herausstellen kann, dass die einheit des stoffes nur eine scheinbare ist und die analyse ihr gutes recht beansprucht.

Sigfrids verhältnis zu Brunhild-Sigrdrifa tritt uns in der überlieferung als ein einzelner akt der geschichte des helden entgegen. Eine genauere betrachtung desselben, zunächst losgelöst von den anderen teilen der Sigfridssage, scheint aber wünschenswert. Auch Golther hat diesen teil der sage zum ausgangspunkt seiner untersuchungen genommen (Studien s. 42—73), und in der tat ist die entscheidung der bestrittenen frage nach dem verhältnis des helden zu Brunhild-Sigrdrifa von grosser bedeutung auch für die beurteilung anderer punkte, wie Golther s. 42 hervorhebt. Vor allem komt es an auf die richtige auffassung des verhältnisses der nordischen quellen unter einander, sowie zur deutschen überlieferung, und gerade für sie ist die erörterung unserer frage besonders lehrreich. Auszugehen ist von der nordischen überlieferung. Hier sind streng genommen zwei fragen zu unterscheiden: 1. Sind in der nordischen dichtung Brynhildr und Sigrdrifa ursprünglich als zwei verschiedene gestalten aufgefasst und erst in den spätesten quellen zu éiner zusammengeworfen, oder beruht die doppelheit auf misverständlicher spaltung éiner ursprünglichen figur? — 2. Wie hat die nordische dichtung das verhältnis der Brynhildr, oder der Brynhildr und der Sigrdrifa, zu Sigurþr ursprünglich aufgefasst? „Ursprünglich“ ist hier zunächst immer zu verstehen von der ältesten nordischen überlieferung. Die behandlung beider fragen kann aber nicht streng getrent werden, sie greifen ineinander über.

1.

In der Vǫlsungasaga, der einzigen altnordischen quelle, welche zugleich zusammenhängend und ausführlich über Sigurþs schicksale berichtet, finden wir bekantlich folgende darstellung:

Nach der erschlagung des drachen und der erwerbung des hortes erweckt Sigurþr die auf Hindarfjall schlafende Brynhildr; nachdem sie ihn runen und weisheitsregeln gelehrt, schwören sie sich ewige treue (c. 20. 21). Der held reitet weiter zu Heimir, Brynhilds schwager und

pfleger, findet sie dort in einem turm mit weiblichen arbeiten beschäftigt und verlobt sich abermals[1] mit ihr (c. 23. 24). Darauf gelangt er an Gjúkis hof; durch einen vergessenheitstrank, den die zauberkundige Grimhildr ihm reicht, vergisst er Brynhild und hält hochzeit mit Guþrún (c. 26). Gunnarr beschliesst um Brynhild zu werben. Er und Sigurþr reiten zuerst zu ihrem vater Buþli, darauf zu ihrem pfleger Heimir, die beide der Brynhild die freie wahl lassen zu nehmen, wen sie wolle. Ihr saal, sagt lezterer, sei nahe bei, *ok kvaz þat hyggja at þann einn mundi hon eiga vilja, er riþi eld brennanda, er sleginn er um sal hennar.* Sie kommen zur flammenumloderten burg; vergebens sucht Gunnarr erst sein eigenes ross, dann Grani durchs feuer zu treiben. Erst, nachdem sie die gestalten getauscht, trägt Grani seinen herrn durch die lohe. Die saga citiert hier zwei schöne strophen, die den flammenritt anschaulich schildern[2]. Die lohe erlischt, und im saale findet Sigurþr Brynhild, gepanzert und den helm auf dem haupte. Er nent sich Gunnarr Gjúkason; sie stuzt, fühlt aber, dass sie ihrem gelübde treu bleiben muss, dem manne zu folgen, der das feuer durchritte. Drei nächte teilt Sigurþr ihr lager, durch ein nacktes schwert von ihr getrent. Als Brynhildr wider zu Heimir komt, erzählt sie ihm was vorgefallen: „Er durchritt die waberlohe und sagte, er sei gekommen sich mit mir zu vermählen; er nante sich Gunnarr. Ich aber meinte (*sagþa* „sagte mir“?), dass Sigurþr allein das volbringen würde, dem ich eide schwor auf dem berge, und er ist mein erster gatte“. Heimir aber erklärt, es müsse nun dabei sein bewenden haben (c. 27).

Die darstellung der Vǫlsungasaga, so wichtig auch die einzelnen teile der erzählung, namentlich c. 27, für die erkentnis der sage sind, ist in ihrem zusammenhang das ergebnis der combinierenden arbeitsweise des sagaschreibers (Paul-Braunes Beitr. 3, 255—262. 272 fg. 277 fgg.). Es unterliegt keinem zweifel, dass die doppelte verlobung mit Brynhild auf dem berge und bei Heimir sein werk ist, während seine hauptquelle, die noch volständige liedersamlung, zwei frauengestalten unterschied: Sigrdrifa und Brynhild. Die identificierung beider

1) *ok svǫrþu ní eiþa af nýju* c. 24 (Bugge 138[25]), vgl. Paul-Braunes Beitr. 3, 272 fg.

2) Es ist natürlich völlig wilkürlich, wenn Golther, der den beweis zu führen sucht, dass der *vafrlogi* durch unberechtigte übertragung von Sigrdrifa an Brynhild gekommen sei, behauptet (Studien s. 53 a. 2): „es ist gleichgiltig, wo diese verse jezt stehen, bei Brynhild oder bei Sigrdrifa, jedenfals stammen sie aus der Sigrdrífasage . . . .“ Es ist vielmehr von gröster bedeutung.

durch den verfasser der Vs. ist also für die beurteilung der sage ohne belang. Wir dürfen vielmehr mit bestimtheit behaupten: die Vǫlsungasaga, obgleich sie Brynhildr und Sigrdrifa zusammenwirft, weist durch die ganze art ihrer darstellung und manche einzelheiten (a. a. o. 272 fg. 279 fg.) noch deutlich darauf hin, dass ihr verfasser sie in seinen quellen getrent vorfand. Er hat sich im wesentlichen darauf beschränkt, den namen Sigrdrifa durch Brynhildr zu ersetzen, sowie zwischen der verlobung mit Sigrdrifa auf dem berge und der verlobung mit Brynhildr bei Heimir einen notdürftigen chronologischen zusammenhang herzustellen. Auch der Nornagestsþáttr c. 5 (Bugge 65⁴) nent die auf Hindarfjall erweckte valkyrie Brynhildr, ohne dass sich daraus für die ursprüngliche nordische überlieferung etwas ergäbe.

Die spaltung in Sigrdrifa-Brynhildr, welche die Vǫlsungasaga beseitigt hat, wird in ihrer quelle, der liedersamlung, denn auch wirklich bestätigt. Der samler, welcher um 1240 oder 1250 die ihm bekanten mythologischen und heroischen lieder zu einem grossen corpus vereinigte, hat für die Sigurþslieder offenbar eine biographische anordnung angestrebt. Trotz der gerade in diese partie fallenden grossen lücke des Codex Regius[1] wird dieses princip der anordnung sowol aus der reihenfolge der erhaltenen lieder wie aus den capiteln 23—29 der Vǫlsungasaga (s. Beitr. 3, 286. Edzardi Volsunga- und Ragnars-Saga, 1880, s. XXI fg.) zur genüge klar. Wahrscheinlich existierte dieser teil der samlung — d. h. die lieder, welche den abschnitt der sage von Sigurþs geburt bis zu Brynhilds tode behandeln, mit zusammenhängender und chronologisch fortschreitender prosa untermischt — bereits früher für sich[2] und wurde als ganzes vom samler seiner liedersamlung einverleibt (Edzardi, Germ. 23, 186 fg. 24, 356. 362 fg.; vgl. Ztschr. f. d. phil. 12, 111 fg.). Der samler kante neben Brynhildr Buþladóttir eine valkyrie Sigrdrifa. Diesen eigennamen verwendet er in dem prosastücke vor Sgrdr. 5[3] (Bugge 229¹. ¹¹. ²¹). Auf Hindarfjall erblickt Sigurþr ein helles licht, *svá sem eldr brynni, ok ljómaþi*

1) Wol aber verbietet die lücke, wie mir scheint, die aufstellung der grundsätze, welche R. M. Meyer, Ztschr. f. d. a. 32, 402 fgg. für die anordnung der eddischen heldenlieder nachzuweisen sucht.

2) Als *Sigurþarsaga?* Ansprechend erklärt Edzardi durch diese annahme die berufung des Nþ. c. 5 (Bugge 65⁵) auf eine *saga Sigurþar,* womit keinesfals die Vǫlsungasaga gemeint ist, wie Müllenhoff Ztschr. f. d. a. 23, 113 u. a. wolten. Für die Brynhild-Sigrdrifafrage ist aber der umstand, dass der Nþ. gelegentlich dieses citates von Brynhildr auf Hindarfjall spricht, ohne belang.

3) Die Eddalieder citiere ich stets nach Bugge und zwar nach dessen kurzzeilen.

af til himins. Trotz der unklarheit des ausdrucks, wobei sich auch die Vǫlsungasaga c. 20 (Bugge 121 [illegible] fg.) beruhigt, kann nur der vafrlogi gemeint sein. Ohne schwierigkeiten geht aber der held in die schildburg, dort findet er die schlafende ganz gewafnete jungfrau. Er nimt ihr den helm vom haupte, schlizt ihr den panzer auf mit seinem schwerte Gram und zieht ihn ab. Da erwacht sie. So erzählt der samler — oder der verfasser der Sigurþarsaga — in dem prosastücke (Bugge 227), das in den ausgaben die einleitung zu den sogenanten Sigrdrifumǫ́l bildet, in der handschrift aber ohne jede trennung auf die schlussprosa zu Fáfnismǫ́l folgt. In einem weiteren prosastücke (Bugge 229) nent die erwachte valkyrie sich Sigrdrifa; sie erzählt ihre geschichte. Dieses prosastück ist unbestritten auflösung von versen, deren wortlaut dem samler bis auf einen unbedeutenden rest nicht mehr in der erinnerung war oder deren wörtliche aufzeichnung er sich ersparte, weil sie in der Helreiþ 8—10 in wesentlich derselben fassung erhalten waren. Dass aber in der alten poetischen form der erzählung der valkyrie von ihrem geschick dieselbe Sigrdrifa genant war, darf natürlich nicht ohne weiteres angenommen werden, um so weniger, als die Helreiþ dasselbe von Brynhildr erzählt. Diese frage wird uns noch zu beschäftigen haben. Wie der samler sich die weitere entwicklung des verhältnisses zwischen Sigurþr und Sigrdrifa dachte, bleibt dahingestelt, da mitten in Sigrdrifas weisheitslehren die lücke des Codex Regius begint. Hier genügt es festzuhalten, dass die liedersamlung als solche eine valkyrie Sigrdrifa, welche Sigurþr aus dem zauberschlafe erweckt, von Brynhildr Buþladóttir unterscheidet, welche er für Gunnarr erwirbt. Für die in der samlung enthaltenen oder einstmals enthalten gewesenen lieder ist damit selbstverständlich nicht das mindeste entschieden.

Wie die Vǫlsungasaga, so steht auch die erzählung von den Nibelungen in der ausführlicheren redaction der Skáldskaparmál c. 39—42 unter dem einflusse der liedersamlung, wie ich in dieser ztschr. XII, 103 fgg. gezeigt habe (s. auch Müllenhoff, DA. V, 1, 185 fgg. 232). Snorris ursprünglichem werke gehört nur die in *U* enthaltene erzählung an, welche mit der ermordung Hreiþmars durch Fáfnir und Reginn, allerdings etwas gewaltsam, schliesst (c. 100 *U*: Sn. E. II, 359 fg. = c. 39. 40ᵃ: Sn. E. I, 352—356[18]). Dieser teil ist frei und unabhängig, während die fortsetzung, die zu einer volständigen übersicht der sage wurde, in der überarbeitung (hier fast allein durch *r* vertreten[1]) unter benutzung der liedersamlung hergestelt ist. Bei die-

1) In *W* fehlen c. 39—42. Ein nicht ganz kleines stück bietet das fragment

ser sachlage, die auch Golther anzuerkennen scheint (Studien s. 73 fg.), muss es auffallen, dass dieser gelehrte der fassung, welche die erzählung der überarbeiteten Skspm. von Sigurþs verhältnis zu Brynhildr-Sigrdrifa bietet, so grossen wert beimisst. Der bericht lautet bekantlich: Sigurþr erweckt auf dem berge die valkyrie *Hildr; hon er kǫlluþ Brynhildr ok var valkyrja.* Er reitet weiter an Gjúkis hof, vermählt sich mit dessen tochter Guþrún und schliesst blutbrüderschaft mit Gunnarr und Hǫgni. Dann gewint er für Gunnarr und in dessen gestalt Brynhildr Buþladóttir, Atlis schwester, die auf Hindafjall sizt, von einem flammenwall umgeben, und geschworen hat, nur demjenigen gehören zu wollen, der denselben zu durchreiten wagt. Am morgen nach dem keuschen beilager gibt er ihr den Andvaranaut zur morgengabe und erhält von ihr einen anderen ring *til minja.* — Der verfasser unterscheidet also, wie der samler, eine valkyrie, die er aber nicht Sigrdrifa, sondern Hildr-Brynhildr nent, von Brynhild Buþlis tochter, die bei ihm auf Hindafjall wohnt. Die waberlohe haftet an lezterer. Eine frühere verlobung Sigurþs mit Brynhild erwähnt er nicht, und somit durfte auch der liebes- oder vergessenheitstrank fehlen. Den ringwechsel erzählt die Snorra Edda anders und besser als die Vǫlsungasaga c. 27 (Beitr. 3, 280 fg. Golther, Studien s. 74). Aus diesem umstande darf man jedoch „die selbständigkeit der Snorra Edda“ der liedersamlung gegenüber schon deswegen nicht folgern, weil die Vǫlsungasaga hier offenbar eigenmächtig geändert hat und es keinem zweifel unterliegt, dass das beiden berichten zu grunde liegende, durch die lücke verlorene lied den ringwechsel gerade so dargestelt hat, wie es die Snorra Edda tut. Dass eine frühere verlobung und damit auch der zaubertrank in der darstellung der Snorra Edda fehlen, wird noch im verlaufe unserer darstellung genügende erklärung finden: es war eben die sagenform des zu grunde liegenden liedes, desselben, auf welchem der kern des c. 27 der Vǫlsungasaga beruht. Aus einem der durch die lücke verlorenen lieder wird auch die sonst unbekante Gjúkatochter Guþný stammen (Sn. E. I, 360[16]), ebenso Gotþormr als Gjúkis stiefsohn, wie im Hyndluliede 27 (Müllenhoff, Ztschr. f. d. A. 10, 155. DA. V, 1, 186). So werden wir auch bei dem namen Hildr, „die Brynhildr genant wird“, für die in der samlung als Sigrdrifa auftretende valkyrie zunächst an Helreiþ 7 zu denken haben:

héto mik aller í Hlymdǫlom
Hilde und hjalme, hverr es kunne.

1eβ oder richtiger (s. Katalog over den Arn. håndskriftsaml. 1, 5) cod. AM 748, 4° (Sn. E. II, 573 fgg.), der einen älteren text als *r* enthält.

Was bedeutet aber der zusatz: *hon er kǫllup Brynhildr?* Jedenfals nichts anderes, als dass der überarbeiter der Snorra Edda der scheidung zweier frauengestalten, welche er im anschluss an die liedersamlung vornahm, selber nur sehr bedingt beipflichtete. Und in der tat fragt man erstaunt, was nach seiner darstellung die erweckung der Hildr überhaupt soll, welchen poetischen zweck sie erfült. In der liedersamlung, d. h. in der uns überlieferten interpolierten und am schluss abbrechenden gestalt der Sigrdrifumǫl, lehrt die erwachte valkyrie den jungen helden wenigstens runen und sprüche der weisheit. In der Snorra Edda fehlt sogar dieser, freilich äusserst wirkungslose, zweck des besuchs. Wenn Golther, Studien s. 45 äussert: „die wenigen auf die zusammenkunft mit Hildr sich beziehenden worte könten leicht ausfallen, ohne dass der handlung dadurch irgendwie eintrag geschähe", so hätte ihn diese unzweifelhaft richtige bemerkung zur einsicht führen müssen, dass eine so überflüssige, nichtssagende episode nimmermehr alte sage und dichtung widerspiegeln kann. Beruht also die erzählung von den Nibelungen in der überarbeiteten Snorra Edda nachweislich auf der liedersamlung, wobei natürlich stets die lücke des Regius in anschlag zu bringen ist, und trägt die bemerkenswerteste abweichung das deutliche gepräge des unursprünglichen, so haben wir durchaus nicht das recht, diesem berichte selbständige oder gar entscheidende bedeutung beizumessen. Mit Müllenhoff, DA. V, 1, 186 haben wir darin nur „eine zwar eigenmächtige, aber wohl bedachte combination" zu erblicken.

Unter den heldenliedern der Edda ist die Grípisspá das einzige, welches die schlafende jungfrau auf dem berge deutlich und unzweideutig von Brynhildr Buþladóttir unterscheidet. Die Grípisspá ist anerkantermassen ein junges übersichtslied über die Sigurþssage in gestalt einer prophezeiung, das der samler nicht ohne guten grund an die spitze der lieder von den Nibelungen stelte. Sie sezt ausser Reginsmǫl, Fáfnismǫl und Sigrdrifumǫl die lieder voraus, welche dem verfasser der Vǫlsungasaga für c. 23 fg. 26—29 zu gebote standen, kann also kaum viel älter sein als die liedersamlung und ist am wahrscheinlichsten um die scheide des 12. und 13. jahrhunderts anzusetzen. Ich sehe keinen zwingenden grund, mit Edzardi (Germ. 23, 325 fgg. vgl. 27, 399 fgg.) anzunehmen, dass die Grípisspá in älterer gestalt mit str. 23/24 abgeschlossen habe, brauche aber in diesem zusammenhange nicht auf die frage einzugehen. Reine wilkür aber ist es, wenn Golther (Studien s. 47) die alte Grípisspá mit str. 18 enden lässt, die „einen offenbaren abschluss" enthalten soll, wovon ich nichts spüre,

fals man nicht *Nú's þrí loket* 18[1] falsch übersezt: „damit ist die sache abgetan“ und den übrigen inhalt der strophe unberücksichtigt lässt. Nimt man das gedicht wie es vorliegt, so ist die reihenfolge der begebenheiten folgende: 1) Erschlagung des drachen und Regins und erwerbung des hortes 11. 13[1-6]. — [2) Besuch bei Gjúki 13[7. 8], sonstiger überlieferung (doch s. u.) widersprechend und von Bugge Fornkv. 415[b] wol richtig erklärt als misverständnis von Fáfn. 40 fg.]. — 3) Erweckung der schlafenden jungfrau auf dem berge, die Sigurþ runen und heilkunst lehrt 15—18. Ihr name wird nicht genant (*fylkes dótter bjǫrt í brynjo*), die waberlohe nicht erwähnt[1], von einer verlobung ist nicht die rede. — 4) Besuch bei Heimir, wo sich Brynhildr, Buþlis tochter, Heimirs *fóstra* befindet. Sigurþr verliebt sich in sie und verlobt sich mit ihr 19[1-4]. 27—31[4]. — 5) Nach einnächtlichem aufenthalt bei Gjúki vergisst der held, durch Grímhilds betrug betört, die Brynhild geleisteten eide; er erwirbt dieselbe für Gunnarr (blutbrüderschaft zwischen Sigurþr, Gunnarr und Hǫgni 37[1-4], gestaltentausch 37[5]—39[4], keusches beilager 41) und vermählt sich selber mit Guþrún 31[5]—43. Doppelhochzeit. Von der waberlohe ist auch hier keine rede[2]. — Bemerkenswert ist in dieser darstellung die strenge scheidung zwischen der (ungenanten) schlafenden jungfrau auf dem berge und Brynhildr Buþladóttir, die verlobung mit lezterer bei Heimir, die nichterwähnung der waberlohe sowol bei der erweckung der jungfrau *á fjalle* als bei der erwerbung Brynhilds.

Die Grípisspá ist der älteste uns bekannte versuch, Sigurþs lebensgeschichte in chronologischen zusammenhang zu bringen; sie zuerst hat aus dem nebeneinander verschiedener sagenformen ein biographisches nacheinander hergestelt, das für den samler und damit auch für den überarbeiter der Snorra Edda und den verfasser der Vǫlsungasaga bestimmend geworden ist. Die trennung der jungfrau auf dem berge von Brynhildr, ihre auffassung als besondere figur, ist,

1) Bugge Fornkv. 412 sucht die waberlohe in der verderbten halbzeile 15[4] *ept(ir) bana Helga*, wofür er vorschlägt *und bana seljo*. Die conjectur hat mehrfach zustimmung gefunden, und Golther Studien s. 52 benuzt sie sogar zu seinem beweise, dass der vafrlogi ursprünglich nur zu Sigrdrifa gehörte. Bugges besserung hat für mich nichts überzeugendes, da der fehler vermutlich mit in *bana* steckt, das in z. 8 noch einmal c. gen. gebraucht ist.

2) Edzardi, Germ. 27, 402 glaubt, dass eine hinweisung auf die waberlohe bei der schilderung der werbung um Brynhild ausgefallen sei. Auch diese vermutung ist sehr fraglich: der dichter der Gríp. kann den flammenritt absichtlich fortgelassen haben, da er nach der spaltung der Brynhildr-Sigrdrifa ungewiss war, wo derselbe anzubringen sei.

soweit die uns vorliegenden quellen ein urteil gestatten, das werk des dichters der Grípisspá.

2.

Dass die ältere nordische Nibelungendichtung die identität von Brynhildr und Sigrdrifa ausdrücklich oder stilschweigend voraussezt, ist die ansicht der meisten älteren deutschen forscher gewesen. Gelegentliche äusserungen Jacob und Wilhelm Grimms[1] lassen keinem zweifel raum, auch Lachmann muss diese auffassung geteilt haben. Müllenhoff (Ztschr. f. d. a. 10, 155) äusserte: „Brynhildr heisst im norden bekantlich auch Sigurdrifa“ und betrachtete beide namen als aus der deutschen sage herübergenommen. „Als Brunihild, Bellona loricata, ist die walküre die doppelgängerin der nibelungischen Grimhild, der Bellona larvata oder galeata; als Sigutrîba .... aber ein dem echten, lichten göttersohne, d. i. dem Walsung Sigufrid gleichartiges wesen“.

Auch W. Müller[2] (Myth. der deutschen heldens. s. 81 fgg.) sah in Sigrdrifa nur einen anderen namen für Brynhild, nahm aber an, derselbe sei speciell nordisch, wie denn überhaupt nach der ansicht dieses gelehrten die verlobung bei Heimir ursprünglich, die verlobung mit der jungfrau auf dem berge ausschliesslich nordische dichtung wäre.

Andererseits hat es nicht an stimmen gefehlt, die eine trennung der beiden figuren von altersher befürworteten. Die wichtigsten derselben hat Golther, Studien s. 49 gesammelt. Von skandinavischen forschern vertreten u. a. F. Magnússon (Lex. myth. s. 414), Bugge (Fornkv. s. XXXVIII), Grundtvig (Edda² s. 230ᵃ), Rosenberg (Nordboernes aandsliv 1, 289 fg.) diese ansicht. Rydberg (Undersökningar i germ. myth. 1, 732. 2, 272 fgg.) betrachtet „Segerdrifva“ als eine in die heldensage übertragene mythische figur, die ursprünglich mit Brynhild Buþlis tochter nichts zu schaffen hatte. Die weitere ausführung dieses gedankens, wonach erst „redaktören af Fafnersmal“ die weit älteren Sigrdrifumǫl in den Sigurþscyclus gezogen und dem helden, der Sigrdrifa erweckt und von ihr runenweisheit lernt, den namen des Sigurþr Fáfnisbani gegeben haben soll, ist so phantastisch, dass ich auf eine widerlegung verzichten darf. In Deutschland haben sich in neuester zeit Heinzel und Golther für die scheidung erklärt. Heinzel in seiner inhaltreichen und gelehrten schrift über die Nibelungensage (aus den Sitzungsberichten der Wiener akademie, phil.-hist. cl., CIX,

1) S. z. b. J. Grimm, Myth.⁴ 351. III, 119. Kl. schr. 2, 276 fg. — W. Grimm, Hds. 349.

2) Auch schon in seinem „Versuch einer mythol. erklärung der Nibelungensage“ (1841) s. 63.

s. 671 fgg.), Wien 1885, s. 22 fgg. entscheidet sich für die ursprünglichkeit der sagenform, welche zwei valkyrien kent, die valkyrie Sigurþs Hildr oder Sigrdrifa und eine andere, „welche Brünhild heisst und Günthers gemahlin wird“. Auf Heinzels vorzugsweise ästhetischen gründe wird noch einzugehen sein. Golther hat in den „Studien“ s. 44 fgg. der frage eine eingehende untersuchung gewidmet, als deren ergebnis sich herausstelt, dass in den Eddaliedern die valkyrie Sigrdrifa oder Hildr überall scharf getrent wird von Brynhildr Buþladóttir. „Nirgends wird ein näheres verhältnis zwischen Sigurd und Sigrdrífa, ein verlöbnis erwähnt; Sigrdrífa verschwindet, nachdem sie Sigurd runen gelehrt hat“ (s. 49). In seinem aufsatze in der beilage der Allg. zeitung 1890, nr. 60 wird diese ansicht so formuliert, dass „in der nordischen dichtung diese Sigrdrífa von der Brynhildr durchweg unterschieden wird und erst die spätesten quellen des 13. jahrhunderts den unglücklichen versuch machen, die beiden gestalten in eine einzige zusammenfliessen zu lassen.“

In den Beitr. 3, 255 fgg. habe auch ich, ohne die ursprüngliche mythische einheit der Sigrdrifa-Brynhild anzufechten, die ansicht aufgestelt, dass, soweit wir auf quellen zurückgehen können, eine spaltung eingetreten sei, die sich als sehr alt erweise durch feststehende charakteristische züge. Dieser ansicht hat sich Edzardi (Übers. der Vǫls. s. 92** u. ö.) angeschlossen. Wie sich aus dem bisher erörterten bereits ergeben hat, kann ich dieselbe nicht mehr als richtig anerkennen. Vielmehr bin ich durch eine neue erwägung der frage und fortgesezte beschäftigung mit den Eddaliedern zur überzeugung gelangt, dass erst der verfasser der Grípisspá die spaltung der Brynhildr in zwei gestalten vorgenommen hat[1]. Die berechtigung zu dieser auffassung muss sich zugleich mit ihrer näheren begründung aus einer analyse der eddischen heldenlieder ergeben. In betracht kommen namentlich die schlussstrophen der Fáfnismǫl, die Sigrdrifumǫl und Helreiþ Brynhildar.

In den Fáfnismǫl str. 32. 33. 35. 36. 40—44 sind uns fragmente eines liedes aus dem Sigurþscyclus im fornyrþislag überliefert. Demselben liede mögen auch Reg. 13—18. 26, sowie Sgrdr. 1. 5 nebst der halbstrophe im prosastücke vor 5 angehört haben. Ähnlich urteilen Ettmüller, Germ. 17, 13; Edzardi Germ. 23, 319 fgg.; G. Vigfússon,

1) Dieselbe ansicht äussert, wie ich erst später bemerkte, W. Ranisch in der ersten der hinter seiner dissertation „Zur kritik und metrik der Hamþismál“ (Berl. 1888) abgedruckten thesen: „Brynhildr und Sigrdrifa sind erst durch den dichter der Grípisspá als zwei verschiedene personen gefasst“.

Cpb. I, 157 fgg. und F. Jónsson in seiner ausgabe. Nach der tötung Regins erteilen die vögel dem Sigurþr ratschläge:

40 *Bitt þú, Sigrǫþr, bauga rauþa!*
esa konungligt kvíþa mǫrgo:
mey veitk eina miklo fegrsta,
golle gódda, ef geta mætter.

41 *Liggja til Gjúka grónar brauter,*
fram vísa skop folklíþǫndom;
hefr dýrr konungr dóttor alna,
þá mont, Sigrǫþr, munde kaupa.

In str. 41 ist von Guþrún die rede; ob die vorhergehende strophe sie oder Brynhild meint, lässt sich mit sicherheit allerdings nicht entscheiden. Die herausgeber und commentatoren schwanken; es mag genügen auf die erörterungen Bugges (Fornkv. 415) und Edzardis (Germ. 23, 322 fgg.) zu verweisen. Mit diesem bin ich geneigt, auch in der jungfrau, von welcher die vögel in str. 40 singen, Guþrún zu erblicken, nicht Brynhild. Es ist an sich natürlicher, in str. 41 eine fortsetzung des gedankens der vorhergehenden strophe zu sehen. Die „mit gold ausgestattete maid" erinnert an Guþrúns worte Guþr. II, 1^{5-8}: *unz mik Gjúke golle reifþe, golle reifþe, gaf Sigrerþe;* nach Sig. sk. 2 wird dem helden mit der jungfrau *meiþma fjǫlþ* geboten. Sodann führt die aufforderung der vögel 40^1, die roten ringe zusammenzubinden, folgerecht zu der prophezeiung 41^4, dass er sie brauchen wird um Guþrún mit dem malschatz zu kaufen. In den worten *ef geta mætter* 40^8 liegt kaum, wie Bugge meint, ein hinweis darauf, dass das schicksal Sigurþ nicht gestatten werde, sich mit der jungfrau zu vermählen, vielmehr eine ermunterung: „suche sie zu erlangen!" (s. Edzardi a. a. o, 324 a. 2). Der gewolte zusammenhang der beiden strophen scheint dieser zu sein: „Binde zusammen, Sigurþ, die roten ringe! Nicht ist es königlich, viel zu fürchten: eine wunderschöne jungfrau kenne ich, goldgeschmückt, köntest du sie erlangen! Zu Gjúki führen grüne wege, vorwärts weist das schicksal den recken[1]; es hat der edle könig eine tochter gezeugt, die wirst du mit dem malschatz erwerben".

Es folgt die schlafende jungfrau auf dem berge:

42 *Salr's á hǫ́ro Hindarfjalle,*
allr es útan elde sveipenn,

1) *folklíþǫndom* 41^4 dat. pl. soll heissen: „umherziehende recken, wie du". Der plural in dieser algemeinen sentenz gestattet die anwendung auf den vorliegenden fall. Ähnlich steht der plural Sig. sk. 14^6, etwas abweichend Guþr. II, 5^7, Helg. Hu. II, 46^2, vgl. Bugge Fornkv. 249^b. K. Gislason Njála II, 562 fg.

þann hafa horsker haler of gorvan
ór ódøkkom ógnar ljóma.
43 *Veitk á fjalle folkvitt sofa,*
ok leikr yfer lindar váþe;
Yggr stakk þorne — aþra felde
horgefn hale, an hafa vilde[1].

Auf Hindarfjall im flammenumloderten goldenen saale schläft eine valkyrie, die Óþinn mit dem schlafdorn gestochen hat, da sie andere männer getötet hatte, als der gott ihr befohlen. Die einzelnen züge sind wesentlich dieselben, wie in der prosa vor Sgrdr. 5 und Helr. Brynh. 8—10, nur absichtlich in unsicherer märchenhafter beleuchtung, wie sie der situation angemessen ist. Zweimal wird die schläferin in str. 43 umschrieben, ihr name wird nicht genant, so wenig wie Guþrúns in str. 40 fg. Nun aber heisst es weiter:

44 *Knátt, mogr, sea mey und hjalme,*
þás frá vige Vingskorne[2] *reiþ;*
mát sigrdrífa(r) svefne bregþa,
skjoldunga niþr, fyr skopom norna.

In der zweiten halbstrophe bietet die überlieferung *sigrdrifar*, während Bugge Fornkv. 415ᵇ *Sigrdrífa* änderte. Jedenfals versteht Bugge mit recht *skjoldunga niþr* als anrede, wie *mogr* z. 1, nicht als subjekt zu *mát*. Denn, wenn F. Jónsson Eddalieder 2, 126 unsere stelle erläutert: „wenn der vogel sagt, dass Sigrdrífa niemals erwachen kann, so ist es ein versuch, Sigurþr vom schlafenden weibe fern zu halten", so liegt es nahe dagegen zu bemerken, dass der vogel diesen zweck einfacher und kürzer hätte erreichen können, wenn er der valkyrie überhaupt nicht erwähnt hätte. Keinesfals aber durfte der vogel behaupten, dass Sigurþr ihren schlaf nicht zu brechen vermöge, ohne eine wissentliche unwahrheit zu sagen. Der held wird die behelmte maid schauen, die (oder, wie sie?) auf ihrem streitross aus dem kampfe ritt. Ihr schlaf kann nach dem ratschluss der nornen nicht gebrochen werden: dass der *skjoldunga niþr*, Sigurþr, allein dies vermag, wird verschwiegen, wie es der haltung dieser prophezeiung wol entspricht[3].

1) 43$^{6-8}$ nach der überzeugenden herstellung oder richtiger deutung der überlieferung von Grundtvig und Bugge. *R* liest: *aþ'a feldi harrgefn hali e' hafa vildi.* Ergänzung von *es* vor *aþra* ist unnötig und metrisch nicht empfehlenswert.

2) 44^{4} *ringscornir R; Vingskorne* lesen mit recht die alten Kopenhagener und die neueren herausgeber seit Bugge.

3) G. Vigfússon Cpb. I, 158 übersezt richtig: „Sigrdrifa's sleep cannot be broken, thou son of the Shieldings, because of the Fate's decrees". Es geht nicht an,

Ob mit der handschrift *sigrdrífar* oder mit Bugge *sigrdrífa* gelesen wird, ist für den sinn freilich gleichgültig. Die überlieferung liesse sich syntaktisch wol verteidigen, aber der gen. *sigrdrífar* sezt einen nom. **Sigrdríf* voraus, der sonst nicht überliefert, wenn auch sehr wol denkbar ist (s. unten); für Bugges änderung dürfte ferner die analogie von Sgrdr. 1², 2⁵·⁶ sprechen. Von grösserer bedeutung ist aber eine andere frage, die sich an dieses wort knüpft, für unseren zweck von entscheidender.

Sigrdrífa(r) ist bisher wol algemein als eigenname verstanden worden. Ich habe wenigstens nirgends eine andere auffassung angedeutet gefunden und verdanke selber die anregung zu meiner jetzigen, in Pauls Grundriss II, 1, 28 bereits angedeuteten, hier näher zu begründenden auffassung einer brieflichen bemerkung meines freundes H. Gering. Es wäre das einzige mal, dass Sigrdrifa in den Eddaliedern genant würde; ihr sonstiges vorkommen beschränkt sich auf die prosa vor str. 5 der Sgrdr. (Bugge 229¹·¹¹·²¹). Str. 40. 41 reden von Guþrún, ohne sie zu nennen; in str. 42. 43 wird von der flammenumgebenen valkyrie gesungen, ohne dass ein name genant wird; auch str. 44² spricht nur von der behelmten maid: auffallend wäre es, wenn plötzlich am schlusse der name der dreimal umschriebenen hervorträte, um sonst nirgends in den liedern verwendung zu finden! Sieht man zunächst ab von anderen überlieferungen und betrachtet unsere strophen für sich, so liegt es näher, *sigrdrífa* appellativisch zu verstehen als eine neue poetische bezeichnung der valkyrie, die stilistisch nicht bedenklicher wäre als *folkvitr* 43², *horgefn* 43⁷. Die fornyrþislagstrophen der Fáfn. verwenden kenningar in ziemlich ausgedehntem massstabe: Sigurþr heisst *spiller bauga* 32⁶, *hildemeiþr* 36², *skjoldunga niþr* 44⁷ (dazu kommen *Yngva konr* Reg. 14³, *brynþings apaldr* Sgrdr. 5²), das gold *ógnar ljóme* 42⁸, das feuer *lindar váþe* 43⁴, das herz *fjorsege* 32⁷ (das schiff *Ræfels hestr* Reg. 16², *seglvigg* 16⁵, *rágmarr* 16⁷, *sǽtré* 17², *hlunvigg* 17⁷). Auch *hers jaþarr* Fáfn. 36³ (*bane Sigmundar* Reg. 26³, *hilmes arfe* 26⁷) gehören einigermassen in diesen zusammenhang. Eine umschreibung *sigrdrífa* für die valkyrie Brynhildr wäre dem stile unseres fragmentes gewiss nicht zuwider: vgl. Edzardi Germ. 23, 320 fg. Der samler hätte aus der appellativischen bezeichnung einen eigennamen gemacht, und Sigrdrifa, sei es nun als zweiter name der Brynhildr, sei es als name einer besonderen

skjǫldunga niþr (als subjekt zu *mát*) von anderen königssöhnen (im gegensatz zu Sigurþr) zu verstehen; noch viel weniger kann *fyr skǫpom norna* heissen „eh die nornen es fügen“ (Simrock).

figur, würde auf einem misverständnis beruhen. Die möglichkeit eines solchen misverständnisses dürfen wir getrost behaupten: hat doch der samler in der prosaischen einleitung zur Vølundarkviþa sich nachweislich einen ähnlichen irtum zu schulden kommen lassen[1].

Nach Golther Studien s. 37 wäre *Sigrdrífa* eine zusammensetzung mit *drífa* „schneesturm, schneetrift". Weit richtiger hatte bereits J. Grimm Myth.[4] 741 in *Sigrdrífa* „die nordische Victoria oder *Níkη*" gesehen und Müllenhoff Ztschr. f. d. a. 10, 156 hatte an ahd. *wîg trîban* Graff 5, 482 erinnert. Mit altn. *drífa* in der bedeutung „schneetrift" ist nichts anzufangen. Allerdings wird dieses wort in der skaldensprache zu umschreibungen für kampf verwant: so ist *hjǫrdrífa* in der Gráfeldardrápa des Glúmr Geirason (Hkr. U. 136[30]) eine leicht verständliche kenning „schwert(schnee)sturm = kampf" (vgl. *hjǫrregn, hjǫrgráþ* Lex. poet. 348 fg.); vgl. ferner *hjalmdrífa* [*hjalmdrífo viþr* Sighvatr Hkr. U. 307[21]], *hlemmidrífa Hildar* Hátt. str. 54[3] Möb., *loptdrífa* Fms. I, 176, *þingdrífa* [*þingdrífo menn* Sighvatr Hkr. U. 522[26] „die zur volksversamlung strömenden menschen"]. Die mhd. volksepik liebt es, die geschosse oder die heerschaaren mit schnee zu vergleichen (W. Grimm zu Athis E 146 = Kl. schr. 3, 306; Jaenicke zu Bit. 10193), und die nordische skaldendichtung tut wesentlich dasselbe, nur dass sie den vergleich in eine kenning zusammendrängt. Damit ist aber für *sigrdrifa* wenig gewonnen, man müste denn mit Golther DLZ 1890, sp. 333 annehmen, dass eine kenning für kampf als bezeichnung für die valkyrie gebraucht sei. Aber näher liegt eine andere deutung des namens.

Die quantität des zweiten *i* von *sigrdrifa(r)* Fafn. 44[5] ist mit sicherheit nicht zu bestimmen. Ich fasse die halbzeile *mát sigrdrifa(r)* als den Sievers'schen typus C 3 (× –́ | ⏑́ ×) und das *i* von *-drifa* demnach als kurz. In *sigrdrifa* hätten wir ein weibliches nomen agentis mit *n*-suffix, zu welchem das masculinum *-drife* vorliegt in *hringdrife* Akv. 31[11] (*frǿkn hringdrife,* d. i. –́ | –̀ ⏑́ × typus D 2), mit regulärer schwächster vokalstufe, wie *kveldriþa, myrkriþa : baldriþe* usw. (vgl. Hj. Falk Beitr. 14, 14 fgg.). Neben *-drife* kent die altn. dichtersprache *-drífr* (mit praesensvocal), so mit *hringdrife* gleichbedeu-

1) Die sache liegt dort wol folgendermassen. Der nom. sing. *alvítr unga* 10[7] (über *alvítr* s. Sievers Beitr. 12, 488) verführte den samler dazu, auch 1[2] und 3[9] den gleichlautenden nom. plur. als sing. zu behandeln und demgemäss *ungar* durch *unga* zu ersetzen. In seiner prosa hat er dann *alvítr* als beinamen der Hervǫr angesehen, ebenso vielleicht *svanhvít* 2[5] als beinamen der Hlaþguþr. Allerdings ist 4[10] *svanhvíto* der form nach eigenname: stand hier ursprünglich *svanhvítre?*

tend *hringdrifr* (Lex. poet. 396), *baugdrifr* [*baugdrif* vom h. Olaf Geisli 17[8] nach Bergsbók = *branddrif* Flat.], ferner *ǫrdrifr* Korm. s. str. 55[1] Möb. [*hjǫrdrifr* Cod., *hringdrifr?* F. Jónsson bei Möbius s. 147]. Wie *hringdrife* oder *hringdrifr* den milden fürsten als den „ringspender" bezeichnet, so *sigrdrifa* (oder *sigrdrif*) die valkyrie als die „siegspenderin". Die bildungen schliessen sich an *drifa* in der bedeutung „stauben, streuen", einer specialisierung der ursprünglichen bedeutung des germanischen verbums *driban* „in eilige bewegung versetzen". *Sigrdrifa* als bezeichnung der valkyrie erinnert an *sigrmeyjar* (Fms. V, 246), *sigrfljóþ* (*gjóþom sigrfljóþa* „den raben" Eyrb. 1864, 114[2]): ist es doch das amt der valkyrien, des sieges zu walten (*ráþa sigri* Gylf. c. 36: Sn. E. I, 120. II, 275). Wenn in dem bekanten ags. bienensegen der ausdruck *sizewíf* auffallender weise auf schwärmende bienen angewant wird (Grein-Wülker 1, 320; vgl. Zupitza Anglia 1, 189 fgg.), so wird man annehmen dürfen, dass er ursprünglich valkyrien bezeichnete und erst später auf bienen bezogen wurde[1].

Als ergebnis dieser erörterung glaube ich aufstellen zu dürfen: *sigrdrifa* in Fáfn. 44 ist appellativische bezeichnung der valkyrie, die nicht genant wird, aber unter der nur Brynhildr verstanden werden kann. Die prophezeiung der igþur kent also nur zwei frauengestalten, die in Sigurþs schicksale eingreifen werden: Guþrún, die er heiraten, und Brynhildr, die er aus dem zauberschlafe durch den flammenritt erwecken wird. Diese reihenfolge ist, wie sich ergeben wird, nicht wilkürlich, auch nicht mit Bugge Fornkv. 415 und Edzardi Germ. 23, 323 so zu deuten, dass die vögel zuerst die hauptbegebenheit, dann die frühere begegnung mit der schlafenden valkyrie hervorheben, son-

1) Galten etwa bienenschwärme dem ausziehenden krieger als gutes omen und daher die bienen als „siegspendende frauen" (*sizewíf*)? Ich kann die frage nur aufwerfen, mache aber darauf aufmerksam, dass im märchen die bienenkönigin sich auf den mund ihres günstlings sezt (KHM. nr. 62. Myth.[4] 579). — Den Römern galten freilich im algemeinen bienenschwärme als üble vorzeichen, sowol im lager (Liv. 21, 46. Valer. Maxim. 1, 6, 12), als auf dem markte in der stadt (Liv. 24, 10. 27, 23) und so noch bei Ammian. Marcell. 18, 3, 1 im jahre 359 n. Chr. Auf eine andere auffassung könte allerdings Plinius n. h. 11, 55 deuten: *sedere* (apes) *in castris Drusi imperatoris, cum prospere pugnatum apud Arbalonem est, haud quaquam perpetua haruspicum conjectura, qui dirum id ostentum existimant semper.* Diese auffassung steht vermutlich unter griechischem einflusse. Als Dionysius I. von Sicilien einmal die hand in die mähne seines pferdes schlug, um dasselbe zu besteigen, und ein bienenschwarm sich darauf niederliess, erklärten die wahrsager, *ὅτι ταῦτα μοναρχίαν δηλοῖ* (Aelian. Var. Hist. 12, 46 = Cic. de div. 1, 33, 73. Plin. n. h. 8, 158); vgl. auch Diodor. 19, 2, 9. Bei diesen nachweisen haben mich prof. Valeton in Amsterdam und mein hiesiger college prof. Boissevain freundlichst unterstüzt.

dern nach der einen der beiden ältesten nordischen sagenfassungen auch chronologisch richtig.

Hinsichtlich der Sigrdrifumǫl kann ich mich in allem wesentlichen den ausführungen Müllenhoffs DA. V, 1, 160 fgg. anschliessen. Die kritische analyse dieses „liedes", d. h. der strophen, welche die samlung ohne andeutung ihres verschiedenen ursprungs als ganzes bietet und die ausgaben unter dem titel *Sigrdrifumǫl* zusammenfassen, führt zu folgendem ergebnisse. Den grundstock bilden bruchstücke eines gedichtes in ljóþaháttr (A), dessen stoff die erste begegnung Sigurþs und seiner valkyrie bildete: str. 2—4, zu lesen in der reihenfolge 3. 4. 2 (Müllenhoff s. 161), 20. 21. (22. 23. 24. 26. 28. 29. 31. 32. 33. 35. 37, von denen gleich näher die rede sein wird). Bereits in der mündlichen recitation verschmolzen mit diesem gedichte strophen eines anderen liedes aus dem Sigurþscyçlus in fornyrþislag (B), dem möglicherweise auch Reg. 13—18. 26. Fáfn. 32 fg. 35 fg. 40—44 angehörten (s. oben s. 12, dazu aber auch unten s. 30 anm.). Der aufzeichner hatte nur noch str. 1 und 5 im gedächtnis, die erzählung der valkyrie von ihrem geschick war in ihrer alten poetischen fassung bis auf einen geringen rest (die halbstrophe in der prosa vor 5) vergessen. Eine jüngere einschaltung, die aber die verbindung von A und B voraussezt, da sie offenbar veranlasst wurde durch die erwähnung der *gamanrúnar* 5^{8}, ist das *rúnatal* str. 6—13^{3}. Daran haben sich in der überlieferung angeschlossen verschiedene bruchstücke alter gedichte: str. 13^{4-10}. 14. — 15—17 (eine zwölfzeilige þula). — 18. 19 (leztere strophe wol als abschluss des runenabschnitts und überleitung zu 20 fgg. gemeint). Endlich haben sich an die lebensregeln der valkyrie str. 22 fgg. einige verwante geheftet (str. 25. 27. 30. 34. 36), die schon Bergmann, Die Edda-gedichte der nord. heldens. s. 89 fgg. als jüngere zutaten ausschied.

Für unseren zweck komt die strophenreihe A vorzugsweise in betracht. Die aus langem zauberschlafe erwachte valkyrie fleht in zwei herlichen vísur den tag und die nacht mit ihrer sippe um sieg an, die asen und asinnen und die segenspendende erde um redegabe, weisheit und heilende hände für sich und den berühmten geliebten helden. Darauf leitete die strophe *Lenge svafk* usw. die erzählung ihres geschickes ein, deren weiteren verlauf die prosa, wie sich aus der vergleichung von Helr. 8 fgg. ergibt, im ganzen treu bewahrt. Nur den namen der valkyrie hat der samler hinzugefügt, die „siegspenderin" von Fáfn. 44 wurde zu Sigrdrifa, und diese namengebung ist für

die auffassung des liedes verhängnisvoll geworden. Mit Müllenhoff müssen wir das rúnatal und die sich anschliessenden strophen (6—19) schonungslos entfernen. Erst str. 20 und 21 gehören wider dem alten gedichte an. Brynhild, zur strafe für ihr eigenmächtiges eingreifen in schlaf versenkt, hat dem gotte verheissen oder wol richtiger — nach Helr. 9 — ihm das versprechen abgerungen, keinem sich zu vermählen, der sich fürchten könne. Der furchtlose erwecker, der ihr bestimte bräutigam, ist erschienen; in glühenden worten hat sie glück und sieg herabgefleht auf den geliebten mann und sich selber. Und wozu soll diese vielversprechende einleitung dienen? Damit Sigrdrifa runenlehren und sprüche der weisheit auskramen könne, um dann spurlos zu verschwinden! Dies mag bereits die ansicht des samlers gewesen sein, wie es die ansicht neuerer forscher ist: der alte dichter unsres Brynhildliedes, wie man die Sigrdrifumól richtiger zu nennen hätte, bezweckte anderes. In str. 20 sagt die valkyrie:

„*Nú skalt kjósa, þér's kostr of boþenn,*
hvassa vápna hlynr!
sogn eþa þogn haf þér sjalfr í hug,
oll ero mein of meten“.

Welche wahl stelt sie dem helden? Die antwort kann nur z. 3 geben: *sogn eþa þogn*, d. h. sprechen oder schweigen. Über die bedeutung dieser ausdrücke an unserer stelle gibt Sigurþs erwiderung in str. 21 aufklärung:

„*Monkak flója, þót mik feigjan viter,*
emkak meþ bleyþe borenn;
ástróþ þín vilk oll hafa,
svá lenge sem ek life“.

Wenn der held emphatisch beteuert, er wolle nicht fliehen, wenn er auch dem tode verfallen sei, denn er sei kein feigling, so ist es undenkbar, dass der dichter damit die folgenden durchaus uncharakteristischen lebensregeln einleiten wolte. Diesen standzuhalten war allerdings etwas geduld, aber weder mut noch todesverachtung erforderlich. Folglich kann 20³ unmöglich bedeuten: „überlege dir, ob ich weiter reden oder schweigen soll“, vielmehr soll Sigurþr sprechen oder schweigen, d. h. er soll sich entscheiden, ob er der eben erlösten, ihm zur braut bestimten jungfrau entsagen oder ob er ihr ewige treue schwören will. Aus seiner antwort darf man schliessen, dass Brynhild ihn in verlorenen strophen darauf gewiesen hat, dass aus ihrem bunde unheil entspriessen und zerwürfnisse sich entwickeln werden, die den tod des helden herbeiführen. Nur durch diese annahme wird die erste

hälfte von str. 21 verständlich; ihre zweite hälfte bringt Sigurþs entscheidung. Hier macht nun freilich der ausdruck *ástrǫ́þ* schwierigkeiten. Die bedeutung, welche das wort *ástráþ* sonst hat, „liebevoller, freundschaftlicher rat“, ist hier unpassend. Der zusammenhang erfordert, wie Müllenhoff mit recht hervorgehoben hat, dass Sigurþr einfach sagt: „deine liebe will ich ganz haben, so lange als ich lebe“. Man könte auf den gedanken verfallen, die stelle habe ursprünglich gelautet: *ást þína vilk alla hafa,* und erst die interpolation von str. 22 fgg. habe die änderung veranlasst. Wahrscheinlicher aber ist der umgekehrte vorgang: wie die zufällige erwähnung der *gamanrúnar* 5 die einschaltung von str. 6 fgg., so konte die falsche auffassung der *ástrǫ́þ* die anfügung der sitten- und lebensregeln str. 22 fgg. veranlassen. Kann *ástrǫ́þ þín* dem dichter von str. 21 als „die ehe mit dir der geliebten“ gegolten haben (vgl. *góþra ráþa* Gríp. 45⁴. Brot 3⁶ und Oxf. dict. s. v. *ráð* II, 3)? Sind nun aber die ratschläge der valkyrie str. 22 fgg. ein jüngerer zusatz, so kann der alte, durch die grosse lücke des Codex Regius verlorene schluss des alten Brynhildliedes kein anderer gewesen sein als das strophenpaar, dessen prosaauflösung die Vǫlsungasaga am schluss von c. 21 (B. 133^{11-15}) bewahrt[1]. Sigurþr und Brynhildr schwuren sich ewige treue. So nimt Müllenhoff a. a. o. s. 161 mit recht an gegen Bugge Fornkv. 235^{b} fg. und mich Beitr. 3, 255 fgg. Der inhalt der sogenanten Sigrdrifumǫl, den die kritische zergliederung und säuberung der unter diesem namen herkömlicher weise zusammengefassten strophenmasse mit sicherheit ergibt, war demnach die erweckung der Brynhildr durch Sigurþ und ihre verlobung.

Von hervorragender wichtigkeit für unseren zweck ist das vielfach misverstandene lied Helreiþ Brynhildar. Bekantlich hat Sv. Grundtvig (Edda² 230) die strophen 6. 8—10 (Bugge) ausgeschieden als dem gedichte ursprünglich nicht angehörig und sie in die Sigrdrifumǫl verpflanzt. Dieser ansicht hat sich Bugge nachträglich angeschlossen (Fornkv. 416^{b}. 423), und Golther (Studien s. 37 fgg.) ist noch einen schritt weiter gegangen, indem er auch str. 7 als interpoliert betrachtet und somit Helr. 6—10 auswirft. Eine etwas modificierte ansicht über unsere strophen vertrat Edzardi (Germ. 23, 413 fgg.), der aber auch str. 8—10 einer anderen fassung der Sgrdr. zuwies. Wenn neuerdings Mogk (Pauls Grundriss II, 1, 88) sagt, in der Helreiþ, die

1) Völlige treue der paraphrase soll damit nicht behauptet sein. Namentlich erregt der ausdruck *engi finnz þér vitrari maþr* bedenken, er sezt die vorausgehenden weisheitssprüche voraus und ist wol nicht ursprünglich.

er als „eine rein nordische pflanze späterer zeit“ charakterisiert, sei Brynhild vom dichter mit der Sigrdrifa zusammengeworfen, so scheint er wesentlich derselben ansicht zugetan. Fragt man, was den urheber derselben zu seiner ausscheidung bewogen hat, so wird die antwort lauten müssen: weil in den betreffenden strophen der Helreiþ von Brynhild erzählt wird, was sonst (d. h. in der prosa der Sigrdrifumǫl) von Sigrdrifa ausgesagt wird. Grundtvig erklärt ausdrücklich: „es verdient besonders hervorgehoben zu werden, dass, sobald man anerkent, dass diese strophen von rechtswegen zu Sgrdr. und nicht zu dem gedichte von Brynhild gehören, jede stütze in den alten liedern selber für die identität der beiden personen wegfält“. Offenbar eine petitio principii! Sehen wir zunächst zu, ob wir mit der überlieferung fertig werden können, ohne unsere zuflucht zu so verzweifelten mitteln zu nehmen. Ich sehe davon ab, dass die erzählung in der oben besprochenen prosa vor str. 5 der Sigrdrifa nicht in jedem einzelnen zuge genau übereinstimt mit den entsprechenden strophen der Helreiþ. Soll aber eine interpolation glaubhaft gemacht werden, so muss der nachweis gefordert werden, dass die verdächtigten verse den zusammenhang stören oder sich durch äussere kenzeichen als fremdartiges einschiebsel herausstellen. Dieser nachweis ist in unserem falle weder versucht noch zu erbringen. Ein machtspruch erledigt die sache nicht. Wenn wir das gedicht nehmen, wie es vorliegt, und die erzählung an und für sich, ohne vorgefasste meinung von der sage, zu verstehen suchen, so ergibt sich der folgende inhalt.

Auf ihrer todesfahrt berichtet Brynhildr einer riesin die ursache von ihrem und Sigurþs tode. Str. 6 ist schwer verderbt (vgl. diese ztschr. XVIII, 110 fg.); ich sehe von ihr und der halbstrophe 7 zunächst ab. Wegen ihres eigenmächtigen eingreifens in Óþins ratschluss ist Brynhildr von dem erzürnten gotte in schlaf versenkt, in eine schildburg eingeschlossen und durch einen feuerwall umgeben. Nur der furchtloseste held (*es hverge lands hræþask kynne* 9 [7. 8]), der ihr Fáfnirs gold bringt, soll sie erwecken, d. i. Sigurþr (str. 8—10). Der erlöser komt auf Granis rücken, allein, statt mit ihr die verlobung zu feiern, behandelt er sie wie seine schwester:

12 *svǫfom ok unþom í sæing einne,*
sem mínn bróþer of borenn være;
hvártke knátte hǫnd of annat
átta nóttom okkart leggja.

Es ist Sigurþr in Gunnars gestalt. Brynhildr fügt sich in die umstände, bis ihr dunkler argwohn sich durch die vorwürfe der Guþrún (str. 13)

als gegründet ausweist und es sich herausstelt, dass nicht Gunnarr, sondern Sigurþr, der ihr bestimte bräutigam, sie wirklich erlöst hat: *þá varþk þess vís, es vildegak, at vélto mik í verfange.* Da beschliesst sie mit dem geliebten helden zu sterben, da sie nicht mit ihm leben kann. Die hier gegebene deutung des zusammenhanges ist, obgleich sie zuversichtlich auf widerspruch stossen wird, meines erachtens die einzige, welche der überlieferung gerecht wird[1]. Diese ist nur ergänzt, soweit der sprunghafte stil des liedes es notwendig machte. Es bleiben aber schwierigkeiten übrig, die meiner deutung entgegenzuhalten ich nicht erst andern überlassen will.

Die in der Helr. auftretende sagenform, an sich logisch und poetisch unanfechtbar, ist nicht in übereinstimmung mit allen anderen nordischen quellen. Ihr zufolge wird der ritt durch die waberlohe nur einmal unternommen, und zwar sogleich für Gunnarr. Folgende sagenfassung ergäbe sich als dem gedichte zu grunde liegend: Sigurþr Fáfnisbani ist der der Brynhildr bestimte erlöser und bräutigam, er erwirbt sie aber nicht für sich, sondern für Gunnarr, mit dessen schwester er sich vermählt hat. Das scheinbar eigentümliche dieser sagenform liegt nun darin, dass Sigurþr nicht bei Brynhildr gewesen ist, bevor er sie für Gunnarr erwirbt. Der flammenritt ist hier also durchaus begründet und keine müssige widerholung. Zugleich aber erklärt sich aus dieser sagenform die oben (s. 17) noch unerklärt gelassene reihenfolge in der vogelprophezeiung am schlusse der Fáfnismǫl. Diese wurzelt gleichfals in der anschauung, dass Sigurþr nach der erschlagung des drachen und der erwerbung des hortes sofort an Gjúkis hof zieht und sich mit dessen tochter vermählt, dann erst die valkyrie aus dem zauberschlafe weckt[2]. Andererseits ist die deutsche sage, wie jedem sofort einleuchtet, die erwünschteste bestätigung der hier vertretenen ansicht über die ursprüngliche gestalt der nordischen überlieferung. Es scheint aber, im interesse einer leichteren übersicht und um zusammengehöriges nicht zu trennen, besser die betrachtung der deutschen sage einstweilen noch aufzusparen.

Aber in der Helreiþ selber, so klein das denkmal ist, finden sich widersprüche. In str. 11 [3. 4] wird sehr auffallender weise die

1) Zu meiner freude ersah ich aus einer brieflichen mitteilung von dr. R. C. Boer, dass er zu derselben auffassung der Helr. gelangt ist.

2) Dagegen vermag ich in der oben (s. 10) besprochenen ordnung der begebenheiten in der Gripisspá, wie gesagt, nur ein misverständnis oder richtiger ein mechanisches nachschreiben der schlussstrophen von Fáfn. zu erblicken. Jedenfals fehlt dem jungen liede alle beweiskraft. — Vgl. auch das faeröische Brinhildlied str. 64 fgg. Heinzel Über die Nibs. s. 25.

begegnung zwischen Sigurþ und Brynhild nach Heimirs wohnort verlegt, *þars fóstre minn fletjom stýrþe.* Heimir, den älteren quellen sonst fremd, ist in der Grípisspá und der Vǫlsungasaga Brynhilds pflegevater und, wie algemein anerkant, ein später auswuchs der sage. Nach strophe 7 [2] wird Brynhildr *í Hlymdǫlom* erzogen; Hlymdalir aber ist nach der Vǫlsungasaga (vgl. auch Sn. E. I, 370 [9]. Landnáma, Viđbættir: Ísl. ss. 1843, I, 324 fg.) Heimirs wohnsitz, und auch dem dichter der Helr. muss diese auffassung geläufig gewesen sein. Es stimmen demnach die halbstrophe 7 und str. 11 in ihrer sagenform überein, und schon dieser umstand hätte Golther[1] von der athetese der halbstrophe 7 abhalten sollen. Aber auch in str. 6 spielte wol Heimir eine rolle. Ich habe in dieser ztschr. XVIII, 110 fg. eine vermutung aufgestelt über die stark verderbte, im Nþ. in sehr abweichender gestalt überlieferte strophe, die ich in der hauptsache auch jezt noch aufrecht erhalte. Brynhildr scheint auch in ihr auf ihre erziehung in Heimirs hause hingedeutet zu haben. Mit dieser auffassung würde auch für die von Grundtvig ausgeschiedene str. 6 die zusammengehörigkeit mit str. 11 erwiesen werden. Es bleibt nur die annahme, dass in unserem liede eine sehr alte und ursprüngliche sagenfassung mit einer jüngeren vorstellung verquickt ist. Mit der einzig der alten sage entsprechenden anschauung, welcher der flammenritt als die bedingung galt, deren erfüllung den freier zur Brynhild dringen lässt, ist natürlich die rolle eines die jungfrau hütenden pflegevaters unvereinbar, womit die durchreitung des feuerwalls zum kinderspiel herabsinkt. Die Helreiþ mag immerhin in ihrer auf uns gekommenen fassung ein junges lied sein, wie auch die einführung Heimirs andeutet; dies braucht nicht auszuschliessen, dass ihr ältere lieder vorgelegen oder alte überlieferungen zu gebote gestanden haben können, und uns nicht irre zu machen in der überzeugung, dass die in ihr auftretende form des verhältnisses zwischen Sigurþr und Brynhildr nicht weniger ursprünglich ist als irgend eine andere in den nordischen quellen vorkommende.

Die übrigen heldenlieder der Edda haben zwar für unsere frage verhältnismässig nur untergeordnete bedeutung. Doch sind einige angaben derselben nicht ohne wert. Das in betracht kommende soll hier in kürze geprüft werden.

Die eingangsstrophen der Sigurþarkviþa en skamma (str. 1—5) sind mehrfach dem ursprünglichen gedichte abgesprochen worden

1) Was Golther Studien s. 39 fg. für den mythischen ursprung des namens *Hlymdalir* vorbringt, ist in keiner weise überzeugend.

(s. Beitr. 3, 260. Edzardi Germ. 23, 174 fg.). Sicher ist, dass dieselben, mögen sie nun dem alten dichter oder einem bearbeiter zufallen, eingehende beachtung verdienen. Wenn es zu anfang heisst:

Ar vas þats Sigvǫrþr sótte Gjúka,
Vǫlsungr unge, es veget hafþe,

so lässt sich diese angabe wol nur unter der voraussetzung verstehen, dass Sigurþr an Gjúkis hof gelangt unmittelbar nach dem drachenkampfe *(es veget hafþe)*. Also die voraussetzung von Fáfn. 40 fg. und der Helreiþ! Der junge held schliesst blutbrüderschaft mit Gunnarr und Hǫgni (1^{5-8}), vermählt sich mit Guþrún (so ist 2^{1-4} doch notwendig zu verstehen), verweilt bei Gjúki lange zeit in freude und freundschaft (2^{5-8}): diese reihenfolge entspricht dem c. 26 der Vǫlsungasaga. Dann die werbung um Brynhildr str. 3:

Unz Brynhildar biþja fóro,
svát þeim Sigvǫrþr reiþ í sinne;
Vǫlsungr unge, ok vega kunne,
hann [l. *hana?*] *of ætte, ef eiga knætte.*

Mit Bugge Fornkv. 248^a u. a. verstehe ich *vega* als inf. praes. Zwar hat Bugge in den nachträgen seiner ausgabe s. 419 mit rücksicht auf die stelle der Þiđrekssaga c. 226, wo Sigurd zu Gunnarr sagt, dass er alle wege *(allar leiþir)* zur Brynhild kenne (Unger s. 208^{23}), der schon von Grimm angedeuteten auffassung von *vega* als acc. plur. den vorzug erteilt, aber sein grund ist nicht stichhaltig. Eddastellen aus der niederdeutschen überlieferung[1] zu deuten, geht nicht an, und der Vǫlsungasaga ist dieser zug fremd: c. 26 (Bugge $144^{2,3}$). Der relativische gebrauch von *ok* ist aus anderen Eddastellen bekant (Gering Gloss. 123^b): den altgermanischen sprachen ist diese eigentümlichkeit, ein rest älterer parataxis, überhaupt nicht verwehrt, und mhd. beispiele sind jedem zur hand[2]. Die alte übersetzung der Kopenhagener „qui pugnare sciebat“ trift demnach den richtigen sinn der stelle. Eine frühere bekantschaft Sigurþs mit Brynhild, bevor er in Gunnars gestalt zu ihr komt, braucht aus ihr nicht gefolgert zu werden, und darf es nicht, weil str. 1 dieser anschauung widerspricht. Auch der allerdings dunklen schlusszeile: *hann* [l. *hana?*] *of ætte* [*átte* F. Jónsson gegen die hs.],

1) Dass der betreffende abschnitt der Þs. deutscher überlieferung entstamt, ergibt sich aus der übereinstimmung mit Nib. 367, 3: *die rehten wazzerstrâze sint mir wol bekant.* Wie Bugge auch Zupitza Ztschr. f. d. ph. IV, 446, ich selber Beitr. 3, 259 und neuerdings F. Jónsson Eddal. 2, 128. Heinzel Nibs. 25 entscheidet sich nicht.

2) Aus ags. prosa gibt Kern Taalk. Bijdr. 2, 207 beispiele.

ef eiga knætte, lässt sich wol nur bei dieser annahme ein sinn abgewinnen. „Er hätte sie (zur ehe) gehabt, wenn er sie hätte haben dürfen“, mit andern worten das schicksal verweigert ihm die braut, die es ihm doch bestimt hat und die seiner hart. Str. 4 schildert dann das keusche beilager, in übereinstimmung mit Helr. 12. Brot 18 fg., vgl. auch Sig. sk. 28. Vs. c. 27 (B. 146 [8] fgg.).

Einer sonderbaren version begegnen wir im hauptteil desselben liedes (Sig. sk. 34—41)[1]. Die Vs. c. 29 (Bugge 150 [5] fgg.) und c. 31 (Bugge 160 [8] fgg.) berichten auf grund dieser strophen wesentlich dasselbe; über das quellenverhältnis hat man verschieden geurteilt (Bugge Fornkv. 253. Hildebrand Edda 227 fg. Verf. Beitr. 3, 284 fg. Edzardi Germ. 23, 176 fg.). Es müssen mit Hildebrand und Edzardi str. 36—38 als einschub aus einem anderen liede erklärt werden; sie widersprechen dem schon vorher gesagten und der auffassung der sage in unserem gedichte. In str. 34. 35 berichtet Brynhildr dem Gunnarr von ihrem unbesorgten, freien leben in ihres bruders hause (34 [5—8]) und ihrem entschlusse, unvermählt zu bleiben *(Né vildak þat at mik verr ætte).* Als aber die Gjukunge zu ihr geritten kommen, *þrír á hestom þjóþkonungar,* da (str. 39 Bugge = 36 Hildebrand) gelobt sie sich dem volkskönige, der mit dem golde auf Granis rücken sizt, d. h. dem töter Fáfnirs. Nicht das gold lockt sie, sondern an Fáfnirs gold glaubt sie den ihr bestimten bräutigam zu erkennen, der durch die erschlagung des drachen sich als furchtlos erwiesen hat und ihrem eide somit genügt (vgl. Helr. 9). Dass Sigurþr der erlöser ist, dafür scheinen ihr auch seine strahlenden augen und sein aussehen überhaupt zu zeugen (39 [5—8] Bugge = 36 [5—8] Hildebrand, vgl. Vs. c. 29: Bugge 152 [22]). Es kann meines erachtens gar nicht die rede davon sein, den überlieferten zusammenhang von str. 35 und 39 (36) zu zerstören. Ja, wenn in der überlieferung die str. 36—38 dazwischen ständen, so müste die trennung beseitigt werden. Man lese die beiden strophen nur im zusammenhange:

35 *Né vildak þat at mik verr ætte,*
áþr Gjúkungar at garþe riþo,
þrír á hestom þjóþkonungar,
en þeira fǫr þǫrfge være.

1) Nach Bugge. In *R* ist die reihenfolge der strophen 34. 35. 39. 36—38. 40. 41, und in Hildebrands ausgabe ist dieselbe mit recht wider zu ehren gekommen. F. Jónsson schliesst sich Bugge an. Meine bemerkung Beitr. 3, 285 anm. 3 nehme ich zurück: s. Edzardi Germ. 23, 187 fg.

39 *þeim hétomk þá þjóþkonunge* (36)
es meþ golle sat á Grana bógom;
vasat hann í augo yþr of glíkr,
né á enge hlut át álitom.
[þó þykkesk ér þjóþkonungar.]

Diese version lässt sich mit derjenigen, welche die soeben besprochenen eingangsstrophen der Sig. sk. voraussetzen, wol vereinigen. Von einer früheren verlobung ist keine rede. Sigurþr erwirbt Brynhildr für Gunnarr, während sie in ihm den ihr bestimten erlöser zu erkennen glaubt. Aber die alte fassung ist schon verdunkelt, wenn Brynhildr bei ihrem bruder Atli (*á flete bróþor* 34[8]) erzogen wird und unvermählt bleiben will (35[1]). Dass der flammenritt fehlt, wird nur dem einschub von str. 36—38 zuzuschreiben sein, wodurch ältere strophen verdrängt wurden. In dem liede, das der verfasser der Vǫlsungasaga für sein c. 27 benuzte, und das wesentlich auf derselben stufe der sagenentwickelung stand als die Sig. sk., wurde das durchreiten des vafrlogi mit grosser lebhaftigkeit geschildert. Auch dieses in Vs. c. 27 paraphrasierte lied sezte keine frühere bekantschaft zwischen Sigurþr und Brynhildr voraus, wie sich namentlich aus der erzählung vom wechsel der ringe (Bugge 146[11] fgg.) klar ergibt (Beitr. 3, 279 fgg.).

Ganz andere sagenauffassung atmen die eingeschobenen strophen 36—38 des kurzen Sigurþliedes. Ihnen zufolge erzwingt Atli die vermählung von seiner schwester, um sich vor den angriffen der Gjukunge und Sigurþs zu schützen. Atlis burg wird bestürmt. Er sucht Brynhildr zur freiwilligen vermählung zu bestimmen, indem er andernfals ihr das erbe zu entziehen droht. Sie ist schwankend, was sie tun soll: nachgeben[1] oder kämpfen. Schliesslich wählt sie die vermählung, durch Sigurþs schatz geblendet. Wesentlich dieselbe auffassung finden wir in Oddrúnargrátr 17 fgg. Auch nach Guþr. I, 25 fg. wird dem Atli die schuld alles unheils zugeschrieben; die stelle ist aber dunkel und bleibt besser aus dem spiele. Es setzen also die interpolation der Sig. sk. und Oddr. eine gewaltsame erwerbung der Brynhildr voraus. Namentlich Oddr. 17 fg. deutet mit gröster bestimtheit auf kämpfe bei Brynhilds erlösung oder bezwingung. Sie sizt stickend im gemache (vgl. Vs. c. 24: Bugge 136[17] fgg.). Da, heisst es, erdröhnte (*dúsaþe,*

1) *vega* 37[3] ist jedenfals verderbt: Rask schlug *vægja* vor, was Grundtvig aufnahm (dagegen Bugge s. 421), F. Jónsson ändert ansprechend *ver eiga*. Eben die von Bugge hervorgehobene häufigkeit der verbindung von *vega* und *val fella* erklärt die corruptel.

s. Bugge Fornkv. 427^b fg.) himmel und erde, als der töter Fáfnirs die burg erblickte. Und weiter:

þá vas víg veget vǫlsko sverþe,
ok borg broten, sús Brynhildr átte.

Von einer „anspielung auf den vafrlogi", die Golther Studien s. 55 im anschluss an Bugge u. a. in 17 $^{5, 6}$ findet, steht nichts da. Das erdröhnen von himmel und erde ist epischer ausdruck für die gewalt des angriffes, wie ähnlich alle berge erzittern beim herannahen Þórs Lok. 55^1, wie die erde erbebt, als Óþin zu Hels hause reitet Bdr. 3^6 und Skirnir sich Gymirs gehöften naht Skm. 14^4. Vielmehr ist in der version, der wir in Oddr. 17 fg., Sig. sk. 36—38 (Vs. c. 29: Bugge 150^5 fgg.; c. 31: Bugge 160^8 fgg.), vielleicht auch in Guþr. I, 25 fg., begegnen, der flammenritt durch kämpfe erszezt. Denselben zug kent Þs. c. 168 in anderer verwendung, nämlich kämpfe, welche Sigurþr in Brynhilds burg bei der erkiesung Granis zu bestehen hat, während bei der werbung um Brynhild für Gunnar c. 227 weder flammenritt noch kampf eine rolle spielen. Mit Golther Studien s. 55 fgg. Germ. 34, 267. 274 fgg. ist c. 168 als eine erfindung des überarbeiters der Þs. zu betrachten; die kämpfe mit den wächtern gehörten ursprünglich zur werbung und sind von ihm in falschen zusammenhang gebracht. Auch dem verfasser dieses capitels war also eine überlieferung bekant, die die werbung der Brynhild nicht mit dem flammenritt, sondern mit kämpfen verknüpfte. Dass er dabei nordischer sage folgte, ist wahrscheinlich, muss aber einstweilen dahingestelt bleiben. — Endlich findet sich auch in dem faeröischen liede von Brinhild str. 77 fgg. (Hammershaimb s. 23) bei der erwerbung Brinhilds, mit dem flammenritt verbunden, die spur von kämpfen. Wenn hier Sjúrdur mit seinem schwerte die *heygsdyr* erbricht, so kann direkte beeinflussung des berichtes der Þs. vorliegen, welche dem schlusse des liedes ja unstreitig zu grunde liegt (Golther Studien s. 57. Ztschr. für vgl. litteraturgesch. n. f. 2, 279 fgg.), während der daneben behaltene flammenritt nordischer überlieferung, speciell der Vǫlsungasaga, entstamt.

Die nordische sagenfassung, die Brynhilds werbung mit anwendung von gewalt voraussezt, ist als eine jüngere umgestaltung leicht kentlich. Sie hat den flammenritt durch kämpfe ersezt: nur Vs. c. 29 (Bugge 150^{15} fg.) ist beides durch contamination des sagaschreibers verbunden. Fáfnirs gold ist nicht mehr, wie in der älteren sage, das merkmal des erwarteten erlösers, sondern das lockmittel, das die jungfrau gefügig macht (Sig. sk. 38. Guþr. I, 26; vgl. Germ. 23, 177). Atli erzwingt ihre vermählung, er ist gewissermassen an die stelle des

erzürnten gottes getreten. Nimmermehr darf man daher in dieser sagengestalt mit Golther (Studien s. 58) „einen älteren stand der nordischen sage“ mutmassen, wo vielmehr alles auf eine verflachung und verwischung des alten mythus deutet.

3.

Es erübrigt, die resultate der vorstehenden untersuchungen über die formen, in denen das verhältnis Sigfrids zu Brunhild in den nordischen quellen für die Nibelungensage erscheint, kurz zusammenzufassen.

1. Der eigenname *Sigrdrifa*, den der samler der Eddalieder für die von Sigurþr aus dem zauberschlafe erweckte valkyrie verwendet, findet seinen ursprung in misverständlicher auffassung von Fáfn. 44 [5], wo *sigrdrifa* eine appellativische bezeichnung (kenning) für Brynhildr ist (oben s. 15 fgg.).

2. In keinem der Eddalieder, mit einziger ausnahme der Grípisspá, kommen zwei valkyrien neben einander vor oder findet sich eine deutliche beziehung, aus welcher sich entnehmen liesse, dass sie die auf Hindarfjall schlafende jungfrau, welche Sigurþr erweckt, als ein von Brynhildr Buþladóttir, welche Sigurþr für Gunnarr erwirbt, verschiedenes wesen aufgefasst haben.

3. Die aufstellung der schlafenden jungfrau auf dem berge als einer besonderen, von Brynhildr verschiedenen figur, rührt vermutlich vom dichter der Grípisspá her, in der wir den ersten uns bekanten versuch erblicken dürfen, aus dem nebeneinander der verschiedenen sagenformen, in denen Sigurþs schicksale der nordischen dichtung geläufig waren, ein biographisches nacheinander herzustellen (oben s. 9 fgg.). — Der samler der Eddalieder (resp. der verfasser der „Sigurþarsaga“) ist auf diesem wege weiter gegangen, indem er der in Grípisspá noch namenlosen valkyrie den misverständlich erschlossenen namen Sigrdrifa erteilt (s. 6 fg.). Der überarbeiter der Snorra Edda, welcher eine valkyrie Hildr, auch Brynhildr genant, von Brynhildr Buþladóttir unterscheidet, bietet in seiner unter dem einflusse der liedersamlung stehenden erzählung eine zwar geschickt angefertigte, aber eigenmächtige combination ohne selbständigen sagengeschichtlichen wert (s. 7 fgg.). Der verfasser der Vǫlsungasaga endlich beseitigt zwar die doppelbenennung widerum, unterlässt es aber, die aus diesem schritte sich ergebenden consequenzen zu ziehen und gelangt somit zu einer doppelten verlobung Sigurþs und Brynhilds, bevor jener sich in Gunnars gestalt ihr naht (s. 4 fgg.).

Ich möchte an dieser stelle dem einwande begegnen, den Heinzel in der oben s. 11 angeführten schrift (Über die Nibs. s. 27) gegen die hier begründete auffassung des entwickelungsganges erhebt. Heinzel meint, es sei von vornherein wahrscheinlich, dass die sagenform, welche zwei valkyrien unterscheide, das ältere bewahrt habe, „da allerdings, sobald die sage zu biographischer behandlung vorschritt, sich eine ästhetische veranlassung ergab, aus den zwei walküren eine zu machen, d. i. die in der lebensgeschichte Siegfrieds ganz isolierte Sigrdrifa mit Brynhildr zu verschmelzen, nicht aber aus der einen Brynhildr, wenn dies das ursprüngliche ist, zwei walküren zu machen". Ich glaube zunächst, dass diese argumentation des ausgezeichneten forschers das gegenseitige verhältnis und den dadurch bedingten wert unserer quellen nicht genügend berücksichtigt. Ferner betone ich den wesentlichen unterschied zwischen der von Heinzel vorausgesezten und abgelehnten annahme, dass die doppelheit der valkyrien durch bewuste spaltung éiner ursprünglichen figur entstanden sei, und der meinigen, dass sie auf vereinigung abweichender sagenformen zu biographischer darstellung beruhe. Vor allem aber, welche „ästhetische veranlassung" konte für die alte sage und dichtung vorhanden sein, ihrem lieblinge eine tat beizulegen, die für sein ferneres schicksal jeglicher bedeutung entbehrte und somit keinem einzigen poetischen zwecke entsprach? Lässt es sich der alten sage wol zutrauen, dass sie Sigrdrifa bloss dazu eingeführt haben solte, um sie nach ihrem erwachen spurlos verschwinden zu lassen (vgl. oben s. 9. 19 und Literaturbl. für germ. und rom. phil. 1890, sp. 217)?

4. Die älteren Eddalieder kennen zwei hauptformen des verhältnisses zwischen Sigurþr und Brynhildr. Beiden gemeinsam ist der name der valkyrie *Brynhildr* oder *Hildr* (Helr. 7^3, vgl. Sn. E. I, 360^{13})[1],

1) Es ist bekantlich germ. und weiterhin idg. brauch, statt des zusammengesezten eigennamens nur das eine der beiden glieder zu setzen. Die kürzung geschah zwar in den meisten fällen durch weglassung des zweiten gliedes, aber auch das erste glied wird zuweilen gespart. Es ist *Hildr* also blosser kurzname für *Brynhildr*, wie *Bera* = *Kostbera* Atlm. 34^1. 53^2; vgl. *Þjófr* = *Friþþjófr* Fas. II, 91 fgg. [Brugmann Grundriss II, 1, 33 führt aus Jord. Get. c. 54 an *Vulfus* = *Hun-ulfus*, aber nach Mommsens kritischem apparat (Mon. Germ. Auct. antiq. V, 1, 130) ist *uuulfo* verlesen aus *unulfo* in den handschriften der zweiten klasse = *hunulfo* A].

Eine *Hildr Buþladóttir* kent die Ásmundarsaga kappabana (Fas. II, 463 fgg.). Nach der Egilssaga ok Ásmundar (Fas. III, 365 fgg.) hat könig Hertryggr von Russland zwei töchter, die beide *Hildr* heissen. Die ältere *var kolluþ Brynhildr; kom þat til þess, at hon vandiz riþ riddara íþróttir.* Die jüngere *nam hannyrþir ok*

ihre erlösung durch und ihre liebe zu Sigurþr, sowie zauberschlaf und flammenritt, die in der alten sage tatsächlich unzertrenlich zusammengehörten. Die wichtige abweichung zwischen beiden hauptformen aber ist diese:

a) Sigurþr erweckt die schlafende valkyrie durch den flammenritt und verlobt sich mit ihr [Sigrdrifumǫl, ergänzt durch die paraphrase der Vǫlsungasaga c. 21 (oben s. 18 fgg.)].

b) Sigurþr erweckt die ihm bestimte schlafende valkyrie durch den flammenritt, erwirbt sie aber nicht für sich, sondern für Gunnarr, dessen schwester er geheiratet hat. Der tragische conflict entsteht nicht durch Sigurþs treulosigkeit, sondern durch den betrug bei der erwerbung [Helreiþ Brynhildar (s. 20 fgg.), das lied, von welchem die Vs. c. 27 zwei strophen bewahrt (s. 26); vorausgesezt wird diese sagenform in Fáfnismǫl 40—44 (s. 12 fgg.)[1] und vermutlich auch in Sigurþarkviþa sk. 1—4. 34 fg. 39 fg. (s. 23 fgg.)].

5. Diesen beiden hauptformen treten in den Eddaliedern spuren von zwei nebenformen zur seite, deren kenzeichnende eigentümlichkeiten folgende sind:

c) Brynhildr wird bei ihrem bruder Atli [in Sig. sk. 34 mit *b* verbunden (s. 26); die Vs. c. 31 (Bugge 160[6]) hat Atli durch Brynhilds vater ersezt] oder bei ihrem schwager Heimir erzogen [in Helr. mit *b* verbunden (s. 22 fg.); selbständig erscheint diese fassung in dem Vs. c. 23. 24 zu grunde liegenden liede].

Dass in dieser sagenform jüngere speciell skandinavische umbildung vorliegt, bedarf keines beweises. Ist doch das verwantschaftliche verhältnis zwischen Brynhildr und Atli, der Guþrún zur sühne als frau erhält, ein wenig glücklicher versuch der nordischen sage, zwischen der Sigfridssage und der Burgundensage ein bindeglied herzustellen. Als das verständnis für die alte mythische sage verblasste, fand der norden in Atlis oder Heimirs pflege eine neue form für Brynhilds geschichte, die weiter ausser betracht bleiben kann. Erst für den ver-

sat í skemmu, ok var hon Bekkhildr kǫlluþ. Vermutlich eine reminiscenz der Vs. c. 23 (Bugge 135 [17—20]): vgl. Golther Studien s. 12 fg.

1) Wenn, wie oben angenommen wurde (s. 12. 18), die fornyrþislag-strophen der Sgrdr. demselben liede angehörten, wie Fáfn. 40 fgg., so muss mindestens Sgrdr. 1 bei der verbindung der fornyrþislag- und ljóþaháttr-strophen eine umgestaltung erfahren haben. In der sagenform *b* nante der erlöser sich nicht Sigurþr (Sgrdr. 1 [2. 4]), sondern Gunnarr (wie Vs. c. 27: Bugge 145 [19]). Die jetzige fassung von Sgrdr. 1 ist in übereinstimmung mit der in den ljóþaháttr-strophen der Sgrdr. herschenden sagenform *a*.

fasser der Vǫlsunga-Ragnarssaga (vgl. Beitr. 3, 199 fgg. Heinzel Nibs. 4 anm.) wurde Heimir eine bedeutungsvolle persönlichkeit, da ihm Áslaug zur erziehung übergeben wird.

d) Brynhildr wird von Atli (dafür: Buþli Vs.) zur vermählung bestimt und durch anwendung von gewalt erworben [die interpolation der Sig. sk. 36—38; Oddrúnargráti 17 fg.; Guþrúnarkviþa I, 25 fg. (?) vgl. Vs. c. 29. 31 (oben s. 26 fgg.)].

Inwieweit diese form einer erneuten beeinflussung der nordischen sage durch die deutsche zu verdanken ist, mag einstweilen dahingestelt bleiben.

6. Die älteste uns bekante biographische darstellung von Sigurþs schicksalen in der Grípisspá beruht nachweislich auf einer reihe von liedern, die dem dichter in einer ähnlichen pseudo-chronologischen folge vorlagen, wie die durch Vǫlsungasaga ergänzte liedersamlung sie aufweist (oben s. 9 und dazu Edzardi Germ. 23, 325 fg.). Er fand also in seinen quellen hintereinander vor die sagenformen *a* (Sgrdr.), *c* (das durch die lücke in *R* verlorene lied von Sigurþs besuch bei Heimir = Vs. c. 23. 24), *b* (das gleichfals bis auf zwei strophen verlorene lied von der erwerbung Brynhilds durch Sigurþ für Gunnarr = Vs. c. 27). Diese drei abweichenden sagenformen für ein und dasselbe factum verarbeitete er zu einer chronologischen aufeinanderfolge von drei verschiedenen begebenheiten, indem er gleichzeitig die éine figur der valkyrie in zwei spaltete (s. unter 3). Das misliche einer doppelten vorverlobung (auf dem berge und bei Heimir) konte ihm natürlich nicht entgehen: diese wunderliche erzählung blieb dem verfasser der Vǫlsungasaga vorbehalten (Beitr. 3, 262). Der verfasser der Grípisspá vereinigt die drei sagenformen in der weise, dass er Sigurþs verhältnis zu der bei ihm namenlosen erweckten jungfrau auf dem berge auf belehrung beschränkt, die begegnung bei Heimir aber als eine vorverlobung auffasst, so dass der held, um Brynhild für Gunnarr erwerben zu können, erst vergessen muss, dass er ihr eide geleistet hat. Diesem zwecke dient der betrug der Grímhild (str. 33): der vergessenheitstrank wird freilich nicht geradezu erwähnt und kann also auch erst vom verfasser der Vǫlsungasaga nach anderen zaubertränken, von welchen die sage berichtet (Golther Studien s. 60), eingeführt sein. Wenn nicht alles täuscht, trägt der dichter der Grípisspá die schuld an der bedenklichen verwirrung, welche nicht nur die jüngeren skandinavischen prosabearbeitungen, sondern auch die heutzutage geläufigen skizzen der nordischen form der Nibelungensage entstelt. Die spaltung der valkyrie in Sigrdrifa-Brynhildr ist dabei nicht das schlimste: da

sie ergebnislos blieb und den verlauf der sage nicht weiter berührt, so ist sie harmlos in vergleich mit der weit wesentlicheren neudichtung einer früheren verlobung. Denn diese tastet den ethischen gehalt der sage an. Die reinste und edelste heldengestalt, welche die germanische phantasie erschaffen, erniedrigt sie zu der rolle des treulosen liebhabers, oder sie lässt ihn, unter dem verhängnisvollen banne eines minnetranks, zum willenlosen werkzeuge herabsinken, dem unsere menschliche sympathie versagt bleiben muss. Wie sehr auch die erhabene gestalt der Brynhild an tragischer grösse verliert, wenn sie den helden kent, der sich für Gunnarr ausgibt, ihm sogar ewige treue geschworen hat, bedarf keiner ausführung. In diesem punkte schliesse ich mich ganz den erörterungen Golthers an (Studien s. 64 fg.). Durch die annahme einer früheren verlobung wird aus dem grossartigen drama, welches die gigantische macht des schicksals verkörpert, ein schwächliches intriguenstück. Nur zeihe man nicht die alte nordische sage einer entstellung, die erst dem ungeschick und der verständnislosigkeit eines späten dichters zur last fält. Die beiden alten formen der nordischen sage (*a* und *b*) spiegeln vielmehr die ursprüngliche fränkische sage im wesentlichen getreu und unverfälscht wider. Zu ihrer reconstruktion bedarf es zunächst einer prüfung der deutschen sagengestalt in ihren verschiedenen traditionen, sowie einiger quellen, welche die als *a* bezeichnete form der nordischen sage in anderem zusammenhange überliefern. Diese nebst den sich ergebenden folgerungen bleibt einem zweiten artikel vorbehalten.

GRONINGEN, WEIHNACHTEN 1890. B. SIJMONS.

ÜBER DIE „NEUTRALEN ENGEL“ BEI WOLFRAM VON ESCHENBACH UND BEI DANTE.

Der gralmythus hat bei Wolfram bekantlich folgende von den übrigen grallegenden abweichende gestalt. Der gral ist ein kostbarer stein — etwa in der form der patene —, welcher sich in der hut jener engel befand, die einst im kampfe Lucifers gegen gott sich indifferent verhielten:

Parz. 471, 15 *di newederhalp gestuonden,*
dô strîten begunden
Lucifer und Trinitas,
swaz der selben engel was,

die edelen und die werden
muosen ûf die erden
zuo demselben steine.
der stein ist immer reine.
ich enweiz, op got ûf si verkôs,
ode ob ers fürbaz verlôs.
was daz sîn reht, er nam se wider.

In bezug auf die strafe korrigiert sich der dichter, indem er Trevrizent an einer späteren stelle (798, 6 fg.) sagen lässt, die neutralen engel seien ewig verloren.

Man mag, um sich die entstehung dieses gralmythus zu erklären, einerseits an die erzählung im „Wartburgkrieg“ denken, wonach der gral ein aus Lucifers krone gebrochener edelstein ist, andererseits annehmen, dass Wolframs Gewährsmann Kyot eine jüdisch-mohammedanische sage von einem heiligen stein als unterpfand alles glückes benüzte — die frage nach den „neutralen engeln“ ist damit nicht erledigt. Redet doch auch Dante davon, wenn er Inferno 3, 37 fg. sagt:

Vermischt sind sie mit jenem feigen chore
Der engel, welche nicht empörer waren,
Noch gott getreu, für sich gesondert bleibend.

Er versezt sie in eine art vorhölle und geselt sie der verächtlichen schar jener bei, die einer fahne im ewigen kreislauf nacheilen müssen:

Nicht seinen glanz zu trüben, stiess der himmel
Sie aus, noch nimt sie auf die tiefe hölle,
Weil sünder stolz auf sie doch blicken könten.

Es liegt nahe, in der alten theologie nach dieser anschauung zu forschen.

Die scholastik des mittelalters vertritt die lehre, dass der stolz die ursache vom sturze Lucifers und seines anhangs gewesen sei (Thomas Aquin. summ. th. 1^a qu. 63, 2); dieser stolz aber begründete nach scholastischer auffassung eine begehungssünde, *peccatum commissionis*, schloss daher jede blosse unterlassung, *pura omissio*, jede sogenante neutralität von vornherein aus. Also konte von „indifferenten engeln“ im sinne Wolframs und Dantes nicht die rede sein.

Indessen findet sich doch bei einem jüngeren hauptvertreter der scholastik, bei Suarez, eine erwähnung von indifferenten engeln, freilich in ablehnendem sinne. Es hatten nämlich einige theologen — wie Hervaeus, Cajetanus, Ferrara, Aegidius und Bussolis — eine abweichende erklärung von Lucifers sünde versucht und waren dadurch genötigt worden, diese als ein *peccatum omissionis*, als unterlassungs-

sünde zu fassen (Suarez, tom. 2 de angelis, l. 7 c. 10, n. 16). Gegen diese wante sich nun Suarez und erklärte (ebd. c. 18 n. 24): *nullus angelorum fuit quasi indifferens, sed omnes fuerunt aut boni aut mali;* und n. 25: *quod autem in illo initio secundae morae nullus fuerit quasi indifferens, probari potest, tum quia praeceptum Dei pro illo momento urgebat, et ita non statim obedire esset resistere et peccare, quod non per omissionem puram, sed per superbiam factum est.*

Die lezte bemerkung richtet sich auch gegen Bonaventura (in 2. dist. 5. a. 2. qu. 2), der behauptet hatte, die von Lucifer verführten engel „*audientes Luciferum (eius suasionem) potuerunt non statim illi consentire, sed prius circa sibi proposita recogitare et postea consentire*".

Daraus ergibt sich, dass die scholastik der ansicht von neutralen engeln durchaus nicht günstig war, die oben berührte controverse aber immerhin für Dante, den theologen unter den dichtern, gelegenheit bot, den „Neutralen" im Inferno einen platz anzuweisen. Gilt dies auch von Kyot-Wolfram?

Mir scheint die (Parz. 471, 15 fg.) eigentümliche strafe und die — später widerrufene — rettung der indifferenten engel darauf hinzuweisen, dass die theologischen anschauungen hiemit nichts zu tun hatten. Zwar stelte Origines die lehre auf, dass auch die dämonen einst gerettet werden; er zog aber den satz nach der reprobation desselben zurück, und seitdem sprechen die theologen einstimmig von der ewigen verwerfung der gefallenen engel. Wir müssen uns also nach einer andern quelle für Wolframs darstellung umsehen. Diese meine ich in der deutschen volkssage gefunden zu haben und folgere daraus, dass der gralmythus, wie ihn der deutsche Parzival bietet, Wolfram selbst und nicht seinem gewährsmann angehört. Ich bringe folgende belege bei.

In Tirol besteht der glaube, „dass nicht alle engel, welche dem Lucifer anhingen und vom himmel gestürzt wurden, in die hölle kamen. Viele, die sich nur hatten aufreden lassen und nicht eigentlich böse waren, blieben im sturze an bergen und bäumen hängen und wohnen noch jezt in hohlen räumen. Sie müssen bis zum jüngsten tage auf der erde bleiben". (Zingerle, Sagen, märchen und gebräuche Tirols, s. 39). Alpenburg erklärt (Mythen und sagen Tirols): „Die volkssage bringt die entstehung der zwerge mit dem falle der engel in beziehung", und teilt ähnliches über die „Pütze" mit.

Aus der Schweiz berichtet A. Lütolf (Sagen, bräuche und legenden. Luzern 1865) speciell über die entstehung der „erdleutchen":

Als Lucifer fiel, wurde ihm und seinem anhange von gott eine frist gesezt, in der sie in der hölle ankommen solten. Da fielen die einstigen engel so dicht wie schneeflocken; aber nicht alle waren, da die frist verstrichen, schon in der hölle angelangt. Die andern blieben zwischen himmel und erde hängen und wurden die „erdleutchen".

Daraus ist ersichtlich, wie die heidnische sage von den zwergen — oder, wenn wir uns an die klassifikation von Grimm und Wolf halten, die sage von den *döckalfar* — noch bis heute im volke fortlebt, nur im christlichen gewande. Die vergleichung der Tiroler- und Schweizersage ergibt zugleich, dass man bemüht war, den christianisierten mythus nun auch aus der christlichen lehre zu entwickeln. Den anknüpfungspunkt bot wie von selbst der fall der engel, namentlich die stellen Ephes. II: „*principem potestatis aëris huius*" und I. Petr. V: „*adversarius vester diabolus, tamquam leo rugiens circuit quaerens, quem devoret*", was Augustin (Sup. Genes. l. 3, c. 10) in den satz zusammenfasst: „*aër caliginosus est quasi carcer daemonibus usque ad tempus iudicii*".

Nun kann ich eine parallelstelle aus dem 14. jahrhundert anführen, die nach der einen seite den übergang von den obigen volkssagen zu Wolframs auffassung bildet, nach der andern diese in engere beziehung zur theologie bringt. Die stelle findet sich in der chronik, welche Hans Sentlinger im auftrag seines herrn Niklas dem Vintler auf Runkelstein geschrieben und „einen teil gedichtet" hat (1394)[1]. Er beschreibt:

1) Lucifers sünde: Bl. 4ᵇ, col. 2, z. 31 fg.:

Do tůt ůnz die geschrift chunt
daz Lucifer ein halbew stunt
in dem himel aldo waz
in seiner schon ein spiegel glaz.
sein hochvart in niht mer do liez,
die in in die hell stiez
und all sein volgär
in immer werndew swår.

2) Die neutralen engel: Bl. 4ᵇ, col. 1, z. 30 fg.:

etleich engel taten schein
daz si gedahten in irm můt,
swer under in daz pest tůt,

1) Der pergamentcodex befindet sich im besitze des herrn Friedrich v. Vintler in Bruneck.

da sůll wir pei beleiben.
wer mag ünz dann ůstreiben?
die selben warn zweifler.
da von warn si unmer
dem vil hoch gelobten got.
da von si liten grozzen spot.

3) Ihre bestrafung: Bl. 4[b], col. 2, z. 1 fg.:

Und do got daz wort vol sprach,
die engel man do vallen sah
auz dem himmelreich
all gemainleich.
die mit Lucifer warn an der schar,
die sah man mit im vallen gar.
Mit im si verstozzen sind,
da von si sind der hell chind.
Und auch die zweiflär
die sint got vil unmar,
wan si sind verstozzen
mit andern irn genozzen
von got ewicleich.
ez regent von dem himelreich
drei tag und drei nacht
alz im got het gedacht
Nicht wan tewfel her ze tal
ditz waz ein jamerleicher val.
si vielen in der hell grunt,
do in ward ach und we chunt
immer in der hell glůt ...

Die verse: *ez regent von dem himelreich* usf. schliessen sich eng an die ausführung der Schweizersage an, sodass man wol schliessen darf, die „neutralen engel" der chronik seien direkt aus den erdleutchen, norgen und pützen der volkssage entstanden; dasselbe scheint mir umsomehr von den „Neutralen" im Parzival zu gelten, weil Wolfram noch zwei ursprünglichere züge des zwergmythus bewahrt hat.

Die zwerge sind die hüter verborgener schätze; im Parzival haben diese engel den gral, das kostbarste kleinod, zu hüten, welches allen menschen verborgen bleibt, ausser denen, die in geheimnisvoller weise dazu berufen werden. Die zwerge, erdleutchen, norgen usf. werden gerettet, ebenso Wolframs „Neutrale". Später allerdings wider-

ruft dies der dichter, und zwar in einer form und gedankenverbindung, die es wahrscheinlich macht, dass seine erste darstellung tadel und widerspruch gefunden habe (so auch Bartsch, Ausg. III, 178). Parz. 798, 6 heisst es: *durch ableitens list* habe Trevrizent gelogen.

MÄHRISCH WEISSKIRCHEN. JOSEF SEEBER.

BEITRÄGE AUS LUTHERS SCHRIFTEN ZUM DEUTSCHEN WÖRTERBUCHE.

1. Mit lungen auswerfen.

In der vorrede, welche Luther der ausgabe seines Grossen katechismus vom jahre 1530 beigab, redet er von nutz und frucht des göttlichen wortes, fragt dann „Und wir solten solche — — frucht so leichtfertiglich verachten — —?“ und fährt fort: „So solt man uns doch — — mit hunden aushetzen und mit lungen auswerfen“ usw. (Luthers werke, Erl. ausg. bd. 21 s. 29).

Was heisst „mit lungen auswerfen“?

Die alte, nicht von Luther selbst abgefasste übersetzung, welche in der officiellen samlung der lutherischen bekentnisschriften, dem concordienbuch, aufnahme gefunden hat, sagt dafür nur: „digni sane essemus — — qui canibus etiam exagitaremur“. Hat sie das wort von den lungen nicht verstanden oder aus anderer ursache weggelassen?

Mir sind keine älteren deutungen des wortes oder erörterungen darüber bekant[1]. Es mag dies damit zusammenhängen, dass ältere und wunderlicherweise auch noch neuere und heutige theologen unseren katechismus, auch in gelehrten deutschen abhandlungen und büchern, lateinisch zu citieren, also wol auch nur in jener übersetzung zu lesen pflegen.

Endlich neuestens, in der ausgabe von Luthers werken für das christliche haus, Braunschweig 1890 (bd. 3 s. 130), hat der bearbeiter des katechismus, W. Bornemann, die erklärung versucht: „mit der kraft der lungen auswerfen, ausspeien“. Ich selbst, damals über meine meinung gefragt, wolte erklären: „einen verfolgen und hetzen mit

[1) Das Deutsche wörterbuch (VI, 1304), welches ausser den beiden von Köstlin besprochenen stellen noch eine dritte, ebenfals aus Luther (Hauspostille, festteil, bl. 58[a]), beibringt, hat eine deutung nicht versucht. Red.]

einem geschrei, mit dem man sich die lungen ausschreit". Ein mit der sprache jener zeit vertrauter germanist, dem ich die sache vortrug, stimte mir bei.

Seither aber ist ein ganz gleichartiger ausdruck aus einer andern schrift Luthers an den tag gebracht worden, nämlich aus der schrift „Dass diese worte, das ist mein leib, noch feststehen" vom jahre 1527, Erl. ausg. bd. 30 s. 33:

„O das wäre ein kühner held, den man solt' anspeien und mit lungen zum dorf auswerfen".

Mit dem beisatz „aus dem dorf" muste mir meine erklärung, die mir schon vorher seltsam schien, vollends unwahrscheinlich werden. Und hier haben wir nun eine alte übersetzung in dem 1558 erschienenen, durch eine vorrede Melanchthons vom jahre 1556 eingeführten 7. bande der Wittenberger lateinischen ausgabe von Luthers werken. Sie übersezt (s. 384[b]), offenbar mit dem bestreben, genau zu sein: „Heros sane fortis et egregius, dignus qui foedatus ora vultumque sputu et pilis ex stercore equino confectis e pago ejiciatur". Ohne allen zweifel hat sie also unter den lungen dasjenige verstanden, was wir rossbollen oder pferdeäpfel nennen, und unstreitig passt dies vortreflich in den zusammenhang. Nicht zu verwundern ist dann auch, wenn der übersetzer des katechismus die worte ebenso verstand, aber aus einem katechismus lieber wegliess.

Wie solten aber „lungen" zu dieser bedeutung gekommen sein? Mein herr kollege Sievers, der die frage getreulich mit mir überlegte, wies mir den weg, den ich unter seiner zustimmung auch noch andern fachmännern hier zur erwägung vorlegen möchte. Man vergleiche dazu namentlich die angaben im Grimmschen wörterbuche.

Fest steht die bedeutung von klunge = knäuel; so schweizerisch: fadenklung. Daraus wird „lunge" in jenem sinne (= bolle) geworden sein, und zwar zur zeit und an orten, wo der sonstige gebrauch des wortes klunge in abgang kam.

Wir haben hieran um so weniger zu zweifeln, da „klung" und „lung" auch sonst eigentümlich nebeneinander herläuft und ineinander übergeht. So hat „lungel" neben der bedeutung „lunge" (lat. pulmo) auch die bedeutung „liederliche weibsperson" und hiemit eben dieselbe bedeutung mit „klungel, klüngel", was 1) knäuel, quaste, 2) liederliches weibsbild und schlingel heisst. Ferner steht nebeneinander „klungern" = sich faul herumtreiben, und „lungern", herumlungern.

Ganz ähnlich steht im englischen noch heute nebeneinander „clump" und „lump" = klumpen, stück (woher der neuere deutsche name „lumpenzucker" stamt).

Auch an andern beispielen dafür fehlt es nicht, dass an die stelle eines wortes, das in abgang kam und nicht mehr recht verstanden wurde, ein viel gebrauchtes gleichklingendes anderes wort trat, dessen eigentliche bedeutung doch eine ganz andere war und blieb. Ja merkwürdiger weise bietet gerade hiefür auch wider das wort lunge mit noch ganz anderer verwendung sich als beispiel dar. In gewissen gegenden Deutschlands nämlich reden gebildete und ungebildete von „lungenbraten“. Sie meinen damit lendenbraten. Ihrer wunderlichen benennung aber liegt ohne zweifel zu grunde das wol nur wenig mehr im volk fortlebende wort „lummel“ = lende.

2. Spielen tragen = aufziehen.

In eben derselben gegen Zwingli und Ökolampad gerichteten schrift sagt Luther im schlussabschnitt (a. a. o. s. 149):

„Es trägt mich auch ihre rotte spielen mit solchem urteil, dass, weil ich wider die bauern geschrieben habe, sei der geist von mir gewichen, dass ich verstockt nicht möge verstehen die helle wahrheit usw.“

Mir wurde, als ich über den sinn dieser worte von den herausgebern der oben genanten Braunschweiger ausgabe befragt wurde, die vermutung vorgelegt, das tragen könte hier den sinn des lateinischen ferunt haben: „sie (die rotte) berichten“; und was sie von ihm sagen, wäre das, dass er mit ihrem urteil spiele.

Nie aber hat Luther „tragen“ so gebraucht. Überdies zeigt auch die alte übersetzung, dass nicht von Luther gesagt sein kann, er spiele mit dem urteil. Sie lautet: vestrae haereseos asseclae me hoc quoque nomine et judicio passim calumniantur, quod — — spiritus a me discesserit. Sicher gehört vielmehr „spielen tragen“ zusammen, ebenso wie wir sagen: spazieren fahren, ein kind spazieren tragen.

Was dies bedeute, wird freilich durch jene übersetzung noch nicht näher erklärt. Man möchte zunächst denken: herumtragen wie ein spielzeug, einen als spielzeug gebrauchen mit gerede über ihn. Nach der analogie mit „spazieren tragen“ möchte man aber erwarten, dass der getragene selbst irgendwie zum spielen kommen werde.

Auch hier hat nun Sievers weiter geholfen durch hinweis auf die reichen mitteilungen in Schmellers Bayer. wörterbuch ed. Frommann bd. 2 s. 664. Hiernach heisst „einen ausspielen“: ihn zum scherz und spott nachäffen. „An der Ilm“, sagt Schmeller, „ist besonders zur fastnachtszeit üblich das leut-ausspielen, wobei einzelne lächerliche begebenheiten, die sich das jahr über im orte ereignet, im kostüme und

mit den gebärden derjenigen, die sich dabei blosgegeben haben, zur belustigung der zuschauer scenisch vorgestellt werden". Schmeller führt auch an: „aufspielen über einen — ihn zum gegenstand der unterhaltung, gewöhnlich der boshaften, nehmen". Ferner erwähnt er ein „aschermittwochgericht der zwölf jungfrauen zu Burgebrach (in Oberfranken, Baiern) über eine ausgestopfte figur".

Hiernach wird Luthers sinn klar sein: die gegner verhöhnen und lästern ihn hin und her, wie man bei solchem brauch einen in effigie umhertrug, vorführte, spielen liess, lächerlich machte und wol auch aburteilte (vgl. jenes aschermittwochgericht). Dazu passt auch, dass Luther das urteil bezeichnet, das eben hiebei die gegner über ihn sprechen. Auch dass er diese gerade hier eine rotte nent, wird im zusammenhang damit bedeutung haben: sie gleichen den mutwilligen und boshaften aufführern jener spiele, die haufenweise herumzogen.

Von hier aus wird endlich auch die herkunft der bedeutung von „aufziehen" = sich über einen lustig machen, festzustellen sein. Grimms wörterbuch 1, 784 denkt an ein „ziehen auf die spötterbank", daneben auch an eine gleichbedeutung mit aufhalten, hinhalten; M. Heynes deutsches wörterbuch 1, 704 fg. ans leztere. Dabei steht fest (vgl. bei Grimm und Heyne), dass man nach dem älteren sprachgebrauch einen nicht bloss „aufzieht", indem man ihm selbst etwas vorhält, um sich über ihn lustig zu machen, sondern ganz algemein, indem man ihn um irgend einer sache willen und in irgend einer situation zum gegenstand des lachens macht. Als einfachste erklärung aber bietet sich nun gewiss der ursprüngliche sinn dar: man zieht ihn auf auf jener spottbühne; noch bestimter: man zieht ihn dort auf wie die am faden oder draht hängenden spielpuppen.

3. Quecksilber in den teich werfen.

Keine entscheidung, sondern nur eine vermutung oder frage wage ich mit bezug auf einen anderen, offenbar sprichwörtlichen ausdruck, den Luther in jener schrift s. 19 fg. gebraucht hat. Er führt dort aus: dem teufel zum trotz habe er mit saurer arbeit im gegensatz gegen die menschengebote wider die heilige schrift hervorgebracht usw.; jezt habe dagegen in seine und der seinigen mitte der teufel leute eingemengt, die seine lehre nicht dazu aufnehmen solten, um ihm in jener arbeit und jenem kampfe beizustehen, sondern um, während er und die seinigen vorne stritten, in ihr heer von hinten einzufallen und sie so zwischen zwei feinde zu bringen und desto leichter zu verderben.

„Das“, sagt Luther, „heisst (mein' ich ja) quecksilber in den teich geworfen“.

Die lateinische übertragung sezt an die stelle dieser worte ein offenbar auch sprichwörtlich gewordenes lateinisches bild: „Hoccine est floribus immittere austros“. Sie kann damit nur heisse südwinde meinen, welche den blumen verderben bringen.

Im Grimmschen wörterbuch (7, 2336) werden die worte Luthers auf die beweglichkeit des quecksilbers und seiner unendlich vielen kügelchen bezogen. Was soll aber diese in jenem zusammenhang? in ihm handelt es sich ja jedenfals um eine verderbliche wirkung, die das quecksilber im teich üben soll. Man müsste nur etwa an einen aberglauben denken, wonach das quecksilber dort mit seiner beweglichkeit verderbliche bewegungen oder stürme hervorbringen solte. Von einem derartigen aberglauben ist mir wenigstens nichts bekant.

Eben dort lesen wir aber, dass das quecksilber, und zwar namentlich nach Paracelsus, auch als gift diente, wobei dahin gestelt bleiben mag, in welchem zustand oder welcherlei zubereitung es so gebraucht wurde. Hat es nicht diese bedeutung auch hier? Es wird heimtückisch und heimlich in einen teich geworfen, um seine fische zu verderben. Man denke an die damals so zahlreichen fischteiche.

4. Wenn — — thät.

In bd. XXIII, 41 und 293 dieser zeitschrift wurden fünf belege mitgeteilt für die bedeutung von „thet“ = „entete“ = „nicht thäte, nicht wirksam oder vorhanden wäre“. Hier folgen zwei weitere aus Luther[1].

In der schrift wider Hans Worst vom jahre 1541 (Neudruck herausgegeben von Knaake bei Niemeyer 1880, s. 54; Erl. ausg. 27, 55) sagt Luther von den Papisten: Es ist nun dahin kommen, „dass sie das licht unverschämt scheuen, ja viel ding selbst itzt lehren, das sie zuvor verdammt, dazu nichts zu lehren hätten, wenn unsere bücher theten“.

In Luthers Bibelübersetzung 1. Kön. 21, 7 ist es zwar üblich geworden zu drucken: „Was wäre für ein königreich in Israel, wenn du so thätest“, und hiefür ist dann in der „revidierten Bibel“, sogenanten „Probebibel“ vom jahre 1883 (Halle, buchhandlung des waisenhauses) gesezt worden: „wenn solches geschähe“. Bei Luther aber hiess es: „wenn du thätest“. Mein herr college Burdach, mitarbei-

1) Vgl. dazu noch s. 43 dieses heftes. Red.

ter an der superrevision jener bibel, hat mich darauf aufmerksam gemacht als auf ein neues beispiel jener eigentümlichen ausdrucksweise, die also Luther ohne bedenken dort, bei einer rede der schlimmen königin Jesabel an ihren gatten Ahab, ohne bedenken auch fürs deutsch seiner Bibel verwante. Eigentümlich ist dort das verhältnis Luthers zum hebräischen grundtext. Dieser besagt nämlich eigentlich: „Du, nun übe königsmacht (dasselbe wort im hebräischen mit königreich) über Israel!" oder fragend: „du, übst du nun königsmacht usw.?" Und zwar ist dieses „üben" mit dem gewöhnlichen worte für „thun" (תַּעֲשֶׂה) ausgedrückt. Es fragt sich, wie weit Luther, der hier jedenfals selbständig, ganz abweichend von der falsch übersetzenden Vulgata, und zugleich frei übersezt hat, hiebei die einzelnen hebräischen worte genau verstand. Und hiebei mag ihm nun das „thun" im grundtext ein besonderer anlass gewesen sein, sein „Wenn du thätest" in der übersetzung anzuwenden, so sehr auch dessen sinn von dem des „thun" im hebräischen abweicht. Jedenfals aber wird er es in ebendemselben sinne, wie in den zuvor ausgehobenen belegstellen gebraucht haben.

HALLE A. S. JULIUS KÖSTLIN.

„IN BUS CORREPTAM" — EINE ANFRAGE.

Luther ruft 1530 in seiner „Vermanung an die geistlichen versamlet auff dem reichstag zu Augsburg" (Erl. ausg. 24² s. 363) den deutschen prälaten in erinnerung, wo sie wol nach dem Wormser reichstage geblieben wären, wenn damals ein prediger das volk zur gewaltsamen vertreibung der geistlichen aufgestachelt hätte: „— wäre nur ein prediger aufgestanden, der dazu geraten hätte, wo woltet ihr geistlichen itzt sein? In bus correptam!" Ebenso lesen wir in den tischreden (Erl. ausg. 61, 282) in einer schilderung des todes des wiedertäufers Hetzer: „Als er nun gerichtet werden und sterben sollte, da fuhre er auch in bus correptam. Denn das war sein leztes wort gewesen: Herr Gott, wo soll ich hin etc." An beiden stellen ist es also sichtlich sprichwörtlicher ausdruck für ein ende mit schrecken, ja wie es scheint, gradezu für die hölle. An der zweiten stelle gibt eine neuere ausgabe es sachlich zutreffend wider mit „in des teufels rachen". An der ersten umschreibt es J. Ficker in seiner bearbeitung der schrift für die Braunschw. Luther-ausgabe III, 353 mit: „zu scharfer busse, zu züchtigung". Weder du Cange noch Dietz geben auskunft und anhalt für das verständnis dieser sprichwörtlichen redeweise.

Ich möchte daher die aufmerksamkeit auf dieselbe lenken und fragen: kann jemand den ausdruck sonst noch in der litteratur nachweisen? kann jemand den schlüssel zur sprachlichen und sachlichen erklärung bieten? Dass an einen druckfehler nicht zu denken ist, beweist das vorkommen in zwei ganz verschiedenen schriften.

KIEL. KAWERAU.

THETE DAS, THET, THÄTE = MHD. ENTETE.

Die studien über Luthers sprache und die revision des bibeltextes lenkten auf das kaum beachtete *thet, thät* = mangelte, fehlte das, wäre das nicht vorhanden. Ich habe bd. XVI, s. 374 dieser zeitschrift aus Sebastian Francks sprichwörtersamlung und Conrad Dieterichs predigten über das buch der weisheit eine anzahl beispiele mitgeteilt, was den verfassern der beiden artikel ztschr. XXIII, 41. 293 entgangen ist. Dieser gebrauch ist süddeutschen denkmälern durchaus fremd. Dieterich war ein Hesse, von Hayna oder Gmunden, von 1614—1639 in Ulm. Ich füge zwei weitere belege hier bei. Boltes „Der bauer im deutschen liede 1890“ hat einen liederdruck von 1647 s. 15; str. 12:

König, fürsten und herren
Muss er mit gott ernehren,
Schlösser vnnd städt die weren nicht,
Hatten nicht zu verzehren
Wenn der bawer nicht thet.

Älter, wol noch in die zweite hälfte des 15. jahrhunderts gehörend, ist „Der bawrn lob“ s. 109 fgg. nürnbergisch. v 55 fgg.:

Ich lob dich, du edler bawr
Für alle creatawr,
für alle herrn auf erden
Der kayser muss dir gleych werden.
Dir scholt nymer geschehen kain layt,
Das sprich ich auff meinen ayt
Thestu, so müst mancher in sorgen allda.

Bolte fügt bei: etwa thetestu nit.

Vgl. Verwys-Verdam mittelnederl. woordenboek II, 240: *endoe, endede (en daet = en dade het), en hadde gedaen* wenn (eine person oder sache) es nicht getan hätte, nicht gewesen wäre, es nicht gehindert hätte“.

BONN. ANTON BIRLINGER.

PREDIGTLITTERATUR DES 17. JAHRHUNDERTS.

I.

Die katholische predigtlitteratur des 17. jahrhunderts ist viel zu wenig beachtet und gewürdigt — und doch erschliesst sich, besonders in den predigten der volkstümlichen Franziskaner und Kapuziner eine reiche, frische quelle für kultur- und sittengeschichte[1]. Die sprache ist meist für das volk berechnet, an treffenden gleichnissen, derben vergleichen und an humor fehlt es diesen kanzelrednern nicht. Für die gebildeten zuhörer gibt es citate aus lateinischen schriftstellern oder stellen aus der alten mythologie. Da kehren gewisse formeln wider, die sich bei den Kapuzinern bis in die mitte dieses jahrhunderts erhalten haben. Nachdem aussprüche der kirchenväter für die sache angeführt worden, wird als höchster beweis ein spruch eines griechischen oder lateinischen schriftstellers gegeben mit den worten „und selbst der blinde heide Ovidius“ oder „wie der blinde heide Cicero“ sagt. Die citate werden zuerst in lateinischer sprache, dann in deutscher gegeben, stellen aus lateinischen dichtern oft in gereimten versen. Ich habe mir einige verschollene predigtsamlungen aus jener zeit erworben, die ich mit vergnügen las. Eine führt den titel: „*Candelabrum apocalypticum septem luminaribus coruscans oder Apocalyptischer Leichter mit siben Liechtern und Facklen flammendt, das ist: Sibenfache Predigten durch siben Jahrgäng, auff alle Sonn- und Feyrtäg ieglichen gantzen Jahrs außgetheilt. Ersten Leichters oder ersten Jahrs Dominical oder sonntäglicher Theil. Verfasst und beschriben, wie auch mit nutzlichen Marginalien und viererley Registern aufs beste versehen. Durch R. P. F. Joannem Copistranum Brinzing, S. Francisci Ordens, der strengern Observanz, Straßburger Provintz Priestern und der Zeit ordinari Pfarrpredigern bei U. L. Frawen in Bamberg. — Stüfft Kempten, getruckt durch Rudolff Dreher, im Jahr 1677.* 4°. 451. s. Die register nicht eingerechnet. Der zweite teil: „*Ersten Leichters oder ersten Jahrs Festivalodenden feiertäglicher Theil*“ Kempten, im jahre 1681. 4° hat ohne register 544 seiten. Der erste teil ist „Dem Hochwürdigsten des H. Röm. Reichs Fürsten und

1) Einen Kapuziner-prediger aus dem 17. jahrhundert behandelte auf meine anregung mein freund Adolf Hueber in der schrift: Über Heribert von Salurn. Beitrag zur kunde deutscher sprache am ende des 17. jahrhunderts. Innsbruck, Wagnersche universitätsbuchhandlung. 1872. Birlinger hat schon seit 25 jahren diese litteratur gepflegt, und viele kapuzinerpredigten, wie werke der Franziskaner für sprache, sittenkunde, mythologie ausgebeutet.

Herrn, Herrn Petro Philippo, Bischoffen zu Bamberg und Würtzburg, Hertzogen in Francken", der zweite dem „Reverendissimo et celsissimo S. R. I. Principi Domino Domino Ruperto Abbati Campidonensi, Augustissimae Imperatricis Archimarschallo" gewidmet.

Der erste teil ist in demselben jahre erschienen, in dem Abraham a Santa Clara hofprediger in Wien wurde. Beide sind geistesverwante redner ihrer zeit. Auch Brinzing ist „volkstümlich und von mächtiger darstellungskraft"[1], auch er sieht in seinen predigten auf effekt und unterhaltung, liebt derbe spässe und wortspiele, geschichten und schwänke, prunkt nicht selten mit gelehrsamkeit, und man begreift, dass damals die leute lieber zu den kurzweiligen predigten giengen, als heutzutage zu den langweiligen erbauungsreden, die leider alzuoft von politik durchzogen sind.

Schon die inhaltsgaben im ersten register sind für unsern P. Johannes bezeichnend, z. b.: „Wie erschröcklich am jüngsten tag in dem förchtigen thal Josaphat das letste gericht seyn werde", „warheit bringt feindschaft", „wie man lebt, so stirbt man", „die welt ist eine betrogene wüste", „ein böses weib ist das grösste übel von der welt". „Am sontag Quinquagesimae. Thema: sepeliatur sepultura asini Jerem. 22, 19. Er soll in des esels grab begraben werden. Jerem. 22, 19. Innhalt. Leichpredig Bacchi deß Faßnachtgotts". „Das vertrunckne Elend", „Jetziger Welt Politic ist des Teuffels Hauß-Regel", „Großer Reichtumb, großer Untergang", „Ein Geitziger ist einem Wassersüchtigen gleich". Im festteile ist der inhalt ernster und weniger volkstümlich angegeben. — Charakteristisch ist die „Leichpredig Bacchi" I, s. 116 —125, eine wahre fastnachtspredigt voll humor und derben witzen.

In der erwartung, dass ein P. Franziskaner das gedächtnis seines redemächtigen mitbruders durch eine ausführliche besprechung und würdigung dieser predigten ehren wird, beschränke ich mich zunächst darauf, das sprichwort in diesen reden zu verzeichnen und anderes darüber mitzuteilen.

I. teil.

„Die wahrheit sagen bringt ungunst" s. 4.
„Der wolf artet den hofleuten nach" s. 17.
„Gar zu grob, wenn man es greiffen kan" s. 17.
„Wie man lebt, so stirbt man" s. 21.
„Wann das kind stirbt, so hat die gevatterschaft ein end" s. 57.

1) W. Scherer, Geschichte der deutschen litteratur 338.

„So muss man die füchs fangen“ s. 59.

„Böse weiber sind bissiger als die hund“ s. 60.

„Alles verthon vor meinem endt Macht ein richtigs testament“ s. 24.

„Beim wein ist es gut lustig sein, sprechen die durstigen brüder“ s. 150.

„Wenn den esel das futter sticht, so gumpt er“ s. 155.

„Fürwitz wird theur bezahlt“ s. 163.

„Man lebt wie hund und katzen“ s. 177.

„Gleich und gleich geselt sich geren, Der wolf sucht wölf und flieht den beren“ s. 199.

„Da ligt der haas im pfeffer“ s. 202. 297. 430.

„Der wolf grabt ihme selbsten ein gruben“ s. 205.

„Der loser an der wand Hört seine eigne schand“ s. 205.

„Untreu schlägt sein eignen herren“ s. 206.

„Stärker ist das gelt, Als sonst die gantze welt“ s. 208.

„Außwendig schön, inwendig faul Verführt das aug, betrügt das maul“ s. 329.

„Der fux wuste wol, wo der has im pfeffer lag“ s. 362.

„Du gehst auß oder ein, So steht der tod und wartet dein“ s. 374.

„Wer sich mischet under die klew, Den fressen die säw“ s. 395.

„Wer die wahrheit geiget, dem zerschlagt man die geigen am kopf“ s. 395.

II. teil.

„Was die alten sungen, So zwitzern die jungen“ s. 6[1].

„Je böser der mensch, je besser das glück“ s. 89.

„Zu hoff leben ist ein gefährlich leben, Lang z' hoff, lang z' höll“ s. 257.

„Es ist keen messer, das schärpfer schirt, Als wenn ein betler zum herren wird“ s. 263.

„Auf leid folgt freud“ s. 282.

„Wo der teufel nit kan, so schickt er ein böses weib“ s. 287.

„Wo der teufel nit hin kann, da schickt er ein böses weib“ s. 309.

„Böse weiber sind ärger als der teufel“ s. 287.

1) „Regis ad exemplum totus componitur orbis“ s. 5 wird damit glossiert.

„Der Teutsch sagt im sprichwort: Der neid wird zu hoff gebohren, in clösteren auferzogen und stirbt im spital“ s. 337.

„Das glück will einen neider haben“ s. 338.

„Der unschuldig muss leiden“ s. 338.

„Glück und glas, Wie leicht bricht das“ s. 344.

„Wer auf gott traut, hat wol baut“ s. 425.

Häufiger begegnen lateinische sprüche und versus memoriales, oft mit übersetzung in reimen.

I. teil.

„Tempus gemma pretiosius omni.

Die zeit ist das theurest auf der welt,
Wird nimmer kauft umb alles gelt“ s. 38.

„Die zeit verschwindt Wie rauch im wind,
Zergeht behendt, Wirdt nimmer gwendt“ s. 40.

„Sine crux et sine lux, ohne reu und laid, ohne buss und beicht“ s. 53.

„Qui tetigerit picem, inquinabitur ab ea. Wer mit bech umbgeht, der besudelt sich leichtlich“ s. 77.

„Figulus figulum odit, der hafner neidet den hafner“ s. 85.

„Etiam capillus unus habet suam umbram, auch ein kleines härlein hat seinen schatten“ s. 88.

„Anserum convivia sunt gratiora, mit den gänsen ist es gut essen“ s. 150.

„Quod cito fit, cito perit, was bald wird, das vergeht bald“ s. 165.

„Ut enim avis cantu, sic homo loquela notatur, dann gleichwie der teutsche poet singt:

Den vogel am gsang,
Den hafen am klang,
Die jungfrau am gang“ s. 199.

„Ex nihilo nihil fit, sagt der Lateiner im sprichwort: Auß nichts wird nichts, als wolt er mit dem Teutschen sagen: Arme leute haben nichts, wer nacher geht, der findet nichts“ s. 262.

„Felix quem faciunt aliena pericula cautum, wol dem, der an anderer leuten schaden witzig wird.

Wo so vil gefallen, Kan mir nit gefallen“ s. 359.

„Omne trinum perfectum, alles was sich dreiet, das ist volkommen“ s. 394.

„Deliberandum est diu, quod statuendum est semel, was einmahl muss geschehen, das soll zuvor wol erwogen sein“ s. 436.

II. teil.

„A Jove principium“ will mit dem Teutschen sagen: „Der erst geht voran“ s. 2.

„Qualis rex, talis grex: Wie der könig, also die underthanen, wie der pfaff, also die pfarrkinder, wie der hirt, also die schaff, wie der pfeiffer, also die dantzer“ s. 4. „Wie der hirt also sinnd die schaf, wie der pfaff, also die pfarrkinder“ s. 5.

„Non est conveniens cantibus ille color:
Traurig sein und schwartz sich kleiden
Tauget nit, wo lauter freuden“ s. 78.

„Volat irrevocabile verbum:
Das wort fliegt fort, kombt nit mehr her,
Nit haben gredt, oft besser wer“ s. 172.

„Qui cito dat, bis dat: Wer gschwind gibt, der gibt zweimal“ s. 203.

„Non est in pota saepe salute salus:
Gesundheit trinken Machet hinken“ s. 223.

„Vil getrunken, Hart gehunken“ s. 223.

„Insanire facit vel sanos copia vini:
Auch die weisen werden narren,
Fahren auf dem schellen-karren,
Wann des weins zu viel genossen,
Wann das glas oft eingegossen“ s. 223.

„Finis coronat opus: wans end gut ist, so ist alles gut, oder mit dem poeten zu singen:
Wol geschlossen, Gut geschossen“ s. 231.

„Exeat ex aula, qui cupit esse pius:
Willst bleiben fromm, Gen hof nit komm“ s. 257 u. 308.

„Omnia vincit amor:
Die lieb ist stark und überwindt,
Die lieb die ist, so alles bindt“ s. 260.

„Conveniunt rebus nomina saepe suis:
Was die sach von selbsten ist,
Zeigt der nam oft zu der frist“ s. 262.

„Hast du auch nomen et omen?
Ist dein nam Wie dein fam?
Ist dein prob Wie dein lob?“ s. 264.

„Fortunae comes invidia sagt der Lateiner im sprüchwort, will mit dem Teutschen sagen: Das glück will einen neider haben“ s. 277.

„Audaces fortuna juvat, timidosque repellit: Frisch gezuckt ist halb gefochten“ s. 324.

„Ubi nil potest leonina, assuatur pellis vulpina, sagt der politicus:
Kannst nichts mit gwalt außrichten,
Vorteil kann den handel schlichten,
Wo des lewen zorn nichts ist,
Gebrauch dich des fuchsen list“ s. 324.

„Solatium est miseris, socios habuisse dolorum, sagt der Lateiner im sprüchwort, will mit dem deutschen poeten singen:
Muss ich leiden und soll es sein,
Freut michs doch, bin nit allein“ s. 341.

„Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus:
Vil geschrei und wenig woll,
Außen läer und innen hol“ s. 378.

„Nunquam deorsum“ Nimmermehr under sich:
In der höh bei meinem gott
Halt ichs stet in freud und spot s. 401.

„Graviora non timet amor:
Dieß und noch vil mehr dazu
Acht die lieb vor lauter ruh“ s. 459.

Ich gebe noch eine reihe anderer stellen, welche freie übertragung zeigen.

I. teil.

„Lautam statim intulit coenam, quam non paraverat: Er hatte alsobald speiß und trank genug ohne koch und keller“ s. 63.

„Misit eum in carcerem: es half nichts dafür, er mußte fort ins nobishaus“ s. 69.

„Fortuna patitur invidiam, sagt der Lateiner im sprüchwort, als wolt er mit dem Teutschen sagen: das glück muss einen neider haben; oder mit dem poeten singen:
Gleichwie auf d' freud folgt gwisses leidt,
Also wirdts glück mit haß verneidt“ s. 79.

„Tollatur ergo e medio causa et cessabit effectus: So werf man dann ein solch stinkendes todten-aaß, einen solchen glüenden höllenbrandt auß der gemain hinauß in ein kothlachen, so wird das übel aufhören“ s. 223.

„Mortis inevitabile fatum
Aequa sorte destinatum
Mihi, tibi, omnibus.
Pomp und pracht,
Hoffart und macht,
Gelt und gut,
Freud und muth
Führt der todt ins grab am strick“ s. 267.

„Natat in aquis et saltat in terris:
Es schwimmt im wasser wie ein fisch,
Und springt auf erden wie ein hirsch“ s. 299.

„Mel in ore, fel in corde, das ist: Hönig im mund, gall im hertzen, als wolt er sagen:

Süß in worten und conversieren,
Aber schau, thues hertz probieren,
Für das hönig gibt er gallen,
Laß dir, freund, solch vögl gfallen“ s. 330.

„Plus dare non habes, plus petere nequis:
Mehr zu schicken ist nit mein,
Mehr begehren ist nit dein.“

„Plus dare non habes, plus petere nequeo:
Mehr zu geben ist nit dein,
Mehr begehren ist nit mein.
Nemb mir mein hertz, gib mir das dein.
Laß beede hertzen ein hertz sein“ s. 391.
„Nimb du mein hertz, gib mir das dein,
Laß beede hertzen ein hertz seyn“ II, 19.

„Tibi soli: Dein allein Soll alles seyn“ s. 393.

„Dulcis amor patriae, quem non bona patria mulcet, saxeus est adamas, bestia, nullus homo:

Gleich dem vich Halt den ich,
Härter als ein adamant,
Wie ein stein Muß der sein,
Der nit liebt sein vatterlandt“ s. 446.

II. teil.

„Ad omnia utilis:
Alles, was kann nützlich seyn,
Hat der palmbaum gantz allein“ s. 100.

„Numinis umbra:
Gottes wesen abgemahlt
Zeigt die tafel so gestalt" s. 111.
„Quid dico, minus dico:
Was ich sag, ist alls nit gnug,
Wer soll reden hier mit fug?
Aber was rahts? soll ich schweigen?
Gnug hier reden kan nit seyn,
Gar stillschweigen ist nit fein" s. 179.
„Fraena pati discant et durum quodque subire:
Juncti uno pariter foemina virque jugo:
Lehrne meiden, lehrne leiden,
Der du wilst im ehestand seyn,
Dann alldorten aller sorten
Findest schmertzen, creutz und pein" s. 234.
„Quantum potes tantum aude:
Mach es nur wies dir gefällt,
Tragt es ein, so ists schon recht.
Alles ist in dich gestelt,
Frage nur nach keinem recht.
Kanstu dirs zu nutzen machen,
Laß die welt darwider pochen.
Du must trutzen, du must pochen,
D' welt politic richt solch sachen" s. 317.
„Nusquam honestius moriar quam hic:
Nirgends werd ich besser sterben,
Nirgends grössers lob erwerben" s. 410.
„O suavis sors, o bona mors:
O süsses glück! o guter tod,
O schöner sieg! o gnad von gott!" s. 411.
„Omnia amato.
Nichts ist mein, Alles sein" s. 449.

Unser prediger liebt es, mit klassischen schriftstellern zu prunken und seine kentnis der alten litteratur mit historien und versen zu zeigen. Er wirkte ja zur zeit der renaissance, welcher der jüngere klerus mit besonderer liebe huldigte. Im „Elenchus alphabeticus auctorum, quorum potissimum opera in hoc de sanctis tomo sum usus" sind folgende schriftsteller des altertums verzeichnet[1].

1) Er macht die bemerkung: „Notes tamen velim, Lector candidissime, quod nullatenus me iactitem, quasi omnes legissem ego propriis in operibus, cum ob libro-

„Aelianus, Aristoteles, Aulus Gellius, Herodotus, Homerus, Horatius, Juvenalis, Lucanus, Martialis, Mela historicus, Ovidius Naso, Pausanias, Plato, Plautus, Plinius, Plinius junior, Plutarchus, Seneca, Solinus, Suetonius, Valerius Maximus, Virgilius Maro“.

Den aus lateinischen dichtern entlehnten versen gibt er eine gereimte übersetzung oder umschreibung bei. Ich gebe beispiele davon.

I. teil.

„Virgilius: Quid non mortalia pectora cogis
Auri sacra fames?
All hertzen zwingt,
All gmüther gwint
Deß golds sehr grosser hunger,
Das gelt die welt
Steiff gefangen helt,
Ist stärcker als der donner usw.“ s. 108.

„Quisque suum nomen portabat, quivis honorem:
Ein jeder gott sein namen hett,
Ein jeder trug sein ambt,
Was jeder zu verrichten hett,
Miech (sic!) ihn der welt bekannt“ s. 173.

„Audaces fortuna juvat timidosque repellit:
Frisch gezuckt ist halb gefochten.
Es fällt kein aich
Vom ersten straich“ s. 201.

„Horat. I. epic. 6. Et genus et formam regina pecunia donat.
Adl, gstalt, form, auch was da liebt die welt
Bringt bey, bezahlt und gibt das gelt“ s. 208.

Hor. I, ode 37. „Nunc est bibendum, nunc pede libero pulsanda tellus etc.: Bald essen, bald trinken, Bald frölich Ju schreyen,
Bald hupfen, bald springen, Bald führen ein reyen etc.“
s. 240.

„Grandia concessit liberalis pondera mundus:
Alles, was ich hab begehrt, Hat die welt mir geben:
Schöne gaben hats beschert, Darzu auch langes leben“ s. 269.

„Est amor ingratus, si non sit amator amatus:
Lieben und nit geliebt werden
Ist der gröste schmertz auff erden“ s. 277.

rum defectum ferme ordinarium vix ullus modernorum scriptorum hoc sibi arrogare ausit; multos tamen legi, ast plures ab aliis hinc inde citatos reperi et inserui“.

„Virgilius, der Poeten könig. Mille trahens varios opposto sole colores: Tausend färbig hochgeziehret
Brangt am himmel auffgeführet
In dem gwülck der regenbogen
Von der sonnen glantz erzogen“ s. 291[1].

„Omnia si perdas, famam servare memento:
Geht alls zu grund In böser stund,
Schau, bhalt dein ehr Dir wird nit mehr“ s. 303.

„Quo plus sunt potae, plus sitiuntur aquae:
Wer da vil hat, noch mehr begehrt,
Durchs trinken wird der durst vermehrt“ s. 376 u. 378.

„Facilis descensus Averni etc.:
Zum undergang ist breit der steg,
Ins höllish feur ist baut der weg“ etc. s. 403.

„Post nubila phoebus: Nach regen wirds gern schön, oder:
Es ist nun wahr, Kundt, offenbahr,
Auff trübe zeit Folgt fröligkeit“ s. 410. 411.

II. teil.

„Et via sublimis coelo manifesta sereno lactea nomen habet:
Am firmament ein weg sich weißt
Von milch, schön über d'massen,
Den potentaten allermeist
Zum himmel zeigt die strassen“ s. 56[2].

„Diesem Ludovico hätte der poet Martialis wol mögen jenen vers vorsingen, den er in seinem 4. buch Epigrammatum Septimo hinterlassen: O nox quam longa es, quae facis una senem?
Wie lang bistu, o tolle nacht,
Die junge haar so graw gemacht“ s. 129.

1) S. 293 gibt er die reime über den regenbogen:
„Will zwar was seyn, Ist doch nur schein,
Außwendig schön, Inwendig nichts,
Verführt das aug, Spott des gesichts.

2) Über die milchstrasse sagt er s. 55: „Die milchstrassen, von dem gemeinen mann aber Via sancti Jacobi: Sanct Jacobs straße. S. 56. Endtlich fingieren die poeten, es sey via lactea dia Jacobsstrassen deßwegen genennt, weilen die himmlische Juno an selbigem ort Herculem und Mercurium die götter mit ihrer milch getränkt und solch schöne farben hinderlassen. Andere aber als wie Ovidius und Maro sagen: Es sey die strassen, durch welche könig und kayßer, fürsten und potentaten gen himmel fahren“.

„Foecundi calices, quem non fecère disertum? singt zwar Horatius Flaccus, der Venusinische poët:

Wer truncken hat vom siessen wein
Soll dessen zung ja bredt gnug seyn“ s. 143.

„Unde? Tam subito corvus, qui modo cygnus erat:
Woher? Ein schwartzer rapp und jener mann,
Der weisser war, als nie kein schwan“ s. 258.

„Magnum iter ascendo, sed dat mihi gloria vires,
Non juvat ex facili lecta corona jugo

hat unser betler mit Propertio dem poeten gesungen:

Raucher weeg steht noch bevor,
Förcht mir nit, der glory thor
Steht mir offen, Das macht hoffen,
Leichter streit Verdient kein freud“ s. 366.

„Ovidius der poeten printz und könig in seinem buch de arte amandi singt so:

Qui non vult fieri desidiosus, amet:
Lieb, so wirstu nimmer träg,
Lieb, so hastu gschäfftig täg“ s. 401.

Heiter stimt folgende stelle, bei der am rande Homer e. 5 I(l)iad steht:

„Hermenides, der berühmt kunstvoll trojanische baumeister, wie Homerus singet, ward also sehr von Minerva, der königin, geliebt, dass sie ihm einst anerbotten, er solle von ihro begehren, was er immer wolle, so werd ers erhalten. Worauff er lüstiglich:

Lingua ferat regimen, supplimat ipsa necem:
Meiner zungen gib die kraft,
Ubern todt, daß hab sie macht.

Welches er auch glücklich erlangt; Mieche (sic) alsobalden die prob, eilete zu dem verblichenen todten-cörper Latoma seiner holdschafft, (welche die eifersüchtige Juno umbs leben gebracht), berührt selbige mit seiner zung. Et ecce und nemmet wahr! Jussa redire parat:

Sie lebt, steht auff, geht heim nach hauß,
Danckt ihrem mann schön überauß“ s. 166.

II, s. 3 beruft der prediger sich suf Diodorus 6. buch und erzählt: „Gandericus der Wandalische könig fragte einest bei einem panqueth oder mahlzeit Socraten den weltweisen, was er darvon hielte, wem ein monarch, ein könig, ein kaiser, ein obrigkeit von füglichsten zu vergleichen wäre? Auf welchs Socrates: Oculo; einem aug.“

An ähnlichen anachronismen und irtümern fehlt es bei den eingefügten „historien“ nicht. So liest man I, 17: „in der weltberühmbten insel Ponto, in welcher Cicero sein exilium und elend außstehen mußte“, und I, 419 „Rosimunda, könig Heinrichs in Engelandt angehende gespons und braut, wie Aulus Gellius schreibt, brannte dermassen in feuriger liebe auff gegen ihrem gemael könig Heinrichen, daß sie sich nicht gescheuet, aiter und gifft auß seinen wunden mit ihrem eigenen mund herauß zu saugen usw.“

Noch einige beispiele der übertragung aus spätern lat. gedichten:

„Mille annis jam peractis
Nulla fides est in pactis,
Mel in ore, verba lactis,
Fel in corde, fraus in factis:
Schon über tausent jahr man zehlt,
Daß man kein glaub noch trew mehr hält,
Sieß wort im mund, doch lauter lug,
Im hertzen gall, im werck betrug.“ I, s. 295.
„O felicem sortem
Talem occumbere mortem,
O wie ein grosses glück
Bringt ein solch letster augenblick“ I, 247.

„Wer sollte da nit billig auffspringen und mit dem newen poeten weinendt singen:

Eheu! quid homines sumus?
Et pulvis et cinis et fumus.
Unser leben kürtzlich besteht,
Wie der rauch im wind zergeht“ I, 369.

Dass hymnen und sequenzen vom prediger benüzt wurden, ist selbstverständlich. Jedoch gebraucht er dieselben seltener, als man vermutet. Einige beispiele:

„Vagit infans inter arcta conditus:
Eingefätscht in windelein
Weint das kleine kindelein“ I, 315.
„Loquens magnis parvulis
veritatis jaculis
aeque feriebat:
Allem z'gleich, arm und reich
Hat die warheit er gesagt,
Niemand gscheudt, alle gmahnt.
Blibe immer unverzagt“ I, 431.

„Qui Paraclytus diceris,
Donum Dei altissimi,
Fons vivus, ignis, charitas
Et spiritalis unctio.
Du wirst der tröster recht genant,
Ein gab vom hohen himmel gsandt.
Du bist die lieb, der brunn, das feur
Uns armen auff der welt zur steur“ II, 115.

„Veni creator Spiritus
Mentes tuorum visita,
Imple superna gratia
Quae tu creasti pectora:
Komb heilger geist, erforscher der welt,
Besuche die gmüther̄, wies dir gefält,
Erfülle mit gnaden vom himmel herab
Die hertzen erschaffen durch deine genad“ II, 122.

„Mors est malis, vita bonis.
Vide paris sumptionis
quam sit dispar exitus:
Todt und leben
Kan es geben
Beden eins zu gleicher frist.
Nutzt dem grechten,
Schadet dem schlechten,
Schaw, wie ungleich dises ist“ II, 154.
„Sacra beato conjuge,
Sacratior e filia,
Nepote sacratissima:
Heilig ist sie durch den mann,
Höher bringts die tochter an.
Das größte lob doch ihr entsprießt,
Weil Jesus ihr enkel ist“ II, 234. 238. 244.

„Ave maris stella
Dei Mater alma:
Sey gegrüßt, o meeresstern,
Grosse mutter unsers herrn“ s. 271.

„Ergo vivit, Nam adivit,
Aeternae vitae gaudia:

So lebt er dann Der seelig mann,
Weil gott ihm geben Das ewig leben" II, 366.

Ähnliches I, 119. II, 102, 149.

Das alte kirchenlied:

„Christ ist erstanden
Von seiner marter alle
Deß sollen wir alle froh seyn,
Christus will unser trost seyn. Alleluja"

bildet den schluss der osterpredigt. II, s. 67.

Einigemal wird ein deutscher poet angeführt, z. b.: „Ich aber beschließ es mit dem teutschen poeten, sag und sing dir also:

Mein rath will ich dir geben,
Bitt, sey mir nit entgegen,
Lieb gott mehr, als die welt.
Das bringt allhier die gröste freud
Und dort die ewig seeligkeit:
Laß die welt fahren
Bey deinen jahren" I, 271.

„Du bist auß jener leuthen zahl, von welchen der teutsche poet singt:

Viel schmeichlen und liebkosen,
Sie reden zucker und rosen,
Seynd unter augen gut,
Beynebens ist ihr hertz ein schalck,
Gefüttert mit dem katzenbalck,
So vornen freundlich lecken
Und hinden hecken" I, 297.

„Was der teutsche poet singt:

Wir streben auff der welt
Nach vilem gut und gelt,
Und wann wir solches erwerben
So legen wir uns nieder und sterben" I, 373.

Der schlussvers lautet I, 375:

„So fallen wir nieder und sterben".

„Lingua Deorum! Das ist die zungen der götter! oder wie es der teutsche poet vertiert:

Weil die himmel uns betrohen,
Ghorchen wir gar gern all.
Diese stimmen seynd vom hohen
Unser götter zorn — schall" II, 173—175.

„Auf gott und unser liebe frawen
Steht all meine hoffnung und vertrawen:

singt der einfeltige teutsche poet“ II, s. 269.

„O schöne gottes hand,
Wie bist allhier zu land
So schmerzlich zu gedulden,
Ach, wie muß man so theur
In diesem strengen feur
Bezahlen alle schulden“ II, s. 375,

wobei am rande steht: „Der teutsche poet in einem bekannten gesang“.

„Die viertzigste predig. Am vierzehenden sontag nach pfingsten“ I, 362—67 schliesst mit den reimen:

„Mein rath will ich dir geben,
Bitt, sey mir nie entgegen:
Lieb gott mehr als das gelt,
Das bringt allhier grosse freud
Und dort dir ewig seeligkeit.
Laß gelt und gut fahren
Bey deinen jahren. Amen“,

die wol dem prediger angehören. — Die reime:

„Vor geübt Macht beliebt“ I, 436

und: „Jung von jahren Schön von haren,
Schmal von länden, Weiß von händen usw.“ I, 437

sind vermutlich entlehnt.

Den alten spruch: „Trink und iß Gott nicht vergiß“, ändert er in:

Trink und iß Gott vergiß,
Verschwitz deine ehr Dir wird nicht mehr“

um das lateinische: „Ede, bibe, lude, post mortem nulla voluptas“ zu geben.

Obwol Brinzing die meisten seiner historien und exempel der bibel oder der mythe, legende und geschichte entlehnt, so bringt er auch volkstümliche anekdoten und erzählungen bei. So z. b. II, s. 83 die bekante geschichte von einem besoffenen bauern, die man in „G. Görres und Fr. Pocci's festkalender“ in versen findet. Am rande steht: „Ein schöner schimpf von einem vollen bauern“, im register: „Philippus mit dem zunamen Bonus stelte einst einen lächerlichen bossen mit einem bezechten bauern an. NB. ist ein gutes ostermährl. Historia lepidissima.“ Ich gebe dies exempel volständig zur probe: Philippus, mit dem zunamen Bonus, der gute, königliche gubernator

uber die spanische Niderland, der hat einest einen lächerlich- doch denkwürdigen schimpff angestellt. Es fande dieser hertzog, als er einsmals bey schon anbrechender nacht heimb nacher hoff fahren wolte, auff der offenen strassen dort ligen einen toll, plitz, platz, sternvollen bauren, welcher mehr todt als lebendig zu seyn schine, wo ihn nit daß helle schnarchen noch empfindtlich zu sein verrathen hette: volutatus in luto ac sordibus, quas vomuerat: sagen die authores: er sey in doppletem koth und unrath gelegen, theils in jenem, so die gassen von sich hätte, theils in dem, so er selbsten gemacht. Disen nun befilcht der fürst, solle man alsbald auffheben, in ein caroschen werffen, und mit nacher hoff bringen: dictum factum: was der herzog befohlen, das wurd gehorsamlichst vollzogen, usw. Der gut toll- und volle Hensa, kam nun nacher hoff, wie der Pilatus ins credo, wußte aber so wenig von sich selbsten, als ein stock auff der gassen, man müßt ihn aus der gutschen heben, ihre vier die stiegen hinauff tragen, und wäre vonnöthen gewesen, man hätt darzu gesungen:

Schau Hensa schau!
Bist du nit ein sau?
Da trägt man d'sau die stiegen auff,
Wers sehen will, der schnauff und lauff:
Schau Hensa schau.

So bald nun dises newe hoffschwein (sit venia verbo), hab wollen sagen, diser newe hoffjunker, doch seiner selbst unwissendt, in das zimmer gebracht, würd er auß befelch des hertzogs außgezogen, säuberlich gereingt, auff hochspanisch, mit einem stolzen knöbelbart barbiert, und also in dem allerschönst- und kostbahrlichsten zimmer deß gantzen pallasts, in das herrlichste beth einlogiert. Es hat diser gute höffling nit vil wiegens, noch zu singen gebraucht, dann, somno vinoque sepultus, er schliefe so munter unnd schnarchte so holdseelig, daß es schine, auß der hoffhaltung wär gähling ein rauschendte schneidtmühl worden. Jetz hört wunder! Zu morgens nit gar früh, sonderen in dem die schöne sonn schon wol einen zimlichen zirkel ihres creises abgemessen, und unser newer hoff-cavalier den rausch allgemach außgeschlaffen, da erwacht er endlich, sicht hin und wider, verkehrt die augen, als wie ein kalb im stattelbogen, verwundert sich nit wenig, daß sein, sonst so harter strohsack, in ein so weiches federbeth verwandlet; greift auff den kopff, und ziecht herab ein überauß kostbahre, mit gold und perlein gestickte schlaffhauben, trähts in den händen afftermahls herumb, kan den handel nit genugsamb fassen, setzt doch wider auff, und fragt sich selbsten voller frewden: sumne ego vel alius?

bin ichs, oder bin ichs nit? die kunstvoll- und überkostbahre vorhäng an dem beth, der gantz pur vergulte himmel der bethladen, die schön planiert und kunstlich außgemachte stohlen und säulen machen ihn allgemach glauben, er sey einmal kein baur mehr, sonderen entweders in die zahl der götter mit der Minerva verzuckt, oder in einen könig, wie Diomedes, verwandlet. Endtlich springt er voller frewden auß dem beth, siehet noch mehr schönes an den tapezereyen, schillereyen, gemählten usw. Under andern aber einen spiegel, der das gantze zimmer gleichsamb in einem epylogo oder kurtzen begriff kunstlich repraesentierte: vor disem stund nun unser Gouernier mit so begihrigen augen, daß er schine gar verzuckt zu seyn. Nichts aber auß allem, was er darinn gesehen, gefiele ihm besser, als sein spannischer bart, schrye deßwegen nimmer zweifflendt, sonderen voll deß glaubens auff: Mein aydt ich bins. Ja du bists, aber-was? der alt bauren Hensa, und sonst gar nichts. Indessen, ex condicto & jussu principis, lieffen der diener, der laqueien, der bagi, der edelknaben, der hoffjünkeren so vil zu, daß das zimmer angefüllt wurde; einer brachte pantofel, der ander hosen und wammes, der dritte kragen und handdezel, der vierdte etwas anders; warteten dem frembden printzen nit anderst auff, als wär er ihr natürlicher herr und fürst: Aller aber reden und anbringen war insgemein: sie erfrewen sich hertzlich, daß ihro durchl(aucht) die verstrichene nacht so süeß geruhet und so glücklich passiert hette.

Nach disem allem, in dem er angekleydt, der regierung nun würklich sich undernommen, sagt Archimedes Christianus: so hab er sich also maisterlich in den handel geschickt, daß mäniglich hett glauben sollen, er wäre ein gebohrner printz: tot felicitatibus beatus, tot honoribus affectus, in aulâ se habuit, non ut rusticus, sed ut heros horum, ut eorum princeps: dann durch so vil gluckseeligkeiten groß gemacht, und durch so vil ehrentbietungen angefrischt hat er sich zu hoff nit als ein baur, sonderen als ein fürst eingefunden: bey der taffel, nach der taffel, under tags, ja die gantze zeit seine grandeza also spannisch spendieret, daß er bey sich selbsten, und alle, so deß spils unwissendt, vermeynt, ja geschworn hätten, hic est: der ists: allein mit anbrechendem abendt, under wehrendten nachtessen name auch sein regiment ein endt: dann der hertzog Philippus in persohn, als andere cavalier, so schon darzu underrichtet waren, deckten den guten bauren, so der zeit einen regenten, wenigsts bey sich selbsten und seiner einbildung nach vertretten, also mit trinken in dem allerkostbähristen wein zu, daß er, wie deß anderen tags, abermal plitz, platz, stern voll worden, in jenes orth, wo er gestern gefunden, mit seinen alten bau-

ren kleyderen getragen, in dem koth vorlieb nehmen müeßte, usw. Da hett dann der spaß ein end, das regiment gwann ein loch, der hoff war voller lachens, und der gute baur wußte nit wie vil es geschlagen, usw. Die einbildung allein von seiner gewesenen glueckseeligkeit blibe noch in der memori, wie er aber darzu und darvon kommen, wußte er weniger, als der esel von der lauten.

Unter den vielen historien und fabeln, die nicht fremd sind oder verbreitet waren, kann ich nur folgende nennen: Historia faceta oder lächerliche geschicht von einem doctor medicinae mit seinem gumpeten maulesel I, 154. — Histori von dreien studenten und einem teufel, welcher ihren diener vertreten I, 162. — Lustige histori von einem schalksnarren und seinem glückshafen auf dem reichstag zu Regensburg I, 196; im zweiten teile: die weitverbreitete legende, wie eine klosterjungfrau sich die schönen augen ausgestochen habe, um einen in sie verliebten jüngling von böser liebe zu heilen I, s. 306, die bekante legende von Theophilus II, s. 205, der eine ähnliche legende von einem jüngling in Regensburg folgt s. 205. Von Skanderbegs säbel, der so gut, dass er einen geharnischten mann entzweien können s. 170.

Unser prediger greift aber auch zu fabeln, um sittenlehren zu geben, so z. b. „Fabel vom kranken löwen, ehrabschneiderischem wolf und dem lustigen fuchs“ I, 205. „Fabel vom löwen, bären, wolf und fuchsen, wie der fuchs sich höfflich entschuldigt, daß er nit in deß löwen hölen möchte“ I, 359. „Fabel abermahlen vom löwen, bären und fuchsen, wie sie mit einander auf die jagt gezogen und den raub geteilt haben“ I, 393.

Für kulturgeschichte, alte bräuche gibt der prediger auch einige beiträge. So berichtet er über das „blindemausen“ (blinde kuh) folgendes: „Das blindemausen macht mir den eingang! wer es nicht kann, den will ich es lehren; merkt wol auf: beim blindemausen, welches die kinder, die buben, die mägdlein, die jugend vor all anderer kurtzweil gern treibt und oft spilt, da finden sich ein dreierlei sorten der leut und persohnen. Erstlich sein die zuseher, welche da nit mit spilen, doch aber kurtzweil halber dem spil gegenwärtig seynd und zu schawen: hernacher ist der jenig, welcher den blinden führt und mit verbundenen augen suchen muß; und letstlich seyn die, welche in das spil gehören, mit machen, sich verbergen und suchen lassen. Wann nun der gute tropf, welcher zum suchen verdampt ist worden, sein ambt zu verrichten allgemach anfangt, hin und wider mit blind verbundenen augen und außgespanten armben seine mitspiler suchet, so muß er sich in der warheit nur zur gedult richten, des zupfens, des

rupfens, des vexierens, des verlachens, des anführens ist kein end; bald ertapt ihn einer beim armb, ein anderer beim haar, der dritte beim küttel, der viert beim fuß, der fünft oder sechste anderstwo und muß sich also nur darein schicken, biß er einen erwischt; under dessen aber hat er vil gefahren und elend zu gewarten, er stoßt als ein blinder hinden und vornen an, er lauft an stül und bänk, an tisch und öfen, an mauren und wänd, ja büeßt so oft ein, daß ihme das suchen verlaiden möchte, doch hilft nichts darfür, so lang und viel muß er der sucher seyn, biß er endlich einen ertapt, an sein stell bringet und erlößt. Und was noch das ärgist und elendest ist, weil nit alle im spil, die gegenwärtig, sondern theils leut auch nur Spectatores und zuseher seynd, so bekommt der blinde tropf oftermals den unrechten, ergreift einen, der nur zusicht und nit mit macht, vermeint der handel seye gewonnen, hebt ihn freudig stark, thut die larven eilends herunder, aber spürt erst am end, wann er die augen aufthut, daß es gefählt ist; da lachen ihn alsdann auß seine gesellen und gespilen, seine mit-consorten und zuseher, mit einem wort, er wird zu schanden, muß den spott zum schaden haben und entweders auf ein newes vorthun und wider anfangen oder aber gar vom spil ausgeschlossen seyn und hinder den ofen schlieffen. Dieß ist und heißt blindemausen, ist also in diesem spil nit alles gold, was glantzet, nit alles aigen, was man erhascht, nit alles gewinn, was man fangt". I, 167. 68[1].

Auf den totentanz beziehen sich I, 374, 375 die stellen:

„Du gehest aus oder ein,
So steht der tod und wartet dein".

„So komt der tod und heisst: Vade mecum:
S'ist auß mit dir,
Komb her mit mir,
Leg ab den crantz
Zum todtentanz".

In der ersten predigt des zweiten teiles bespricht er neujahrswünsche und geschenke und weist diese sitte schon bei den alten Römern und Cretensern nach. S. 2. Ausführlicher spricht er s. 222 fgg. über das gesundheittrinken. (Am rande steht: „Vor alter hat man auch schon dapfer gsundheit trunken" und er beruft sich auf den h. Basilius, den hönigflüssenden kirchenlehrer Ambrosius und Augustinus

1) In ähnlicher weise beschreibt P. Conrad von Salzburg das blindemausen in einer predigt: Fidus salutis monitor (Salzburg 1683) s. 120. Ich habe die stelle in meiner schrift: Das deutsche kinderspiel im mittelalter (Innsbruck 1873) s. 44 mitgeteilt.

den grossen), wie über die luftgeister. „Nicht alle verstossene engel sind in der höll, sondern deren vil sind bei uns in der welt, in dem luft" usw. I, 85. 86. Auch über die Sagittarii, die pfeilschützen, die mit hilfe des teufels hinschießen und den entferntsten verwunden, macht er grössere mitteilung II, 137. Es sind dies die sogenanten „freischützen".

Bei der so häufigen vorführung von aussprüchen der apostel, kirchenväter und dichter usw. lässt er es an rühmlichen epitheta der autoren nicht fehlen, z. b. „Der weltprediger Paulus" II, 1, „Der grosse weltprediger Paulus" II, 333. „Mathäus, der geheime secretarius der allerheiligsten dreifaltigkeit" I, 201. „Der hönigfließende Ambrosius" I, 279. „Der hönigfließende Bernardus" II, 71. „Daniel der Goldfromme" I, 127. Auch die heidnischen schriftsteller nent er nicht blind, sondern gibt ihnen ehrende bezeichnungen, z. b. „Der römische wolredner Cicero", II, 1. „Der weise Seneca" II, 20. „Ovidius der poeten printz und könig" II, 401. „Der berühmte poet und gewaltige reimendichter Martialis" I, 191 usw. Esopus nent er aber den „wunderbarlichen Fabelhans" I, 78.

Ein frisches leben gewinnen diese predigten durch die anreden an die zuhörer, mit denen er manchmal gespräche führt. Die gewöhnlichen formeln sind: „Werthiste zuhörer", „Andächtige zuhörer", „Liebste zuhörer", „Herzliebste zuhörer", „Andächtige, außerwählte, allerliebste zuhörer", „Außerwöhlte, andächtige christen, allerliebste zuhörer", „Andächtige brüder und schwestern", „Andächtige hertzen", „Außerwehlte hertzen", Allerliebste hertzen". Eine stehende formel ist „Ewre lieb und andacht". Oft benent er aber auch seine zuhörer „sünder". „Hast du es gehört, mein sünder?" I, 7. 11. „Da merkt auf, ihr sünder und sünderin, da spitzt ewere ohren, ihr kinder der welt" I, 23, vgl. I, 41. 67. 70. Er wendet sich aber nicht nur an seine zuhörer, sondern in apostrophen an heilige und andere personen, z. b. „Holla, weiser Salomon, ein andere gleichnuß her!" I, 279. „Pfui dich, David!" I, 317. „Aber holla, Pilate, gemach an, gemach an, wo hinauß?" I, 432.

Zum schlusse noch eine probe: „Bey den durstigen zech- und saufbrüdern ist ein algemeines sprichwort, welches also lautet: Anserum convivia sunt gratiora, das ist: Mit den gänsen ist es gut essen; wollen sagen: gleichwie die gäns auf faiste waiden, langes gras, gutes fueter und grüne heiden nit lieben, achten noch verlangen, es sey denn darbey ein nasse pfütz, kühler bronnen oder wasserstrom, in welchem sie ihre durstige zungen zum offtermahlen befeuchtigen, abkühlen, ein-

netzen und laben können; also und auf gleiche weis lieben sie diejenige tisch, häuser, mahlzeiten, bruderschaft und zusammenkunften am eifrigsten, wa der weihbronner bier oder wein ist; wa der geseng gott herr wirth ist, wa der schenk ein juncker keller ist, und wa der trinkauß jungfrau köchin ist. Mit einem wort sagen die saufbrüder, da ist es gut gast seyn, wo das tranks ein mühlrad treibt, wa der trukne tisch abgeschafft ist, wa der gläser und kannen so vil auf der tafel, als stund im sommerlangen tag" I, 150.

GUFIDAUN. IGNAZ ZINGERLE.

KONRAD HOFMANN.

Am 30. september 1890 starb in Waging bei Traunstein, wo er sich in den sommerferien zur erholung aufzuhalten pflegte, K. Hofmann, professor für altdeutsche und altromanische sprache an der Münchener hochschule.

Alberich Konrad Hofmann war geboren am 14. november 1819 in der oberfränkischen Benediktiner-abtei Banz in der nähe von Bamberg. Sein vater war herzoglicher rentamtmann daselbst. In Banz inmitten einer schönen natur verlebte er seine kinderjahre. In Bamberg durchlief er die 6 klassen der dortigen vorbereitungsschule in drei jahren und wurde 1830 ins gymnasium aufgenommen, das er 1837 absolvierte. Hofmann bezog zunächst die Münchener universität, ohne sich über die wahl seines künftigen lebensberufes völlig klar zu sein. Von 1837—43 hörte er philosophische, medicinische, endlich philologische vorlesungen. Durch Massmann und Schmeller erhielt er die ersten anregungen für die germanische philologie. Nachdem er sich endgiltig zum studium der philologie entschlossen hatte, besuchte er Erlangen, Leipzig und Berlin. Er trieb namentlich orientalia, sanskrit, zend, arabisch und palaeographie. Am 29. januar 1848 promovierte er in Leipzig mit einer abhandlung über eine upanishad; die dissertation wurde aber nicht gedruckt.

Im jahre 1850—51 hielt er sich in Paris auf. Die französische reise übte eine nachhaltige wirkung auf seinen ferneren studiengang aus, indem er hier zum ersten mal dem romanischen nahe geführt wurde. Auf den bibliotheken lernte er das französische mittelalter direkt aus den quellen kennen, von denen er eine grosse anzahl in eigenhändigen abschriften besass. Er kehrte nunmehr wider nach München zurück. Schmeller nahm sich seiner an und gewann ihn für die universitätslaufbahn. Noch während seiner aktivität schlug ihn Schmeller der fakultät als nachfolger vor, indem er selber von seiner professur zurücktreten wolte (vgl. J. Nicklas, Schmellers leben und wirken s. 163 fg.). Der tod Schmellers am 27. juli 1852 erledigte die stelle rascher, als alle beteiligten es gedacht. 1853 wurde Hofmann ao. professor an der universität; 1853/54 war er zugleich als praktikant an der hof- und staatsbibliothek tätig und benüzte diese zeit dazu, den von Schmeller so musterhaft geordneten handschriftenschatz, vornehmlich den deutschen teil durchzuarbeiten. 1853 wurde er auch ao. mitglied der akademie der wissenschaften zu München. 1856 erfolgte seine ernennung zum ordentlichen professor, 1859 zum ordentlichen mitglied der akademie. 1857, 1858, 1859 machte er mit königlicher unterstützung wissenschaftliche reisen

nach Paris, London, Oxford, St. Gallen und Bern, um studien auf dem gebiete der germanischen und romanischen sprachen anzustellen (vgl. Gelehrte anzeigen der k. bayer. ak. d. wiss. bd. 50, 1860, nr. 13—16). In seinen vorlesungen umfasste er anfangs ein sehr weites gebiet, indem er neben romanisch und germanisch bis 1864 auch über sanskrit und palaeographie vortrug. Am 13. oktober 1869 wurde er officiell neben dem altdeutschen auch mit der vertretung des altromanischen an der Münchener hochschule betraut. Bis zum schlusse des lezten sommersemesters hielt er collegien, und zwar pflegte er meistens im semester zwei grosse vierstündige und zwei kleine, zwei- oder einstündige vorlesungen aus beiden gebieten zu halten. 1871 war er zum mitglied der königl. dänischen altertumsgeselschaft ernant worden.

Aus Hofmanns privatleben ist mitzuteilen, dass er sich 1853 zum ersten male vermählte mit Marie Krause, der tochter des philosophen Krause. Sieben kinder entsprangen dieser ehe, drei von ihnen giengen dem vater im tode voran. 1884 gieng Hofmann eine zweite ehe ein.

Hofmann entfaltete namentlich in der ersten zeit seiner akademischen laufbahn eine rege schriftstellerische tätigkeit. Von seinen textausgaben sind zu nennen Amis et Amiles und Jourdain de Blaivies 1852; 2. aufl. 1882; Girartz de Rossilho 1855—1857; Primavera y flor de romances 1856 (mit Ferd. Wolf zusammen); Joufrois 1880 (mit Muncker); unvollendet blieben eine ausgabe der Chanson de Roland nach der Oxforder und Venediger handschrift und Karls des grossen pilgerfahrt anglonormännisch, kimrisch und englisch, beide im verlag der k. bayer. ak. d. wiss. 1866, aber nicht im buchhandel ausgegeben. Von deutschen texten führe ich an das Hildebrandslied 1850 (mit Vollmer); Lutwins Adam und Eva 1881 (mit Wilh. Meyer); unvollendet wider Reinaert de Vos nach der Brüsseler und Comburger handschrift. Zahlreiche textkritische und litterarhistorische aufsätze veröffentlichte Hofmann in den Abhandlungen und Sitzungsberichten der Münchener akademie; in den Denkschriften erschienen Guillaume d'Orenge (abh. VI, 3, 1852); ein katalan. tierepos von Ramon Lull (abh. XII, 3, 1871); Zur textkritik der Nibelungen (abh. XIII; 1, 1872); Die altburgundische übersetzung der predigten Gregors über Ezechiel (abh. XVI, 1, 1881). Über Schmeller hielt er 1885 eine rede, welche in den Denkschriften der akademie vom selben jahrgang veröffentlicht ist. Schon früher hatte er in den Gelehrten anzeigen der akademie bd. 40, 1855 nr. 14—16 über des sel. Schmeller amtliche tätigkeit an der k. staatsbibliothek, und nr. 33 über Schmellers litterarischen nachlass berichtet. Von schriften Hofmanns, welche der geschichte, nicht der philologie im engeren sinne zufallen, nenne ich Quellen zur geschichte Friedrichs des siegreichen, bd. I Matthias von Kemnat und Eikhart Artzt; b. II Beheim und Eikhart Artzt, erschienen in den Quellen und erörterungen zur bayer. und deutschen geschichte II u. III 1862 und 1863; dann das Spruchgedicht des Hans Schneider über Ulrich Schwarz von Augsburg in den Sitzungsberichten der akad. 1870 I. Neben diesen grösseren arbeiten, deren blosser titel ohne weiteren kommentar bereits wol ein genügend deutliches bild von Hofmanns vielseitigkeit und weitumfassenden studien gibt, laufen noch viele kleinere artikel her, die in den Gelehrten anzeigen und Sitzungsberichten der akademie, in Vollmoellers Roman. forschungen, in der Zeitschrift für deutsches altertum usw. veröffentlicht wurden. Ein verzeichnis dieser oft sehr wertvollen schriften findet sich im Almanach der königl. bayer. akad. d. wiss. für das jahr 1884 s. 192 fgg. Bemerkenswert ist noch Hofmanns rede über die gründung der wissenschaft altdeutscher sprache und litteratur, erschienen im verlag der akad. 1857.

An Hofmanns textkritischen arbeiten wird sein scharfsinn in entzifferung schwieriger handschriftenstellen und bei herstellung des verderbten wortlautes gerühmt. Bei seinen litterargeschichtlichen schriften gab ihm seine ausserordentliche vielseitigkeit und seine grosse belesenheit oft die mittel zur erklärung der quellen fast spielend an die hand; namentlich besass er eine eingehende kentnis der realien des mittelalters; er kante genau diejenige litteratur jeder gattung, welche im mittelalter verbreitet war. So gelang es ihm denn auch, manche verdeckte anspielung in den denkmälern aufzufinden und zu erläutern. Ganz besonders zeigte sich dies bei seiner erklärung Wolframs von Eschenbach, der ihm unter den alten dichtern der liebste war. Das vertrautsein mit dem altfranzösischen einerseits, mit den algemeinen mittelalterlichen verhältnissen in allen ihren zweigen andererseits sezte ihn in stand, das geistige leben Wolframs, seine seltsamen umformungen und verarbeitungen der ihm zu gebot stehenden und von seiner zeit dargebrachten wissenschaftlichen kentnisse zu verstehen und zu deuten. Leider nur hat Hofmann gerade von seiner Wolframforschung fast nichts veröffentlicht. Ein hauptsächlicher vorzug seines schaffens liegt überhaupt darin, dass er bei der erklärung der alten denkmäler sich ganz und gar in die zeit ihrer entstehung zurückzuversetzen vermochte und demnach vermöge seines reichen wissens auch alle die verschiedenen einflüsse, unter denen das werk möglicher weise gestanden haben könte, rasch und sicher zu bestimmen wuste. Hinsichtlich der Kyôtfrage glaubte Hofmann entschieden an eine reine fiktion Wolframs, dem seiner meinung nach nur Christians unvollendeter Perceval vorlag.

Einer zersplitterung der kräfte, einem blendenden geistreichen vielwissen redete Hofmann durchaus nicht das wort; er wuste sehr wol die grenzen zu bemessen, über die ein einzelner nur schwer hinausgelangt, und im hinblick auf ein tiefes gründliches wissen, auf eine selbständige kritik des forschers schien ihm die teilung ins mittelalter und in die neue zeit als eine notwendige. Dagegen solten bei einer arbeitsteilung nun auch auf dem einzelnen gebiet die weitesten anforderungen ihre erfüllung finden. In diesem sinn verlangte er namentlich vom deutschen philologen mit entschiedenheit eine selbständige kentnis des romanischen, insbesondere des altfranzösischen; denn ohne diese sei ein richtiges urteil in sachen der mhd. litteraturgeschichte schlechterdings unmöglich. Die vereinigung der altromanischen und altgermanischen studien, insbesondere die klarlegung der wechselbeziehungen zwischen den führenden germanischen und romanischen völkern im mittelalter war sein lieblingsgedanke, für den er besonders im colleg mit grosser wärme eintrat; er verstand es auch, dem schüler und hier wider insbesondere dem germanisten die richtpunkte aufzustellen, nach denen man zumal unter seiner leitung in kurzem sich zurecht zu finden vermochte. So wie Hofmann es meinte und betrieb, war die vereinigung des altromanischen und altgermanischen keine zersplitterung der studien des einzelnen, keine ausbreitung und zerstreuung des wissens in die weite, sondern eine durchaus einheitliche harmonische vertiefung, eine von den tatsachen gebotene forderung.

Hofmanns wissenschaftlich-schriftstellerische tätigkeit findet ihre notwendige ergänzung in seiner lehrtätigkeit. Nicht allein in den vorlesungen, die er frei und ungezwungen, oft humoristisch und drastisch, wie es der augenblick gab, zu halten pflegte und in denen er sich an kein festes thema band, sondern auch im gespräch kam stets seine ganze volle individualität zum ausdruck, dem einzelnen gegenüber ebenso wie im kreise seiner schüler. Wer ihn so aus seiner lehrtätigkeit oder aus persönlichem umgange kennen lernte, der konte lebhaft bedauern, dass Hofmann als

schriftsteller zu keinem grösseren, systematisch angelegten und ausgeführten werke gekommen ist, wie viele themata er auch, und zwar häufig von ganz neuen gesichtspunkten aus, lichtvoll behandelt hat. Gerade bei seinem umfassenden wissen hätte er etwas bedeutendes und grosses leisten können, wenn er einmal halt gemacht und die ergebnisse seiner forschung methodisch dargestellt hätte. Wir meinen damit namentlich eine grössere litterargeschichtliche arbeit, die erschöpfend einen gegenstand, sei es nun einen zeitabschnitt oder eine bestimte persönlichkeit behandelt hätte. Sein genialer eigenartiger gedankenreichtum wäre dann zur klaren objektiven verarbeitung gelangt. Aber dafür hat Hofmann manche schöne wichtige unternehmung anderer angeregt; ich nenne hier nur die ausgabe des Christian von Troies durch Foerster, welche auf Hofmanns veranlassung und zum teil unter seiner persönlichen mitwirkung entstand.

Wer, wie ich selbst, Hofmann erst in seinen lezten jahren kennen gelernt hat, dürfte schwerlich mehr den vollen eindruck seiner bedeutung für die wissenschaft so recht empfangen haben. Zwar seine regsamkeit und frische hat er auch in seinen alten tagen nicht eingebüsst; aber ich stelle mir sie noch ganz anders vor in den jahrzehnten, in welchen er eine so ungewöhnlich fruchtbare und vielseitige schriftstellerische tätigkeit entfaltete und überall selbständig in das werden und wachsen der wissenschaft eingriff, ja oft selber den fortschritt hervorrief. Hofmanns neigung war mehr aufs greifbare gerichtet; die quellen, ihre verfasser, ihre zeit kante er durch und durch. Weniger sagten ihm rein sprachwissenschaftliche studien formaler art zu. Zwar etymologie und worterklärung liebte er und war mitunter glücklich darin; doch den sprachstudien, wie sie in den arbeiten der jüngeren generation betrieben werden und umgestaltend auf die alten theorien wirkten, stand er ferner und hat sie nicht mehr mittätig begleitet.

Den begriff der „schule“ hat Hofmann strengstens verpönt Er liess der freien individualität seiner schüler stets ihren lauf und suchte nur durch geistige anregung auf sie einzuwirken. Auch verlangte er keineswegs ein *jurare in verba magistri;* eine von seiner eigenen abweichende ansicht eines schülers hat nie eine feindselige gegnerschaft zur folge gehabt. Sein wahlspruch war, wie er oft es aussprach: *rerum cognoscere causas.*

Mit Hofmann gieng wider einer jener männer dahin, welche an die germanische und romanische philologie in ihrer frühzeit herantraten, ihren gewaltigen aufschwung miterlebten und mit ihm gross wurden. Stets werden beide disciplinen dankbar und mit verehrung Hofmanns namen unter ihren ersten vertretern nennen.

MÜNCHEN, OKTOBER 1890. WOLFGANG GOLTHER.

LITTERATUR.

Grundzüge der schriftsprache Luthers. Versuch einer historischen grammatik der schriftsprache Luthers von dr. **Carl Franke.** Gekrönte preisschrift. (Separat-abdruck aus dem Neuen Lausitzischen magazin bd. LXIV.) Görlitz, E. Remers buchhandlung. 1888. XV und 307 ss. 8.

Vorliegende untersuchung ist der erste versuch einer umfassenden darstellung der sprache Luthers; in drei teilen behandelt der verfasser die laut-, wort- und satzlehre; der erste teil enthält auch einen abschnitt über die rechtschreibung.

Der verfasser hat ein reiches quellenmaterial benuzt und ist bei der ausbeutung desselben mit grosser besonnenheit zu werke gegangen. In lezter beziehung sucht er sich in den einleitenden paragraphen mit der stellung des Luthergrammatikers seinem quellenmaterial gegenüber auseinanderzusetzen, und komt dabei im § 6, 2 (s. 8) zu dem resultat, dass für die „feststellung der laut- und formenlehre sowie der rechtschreibung Luthers“ sowol seine manuscripte als die drucke seiner schriften zu berücksichtigen, von diesen aber nur Wittenberger, von Luther selbst besorgte ausgaben, zu benutzen seien. Von den beiden genanten arten der überlieferung bieten jedoch dem verfasser die drucke, soweit von diesen anzunehmen, „dass Luther ihre korrektur gelesen“ (s. 3) ein zuverlässigeres bild für die grundsätze der schreibweise Luthers, als seine manuscripte; denn in diesen seien unzweifelhaft schreibfehler vorhanden, die Luther „später auf dem korrekturbogen berichtigt oder deren berichtigung er wenigstens gebilligt“ habe (s. 2). Den korrektoren gesteht Franke nur ein allerbescheidenstes mass von einfluss auf die gestaltung des textes zu; mehr vielleicht noch im anfang von Luthers schriftstellerischer tätigkeit, aber spätestens von 1524 an habe Luther durch jene bei Christoph Walter [i. j. 1563!] erwähnten „schärferen anweisungen“ diesem einfluss ein ende gesezt, so dass von dieser zeit an „eine genaue korrektur der von Luther selbst besorgten ausgaben durch ihn oder doch nach mit ihm vereinbarten grundsätzen anzunehmen, und ihrer schreibweise vor derjenigen der manuscripte der vorzug zu geben“ sei (s. 3). Franke tadelt hierbei Dietz und Wülcker, die den korrektoren und setzern einen grösseren einfluss auf die gestaltung des textes beimässen. Aber der einfluss der drucker und korrektoren bleibt trotz Frankes gegenteiliger ansicht auch nach 1524 bestehen. Ich will nur einen fall herausgreifen. Im Anz. f. d. a. XV (1889), s. 332 fgg. hatte ich in dieser beziehung einige bemerkungen über die anwendung der umlautszeichen in Wittenberger drucken Lutherscher schriften gemacht. Ich hatte dort auf die grossen inkonsequenzen, die sich nicht nur in den drucken verschiedener officinen gegen einander, sondern auch in den drucken einer und derselben officin unter sich finden, bis zum jahre 1525 einschliesslich hingewiesen. Doch auch nach dieser zeit dauert die unsicherheit fort, ja sie erhält sich bis in Luthers lezte lebensjahre. Wenige beispiele mögen dies zeigen. Nickel Schirlentz druckte im jahre 1541 die „Vermanunge || zum Gebet / || Wider den || Türcken. || Mart. Luth. || Wittemberg. || MDXLI. — Am ende: Gedrůckt zu Wit- || temberg / durch || Nickel Schir || lentz. Anno || M. D. XLI.“ und widerholte denselben druck im folgenden jahre: „... M. D. XLII. — Am ende: Gedruckt zu Wit- || temberg / durch || Nickel Schir- || lentz. Anno || M. D. XLII.“ Beide drucke stammen also aus der gleichen officin. Hier findet sich nun — die angabe der stelle bezieht sich, wo nicht ausdrücklich anders angegeben, stets auf den erstgenanten druck; länge und kürze der vokale sind, weil für den vorliegenden zweck unnötig, nicht geschieden — *gulden* in dem ersten druck (Bj^{b}) gegenüber *gůlden* in dem zweiten, *furchten* (Biij^{a} zweimal, Biij^{b}) gegenüber *fůrchten*, *in ſunden* (Biij^{b}) gegenüber *in ſůnden*, *muſſen* (Biiij^{b}) gegenüber *můſſen*, und umgekehrt *erzůrnet* im ersten druck (Aij^{a}) gegenüber *erzurnet* im zweiten, *erfůllet* (Aij^{b}) gegenüber *erfullet*, *ſchůldig* (Biiij^{b}) gegenüber *ſchuldig;* ferner *konnen* (Bij^{b}) gegenüber *koͤnnen.* Das schwanken findet sich aber auch im texte eines und desselben druckes. So steht in dem zweiten druck *erfůllen* (Aij^{b}) neben dem oben erwähnten *erfullet*, *můſſen* (s. o.) neben *muſſen* (Aiiij^{b}), *fůrchten* (Bij^{a} Bij^{b}) neben *furchten* (Bij^{a}), *vnſchůldigen* (Biij^{b}) neben *ſchuldig* (s. o.). In beiden ausgaben schwankt die schreibung des wortes *gůlden* (1541: Bj^{a}, Bj^{b} dreimal; 1542: Aiiij^{b} dreimal, Bj^{a} zweimal) neben *gulden* (1541:

Bj^a Bj^b; 1542: Aiiij^a) usw. Allerdings muss bemerkt werden, dass von den hier überhaupt in betracht kommenden wörtern die weitaus überwiegende anzahl mit umlautszeichen versehen ist. Viel merkwürdiger unterscheiden sich zwei drucke aus der officin des Joseph Klug: „Vermanung an || die Pfarrher inn || der Superattendentz der || Kirchen zu Wittem-||berg. Anno 1543. — Am ende: Gedrückt zu Wittemberg || Durch Joſeph || Klug. Anno M. D. XLiij.“ und „. . . Anno. M. D. XLIII. Am ende: Gedruckt . . .“, also beide im jahre 1543 gedruckt. Während in dem ersten dieser drucke die umlautszeichen durchweg anwendung finden, fehlen sie in dem zweiten überwiegend häufig. Ich führe folgende beispiele an: *Kurfürſt* im ersten druck (Aij^a) gegenüber *Kurfurſt* im zweiten (dagegen in beiden drucken *Fürſten* Aij^a Aij^b), *müſſen* (Aij^a Aij^b Aiij^a) gegenüber *muſſen*, *Türck* (Aij^b) gegenüber *Turck*, *Türcken* (Aij^b dreimal, Aiij^a zweimal) gegenüber *Turcken* (dagegen in beiden drucken *Türcken* Aij^a zweimal), *ſtück* (Aij^b) gegenüber *ſtuck*, *Sünden* (Aiij^a) gegenüber *Sunden*, *entſchüldigt* (Aiij^b) gegenüber *entſchuldigt*, *Gedrückt* (impressus, Aiij^b) gegenüber *Gedruckt;* ferner *hören* (Aij^a Aij^b) gegenüber *horen* (dagegen in beiden drucken *hören* Aiij^b), *auffhören* (Aiij^a) gegenüber *auffhoren*, *böſen* (Aiij^a) gegenüber *boſen*, *möchten* (Aiij^b) gegenüber *mochten*, *können* (Aiij^b) gegenüber *konnen*, schliesslich *vermögens* (Aiij^a) gegenüber *vermugens*. Auch Hans Lufft, der, wie ich a. a. o. s. 334 gezeigt habe, im jahre 1524 noch sehr selten, aber schon im jahre 1525 überwiegend die umlautszeichen zur anwendung brachte, schwankt noch später, wie dies beispielsweise die im jahre 1539 in zwei auflagen aus seiner presse hervorgegangene schrift Luthers „Wider || den Biſchoff zu || Magdeburg || Albrecht Car-||dinal. || D. Mar. Luth. || 1539. — Am ende: Gedrückt zu Wit-|| temberg durch || Hans Lufft. || M. D. XXXIX.“ (titel und impressum beider ausgaben stimmen in der beschreibung überein) ersehen lässt. Es findet sich hier z. b. *wurde* im ersten druck (Bij^a) gegenüber *würde* im zweiten (dagegen in beiden drucken *wurde* als conj. prt. Diiij^a), *geſunder* (Aiij^b) gegenüber *geſünder* (dagegen in beiden drucken *geſünder* Cij^b), *ſchuldig* (Diiij^a) gegenüber *ſchüldig;* umgekehrt *König* (Aiij^a Aiiij^a) gegenüber *Konig* (dagegen in beiden drucken *Könige* Aiiij^a), *können* (Dij^b) gegenüber *konnen* (dagegen in beiden drucken *können* Diij^a Diij^b Diiij^a). An schwankungen im texte eines und desselben druckes — und zwar finden sich diese beispiele jedesmal in beiden ausgaben — führe ich nur noch an *ſchuldig* (Aij^a Aiiij^b Diiij^b) neben *ſchüldig* (Bij^b), *ſchon* (pulcher, Aiij^b) neben *Schöne* (Aiij^b), *gehort* (Bij^a), *vnuerhort* (Diiij^a) neben *gehört* (Ciij^b) usw. Man sieht, auch Hans Lufft schwankt noch lange; aber doch gehören diese schwankungen bei ihm mehr und immer mehr zu den ausnahmen gegenüber der anwendung des umlautszeichens, und es hat, soweit ich sehe, allerdings den anschein, als ob dieser drucker sich zulezt in der tat zu fast konsequenter durchführung der umlautszeichen aufgeschwungen habe. Alle hier sowol wie früher a. a. o. berücksichtigten drucke sind derart ausgewählt, dass sie die möglichste gewähr für Luthers eigene korrektur oder wenigstens für den energischsten einfluss seinerseits auf dieselbe bieten. Und da hiesse es doch in der tat das sprachliche wollen des reformators einer bedenklichen beleuchtung preisgeben, wolte man annehmen, dass alle diese schwankungen unter seiner ausdrücklichen genehmigung in den druck gelangt seien. Dieser schwierigkeit für die erklärung der schwankenden umlautsbezeichnung war sich auch Franke bewust; aber er hilft sich daraus, indem er meint (s. 8), „dass Luther sich nie recht klar über den umlaut geworden“ sei, und dass er erst „wol nach dem vorgange der nordostthüringischen kanzleien und einiger Wittenberger druckereien, wie der von Grunenberg, Schirlenz und Hans Lufft, die umgelauteten formen für gemein-

deutsche bestandteile" gehalten habe. So wenig nun ein diesbezüglicher einfluss der drucker auf die autoren im algemeinen geleugnet werden soll — er muss im einzelnen fall immer erst nachgewiesen werden —, so müste es doch auffallen, dass Luther sich erst so spät jener erkentnis erschlossen hätte, die umgelauteten formen seien „gemeindeutsche bestandteile"; denn die oben beigebrachten beispiele stammen aus den jahren 1539 bis 1543. Vielmehr wird nach alle dem auch Franke sich der anerkennung jener tatsache nicht verschliessen können, dass die drucker auch ohne Luthers genehmigung den text, — sei es unabsichtlich, sei es in ihrem buchhändlerischen interesse — wilkürlich änderten. Ausführlich bespricht diesen gegenstand F. Kluge Von Luther bis Lessing (Strassburg 1888) s. 54 fgg. Nicht zum wenigsten macht gerade dieser umstand die darstellung der sprache Luthers wie überhaupt sprachliche arbeiten über jene zeit so schwierig.

Verfasser nent seine grundsätze einen „versuch einer historischen grammatik der schriftsprache Luthers", und sucht diesen zusatz durch widerholte heranziehung sowol des mhd. und md. als des nhd. zu rechtfertigen. Die vergleichung mit dem mhd. resp. dem md. führt der verfasser zwar im algemeinen, aber nicht konsequent durch, und mit dem aufhören dieser vergleichung hört auch die historische darstellung auf; denn eine schilderung des verhältnisses zum nhd. ist für eine historische grammatik der schriftsprache Luthers nicht erforderlich. Auch muss eine darstellung der sprache Luthers als grundlage stets den sprachstoff, wie er sich in den schriften des reformators bietet, betrachten, und darf erst von diesem aus zu einer vergleichung mit dem stande der deutschen sprache in einer anderen periode schreiten. Aber auch dieses geschieht bei Franke nicht. Er verfält vielmehr in den leidigen fehler der meisten bisherigen Luthergrammatiker, welche die sprache des reformators im algemeinen mit dem nhd. identificieren, ihr wesen daher im algemeinen als bekant voraussetzen, und nunmehr sich lediglich auf die herzählung von abweichungen beschränken, ein fehler, der dadurch nicht an härte verliert, dass Franke auch ältere sprachstufen zur vergleichung heranzieht. So gibt Franke z. b. folgende darstellung von dem vorkommen des kurzen *i* bei Luther: 1) kurzes *i* bei Luther, dem mhd. entsprechend, für nhd. *ī*, auch nhd. *ie* (§ 26), 2) kurzes *i* bei Luther, dem md. entsprechend a) für mhd. kurzes *e* in stamsilben (§ 27) und in bildungs- und flexionssilben (§ 28), b) für mhd. kurzes *ü* (§ 29). Für eine Luthergrammatik historischen charakters, wie sie Franke beabsichtigte, muste die frage vielmehr so gestelt werden: in welchen fällen findet sich bei Luther kurzes *i* 1) in übereinstimmung mit dem mhd., 2) abweichend vom mhd. a) in übereinstimmung mit dem md., b) event. weder aus dem mhd. noch md. stammend. Erst dann hätte das nhd. unter 1. anmerkungsweise herangezogen werden dürfen mit der bemerkung, dass in einigen dieser wörter, die im mhd. und noch bei Luther kurzes *i* haben, im nhd. *ie* oder auch *ī* eingetreten wäre; ebenso hätte dann aber auch unter 2a. hinzugesezt werden können, dass diese wörter mit *i* bei Luther = md. *i* = mhd. *e* auch im nhd. *e* hätten. Noch etwas bedenklicher ist die darstellung des kurzen *e*. Sie wird folgendermassen durchgeführt: 1) kurzes *e* bei Luther, entsprechend mhd. kurzem *e*, für nhd. *ö* (§ 35), dasselbe für nhd. *ī*, vielleicht auch nhd. *ē* (§ 36). Dann komt als nr. 2) der § 37 mit einem *e*, welches nach der ansicht des verfassers im mhd. gar nicht, bei Luther nur „erst in spärlichen spuren", wohl aber im nhd. in ausgedehntem masse vorhanden ist; es ist dies dasjenige *e*, welches sich zwischen den diphthongen *ei au eu* und *r* in nhd. wörtern wie *feiern mauer feuer* u. dgl. findet. Darauf folgt 3) kurzes *e* bei Luther = md. *e* = sonstigem *i*

(§ 38), und als anhang hierzu eine verweisung für das umlauts-*e* auf die darstellung des kurzen *a*. Die anordnung konte kaum unglücklicher getroffen werden. Auch hier hätte zunächst *e* bei Luther = mhd. *e* betrachtet werden müssen, unterabteilungen wären dafür altes *ë* und umlauts-*e* gewesen; bei dem lezten, für welches auch so eine verweisung auf die darstellung des umlauts würde genügt haben, hätte wie ähnlich oben beim *ī* zusatzweise die notiz platz finden können, dass einige dieser wörter im nhd. *ö* haben, denn im princip hat nur das umlauts-*e* diesen übergang erfahren. Paul Mhd. gr. § 27, 1 führt allerdings auch mhd. *erlëschen* und *lëwe*, also zwei beispiele mit altem *ë*, für den übergang in *ö* an; aber diese können nicht als beweismittel gegen die ursprüngliche beschränkung dieses vokalwandels auf das umlauts-*e* gelten, da mhd. *lëwe* sowol als lehnwort als auch wegen des dem *ë* folgenden *w* eine sonderstellung einnimt, bei *erlëschen* dagegen nur eine vermischung mit dem transit. mhd. *leschen*, welches umlauts-*e* hat, eingetreten ist; vgl. für den lezten fall auch Grimm DWb. VI, sp. 1177. An diese darstellung des *e* bei Luther = mhd. *e*, *ë* hätte sich dann zunächst die des *e* bei Luther = md. *e* = sonstigem *i* am richtigsten angeschlossen, und erst nunmehr, falls Frankes ansicht richtig ist, der inhalt des § 37 mit einem *e* bei Luther, welches im mhd. noch nicht vorhanden gewesen, seinen platz gefunden. Aber dies leztgenante *e* war auch schon mhd. vorhanden, vgl. z. b. Weinhold Mhd. gr.² § 129, und es hätte somit in die erste unterabteilung des kurzen *e* bei Luther gehört, wenn diese erscheinung überhaupt an dieser stelle besonders hervorgehoben werden solte, und nicht vielmehr, wie auch Weinhold das a. a. o. getan, richtiger bei den diphthongen, oder gar bei den liquiden, denn nur durch den einfluss der lezteren, im vorliegenden falle des *r*, ist diese „zerdehnung" eingetreten, hätte erwähnt werden müssen. Weiterhin findet das kurze *a* bei Luther überhaupt nur erwähnung, insofern es = md. *a* ist und entweder mhd. kurzem *a* (§ 11) oder sonstigem *e* (§ 12) entspricht, nebst hinweis auf unterbleiben des umlauts. In ähnlicher weise geht es bei der darstellung des vokalismus fort. Den diphthongen widmet Franke allerdings einen einleitenden paragraphen, in welchem er erwähnt, dass sie entweder schon aus dem mhd. stamten oder aber erst durch diphthongisierung alter längen entstanden wären, gibt indessen für die leztere erscheinung nur wenige, aber sehr wenige, belege aus Luthers schriften, während die erstere allein für *au* bei Luther (= mhd. *ou*) belegt wird. Bei der folgenden einzelbesprechung der diphthonge treten dann jene oben gerügten mängel der darstellung nur um so krasser hervor.

Was in dieser beziehung über den vokalismus gesagt ist, gilt in voller ausdehnung auch für die darstellung des konsonantismus.

Etwas anders liegt die sache für Luthers wortschatz. Bei diesem können sich die „grundzüge" allerdings eher auf die darstellung gewisser differenzen, die der verfasser im § 136 näher bezeichnet, beschränken, da hier die lexikographie in ihre rechte tritt.

In dem abschnitt über wortbildung (§§ 141—170) wird zwar sowol in dem einleitenden paragraphen (§ 141) als auch sonst widerholt des mhd. gedacht, aber das nhd. muss gar oft als alleiniges vergleichungsobjekt dienen, z. b. in den §§ 142. 144, 1. 3. 146, 1. 154. 155, 2—4. 156—60. 163 usw. Häufig fehlt auch diese vergleichung; und das würde einer objektiven darstellung immer noch näher kommen.

Dagegen führt der verfasser in dem nun folgenden abschnitt über „wortbiegung" usw., §§ 171—252, die vergleichung mit dem mhd. am konsequentesten durch. Nur ganz vereinzelt, wie im § 244 bei der darstellung des rückumlauts oder im § 251

bei der besprechung des gebrauchs von „haben“ und „sein“ zur bildung des perfekts und plusquamperfekts, vergisst er auch hier das mhd. heranzuziehen und beschränkt sich auf eine vergleichung mit dem nhd. Einen besonderen vorzug verleiht der verfasser diesem abschnitt namentlich vor der darstellung der lautlehre dadurch, dass er hier auch die regel bei Luther zu worte kommen und ihr in der aufstellung von paradigmaten (§§ 175. 179. 180. 198. 212. 235) gerechtigkeit widerfahren lässt. Warum, was hier getan, nicht auch in der lautlehre durchführen, die doch gewiss dasselbe recht darauf hat?

Die syntax dagegen muss sich wider an einer ganz minimalen berücksichtigung früherer sprachperioden genügen lassen, trotzdem gerade hier die vom verfasser so sehr betonte volkstümlichkeit der sprache Luthers durch solche vergleichung hätte interesse bieten können. Ein um so grösserer raum ist dafür der vergleichung mit dem nhd. zu teil geworden, häufig wider so, dass nur die zwischen Luthers sprache und dem nhd. vorhandenen differenzen in der darstellung platz gefunden haben. Selbst da, wo Franke sich hauptsächlich auf die darstellung des Lutherschen sprachgebrauchs beschränkt, ohne vergleichung mit dem sprachstand in früherer oder späterer zeit, findet man gelegentlich nur ausnahmen erwähnt. So enthält das vierte kapitel der syntax (§§ 271—280), in welchem nur ganz vereinzelt in den §§ 277. 278. 280 das nhd. verglichen wird, die „abweichungen in der übereinstimmung der abhängigen sazteile im numerus, genus und kasus“, und zwar die abweichungen von der regel innerhalb des Lutherschen sprachgebrauchs; aber von der regel selbst, die doch gewiss auch einen anspruch auf berücksichtigung hat, finden wir keine spur.

Ein vorzug des buches ist es dagegen, dass der verfasser der rechtschreibung Luthers eine von der des lautstandes grundsätzlich gesonderte darstellung zuteil werden lässt; denn die nichtbeachtung dieser zweiteilung ist auch eine von den sünden, der die meisten Luthergrammatiker bisher gefröhnt haben. Franke verwirklicht seinen „grundsatz“ (§ 6, 4), indem er am schlusse der lautlehre einen besonderen abschnitt der rechtschreibung widmet. Einleitend sucht er hier Luthers stellung in dieser frage dahin zu charakterisieren, dass derselbe im wesentlichen mit der kursächsischen, in einzelnen punkten aber abweichend von dieser „mit der nordostthüringischen oder der kaiserlichen schreibweise“ übereinstimme (§ 116). Schon in dem jahre 1520 beginne eine umgestaltung der rechtschreibung bei Luther sich geltend zu machen, die dann von 1523 an „ganz deutlich wahrzunehmen sei“ (§ 117); dies würde damit übereinstimmen, dass Luther spätestens im jahre 1524 den druckern jene schon oben erwähnten „schärferen anweisungen“ gegeben habe, von denen Christoph Walter, allerdings erst im jahre 1563, spricht. Bei der nun zunächst folgenden ausführung über die darstellung der vokale nehmen die „dehnungszeichen“ den löwenanteil (§ 118 = s. 89—98) in anspruch. Besser würde der verfasser diesen paragraphen die graphische darstellung langer vokale betitelt haben; denn er behandelt ausser denjenigen wörtern, in denen durch ein äusseres kenzeichen die länge des vokals angedeutet ist, auch diejenigen in diesem paragraphen, in denen kein sogenantes dehnungszeichen die länge des vokals kentlich macht. Die vielbesprochene stellung des *h* in seiner eigenschaft als dehnungszeichen charakterisiert der verfasser dahin, dass dasselbe „nur“ bei einem dem betreffenden laut folgenden *n*, *r* oder im auslaut nach dem vokal stehe, bei vorangehendem *t* oder *r* aber vor denselben trete. Von diesen beiden behauptungen ist zunächst die erste inhaltlich unrichtig. Denn ausser bei folgendem *n*, *r* oder im auslaut — für diesen fall führt verfasser übri-

gens keinen beleg an — findet sich *h* nach dem vokal auch bei folgendem *l* und *m*. Man mus indessen, wie es scheint, auch in dieser frage eine scheidung der drucker vornehmen. So finden sich z. b. gerade für das *h* nach dem vokal bei folgendem *l* und *m* in der von Melchior Lotther gedruckten septemberbibel folgende belege: *mahl* (mhd. *mâl*) Jud. 3, *annahmen* (mhd. *nâmen*) Ap. gesch. 7, 45, *angenehm* (mhd. *genæme*) Luc. 4, 24. Röm. 15, 16. 31. Phil. 4, 18, *angenehme* Luc. 4, 19, *angnehm* I. Tim. 5, 4, *genehmen* II. Cor. 6, 2, *furnehmſten* Ap. gesch. 17, 4. 25, 2, *furnehmiſten* Ap. gesch. 28, 17, *auffnehmen* (mhd. *nâmen*) Ap. gesch. 18, 27; dazu mit mhd. noch kurzem vokal *unzehlich* Ebr. 11, 12, *lahm* Ap. gesch. 3, 2, *lahmen* Joh. 5, 3, Ap. gesch. 8, 7, *auffnahm* Jac. 2, 25, *nehmen* Math. 1, 20. 5, 40. 24, 12, Marc. 8, 14, Joh. 16, 14. 15. 22. 24, *annehmen* Joh. 5, 43, *vernehmet* Marc. 7, 14. 8, 17, *nehmiſt* Joh. 17, 15, *nehm* Marc. 15, 36. Alle diese belege finden sich bis auf *mal* Jud. 3, *furnemiſten* Ap. gesch. 28, 17, *nemen* Marc. 8, 14, *neme* Marc. 15, 36 und *nhemē* Joh. 16, 22 auch in der aus der gleichen druckerei hervorgegangenen decemberbibel vom jahre 1522. Etwas öfter fehlt das *h* der vorgenanten belege dann in dem folio-druck des neuen testaments von Melchior Lotther dem iungern aus dem jahre 1524, aber in einem andern drucke desselben jahres von Melchior und Michel Lotther gebruder tritt es wider etwa mit derselben häufigkeit wie in der decemberbibel auf. Dagegen verzichten drei von mir verglichene drucke des Hans Lufft aus den jahren 1536, 1541, 1544/45 gänzlich auf das dehnungs-*h* an den angeführten stellen. Auch, was gleich hier erwähnt werden möge, für das in den obengenanten Lottherschen drucken sich findende *bevahl* (jussit) resp. *befahl* (nur der zu dritt erwähnte druck mit dem impressum Melchior Lotthers des iungern aus dem jahre 1524 hat *befal*) Math. 2, 12, sowie für *bevehl* resp. *befehl* Math. 2, 22 in sämtlichen vier Lottherschen drucken hat Hans Lufft in allen drei ausgaben die formen *befalh* und *befelh*. Für *mehls* Math. 13, 33 in den vier Lottherschen drucken hat Hans Lufft 1536 zwar ebenfals *mehls*, 1541 und 1544/45 aber *Melhs*. Auch das *h* in *Jheruſalem*, welches anfangs in der Lottherschen druckerei zuweilen vorkomt, z. b. Math. 5, 35. 21, 10. 23, 37. I. Cor. 16, 3 in der september- und der decemberbibel vom jahre 1522, für den ersten dieser belege auch noch in der ausgabe der gebrüder Melchior und Michel Lotther vom jahre 1524, hat Lufft wenigstens an den angeführten stellen der erwähnten ausgaben nicht. Für den beweis seiner zweiten behauptung, dass das *h* bei einem dem vokal vorangehenden *t* oder *r* vor denselben trete, führt der verfasser unter seinen belegen das noch fruhd. *thurſtig* (audax) und das substantivum *thurn thurm* (turris) an, mit der ausdrücklichen überschrift, dass das *h* hier „vor mhd. noch kurzen vokalen" stände. Ist der vokal von *thurm* denn heute lang, und nimt der verfasser länge des vokals für das fruhd. *thurſtig* an? Franke dreht die alte mähr vom *th*, die er in seiner behauptung widergibt, nunmehr um, und meint augenscheinlich, dass nach anlautendem *th* nun auch stets langer vokal stehen müsse, wie er denn auch das *h* in dieser verbindung vor diphthongen als „überflüssig" bezeichnet, §. 126, 1. Er lässt sich überhaupt weder auf eine erklärung des *h* als dehnungszeichens im algemeinen noch in seiner stellung beim *t* und *r* im besonderen ein. Und so wenig auch dies vielleicht in dem rahmen des vorliegenden buches erforderlich war, es hätte doch möglicherweise den verfasser vor jenem bedenklichen schnitzer bewahrt, dass auch das *h* in dem häufig vorkommenden worte *Jheſus* dehnungs-*h* für das ihm folgende *e* sein solle (s. 93). Nein! das *h* verdankt hier seinen ursprung lediglich einer falschen transskription der griechischen buchstaben *ΙΗΣ* als jhs, woraus dann *h* als solches weiter übernommen wurde und in der schreibung

Jhesus eine ganz gewöhnliche erscheinung des mittelalterlichen latein ist. Das ist eine bekante tatsache der paläographie, vgl. z. b. Wattenbach Anleitung zur lat. pal. (Leipz. 1869) autogr. s. 20, von neueren etwa Prou Manuel de pal. (Paris 1890), s. 49 — eine tatsache, die auch schon Grotefend in seiner bekanten abhandlung über Luthers verdienste um die ausbildung der hd. schriftsprache (Abhandlungen des Frankfurtischen gelehrtenvereines f. d. spr. I, 1818, s. 112) erwähnt, und diese schrift befindet sich unter den von Franke „benuzten" abhandlungen (s. VI). Auf rein äusserlicher übertragung aus *Jhefus* beruht dann das *h* in *Jherufalem,* welches wort sich in dieser gestalt, wie schon oben angegeben, zuweilen in Lottherschen drucken findet.

Diese sonderbehandlung der rechtschreibung, wie sie Franke vorgenommen hat, ist für die Luthergrammatik, wie bereits oben angedeutet wurde, zweifellos ein fortschritt. Indessen ist der verfasser von seinem „grundsatz" noch nicht genügend durchdrungen gewesen, um der rechtschreibungslehre nun auch jeden näheren eintritt in die darstellung der laute zu verwehren. Im gegenteil sündigt er gegen seinen eigenen grundsatz hier in sehr bedenklicher weise. Der erste abschnitt der lautlehre betrift „algemeines über den lautstand Luthers." Unter dieser überschrift wird im § 7 die „schreibweise" der kanzleisprache kurz erörtert, § 8 handelt über die „einwirkung der schreibweise der verschiedenen kanzleien auf Luther." Übereinstimmend mit dieser überschrift des § 8 werden darin ausser mehreren wirklich lautlichen erscheinungen die bekanten schwankungen im schreiben zwischen *ai* und *ei* resp. *ey,* die schwankungen in der „bezeichnung des umlautes von *o* und *u*", das eintreten der längenbezeichnung von *ie* für mhd. *i*, der wechsel zwischen *i, j* und *y, dd* und *d,* die drei lezteren punkte sogar ausdrücklich als erscheinungen „rein graphischer natur", sowie „die graphische bezeichnung des langen *e* durch *ee*" behandelt. Im § 16 des folgenden abschnittes gibt Franke belege für die bei Luther bereits durchgeführte dehnung im mhd. noch kurzer silben. Statt hier die art der längenbezeichnung (*ie* für *î*, doppelschreibung, sogenantes dehnungs-*h*) als bekant vorauszusetzen oder doch in dieser beziehung auf den abschnitt über rechtschreibung zu verweisen, wo das allein hingehört, und dann entweder durch behandlung der einzelnen vokale oder durch erörterung ihrer jeweiligen stellung, sei es im auslaut, sei es vor bestimten konsonanten, übersichtlich zu zeigen, in welchen fällen sich der eintritt der dehnung nachweisen lässt, teilt Franke diesen paragraphen umgekehrt nach der art der längenbezeichnung, also nach rein orthographischem princip ein, und muss dann unter jedem dieser drei punkte alle diejenigen vokale behandeln, deren länge in der betreffenden weise angedeutet wird. Auch das im § 60 über die wenigen bei Luther vorkommenden *ue* gesagte, deren *e* Franke selbst für ein zeichen „wol nur rein graphischer natur" hält, und welches sicher nur noch den vielleicht unbewussten wert eines dehnungszeichens hat, hätte in der abhandlung über die rechtschreibung seinen platz finden sollen, etwa nach der besprechung des *ie* als *î*. Dazu würde auch das wort *faet* (mhd. *sât*) Marc. 2, 23 zu stellen sein, welches sich in den vier oben (s. 73) genanten Lottherschen drucken aus den jahren 1522 und 1524 findet, während Hans Lufft in den an gleicher stelle genanten drucken *faat* einsezt. Über dieses *e* (oder *i*) nach vokalen im Frankfurter dialekt handelt Wülcker in Paul-Braunes Beitr. IV, s. 30 fg. In dem aufsatz über „die umlautserscheinungen bei Luther" (§ 18 fgg.) war es gleichfals nicht nötig, der graphischen darstellung des umlauts einen so grossen raum zur verfügung zu stellen, da strenggenommen das graphische element auch dieser erscheinung in dem abschnitte über die recht-

schreibung hätte behandelt werden müssen. Doch lässt sich die inkonsequenz hier eher entschuldigen.

Diesen erörterungen algemeinerer art, die mir für die vorliegende besprechung zunächst die hauptsache waren, mögen einige speciellere bemerkungen folgen. Ich will nun noch vorausschicken, dass der grosse fleiss, mit dem der verfasser die belege für die einzelnen behauptungen aus einer umfassenden reihe Lutherscher schriften herbeigeschaft hat, volle anerkennung verdient. Leider stehen dem allerdings auch eine reihe von schwächen gegenüber.

In dem bereits oben (s. 74 fg.) berührten aufsatz über „die nhd. verlängerung der mhd. kurzen stamvokale vor einfachen konsonanten“ beschränkt sich der verfasser im § 16 darauf, fälle anzuführen, in denen durch die bekanten hilfsmittel, die sogenanten dehnungszeichen, länge des vokals angedeutet wird. Es liegt zum teil an der schon oben misbilligten anordnung der belege, dass der verfasser nicht den nachweis zu führen versucht, in welchen fällen denn Luther wirklich langen vokal, in welchen aber er die alte kürze bewahrt hat. Und die möglichkeit dieses nachweises ist keineswegs ausgeschlossen. Namentlich die starken verba der *i*-reihe bieten in dieser beziehung ein wertvolles material. Diese hatten im mhd. in allen präteritalformen ausser dem singular des indikativ *ĭ*. Hierfür findet sich bei Luther — ich beschränke mich hierbei auf die sprache Luthers in der septemberbibel — *i* und *ie*, ersteres in denjenigen fällen, in welchen dem stamvokal ein *ch*, *ff*, *ſſ*, also tonlose doppelspirans, oder *tt* folgt, gleichviel ob lezteres allen formen des betreffenden verbums eigen ist, oder in grammatischem wechsel sonstigem *d* entspricht, *ie* dagegen dann, wenn dem stammvokal ein *b*, *g*, *n*, *h* folgt, oder der stamm vokalisch ausgeht. Man vergleiche etwa folgende belege: *gewichen* Joh. 5, 13, Off. 18, 14, *griffen* Math. 14, 3. 26, 55, *zuriſſen* Ap. gesch. 16, 22. 23, 10, *ſtritten* Ap. gesch. 23, 9, *erlitten* Math. 27, 19, Marc. 5, 26 neben *geſchrieben* Math. 2, 5. 4, 4. 6. 10, *ſtiegen* Luc. 5, 19. Ap. gesch. 1, 13, *erſchienen* Math. 17, 3, *verliehen* vorrede z. Röm. abs. 1, *ſchriehen* Math. 8, 29. 9, 27; das *h* in *ſchriehen* ist nur hiatusfüllend, ich habe aber die form in dieser schreibung als beleg gewählt, weil sie so die obige behauptung besser illustriert; es finden sich auch die schreibungen *ſchrien* Joh. 19, 6 und *ſchryen* Joh. 19, 12. Die regelmässigkeit dieses wechsels im auftreten von *i* und *ie* beweist, dass in den lezten fällen, also vor einfachem tönenden konsonant und im auslaut, der vokal gedehnt ist, dass er aber vor tonlosem doppelkonsonanten seine frühere kürze bewahrt hat. Über die dehnungsfrage in mhd. zeit spricht sich Weinhold Mhd. gr.[2] an verschiedenen stellen aus, so § 15, 24, 32, 51, 55 usw.; zum oben behandelten fall vgl. besonders § 354 schluss, ferner Bartsch zur Erlösung 2739, Rieger in der einleitung zur Elisabeth s. 24 fg. u. a. m. So leicht nun von der anwendung der dehnungszeichen auf die länge des vokals geschlossen werden kann, so schwer oder noch schwerer lässt das unterbleiben dieser bezeichnungsart auf erhaltene kürze oder gar auf mögliche kürzung schliessen, wenn nicht wie in dem oben erwähnten fall eine solche schroffe gegenüberstellung von belegen möglich ist. Auch die resultate, die sich aus den beobachtungen über etwaiges unterbleiben der diphthongierung der alten längen *î û iu* ergeben könten, haben für den vorliegenden zweck wenig oder gar keine beweiskraft. Trotz der anerkennung dieser schwierigkeiten versucht Franke im § 17 aus dem fehlen der dehnungszeichen für einige fälle erhaltene alte kürzen nachzuweisen, stelt diese jedoch selbst zum grösseren teile als fraglich hin, namentlich wenn der heutige obersächsische dialekt, den er zur feststellung dieser tatsachen herbeizieht, ebensowenig wie die jetzige schriftsprache den kurzen vokal bewahrt hat,

und auch in der erwägung, dass der vokal mancher wörter wie z. b. des nhd. *jahr* zwar von alters her lang ist, aber bei Luther stets „ohne dehnungszeichen“ erscheint.

Dem aufsatz über die dehnung folgt der über den umlaut. Das unterbleiben des umlauts von *a* in einigen wörtern belegt Franke zwar mit einer reihe von beispielen, ohne jedoch auf den grund dieser erscheinung einzugehen; alte flexionseigentümlichkeiten, folgen alter wortbildung, schliesslich auch die widerstandsfähigkeit gewisser dem umzulautenden vokal folgender konsonantengruppen, über die für das ahd. Braune in Paul-Br. Beitr. IV, s. 540 fgg. handelt, konten zur erklärung leicht herbeigezogen werden; siehe auch Franke § 190. Nicht nur „anfänglich“ (Franke § 20) findet sich *offenberlich* bei Luther, sondern auch später noch, z. b. in dem Lufftschen druck „Kurtz bekentnis D. Mart. Luthers vom heiligen Sacrament“, ... Wittemberg 1544, bl. Bij[a]; ebenda *klerlich* bl. Bij[b]. Soll *e* in *erbeit* und den zugehörigen wörtern bei Luther wirklich umlauts-*e* sein? Im ahd. heisst das wort *arabeit;* und die zusammenstellung mit dem stamme von *erbe*, mhd. *erbe*, ahd. *erbi arbi*, got. *arbi*, die schon Grimm DWb. I, sp. 539 machte, und die auch Weigand DWb.[3] I, s. 70 und Dietz Wb. zu Luthers deutschen schriften I, s. 111 fg. übernommen haben, ist von Kluge EWb. s. 9 energisch in frage gezogen worden. Lexer Mhd. wb. I, sp. 88 hält die form *erbeit* ebenfals für umgelautet, ohne jedoch dies zu begründen. *belegern*, *belegerung*, jezt *belagern*, *belagerung*, die Franke gleichfals für formen mit umlauts-*e* gegen den jetzigen gebrauch hält (§ 22), haben mhd. *ë*, vgl. Lexer Mhd. wb. I, sp. 171 und Weigand DWb. I[3], s. 183 u. 1047, dazu mhd. *lëger,* ahd. *lëgar.* Hier hat die vergleichung mit dem nhd., welcher der verfasser zweifelsohne diesen irtum verdankt, unheilsam gewirkt. Im § 23, „unterbleiben des umlauts von *au*“, hätte eine trennung zwischen altem *au* = mhd. *ou*, und dem erst aus *û* neuentstandenen gemacht werden sollen, da dies für die sprache Luthers nicht ohne belang ist; namentlich eine genaue und umfassende beobachtung der umlautung von *au* = altem *û* könte aufschlüsse über den umlaut der dunklen vokale bei Luther und im md. überhaupt geben. Das geschieht aber bei Franke nicht. Bei der erörterung des umlauts von *o* und *u* haftet der verfasser völlig an der äusseren darstellung desselben durch die schrift. Zwar war er schon im § 18 am schluss seiner algemeinen betrachtungen über den umlaut für die sprache Luthers in der bibel von 1545 zu dem resultat gekommen, dass, da hier die umlautsbezeichnung von *o* und *u* auch in fällen stehe, wo ihn die jetzige schriftsprache nicht habe, „im grossen und ganzen der umlaut von *o* und *u* in ihr fast in demselben masse vorhanden“ sei als jezt. Aber diese folgerung beruht auf einer plötzlichen identificierung von umlautsbezeichnung und dem vorhandensein desselben. Diese beiden punkte müssen aber in drucken jener zeit streng getrent gehalten werden; das erfordert das grosse schwanken der umlautsbezeichnung sowol bei den verschiedenen druckern als in den drucken einer und derselben officin. Die notwendigkeit einer trennung der druckerfirmen bei der besprechung dieser frage sieht auch der verfasser ein und nimt deshalb eine dahin zielende sonderung im § 25 verschiedentlich vor; man vgl. dazu meine oben s. 69 und früher im Anz. f. d. a. a. a. o. gegebenen belege. Gerade diese schwankungen in der bezeichnung zwingen uns, für das vorhandensein resp. die ausdehnung des umlauts noch andere quellen in anspruch zu nehmen. Eine eingehende untersuchung der md. reimdenkmäler muss hier den boden bilden, auf welchem weiter zu arbeiten wäre. Dem von mir im Anz. f. d. a. XV, s. 335 angeführten wortspiel zwischen *bettel* und *bottel* will ich hier ein anderes zufügen aus Luthers schrift „Wider den Bifchoff zu Magdeburg Albrecht Cardinal. D. Mar. Luth. 1539“. Wittemberg, Hans Lufft, bl. Cj[a]: *Gleich*

wie der helliſche ... Cardinal nicht gnug hatte das er Schenitzen ermordet! Sondern muſte auch alle ſeine güter nemen wie jm die Scheppen vnd Vniuerſiteten haben geſprochen als er ſich rhamet Aber es ſey Schepps oder Bock ... da fragt der hoheſt Richter nichts nach ... Das erste wort ist mhd. *scheffe schepfe*, ahd. *sceffin scaffin*, das andere mhd. *schöpz schopz*, aus dem slav. entlehnt, czech. *skopec*. Auch die schreibung *Schepps* mit *e* statt *ö* weist schon auf umlaut hin. Wenn schliesslich Franke im § 25, 6 behauptet, dass selbst noch in der bibel von 1545, in welcher die ungelauteten formen „ganz bedeutend“ überwiegen, der „umlaut“ von *o* und *u* „regelmässig“ unterbleibe, sobald im anlaut *v* für *u*, resp. die majuskeln statt der minuskeln stünden, so ist dies wider nur eine verwechselung zwischen dem unterbleiben der umlautsbezeichnung und dem vorhandensein; in den lezterwähnten fällen liegen sicher nur typographische eigenheiten vor.

Nunmehr geht Franke auf die behandlung der einzelnen vokale über. — Im § 27 werden beispiele gebracht, in denen Luther md. kurzes *i* für mhd. kurzes *e* in stamsilben hat; aber *hirſchafft* ist mhd. *hèrschaft* mit *ê*, und für *hirſchen* schwankt das mhd. zwischen *hèrsen* und *hërsen*, ahd. *hèrisôn*. Eine subsumierung dieser wörter unter die überschrift dieses paragraphen war daher nicht gerechtfertigt. — Zu § 30, 4 sei bemerkt, dass neben *leinen* nicht nur *linwad* mit *i* vorkomt, sondern auch *lynen*, *linen* Ap. gesch. 10, 11, Luc. 24, 12 in der septemberbibel. Franke will das *i* in *linwad* durch „möglicherweise ... infolge der konsonantenhäufung“ eingetretene „verkürzung“ erklären, „wie ja auch das jetzige schriftdeutsche *linnen* = mhd. *lìnìn* hat“; Kluge im EWb. sucht vielmehr zur erklärung des nhd. *linnen* niederdeutschen einfluss herbeizuziehen. — § 32 behandelt „mhd. langes [sic!] *ie* für nhd. *ü*“; als belege dienen die beiden verba nhd. *lügen*, *trügen*, mhd. *liegen*, *triegen* mit den dazu gehörigen stamverwanten. Hier liegt aber kein spontaner lautwandel vor, sondern *lügen* ist eine neubildung von *lug*, *lüge*, nach gewöhnlicher annahme unter einwirkung einer beabsichtigten differenzierung von *liegen* (jacere), vgl. Heyne in Grimm DWb. VI, sp. 1273, Weigand DWb. I³, s. 1111, und *trügen* ist dementsprechend gebildet. — Im § 39 bespricht Franke md. *ê* bei Luther für mhd. und nhd. *ei*, führt dabei aber auch *zwenzig* = mhd. *zweinzec*, nhd. *zwanzig* als beleg auf; übrigens ist auch *zwênzic* mhd. — Im § 40 behauptet Franke die identität der aussprache von *e*, = altem *ë*, und *e*, dem umlaut von *a*, für Luthers sprache. Sein einziges beweismittel ist der tatbestand in der jetzigen schriftsprache. Da aber in mhd. zeit ein solcher unterschied unbestritten vorhanden war, so kann natürlich dieser alleinige hinweis auf das nhd. nicht genügen. — Die angabe im § 41, dass *adder* (= *oder*) in der septemberbibel „nur noch 4 mal“ vorkomme, hat Franke jedenfals aus Dietz Wb. zu Luthers deutschen schriften I, s. VII. Es mag erwähnt werden, dass es in wirklichkeit sich dort noch fünf mal findet, ausser an den angegebenen stellen nämlich noch Ap. gesch. 3, 12. — Im § 43 wird das schwanken zwischen mhd. *â* und nhd. *ê* bei Luther erörtert, und dabei auch die imperative *gang* und *ſtand* als belege aufgeführt. Diese formen haben aber niemals *â* gehabt und gehören deshalb nicht in diesen paragraphen. — Als einziges beispiel für mhd. *o* bei Luther = nhd. *u* wird im § 46 das wort *maulworff* = mhd. *moltworf* angeführt. Aber es gibt im mhd. auch die form *moltwërf moltwërfe*, deren vokal etymologisch wol der ursprüngliche ist, neben anderen formen wie *mûlwërf* u. a., die ebenfals *ë* haben; ahd. finden sich *moltwerf* und *multwurf*. Das beispiel ist also höchst unglücklich gewählt. — Zu Frankes ansicht von dem „mutmasslich“ erhaltenen *o* für nhd. *ô* in wörtern wie *wol*

wonen geſtolen verweise ich auf das oben bei besprechung der dehnung im algemeinen gesagte. — § 51: *ô* bei Luther, mhd. *uo*, nhd. *û* entsprechend findet sich auch in dem worte *wermot* Off. 8, 11 in der september- und der decemberbibel; von da ab steht *wermut*. — § 52, 2 sagt Franke, dass *u* in *ſun* (filius) sich bis 1520 finde; ein beleg, allerdings ganz vereinzelt, ist aus dem jahre 1522 in der septemberbibel Ap. gesch. 9, 20. — Im § 53 wird nhd. *taugen* auf mhd. *tugen tügen* zurückgeführt, und hieraus durch dehnung des *u* zu *û* und darauf folgende diphthongierung des lezteren erklärt. Das wäre ein für die chronologie dieser sprachlichen erscheinungen recht interessanter fall. Leider stamt der diphthong aber aus dem schon mhd. vorhandenen schwachen verbum *tougen tougete touhte*, vgl. Weinhold Mhd. gr.[2] § 420, wie auch von *tugen* präs. ind. sing. 1. 3. *touc* lautete. Warum solte auch die diphthongierung nur das verbum und nicht auch das subst. mhd. *tugent*, nhd. *tûgend* betroffen haben? Vorsichtiger drückt sich der verfasser später im § 234 aus, wo er sagt „für unser *taugen* steht [bei Luther] noch das praeterito-praesens *tügen*.“ — Im § 59 nimt Franke für das sehr seltene *uff* bei Luther = mhd. *ûf*, nhd. *auf* — Franke belegt *vffm* und *ufferſtentniß* — langes *u* in anspruch, während er im § 54 für das bei Luther sich findende *ſufftzeñ ſüfftzen*, neben dem schon seit frühester zeit nebenformen mit *eu* einhergehen — z. b. *ſeufftzen* Ap. gesch. 7, 34, *erſeufftzet* Marc. 8, 12 in der septemberbibel —, mhd. *siufzen siuften*, ahd. *sûftôn sûftjôn*, kurzes *u* resp. *ü* ansezt. Die geringe betonung der präposition lässt aber eine kürzung, wenn wir solche überhaupt annehmen wollen, für dieses wort mindestens ebenso wahrscheinlich sein wie für das genante verbum. — Bei der besprechung des diphthongs *ei* und seines vorkommens bei Luther, Franke § 63—65, fehlt ganz die erwähnung jenes *ai ei*, welches aus altem, noch mhd. vorhandenem *-age- -ege-* hervorgegangen ist, und das sich bei Luther schon allein in der septemberbibel in *mayd* Luc. 1, 38, *meydlin* Math. 9, 24, Marc. 5, 41. 6, 28, *meydlyn* Marc. 6, 28, *meydle* Math. 14, 11, *meyde* (plur.) Luc. 12, 45 neben *magd* Marc. 14, 69, Luc. 1, 48, *megde* (plur.) Marc. 14, 66, Ap. gesch. 2, 18, mhd. *maget*, ahd. *magad*, sowie in *getreyde* Ap. gesch. 7, 12, mhd. *getregede*, ahd. *gitragidi* findet; für *getreyde* s. weitere belege bei Dietz Wb. zu Luthers deutschen schriften II, s. 109. Über dieses *ei* spricht sich schon Fabian Frangk in seiner „Orthographia . . .“ Wittemberg 1531, bl. Dj[a] aus: *Der Meichſſner nimpt auch das oͤy. der Schleſier aber das ay / für ag odder age / Als / wenn der Meichſſner ſpricht / die möyt ſöyt / der wöyn zöyl vnnd nöyl ꝛc / Sagt der Schleſier / die mayt ſayt / der wayn zayl vnd nayl ꝛc / für / Die magt ſagt / der wagen zagel vnd nagel ꝛc.* Neuerdings hat Hermann Fischer Zur geschichte des mhd. (Einladungsschrift der universität Tübingen 1889) ausführlich hierüber gehandelt, dabei auch die geographische ausdehnung dieser erscheinung festzustellen gesucht; das lezte natürlich nicht, ohne sich von seiten des sprachatlasses oder derer, die ihm nahe stehen, den bekanten warnungsruf „abwarten“ zugezogen zu haben. Diese warnungsrufe, besonders aus der DLZ., sind höchst ungerechtfertigt; im gegenteil müssen wir, so lange das material des sprachatlasses dem wissenschaftlichen publikum unzugänglich ist, für jede dialektgeographische arbeit dankbar sein, auch wenn sie zu anderen ergebnissen gelangt, als sie dermaleinst der sprachatlas erzielen wird.

Mit den diphthongen schliesst die besprechung der vokale und der verfasser geht im § 67 zu den konsonanten über. Ich werde mich im folgenden etwas kürzer zu fassen suchen.

Franke behandelt in dem kapitel über die konsonanten zusammenhängend nur „das mhd. auslautsgesetz", d. h. die überreste des alten regelmässigen wechsels zwischen aus- und inlautendem konsonanten, soweit sie die schriftliche widergabe von Luthers sprache noch erhalten hat, der im mhd. auch in der schrift energisch hervorgehoben wurde, während er sich im nhd., soweit er hier überhaupt noch vorhanden, in der schrift gänzlich verloren hat. Andere algemeinere zusammenfassungen, wie etwa betrachtungen über die reste grammatischen wechsels bei Luther, macht Franke nicht. Im übrigen bespricht er in althergebrachter klassificierung die lippen-, zungen- und gaumenkonsonanten; *l* und *r* rechnet er den zungenkonsonanten zu. — Unrichtig ist, wenn Franke im § 68 sagt, dass in *heubt* (caput) und seinen zusammensetzungen inlautendes *b* „ohne ausnahme" stehe; allein aus der septemberbibel füre ich dagegen an *heuptmans* Luc. 7, 2, *heuptman* Ap. gesch. 21, 37, *unterheuptman* Ap. gesch. 22, 25, *oberheuptleutten* Ap. gesch. 25, 23, *obirheuptman* Joh. 18, 12, *entheuptet* Math. 14, 10. — Zu dem schwanken zwischen *schwebel* und *schwefel* u. dgl., für das Franke keine erklärung gibt, ist zu erwähnen, dass O. Jänicke Über die niederdeutschen elemente in unserer schriftsprache (progr. I), Wriezen 1869, s. 16 in den formen mit *f* niederdeutsche lautstufe erhalten glaubt, indem er allerdings aus Luthers sprache a. a. o. nur die schreibung *schwebel* anführt; Paul Mhd. gr.[2] § 81 sieht in dem mhd. schwanken zwischen *v* und *b* auch in den doppelformen *swëvel swëbel* überbleibsel grammatischen wechsels. — In § 70 b findet sich unter der für eine historische grammatik höchst kuriosen überschrift „fehlendes *b* wie mhd." angegeben, dass sich bei Luther öfter *gel* = nhd. *gelb* fände. Es hätte vielmehr darauf hingewiesen werden müssen, dass *gel*, welches mhd. in den obliquen kasus ein dem *l* folgendes *w* hatte, bei Luther überwiegend mit einfachem *l* vorkomt, zuweilen aber an stelle des *w* ein *b* aufweist, vgl. die belege bei Dietz Wb. II, s, 59; dieses *b* drang auch in die nominativform, vgl. Dietz a. a. o. Derselbe fall liegt vor bei dem adj. *farb*, mhd. *var varwes*, bei Luther nur noch in zusammensetzungen, vgl. Dietz a. a. o. I, s. 631, ferner s. v. „buntfarb" Dietz I, s. 362, dazu *rosynfarb rosynfarben* Off. 17, 4. 3 in der septemberbibel, später *rosinfarben*. — §. 71, 2, „die einschiebung von *b* oder *p* zwischen *m* und *d* oder *t* usw.", gehört bei exakter darstellung in die lehre von der rechtschreibung. Denn *b* oder *p* in worten wie *frembd berümbt berümpt nimpt kompt* ist nur die graphische bezeichnung desjenigen lautelementes, das auch heute noch an dieser stelle sich in der aussprache findet. Nur die analogieschreibung, die auch die sprachliche verschiedenheit zwischen dem tonlosen auslauts- und tönenden inlautskonsonanten in der schrift ignoriert, hat in den fällen genanter art das *b* oder *p* beseitigt. — Durch die herschende unglückselige vergleichung mit dem nhd. kommen unter den lippenlauten wörter, die unverschobenes *p* bewahren, wie *wapen* u. dgl. neben *waffen*, ferner *lippe stoppeln*, die sich bei Luther finden, gar nicht zur erwähnung; nur *schnuppen* wird im § 72, der „unverschobenes *pp* für nhd. *pf*" überschrieben ist, hervorgehoben. Dass später bei der erörterung des wortschatzes in der algemeinen übersicht § 136 erwähnt wird, dass *lippe* ein md. wort sei, woneben die obd. form *lefze* bei Luther nicht vorkomme, macht jene unterlassung in der lautlehre nicht ungeschehen. — Im § 78 behauptet Franke, dass Luther „stets" die form *besem* = nhd. *besen* habe, und belegt auch nur auslautendes *m*; auslautendes *n* in diesem worte führt aber Dietz I, s 275 schon aus dem jahre 1522 an. — Zu § 101: solten die neben einander vorkommenden formen *flohe* und *floge* u. a., die Franke durch die „aussprache des *g* als reibelaut", „für das verdichtete *h* geschrieben", erklärt, nicht besser als reste des grammatischen wechsels zu betrachten sein? Die-

selbe erklärung gilt für § 111; indessen findet sich hier der verfasser mit der tatsache eines schwankens zwischen „mhd. *h* und nhd. *g*“ in gewissen wörtern, nhd. *schlagen* und *ziehen*, ab. — In § 113, 1, „abfall des *h* im anlaut“, muste ausser dem *h* im anlaut „unbetonter“ silben auch dieses abfals im subst. *er* (dominus) gedacht werden; belege von 1520—1530 gibt Dietz I, s. 552. Über die geschicke dieses *er* in der rechtssprache hat neuerdings A. Stölzel Fünfzehn vorträge aus der brandenburgisch-preussischen rechts- und staatsgeschichte, (Berlin 1889) s. 3 fg. gehandelt. — § 114 bringt als belege für den „antritt von *h* im anlaut“ die formen *her* (ille) und *hunden;* das anlautende *h* dieser wörter ist aber für beide ganz verschiedenen ursprungs. Wurde *hunden* erwähnt, so musten auch formen wie *haussen* neben *aussen*, auch *hynnen* neben *ynnen* platz finden.

Die abschitte „wortschatz“ und „wortbildung“ waren im algemeinen schon oben s. 71 fg. kurz besprochen. Ich will mich mit einzelheiten hier nicht mehr aufhalten; ausserdem geben diese abschnitte im einzelnen weniger grund zu aussetzungen wie diejenigen über das lautsystem. Namentlich bietet Franke vielfach gute und ausführliche worttabellen, die für manche seiten der sprachgeschichte von wichtigkeit sind. — Im § 147, 7 rechnet Franke zu zusammengesezten hauptwörtern auch das wort *ferge* (= fährmann). — Falsch ausgedrückt ist es jedenfals, wenn der verfasser im § 148, 3 unter den adjektiven, welche die endung *-en* für mhd. *-în* haben, wie *hultzen elffenbeinen* u. dgl., schliesslich *harin* als „noch mit der mhd. endung *in*“ behaftet aufführt. Das könte den schein erwecken, als hielte der verfasser dieses *i* in *harin* noch für lang, wie es im mhd. war; aber es ist bei Luther genau so kurz wie etwa das *i* in *offinbar* neben *offenbar*, welches sich häufig genug findet, und das auch Franke im § 28 erwähnt. — Die elision der nachtonigen *e* in den mit *-el-*, *-en-*, *-er-* abgeleiteten verben behandelt der verfasser im § 161, 2. Es ist bekant, dass in diesen verben bald das flexions-, bald das ableitungs-*e* synkopiert wird. Im lezten falle meint der verfasser, es fehle bei den mit *-en* abgeleiteten verben sowol im infinitiv als auch bei den andern formen auf *-en* diese endung „dann gänzlich“. Es geht aus dieser äusserung nicht mit sicherheit hervor, wie sich der verfasser den betreffenden vorgang denkt; aber es hat nach andern gleich zu erwähnenden behauptungen des verfassers in der tat den anschein, als glaube er hier an den abfall der endung *-en*. Betrachten wir dieses scheinbare fehlen der endung im zusammenhange mit anderen gleichartigen erscheinungen, soweit der verfasser dieselben im laufe seiner darstellung noch erwähnt, so stelt sich in der hauptsache dabei folgendes heraus: Die endung *-en* schwindet scheinbar 1) wenn sie, wie in dem vorliegenden falle, an die mit *-en* abgeleiteten verbalstämme tritt (§ 161, 2), 2) im dativ pluralis der feminina auf *-in* (§ 189), 3) wenn sie sowol in der schwachen als in der starken deklination an substantiva oder adjektiva tritt, die schon auf *-en* ausgehen (§ 202, 5). Ferner: die endung *-es* fält scheinbar fort 1) im gen. sing. von substantiven, die auf *-s* auslauten (§ 176, 1, § 181, 2); „regelmässig“ tritt dieses ein „bei den sächlichen hauptwörtern auf *-nis*“ (§ 181, 1). Hierzu gehört 2) die erscheinung, dass die pronominalform *es* häufig in nebensätzen mit *dass* oder *als* fehlt, „ohne dass *es* sich aus dem hauptsatze ergänzen liesse“ (§ 265, 4 b). Weiter: „im gen. sing. und dat. sing. fem. und im gen. plur. aller drei geschlechter hat Luther nach mhd. regel bei den besitzanzeigenden fürwörtern *unser* und *euer* die endung *-er* gewöhnlich und zuweilen auch bei *ander* sowie bei komparativen nicht“ (§ 202, 7). Und schliesslich fält die verbalendung *-et* bei verben, deren stamm auf *t* oder *d* endet, scheinbar „oft ganz“ fort (§ 225 g). Diese erschei-

nungen benent der verfasser verschiedentlich an den angegebenen stellen als „abfall“ oder „wegfall“ der betreffenden endungen, resp. „weglassung“ jener pronominalform. Davon kann aber natürlich keine rede sein. Vielmehr liegt hier einfach eine synkope des endungsvokals und darauf folgende lautliche vereinfachung des endkonsonanten vor. Auf diese weise wird aus der vollen form *begegenen* zunächst *begegenn* und dann *begegen* neben der form *begegnen* mit synkopiertem ableitungsvokal; oder aus *zeichenen* zunächst *zeichenn* und dann *zeichen*, wie es sich etwa in dem substantivum *zeichenunterricht* neben *zeichnenunterricht*, oder wie sich solch nebeneinanderstehen auch in dem worte *rechenheft* neben *rechnenheft* noch heute findet und schon manchem schulkinde schwierigkeit in der entscheidung bereitet hat. Das scheinbare fehlen der pronominalform *es* nach *dass* und *als* betont schon Wunderlich Untersuchungen über den satzbau Luthers I (München 1887) s. 31; über den scheinbaren ausfall der pronominalform *er* nach *sondern* und *oder* vgl. ebd. s. 17 γγ und dazu sowie über die gleiche erscheinung bei dem artikel *den* nach den präpositionen *an* und *in* die bemerkungen im Anz. f. d. a. XIV (1888), s. 256 fg. und s. 258. — Wie komt *webern* (= hin und her bewegen) dazu, unter die „mit präfixen versehenen und zusammengesezten tätigkeitswörter“ des § 164 gerechnet zu werden? vgl. die bemerkung zu § 147. — § 173. Die ausdrücke „der abfall des auslautenden *e's* [sic!]“, „diese abwerfung des *e's* [!]“ können unmöglich als schön gelten; ebensowenig im § 231, 2 „der wegfall des auslautenden *e's* [!]“, § 178 „als rest des alten *a's* [!]“. — Dass der gen. sing. des pronomens *du* gewöhnlich *dein* und nur einmal *deiner* 5. Mos. 13, 17 laute, hat schon Grimm DWb. II, s. 1485 und nach ihm Dietz I, s. 460 behauptet. Wir haben aber dieselbe form auch in *deyner halben* Ap. gesch. 28, 21 in den Lottherschen drucken des neuen testaments von 1522 (sept. u. dec.), 1524 und 1526, während Hans Lufft (1536, 1544/45) *deinet halben* dafür einsezt. — Im § 225 hätte Franke bei besprechung der synkopierung des „*e* in den alten praesensendungen *-est* und *-et*“ die fälle der zweiten person, in denen sich das pronomen *du* (*heyſtu betrübſtu*) an die endung lehnt, von denen scheiden müssen, in denen das nicht geschieht, denn der antritt dieser pronominalform und die dadurch eintretende verlängerung des wortes üben auf den tonwert der verbalen endung bestimmenden einfluss. — Im § 227, II, 3 stelt Franke die imperativformen des singular *ſtand* und *ſtehe* neben anderen formen wie *halt halte* als beispiele für ein schwanken zwischen erst, dem mhd. entsprechend, endungsloser, später aber mit endung versehener imperativform. Soll das verbum *stehen* hier überhaupt belege abgeben, so könte es sich doch nur um einen gegensatz zwischen *steh* und *stehe*, nicht aber zwischen den zwei genanten, verschiedenen verbalstämmen angehörigen formen handeln. Ebenso war schon im § 227, II, 1 *gang* nicht als beleg anzuführen. — Am schluss des § 243 wird „das unregelmässige [!] verb *sein*“ besprochen. — Dem participium praesentis ist in der darstellung der „konjugationsendungen“ § 223 fgg. eine besondere behandlung nicht zu teil geworden; es beschränkt sich auf ein bescheidenes erwähntwerden im paradigma § 235. Und doch bietet auch das part. praes. ein specielles interesse durch die lautliche umgestaltung seiner endung in *-en*. Ich gebe hierfür folgende belege, zunächst aus der septemberbibel; der lateinische text entstamt der ausgabe des Erasmus Basileae 1519. Nach „werden“: *Moſes aber wart zittern vnd thurſte nicht anſchawen (tremefactus autem Moſes, non audebat attendere)* Ap. gesch. 7, 32; *(er) wart zittern (tremefactus)* Ap. gesch. 16, 29; nach „sein“: *ich byn furchtig vnd zittern (expauefactus ſum, ac tremebundus)* Ebr. 12, 21; nach „kommen“: *da aber das weyb ſahe / das nitt verporgen war / kam ſie zittern vnd fiel fur yhn*

(videns autem mulier, quod non latuiffet, tremens uenit ac procidit ante pedes) Luc. 8, 47; *deyn konig kompt reytten auff eynem efells fullen (rex tuus uenit fedens fuper pullum afinæ)* Joh. 12, 15. Vielleicht gehören hierher auch beispiele wie: *wie yhr yhn gefehen habt gen hymel faren (quem ad modum uidiftis eum euntem in cælum)* Ap. gesch. 1, 11 neben *vnd als fie yhm nach fahen yn den hymel farend (cumque effent defixis in cælum oculis, eunte illo)* Ap. gesch. 1, 10; *vnnd funden beyde Marian vnnd Jofeph vnd das kind ynn der krippen ligen (et inuenerunt Mariam et Joseph, et infantem pofitum in præfepi)* Luc. 2, 16 neben *vnnd fand ... die tochter auf dem bette ligend (reperit ... filiam iacentem fuper lectum)* Marc. 7, 30 und dazu *yhr werdet finden das kind ynn windel gewickellt / vnd ynn eyner krippen ligen (inuenietis infantem fafcijs inuolutum, pofitum in præfepi)* Luc. 2, 12; *vnd fand fie fchlaffen (reperit eos dormientes)* Luc. 22, 45 neben *vnd fand fie fchlaffend (reperit eos dormientes)* Math. 26, 40; *funden fie yhn ym tempel fitzen (inuenerunt illum in templo fedentem)* Luc. 2, 46 neben *vnnd funden den menfchen ... fitzend zu den fuffen Jhefu (et inuenerunt hominem fedentem ... ad pedes Jefu)* Luc. 8, 35. Zu diesen belegen nach der septemberbibel verhalten sich die ausgaben von Melchior und Michel Lotther 1524, Michel Lotther 1526 und Hans Lufft 1536 folgendermassen: *zittern* Ap. gesch. 7, 32. 16, 29 bleibt in allen drei ausgaben, für Ebr. 12, 21 bleibt es 1524 und 1526, während Hans Lufft 1536 dafür gibt *ich bin erfchrocken vnd zittere*, für Luc. 8, 47 bleibt *zittern* nur noch 1524, während 1526 und 1536 die stelle lautet *kam fie mit zittern; reytten* Joh. 12, 15 bleibt noch 1524, dann heisst es *reitende; faren* Ap. gesch. 1, 11 bleibt in den drei ausgaben, für Ap. gesch. 1, 10 bleibt *faren* 1524 und 1536, während 1526 *farend* sich findet; *ligen* Luc. 2, 12. 16 neben *ligend* Marc. 7, 30, *fchlaffen* Luc. 22, 45 neben *fchlaffend* Math. 26, 40 und *fitzen* Luc. 2, 46 neben *fitzend* Luc. 8, 35 bleiben in dieser verschiedenheit in allen drei ausgaben. Diese assimilation, die, lautlich niederdeutschen ursprungs, auch in Mitteldeutschland verbreitet war, machte das participium in der form dem infinitiv gleich. Beispiele dafür hat F. Bech im programm von Zeitz 1882 zusammengestelt. Man vgl. hierzu übrigens noch Behaghel Die deutsche sprache (= Das wissen der gegenwart, bd. 54) Leipzig und Prag 1886, s. 208 fg. Diese erscheinung hätte eine erwähnung gerade in der wortbiegungslehre sicher verdient, auch wenn man, wie Franke es später in der syntax im § 324 tut, zwar jene formen auf *-end* als participien bestehen lässt, diejenigen auf *-en* aber als infinitive innerhalb der konstruktion des accusativus cum infinitivo betrachtet. Ob aber gerade das oben gezeigte schwanken nicht mehr gegen die annahme des infinitivs spricht als dafür?

Die mängel in der darstellung der syntax sind ebenfals schon oben (s. 72) kurz hervorgehoben. Nur weniges sei hier noch erwähnt. Es ist nicht in der ordnung, wenn der verfasser für die syntaktischen erscheinungen in der sprache Luthers den bei weitem grössten teil seiner citate der bibel — hauptsächlich dem neuen testament —, also der übersetzungslitteratur entnimt, wenn er auch im § 255 hervorhebt, dass Luther „selbst in seinen übersetzungen ... sich ... von dem direkten einflusse fremder sprachen fast ganz freigehalten“ habe, „so dass es schwer hält, ihm volständig undeutsche konstruktionen nachzuweisen“. Einflüsse fremder sprachen sind nun einmal in der syntax Luthers vorhanden: solche des lateinischen führt Wunderlich Untersuchungen über den satzbau Luthers I, s. 57. 66. 69 an; dazu vgl. man Rückert Gesch. der nhd. schriftsprache II, s. 122 fgg. Franke selbst gesteht für den periodenbau (§ 255) diesen einfluss unumwunden zu, für den gebrauch der par-

ticipien § 325, 4, des acc. c. inf. § 324, beim zeugma § 335, für „einige kühne ellipsen“ § 359, 5. Auch Platzhoff, Luthers erste psalmenübersetzung sprachwissenschaftlich untersucht (diss. Halle 1887), s. 36 spricht sich trotz energischster betonung von Luthers übersetzungskunst für die satzbildung in den psalmen vorsichtig dahin aus, „dass Luther auch bei dieser sich längst nicht immer durch den [hebraischen] grundtext binden lässt“. Es wäre zweifellos besser gewesen, die belege für die syntax aus Luthers eigenen, ursprünglich in deutscher sprache abgefassten schriften zu wählen, um von hier aus durch eine vergleichung mit den syntaktischen erscheinungen in seinen übersetzungen zu zeigen, wie weit oder wie wenig beide darin auseinandergehen. Auch kann der umstand, dass „die verschiedenen ausgaben des alten und neuen testaments“ in bezug auf den satzbau „wenig variieren“, unmöglich a priori als alleiniger und strikter beweis dafür gelten, dass Luther „während seiner ganzen schriftstellerischen tätigkeit nur wenige veränderungen“ im satzbau vorgenommen habe (Franke § 256). — Im § 256, 10 bietet Franke einige belege zur entwickelung des periodenbaues in der sprache Luthers. Er übernimt dabei, allerdings ohne quellenangabe, jenen irtum über Jac. 5, 4 aus A. Lehmann Luthers sprache in seiner übersetzung des neuen testaments (Halle 1873) s. 141, den auch der sonst in seinen belegen durchaus selbständige Wunderlich a. a. o. s. 64, aber mit quellenangabe aufnahm, und über den ich im Anz. f. d. a. XIV, s. 259 fg. mich ausführlicher ausgelassen habe. Solte Lehmanns buch, welches nur die syntax der sprache des neuen testaments behandelt, dem verfasser vielleicht als vorbild gedient haben, auch seinerseits, wie schon erwähnt, eine unverhältnismässig hohe anzahl von belegen für die syntax dem neuen testament zu entnehmen? — Im § 313 „der reflexive gebrauch der dative *ihm ihr ihnen*“ behauptet Franke zu anfang, „im mittelhochdeutschen wurde von dem reflexiv *seiner, sich* noch kein dativ auf [!] *sich* gebildet“ und wenige zeilen später „Luther . . . gebraucht . . ., wie teilweise auch schon in der mittelhochdeutschen periode geschah, *sich* besonders bei verhältniswörtern als dativ“. Wo hat Franke mit seiner meinung vom mhd. nun recht, zu anfang dieses absatzes oder zu ende? Übrigens komt die form *sich* für den dativ schon bei Notker vor, vgl. Weinhold Mhd. gr.[2] § 475; H. Hänsel Über den gebrauch der pronomina reflexiva bei Notker (diss. Halle 1876), s. 5. — Über die von Franke im § 324, 3 gegebenen belege für den accusativus cum infinitivo nach *finden* vgl. das von mir oben über die endung *-en* des part. praes. gesagte. Franke fasst trotz der daneben vorhandenen zweifellosen participialformen auf *-end* doch die formen auf *-en* als infinitive auf.

Der verfasser hat — das muss nochmals ausdrücklich hervorgehoben werden — grossen fleiss auf die ausarbeitung seiner schrift verwant; die auswahl des quellenmaterials ist sorgfältig, die benutzung desselben umfassend gewesen. Leider entspricht der erfolg nicht der aufgewanten mühe; auf den anfänger kann das buch vielfach nur verwirrend wirken. In der beschreibung der benutzten drucke hätte mehr bibliographische genauigkeit bewiesen werden können, namentlich vermisst man die angabe der drucker. Die litteratur über Luthers sprache ist im ganzen volständig; es fehlen H. Wunderlich Untersuchungen über den satzbau Luthers I. teil: die pronomina (München 1887), sowie zwei Hallenser dissertationen desselben jahres: H. Platzhoff Luthers erste psalmenübersetzung sprachwissenschaftlich untersucht und J. Luther Die sprache Luthers in der septemberbibel [I]. In dem aufsatze: Bestrebungen auf dem gebiete der Luthergrammatik im 19. jahrhundert, in dieser zeitschrift XX (1888), s. 37—49 suchte ich die diesbezüglichen bis dahin

erschienenen schriften zu charakterisieren. F. Kluge Von Luther bis Lessing (Strassburg 1888) war bei der herausgabe von Frankes schrift noch nicht erschienen. Ganz neuerdings haben sich F. Kauffmann Geschichte der schwäbischen mundart (Strassburg 1890) und K. v. Bahder Grundlagen des nhd. lautsystems (Strassburg 1890) über verschiedene hierhergehörige probleme ausgesprochen. Einen index hat Franke seinem buche nicht beigegeben.

BERLIN IM MÄRZ 1890. JOHANNES LUTHER.

The finding of Wineland the good. The history of the Icelandic discovery of America, edited and translated from the earliest records by **Arthur Middleton Reeves.** With phototype plates of the vellum mss. of the sagas. London, Henry Frowde. 1890. VIII, 205 s. 4⁰. 40 sh.

Die isländischen quellen, die von der zu anfang des 11. jahrhunderts erfolgten entdeckung des amerikanischen continents durch nach Grönland ausgewanderte Isländer berichten, sind, seit sie 1837 und 1838 in den Antiquitates Americanae und Grœnlands historiske mindesmærker sehr unkritisch ediert worden waren, noch nicht wider gedruckt worden, und es war daher ein verdienstliches unternehmen von mr. Reeves, eine neue ausgabe zu veranstalten. Diese bringt — ebenso wie die beiden erwähnten älteren werke — sowol den doppelt (in der Hauksbók und in AM. 557, 4⁰) überlieferten Þorfinns þáttr karlsefnis[1] wie die zwei nur in der Flateyjarbók erhaltenen erzählungen: Eiríks þáttr rauđa und Grœnlendinga þáttr (gewöhnlich zusammengefasst unter dem titel Eiríks saga rauđa). Der in den genanten drei handschriften bewahrte text der beiden sagas ist von Reeves auf 55 phototypierten tafeln, deren ausführung das höchste lob verdient, volständig widergegeben worden; gegenüber steht ein zeilengetreuer abdruck, der jedoch leider — was doch sonst in facsimile-ausgaben nicht üblich — in normalisierte orthographie gekleidet ist. Wir hätten lieber gesehen, wenn der herausgeber seinen tafeln einen kritisch berichtigten text (diesen natürlich normalisiert) angehängt hätte: dass er dies unterlassen, ist um so weniger begreiflich, als er in der von ihm beigefügten englischen übersetzung eine art von textkritik zu üben versucht hat, indem er beim Þorfinns þáttr die beiden handschriften benuzte und in der Eireks saga rauđa eine lücke aus der jüngeren Óláfs saga Tryggvasonar ergänzte. Er hat jedoch in der auswahl der varianten aus Hauksbók und AM. 557, 4⁰ (ich bezeichne diese beiden handschriften im folgenden mit A und B) das richtige nicht immer getroffen und zu seinem schaden auch die hilfe verschmäht, die hier und da aus anderen denkmälern, namentlich aus der Landnámabók, zu gewinnen war, eine hilfe, die um so wilkommener ist, als aus den beiden membranen des Þorfinns þáttr ein befriedigender text sich nicht überall herstellen lässt. Beide nämlich stammen — allerdings nicht in allen partien — von einer und derselben handschrift ab, aus der sich gemeinschaftliche fehler in beide vererbt haben[2]. A 93ᵇ, 30 fg. = B 27ᵇ, 28 fg. steht in beiden handschriften fol-

1) Warum der herausgeber die beiden hss. einer und derselben saga durch verschiedene titel unterscheidet (er nent den text der Hauksbók Þorfinns þáttr karlsefnis, den des AM. 557, 4⁰ dagegen Eiríks saga rauða) verstehe ich nicht. Es empfiehlt sich, um nicht unliebsame misverständnisse zu veranlassen, bei der alten, wenn auch nicht recht passenden bezeichnung zu bleiben, also für den in der Hauksbók und in AM. 557, 4⁰ erhaltenen bericht nach wie vor den namen Þorfinns þáttr zu verwenden, für die „Vínlandssaga" der Flateyjarbók dagegen den namen Eiríks saga rauða.

2) Damit ist denn natürlich auch über Finn Magnusens törichten versuch, die verschiedenheiten von A und B dadurch zu erklären, dass beide unabhängig von einander alte lieder in prosa aufgelöst

gendes: *Þeir Eiríkr urðu sekir á Þórsnesþingi. Hann bjó skip* (*sitt* add. B) *í Eiríksvági, en Eyjólfr leyndi honum í Dimunarvági, meðan þeir Þorgestr leituðu hans um eyjarnar. Hann sagði þeim, at hann ætlaði at leita lands þess er Gunnbjǫrn, son Úlfs kráku, sá* usw. Diese stelle, die Reeves s. 30 nach dem texte von AB wörtlich übersezt, ist natürlich verderbt, denn *þeim* lässt sich auf nichts anderes beziehen als auf *þeir Þorgestr*, die feinde Eiriks, während es klar ist, dass dieser die rede nur an seine freunde und beschützer hat richten können. Schlagen wir nun die Landnáma auf, die für den anfang des Þorfinns þáttr zweifellos die quelle gewesen ist, so finden wir dort im 14. kapitel des 2. buches (Isl. sögur I², 104) einen volkommen tadellosen text: *Þeir Eiríkr urðu sekir á Þórsnesþingi. Hann bjó skip í Eiríksvági, en Eyjólfr leyndi honum í Dimunarvági, meðan þeir Þorgestr leituðu hans um eyjar. Þeir Þorbjǫrn ok Eyjólfr ok Styrr fylgðu Eiríki út um eyjar: hann sagði þeim* usw. Die gespert gedruckten worte waren in der gemeinsamen quelle von A und B, die mit γ bezeichnet werden mag, zwar nicht verloren — wir lesen sie in A 91ᵃ, 1. 2, in B 27ᵇ, 33 fg. — aber sie standen schon dort an einem falschen platze, was nur dadurch sich erklärt, dass der schreiber einer noch älteren handschrift (β) beim copieren seiner vorlage (α) von dem ersten *eyjar* auf das zweite abgeirt war und infolge dessen die dazwischen stehenden worte ausliess, die er aber, sobald er seines fehlers inne wurde, am rande nachtrug; von hier hat sie dann ein jüngerer copist (γ oder der schreiber eines zwischen γ und β liegenden zwischengliedes) in den text zurückversezt, wenn auch an eine unrichtige stelle. Zieht man den parallelbericht der Eirikssaga (Flat. 222ᵃ) und der jüngeren Olafs saga (Fms. II, 214) hinzu, der ebenfals auf der Landnáma basiert, den text derselben aber wesentlich verkürzt hat, so wird die richtigkeit unserer annahme bestätigt, denn auch hier heisst es: *er hann (Eiríkr) var búinn, fylgðu þeir Styrr honum út um eyjar; Eiríkr sagði þeim, at hann ætlaði at leita lands* usw. Die vergleichung einiger wenigen zeilen von A, B und Landnáma ergibt also schon ein für die textgeschichte des Þorfinns þáttr nicht unwichtiges resultat, das ich für aufmerksame leser nicht näher zu formulieren brauche.

Eine zweite stelle, an der die vernachlässigung der quellenschriften sich gerächt hat, steht ebenfals im 2. kapitel des Þorfinns þáttr (A 93ᵇ, 16 fg. = B 27ᵇ, 13 fg.). A liest: *Eiríkr fekk þá Þórhildar, dóttur Jǫrundar Atlasonar ok Þorbjargar knarrarbringu er þá átti Þorbjǫrn hinn haukdælski;* B hat statt der gesperten worte: *en þá átti aðr.* A bezeichnet somit den Þorbjǫrn als den zweiten gatten der Þorbjǫrg, während er nach B ihr erster war. Reeves, der in seiner übersetzung (s. 29) der lesart von B folgt (who had been married before to Thorbiorn of the Haukadal family) hat damit einen schweren kritischen fehler begangen, da die fassung von A durch die Landnáma (Isl. sögur I², 103; 130, n. 11; 350), die widerum von Flateyjarbók (222, 4) und von OsT (Fms. II, 213) secundiert wird, bestätigung erhält. Übrigens war die priorität von A auch ohne vergleichung der übrigen quellen leicht zu erkennen, da die lesart von A durch den nachfolgenden satz direkt als die allein mögliche erwiesen wird: *Réz Eiríkr þá norðan ok ruddi land í Haukadal ok bjó á Eiríksstǫðum hjá Vatzhorni.* Þórhildr lebte demzufolge, als Eiríkr um sie freite, bei ihrem stiefvater Þorbjǫrn im Haukadalr, und der wunsch, seinen nunmehrigen verwanten näher zu sein, war ohne zweifel die veranlassung, dass Eiríkr seinen bis-

hätten — eine hypothese, durch die sich wunderbarer weise selbst Möbius (s. 156) blenden liess — das urteil gesprochen.

herigen wohnsitz Draugar in den Vestfirdir aufgab und nach dem Hvammsfjǫrdr übersiedelte. Die worte *Réz Eiríkr — Vatzhorni* muste ich nach B geben, da A hier einen ganz verwirrten und unverständlichen text bietet. Reeves hat denn auch diesmal mit recht seiner übersetzung A zu grunde gelegt, dem hier die Landnáma, Flat. und OsT bestätigend zur seite stehen. Es ergibt sich aus dem gesagten, dass A und B von einander unabhängige repräsentanten des verlornen archetypus sind, dass bald die eine, bald die andere — zuweilen aber auch keine von beiden — die echte lesart überliefert hat.

Im algemeinen erweist sich jedoch die ältere handschrift A auch als die bessere und sorgfältigere, B als die minder gute und nachlässigere. Namentlich hat sich der schreiber von B eine reihe von auslassungen zu schulden kommen lassen. 94^b, 27 steht in A: *þat finni þér nú, at fé mitt þverr e r s l í k r á đ g e f i đ m é r* — die gesperrt gedruckten unentbehrlichen worte fehlen in B. Weitere lücken finden sich z. b. 95^a, 1 (*fyrir lausafjár sakir*); 23. 24 (*ok váru allar spákonur*); 96^a, 10 (*en í vetr*); 26. 27 (*en þeir vistuđu háseta međ bóndum*); 96^b, 6 (*sjá at sínu ráđi*); 97^a, 1. 2 (*sum tré — skipflaki*; die erzählung wird durch diese auslassung ganz unverständlich); 97^b, 11 (*um haustit til nafna síns*); 23 (*fǫru vit nú, Guđríđr*); 98^a, 33 (*hinum dauđa*); 98^b, 15—18 (*Mađr — skipi:* das auge des abschreibers war von *skipi* z. 15 auf das gleiche z. 18 widerkehrende wort abgeirt); 28. 29 (*varning — hafa þurfti*); 99^a, 12 (*í fátœku landi*); 99^b, 34 (*eptir því — sagt*); 100^a, 25 (*þeir hǫfđu — skinn:* auch hier erklärt sich die lacune dadurch, dass zwei sätze hinter einander mit *þeir* beginnen); 29 (*þá svá smátt*); 30 (*sem áđr*); 100^b, 1. 2 (*skrælingar — síđan*); 4 (*því nær — sauđarvǫmb*); 9. 10 (*þvíat — koma*); 28—30 (*tók upp — tók ein ok:* widerum abspringen von *tók* z. 28 auf das gleiche wort z. 30); 101^a, 11. 12 (*alt — rjóđr í*); 26. 27 (*ok þat — vegna*); 29 (*ok stóđ — úró:* hier haben zweifelsohne die kurz nach einander vorkommenden wörter *váru* und *úró* den ausfall verschuldet); usw. usw. — 101^a, 5 liest A: *váru þar fyrir alls gnóttir þess er þeir þurftu at hafa;* B hat statt dessen nur: *er þar alls konar,* hat also das subjekt hinzuzufügen vergessen (Reeves sezt aus A *gnóttir* ein, obwol die incongruenz zwischen prädikat und subjekt zwar nicht beispiellos, aber doch äusserst selten und an unsrer stelle höchst unwahrscheinlich ist). Eine schlimme verwirrung hat der liederliche schreiber von B 34^b, 28 fgg. (= A 101^a, 16 fgg.) angerichtet. Die stelle lautet in A: *Þorvaldr Eiriks son rauđa sat viđ stýri, ok skaut Einfœtingr ǫr í smáþarma honum. Þorvaldr dró út ǫrina ok mælti: „Feitt er um istruna*[1], *gott land hǫfum vér fengit kostum, en þó megum vér varla njóta“.* In B lesen wir statt dessen: *Þorvaldr son Eiríks hins rauđa. Þá mælti Þorvaldr: „Gott land hǫfum vér fengit“. Þá hleypr Einfœtingrinn á brott ok norđr aptr ok skaut áđr í smáþarma á Þorvaldi. Hann dró út ǫrina. Þá mælti Þorvaldr: „Feitt er um istruna“.* (!!) — Eine ähnliche gedankenlosigkeit ist wenige zeilen später zu finden (B 35^a, 2 fg. = A 101^a, 29 fg.). A liest: *Þar kom til hit fyrsta haust Snorri son Karlsefnis ok var h a n n þ á þ r é v e t r er þeir fóru brott.* Statt der gesperten worte finden wir in B: *þ a r þ a n n,* eine lesart, die ganz unsinnig ist und schwerlich durch conjectur hätte geheilt werden können. — Von leichteren flüchtigkeitsfehlern seien angemerkt: 31^b, 28 *rígda* B statt *órígda* A; 37 *vígri* B statt *óvígđri* A; 32^a, 22 *úglađr er* B statt *óglađari en* A, usw.

1) Ob hier nicht bewuste nachahmung der bekanten erzählung von dem ende des Þormóðr Kolbrúnarskáld (Hkr. V, 498 [31]) vorliegt?

Seltener sind dem gegenüber die fälle, in denen B den vorzug verdient. Einer derselben hat oben schon erwähnung gefunden; ich füge noch einige weitere belege hinzu. A 91ª, 3 = B 28ª, 2 muss man der lezteren handschrift folgen: *Kvað Eiríkr þeim skyldu verða at þvílíku trausti sem* (A: *ef*) *hann mætti sér við koma, ef þeir kynni* (A: *ok kynni þeir*) *hans at þurfa*; denn *þvílíku* erfordert als correlativ unbedingt ein *sem*, nicht ein *ef*. Vgl. z. b. Njála 131 ⁵: *ek man . . . veita þér slíkt lið sem ek má mér við koma.* — A liest 97ª, 29 fg.: *Þá mælti Eiríkr: „Kátari skyldu vér í sumar út or firðinum en nú eru vér.* B 31ª, 16 fg. hat zwar aus nachlässigkeit die worte *Þá — Eiríkr* ausgelassen, gibt aber den folgenden satz zweifellos in richtigerer gestalt: *Kátari váru vér í sumar er vér fórum út or firðinum en nú eru vér.* Die fassung von B würde uns zu der annahme nötigen, dass Eiríkr trotz der schweren verletzung, die er sich auf dem wege zum schiffe durch den sturz vom pferde zugezogen hatte, wirklich an bord gegangen sei und die expedition mitgemacht habe, einer annahme, die selbst Gust. Storm (Aarb. 1887, s. 314) für möglich gehalten hat, wie sie auch Reeves in seiner übersetzung (s. 37) acceptierte. Dass die unkritischen herausgeber von AA und GhM an der überlieferung in A keinen anstoss genommen haben, ist weniger wunderbar. — 97ᵇ, 24 fg. finden wir in A den nachstehenden passus: *Var þá Þorsteinn horfinn honum; þótti hann áðr haft hafa svipu í hendi ok vilja berja liðit.* B dagegen bietet (31ᵇ, 11 fg.): *Var þá ok verkstjórinn horfinn, er honum þótti áðr hafa svipu í hendi* usw. Es kann keinem zweifel unterliegen, dass auch hier die von B überlieferte lesart, die diesmal auch von Reeves der übersetzung zu grunde gelegt ist, in den text eingesezt werden muss, denn es ist klar, dass dem übel berufenen *verkstjóri* Garđr, der zuerst der epidemie erlegen war und dessen leiche später auf anordnung Þorsteins verbrant werden muste, und nicht diesem die schuld an den nachfolgenden todesfällen und der spukerei der verstorbenen (*hann veldr ǫllum apturgǫngum þeim sem hér hafa verit í vetr* A 98ª, 21 = B 31ᵇ, 30) zugeschrieben ward. In AA und GhM ist natürlich wider die unsinnige lesart von A im texte belassen. — Ferner gehört hierher die stelle A 101ᵇ, 13 fg. = B 35ª, 37 fg. Sie lautet in A: *Annat sumar eptir fór Karlsefni til Íslands ok Guðríðr með honum, ok fór heim í Reynines. Móður hans þótti sem hann hefði lítt til kostar tekit, ok var Guðríðr eigi heima enn fyrsta vetr. En er hon prófaði at Guðríðr var kvennskǫrungr mikill, fór hon heim ok váru samfarar þeira góđar.* In B dagegen lesen wir: *Annat sumar eptir fór Karlsefni til Íslands ok Snorri međ honum, ok [til] bús síns í Reynines. Móður hans þótti sem hann hefði lítt til kostar tekit, ok var hon eigi heima þar hinn fyrsta vetr; ok er hon reyndi at Guðríðr var skǫrungr mikill, fór hon heim, ok váru samfœdr* [schreibfehler statt *samfarar*] *þeira góđar.* Dass die im ersten winter von Karlsefnis hause sich fernhaltende, dann aber dahin zurückkehrende, eine und dieselbe person, und zwar seine mutter, nicht seine frau, sein muss, hat den herausgebern von AA und GhM nicht einleuchten wollen, obwol sie doch soviel sahen, dass in der überlieferung von A eine schwierigkeit vorhanden war, die sie freilich in der dänischen übersetzung durch ein kleines taschenspielerkunststück beseitigt haben (*fór hon heim* wird gegeben: tillod hun hende at drage hjem!!). Reeves hat mehr einsicht besessen und sich dieses fehlers nicht schuldig gemacht: nur hätte er auch darin B folgen sollen, am anfange des besprochenen passus *Snorri* statt *Guđríđr* in seine version zu recipieren. — Endlich sei noch einer stelle gedacht, wo durch vergleichung beider handschriften jedem methodisch geschulten philologen die herstellung des echten ohne besondern aufwand von scharfsinn

hätte gelingen müssen. Es handelt sich um die dem Þórhallr veiðimaðr zugeschriebene vísa A 99ᵇ, 27 fg. = B 33ᵇ, 13 fg., die ich buchstabengetreu nach A widergebe:

> Hafa kvaðv mik meiðar
> malmþi*n*gs e*r* ek ko*m* hingat;
> m*er* sam*ir* l*an*d f*yr* lyðu*m*
> lasta dryckiñ bazta.
> billdz hattar ve*r*ðr bvttv
> beiðityr at styra,
> helldr e*r* sva at ek kryp at kelldv
> ko*m*að vin a gron mina.

B hat folgende abweichungen: z. 2 fehlt *ek;* 3 *litt* statt *land;* 5 *hattr* statt *hattar; verðek* statt *verðr; byttu* statt *buttu;* 6 *reiða* statt *styra;* 8 *komit* statt *komað.* — Es versteht sich, dass der text von B an ein paar leichteren gebrechen leidet (*hattr* und *komit*), zu deren heilung es der hilfe von A kaum bedurft hätte; dagegen wird z. 6 die lesart von B zu bevorzugen sein, da wol das verbum *reiða,* schwerlich aber *stýra* von der handhabung eines schöpfgefässes gebraucht werden konte und überdies derselbe ausdruck in einer lausavísa der Magnús saga berfœtts (Hkr. U. 652¹· ²) sich widerfindet. Z. 3 ist in beiden handschriften hendingalaus, also fehlerhaft, überliefert, doch ist B insofern dem ursprünglichen näher geblieben, als es in *litt* den durch den reim geforderten vocal bewahrt hat. Ändert man das wort in *líþ,* so ist die zeile in ordnung. Anstoss erregt dann allerdings noch das erste vísuorð, weil es nur einen stuðill enthält (*mik* kann natürlich als unbetontes wort nicht in betracht kommen). Der fehler kann nur in *hafa* stecken, das also durch ein mit *m* anlautendes verbum ersezt werden müste, und es bietet sich hier, soweit ich sehe, kein anderes als *mæra,* das auch dem sinne nach vortreflich passt, weil es seiner bedeutung nach den direkten gegensatz zu *lasta* bildet und im ersten vísuhelmingr durch die scharfe antithese die enttäuschung des Þórhallr weit kräftiger zum ausdruck gelangt. Die strophe würde demnach folgende gestalt gewinnen:

> Mæra kvǫþumk meiþar
> malmþings, es kvamk hingat,
> (mér samir líþ fyr lýþum
> lasta) drykk enn bazta;
> Bilds hattar verþr byttu
> beiþi-Týr at reiþa,
> heldr's at krýpk at keldu,
> kvamat vín á grǫn mína —

in prosaischer wortfolge: *malmþings meiþar kvǫþu, es ek kvam hingat, mik mæra enn bazta drykk: mér samir (at) lasta líþ fyr lýþum; Bilds-hattar beiþi-Týr verþr at reiþa byttu: vín kvamat á grǫn mína, heldr es at ek krýp at keldu,* d. h. „die bäume des kampfes (die männer) sagten, als ich hierher kam, dass ich den ausgezeichneten trank loben werde: (statt dessen) muss ich das nass vor den leuten tadeln; der den hut des zwerges (den helm) begehrende mann (der krieger, d. h. ich) muss das schöpfgefäss handhaben — wein kam nicht auf meine lippe, vielmehr muss ich zur quelle kriechen“.

Die vorstehenden ausführungen haben, denke ich, zur genüge erwiesen, dass eine kritische bearbeitung der Vínlandssǫgur, vor allem des Þorfinns þáttr, nach wie

vor ein bedürfnis ist: hoffentlich wird die soeben von dem Kopenhagener Samfund angekündigte neue ausgabe allen berechtigten anforderungen genüge leisten. Sie wird beim Þorfinns þáttr den text der Hauksbók zu grunde legen, diesen aber aus AM. 537, 4° und den parallelberichten (Landnáma, Ólafs saga Tryggvasonar usw.) emendieren müssen. Freilich reicht dies recept nicht überall aus. Es ist schon oben (s. 84) angedeutet, dass das verhältnis, in dem die texte A und B zu einander stehen, nicht durchweg ein gleichmässiges ist. Während nämlich in dem grösseren teil der saga beide handschriften zweifellos von einer gemeinsamen vorlage abstammen und so nahe zusammengehen, dass eine controle der einen durch die andere möglich ist[1], ist in einem abschnitte die verschiedenheit so gross, dass sie auf die wilkür eines abschreibers nicht zurückgeführt werden kann. Der betreffende abschnitt reicht von A 99ᵃ, 14 = B 32ᵃ, 36 bis A 99ᵇ, 26 = B 33ᵇ, 12. Hier wird daher der künftige herausgeber dem beispiele der Antiquitates Americanae folgen und den text beider codices zum abdrucke bringen müssen.

Es erübrigt noch, ein paar worte über die einleitenden kapitel zu sagen, die Reeves seinen texten vorausgeschickt hat. Als hauptzweck des verfassers ergibt sich aus denselben die absicht, die tatsache der vorcolumbischen entdeckung Amerikas, an der man seltsamer weise in den Vereinigten staaten noch bis auf den heutigen tag zu zweifeln scheint, gegen diese übertriebene skepsis sicher zu stellen. Er sammelt daher alle stellen der isländischen litteratur, die zur bekräftigung jener tatsache dienen können, und sucht vor allem zu beweisen, dass aus inneren und äusseren gründen dem Þorfinns þáttr, der sicherlich auf berichten von augenzeugen basiere, ein hohes mass von glaubwürdigkeit zu vindicieren sei, während er die erzählungen der Flateyjarbók, die man früher in den vordergrund zu stellen pflegte, nur als eine vielfach getrübte und unzuverlässige quelle betrachtet. Wir haben um so weniger ursache, dem verfasser hierin zu widersprechen, als Gustav Storm in seinen trefflichen Studier over Vinlandsreiserne (Aarbøger 1887) zu denselben ergebnissen gelangt ist. Die ausführungen von Reeves sind im wesentlichen nur eine — wenn auch in einzelheiten weiter ausgeführte — reproduction von Storms untersuchungen. Diesem folgt er auch in der chronologischen fixierung der grönländischen entdeckungsfahrten nach Amerika und in der hypothese über die geographische lage der im 11. jahrhundert aufgefundenen und betretenen landstriche. Die litteratur über die Vinlandsreisen ist jedoch selbständig und einsichtig benuzt. Sorgfältige anmerkungen zu den texten und ein register beschliessen das buch, das, als erstlingsarbeit betrachtet, eine recht tüchtige leistung ist, der sicherlich reifere früchte gefolgt wären, wenn nicht ein jäher tod den herausgeber der wissenschaft und und seinen freunden vorzeitig entrissen hätte.

KIEL, MÄRZ 1891. HUGO GERING.

1) Bekantlich ist bei der altnord. prosalitteratur ein verfahren, wie es der kritische herausgeber bei einem klassischen autor oder einem mhd. dichter anwendet, in vielen fällen unmöglich. Die hss. weichen nämlich oft so bedeutend von einander ab, dass zwar einzelne fehler durch vergleichung sich auffinden und beseitigen lassen, eine durchgängige herstellung des ursprünglichen textes aber unausführbar ist, da die abschreiber, wenn sie auch an dem tatsächlichen nichts änderten, an den wortlaut der vorlage nicht ängstlich sich banden. Es bleibt daher häufig nichts anderes übrig, als die relativ beste hs. zum abdruck zu bringen und nur offenkundige fehler mit hilfe der andern zu berichtigen. Auf diese aufgabe wird auch der herausgeber des Þorfinns þáttr sich beschränken müssen.

Wilhelm Wisser, Das verhältnis der minneliederhandschriften B und C zu ihrer gemeinschaftlichen quelle. Programm des gymnasiums zu Eutin. Ostern 1889. 42 s. 4.

Scherer hatte in den Deutschen studien II s. 15 anm. 1 eine abhandlung in aussicht gestelt, in der er es unternehmen wolte, die den handschriften B und C zu grunde liegende liedersamlung so genau wie möglich herzustellen, und eine ähnliche untersuchung kündigte Apfelstedt Germ. 26, 229 an. Beiden war es nicht vergönt ihren vorsatz auszuführen, und so bietet denn die vorliegende schrift den ersten versuch, das bisher nur mit bezug auf diesen oder jenen einzelnen dichter erörterte verhältnis jener beiden nächstverwanten sammelhandschriften im zusammenhange darzustellen und so zugleich ein bild von ihrer gemeinsamen quelle zu geben.

Die in B von der ersten hand geschriebenen 25 dichter kehren auch in C wider, teilweise in derselben reihenfolge; bei ihnen allen ist die übereinstimmung der beiden handschriften so gross, dass man in jedem einzelnen falle eine gemeinsame quelle für sie voraussetzen müste, wenn B und C jedes nach freier auswahl jene 25 zusammengestelt hätte. Nähme man dieses an, so müsten also B und C in allen 25 fällen unter den verschiedenen samlungen, die sich von den liedern eines dichters in umlauf befanden, immer gerade auf ein und dasselbe liederbüchlein geraten sein; das ist gewiss nicht wahrscheinlich, und so zieht denn Wisser den schluss, dass bei allen 25 dichtern ein und dieselbe gemeinschaftliche quelle den handschriften B und C zu grunde gelegen habe. Für die bestimmung der art und weise, wie B und C mit dieser ihrer quelle (Q) verwant seien, genügt es daher seiner meinung nach, das verhältnis der beiden an einem der 25 dichter zu prüfen, da, was für ihn nachgewiesen werde, auch für die übrigen als teile desselben ganzen gelten müsse.

Von diesem gesichtspunkte aus untersucht Wisser die äussere überlieferung der gedichte Friedrichs von Hausen. Bekantlich stimt hier, abgesehen von einer versetzung der strophe MF 46, 39 in B, die reihenfolge der strophen in beiden handschriften überein. Nur werden die zu einem tone gehörigen und in B aufeinander folgenden strophen MF 42, 1—27. 43, 10—27 in C durch 14 strophen (zwischen MF 42, 27 und 43, 10) unterbrochen, von denen nur die erste (MF 43, 1) demselben tone, die übrigen aber 5 anderen tönen Hausens angehören. Und ähnlich werden später die nicht nur zu einem tone, sondern auch zu demselben liede gehörenden in C auf einander folgenden strophen 47, 25—32 und 47, 17—24 durch 12 strophen unterbrochen, welche jedoch nicht Hausen, sondern Reinmar und dem markgrafen von Hohenburg zugehören. Nach der bisher herschenden annahme wurde diese erscheinung darauf zurückgeführt, dass einmal C, das andere mal B an der betreffenden stelle in Q eine einlage vorfand, die der eine wie der andere ohne rücksicht auf den zusammenhang mit abschrieb. Wisser prüft die stichhaltigkeit dieser aufstellung, indem er ein bild von dem format der handschrift Q zu gewinnen sucht. Da sowol die erste als auch die lezte der in BC zwischen den beiden fraglichen stellen stehenden neun strophen durch die einlagen von einer strophe des gleichen tones getrent wurde, der sie zuvor doch ohne zwischenraum gefolgt oder vorausgegangen sein wird, so müsten jene 9 strophen in Q gerade ein von anfang bis zu ende beschriebenes blatt ausgemacht haben. Gegenüber diesem 9 strophen umfassenden blatt von Q steht aber die erste einlage als ein blatt von 13 oder 14, die zweite als ein solches von 12 strophen; und wie die strophenzahl, so geht auch die gesamtheit der zeilenlängen bei den vermeintlich eingelegten blättern erheblich über die einem blatte der handschrift Q zukommende hinaus. Da somit das format dieser bei-

den einlagen ein anderes gewesen sein müste als das der handschrift Q, so hält der verfasser jene hypothese für unmöglich. Er meint, B und C konnen nicht unmittelbar aus einer gemeinsamen vorlage abgeleitet werden, vielmehr sei jedem der beiden eine mittelstufe (b und c) vorausgegangen. Die äussere beschaffenheit dieser vermittelnden handschriften sucht nun der verfasser vermutungsweise herzustellen; er bemüht sich wahrscheinlich zu machen, dass die mehrstrophen, welche B zeigt, in b ursprünglich auf dem lezten, für nachträge bestimten blatte der die lieder Hausens enthaltenden lage aufgezeichnet, dann aber durch blättervertauschung an die stelle geraten seien, wo sie in B vorliegen, während die C eigentümlichen strophen C 5—17 schon in Q, und zwar als lezte strophen der ganzen samlung enthalten waren; in c fülten sie dann gerade das lezte blatt, welches nun widerum durch vertauschung an die stelle geriet, wo es in C abgeschrieben wurde (zwischen MF 43, 9 und 10); in b kam das blatt, welches sie enthielt, an einen platz, wo es leicht übersehen werden konte und von B übersehen wurde.

Mit so minutiöser sorgfalt diese untersuchungen auch geführt sind — die summe der zeilenlängen des einzelnen blattes wird bis auf den millimeter berechnet! — ich glaube doch nicht, dass sie zu irgend sicheren und praktisch verwertbaren resultaten geführt haben und führen konten. Zunächst ist es meines erachtens dem verfasser nicht gelungen, Müllenhoffs hypothese über jene beiden einlagen endgültig zu widerlegen. Er verfährt, als ob Müllenhoff behauptet hätte, dass sie aus je einem blatte bestanden hätten, während er doch vorher selbst Müllenhoffs worte angeführt hat, nach denen die in B überlieferten plusstrophen, als B abschrieb, der vorlage „als ein zufällig eingelegtes doppelblatt“ einverleibt waren, die fraglichen mehrstrophen der handschrift C aber „ursprünglich ein liederbüchlein für sich bildeten“, welches ähnlich wie jenes doppelblatt in die ältere samlung eingefügt und so von C vorgefunden wurde. Es waren also demnach zwei selbständige, zufällig in die samlung geratene blattpaare, und diese konten am schlusse ebensowol einen beliebigen unbeschriebenen raum für nachträge enthalten, wie nach Wissers annahme die Hausens lieder umfassende samlung in b; sie konten also auch, wenn man das wirklich für erforderlich halten will, sehr wol dasselbe format haben, welches nach Wissers annahme die handschrift Q hatte. Aber dieses format lässt sich für Q gar nicht einmal so sicher erweisen. Jene 9 durch die beiden späteren einlagen nach vorne und hinten abgegrenzten strophen der handschrift Q, nach denen der verfasser den blattumfang dieser handschrift bestimt, brauchen in ihr, da sie verschiedenen tönen angehören, keineswegs alle unmittelbar aufeinander gefolgt zu sein, sondern es könten zwischen dem schluss eines tones und dem beginn eines neuen lücken ganz unbestimbaren umfanges für nachträge freigelassen sein, wie das in C so häufig geschieht.

Erscheinen somit Wissers einwürfe gegen die ältere hypothese als nicht ausreichend begründet, so lässt sich nun bezüglich seiner eigenen aufstellung mit bestimtheit nachweisen, dass der sachverhalt nicht so gewesen sein kann, wie er ihn sich vorstelt. Die voraussetzung für seine erklärung des einschubes der strophen 5—17 in C ist bei ihm die, dass in c str. 1—4 auf dem ersten blatte, 18—53 auf den 3 folgenden und 5—17 auf dem lezten gestanden haben. Nun konten aber die strophen 1—4 weder ein blatt noch eine seite einer handschrift des formates, wie es der verfasser nach jener berechnung für c voraussezt, auch nur annähernd ausfüllen. Er erklärt das daraus (s. 14 anm. 3), dass (entsprechend der annahme Lehfelds Paul-Br. Beitr. II, 352) c ebenso wie Q und b eine sammelhandschrift war, in der den liedern Hausens die eines anderen dichters unmittelbar vorausgiengen. Dieses

ist aber sicher nicht der fall gewesen. Zunächst vor den liedern des dichters muss vielmehr in c sowol wie in Q und in b sein bild gestanden haben; die übereinstimmung der abbildung Hausens in B und C macht das zweifellos. Hätte dieses bild nun über den str. 1—4 noch auf derselben seite gestanden (was übrigens dem in B und C beobachteten brauche widersprochen haben würde), so müste das format von c ein viel grösseres gewesen sein, als Wisser annimt; stand es dagegen auf der vorderseite, so war die ganze rückseite durch jene 4 strophen ausgefült, und das einzelne blatt jener handschrift hatte dann einen geringeren umfang, als es nach der aufgestelten berechnung der fall gewesen sein müste. Damit stürzen aber auch die auf diese gegründeten folgerungen.

Es zeigt sich hier, was Wisser s. 4 anm. selbst zugegeben hat, dass eine entscheidung der fragen, die er aufwirft, ohne heranziehung der in B und C vorliegenden abbildungen nicht getroffen werden kann. Diese kommen auch schon in betracht, wenn es sich darum handelt, ob wir als gemeinsame grundlage von B und C überhaupt eine einzige handschrift anzunehmen haben oder nicht. Wisser sezt das ohne genügenden grund voraus. Die übereinstimmung von B und C erklärt sich an und für sich doch ebenso gut, wenn Q eine handschriftensamlung, als wenn es eine sammelhandschrift war. Und die reihenfolge der dichter in B und C spricht keineswegs für das leztere. Sie zeigt mehr abweichung als übereinstimmung; das bringt die übersicht, die der verfasser s. 7 gibt, nicht zur geltung. Übereinstimmend folgen in B und C nur auf einander: 1. Hausen, Rietenburg, Sevelingen; 2. Munegur und Rute; 3. Heinzenburc und Seven, denen an und für sich wie in B so auch schon in Q Rubin gefolgt sein könte, der in C nur durch den in B nicht enthaltenen Walther von Metz von Liutolt von Seven getrent wird; doch ist das aus anderen gründen nicht eben wahrscheinlich. Dagegen mögen (4.) Singenberg und Künzich (in C durch Sahsendorf getrent) schon in Q vereinigt gewesen sein, ebenso wie endlich (5.) kaiser Heinrich und Rudolf von Fenis, zwischen die nur in C neun in B nicht überlieferte fürstliche dichter eingeschoben wurden. Dass B und C übereinstimmend durch den kaiserlichen minnesinger eröfnet werden, ist begreiflich genug. Dass aber im übrigen jene einzelnen complexe von 2 bis 3 dichtern sich verschieden auf die samlung verteilen und dass die übrigen dichter einzeln in ganz abweichender anordnung dazwischen stehen, würde unerklärlich sein, wenn ein codex mit feststehender reihenfolge der einzelnen sänger die gemeinsame grundlage gebildet hätte; es lässt sich durchaus kein grund erkennen, aus dem C oder B oder C und B sich die mühe einer so durchgreifenden umordnung des vorgefundenen gemacht haben solten. Andrerseits aber kann Q auch nicht aus einer anzahl von liederbüchern ganz verschiedenen ursprungs bestanden haben, es muss vielmehr eine einheitlich angelegte samlung gewesen sein. Dies geht eben vor allem aus dem umstande hervor, dass sie bereits mit den nach einem gemeinsamen schema angelegten abbildungen der dichter und ihrer wappen geschmückt gewesen sein muss. Leider sind die Krausschen nachbildungen der miniaturen von C nicht in farben ausgeführt; das ist besonders in bezug auf die wappen zu bedauern, umsomehr als v. d. Hagens angaben in diesem punkte unvolständig sind. So viel ich aus ihnen aber entnehmen kann, zeigt die kolorierung der gesamten bilder in B und C zu viele abweichungen, als dass man sie auf eine gemeinsame vorlage zurückführen könte. Dagegen ist eine solche für die zeichnung mit geringer einschränkung zweifellos anzunehmen. Ohne weiteres ist das klar bei B1 C1 kaiser Heinrich, B2 C10 Fenis, B3 C41 Hausen, B8 C27 Eist, B9 C60 Hartmann, B11 C44 Rucke, B12 C16 Veldecke, B13 C37 Reinmar, B17

C 78 Munegiur, B 18 C 79 Rute, B 20 C 50 Künzich, B 25 C 15 Walther; wenn auch bei 2 (10), 12 (16) und 25 (15) C das wappen vor B voraus hat und 8 (27) in C volständiger ausgeführt ist als in B. Ferner zeigen dann die miniaturen B 5 C 13 (Sevelingen), B 15 C 55 (Horheim), B 19 C 48 (Singenberg) unter übereinstimmendem wappenschild und helm jedesmal die beiden liebenden, wenn auch in abweichender stellung, ebenso B 10 C 56 (Johannsdorf) wenigstens unter der gleichen darstellung des helmes. Auch bei B 7 C 58 (Bligger) blickt nicht nur in der völlig gleichen zeichnung von schild und helm, sondern auch in der des dichters noch dieselbe vorlage durch, wenngleich Bligger in B seine liederrolle selbst hält, während er sie in C vom boten schreiben lässt. B 23 C 52 (Seven) stimmen wenigstens insofern überein, als der dichter beiderseits zu pferde mit dem pergament in der hand dargestelt ist, und der schild, den er in B am arme trägt, während derselbe in C dem gewöhnlicheren brauche gemäss über dem eigentlichen bilde steht, zeigt das gleiche wappen. Ganz abweichende figuren zeigen bei übereinstimmung des wappenschildes und des helmes B 4 C 42 (Regensburg), B 6 C 14 (Botenlauben), B 14 C 32 (Gutenburg), B 22 C 51 (Heinzenburc); doch ist bei 4 und 6 in B das fortbleiben der zweiten figur und die dadurch bedingte abweichung der darstellung offenbar durch den umstand veranlasst, dass B hier mit dem raume kargte, indem es die beiden bilder noch unten auf den zum grossen teil schon beschriebenen seiten 18 und 23 anbrachte — die beiden einzigen fälle, wo dem bilde nicht eine besondere seite eingeräumt ist. Dagegen mag bei 14 und 22 nur erst die zeichnung des wappenschildes und des helmes in der vorlage gestanden haben. Bei B 21 C 46 (Schwangau) trägt der dichter auf dem übrigens gleichfals ganz abweichenden bilde in C wenigstens am kleide dasselbe wappen, welches B, der gewöhnlicheren weise entsprechend, in dem besonders dafür abgeteilten oberen felde bringt. Ganz verschieden ist das bild zu B 16 C 34 (Morungen), wo C das richtige, B ein nach dem namen des dichters erfundenes wappen bietet; gleichwol hat sich die figur, welche B gibt, schon in der vorlage befunden: sie ist von C für Gliers benuzt. So ist B 24 C 54 (Rubin) schliesslich die einzige miniatur, bei der sich weder im wappen noch im bilde irgendwelche berührung zwischen den beiden handschriften findet, und gerade hier, bei Rubin, weicht in B und C auch die reihenfolge und der bestand der strophen in einem grade ab, wie bei keinem anderen dichter. Trotzdem weisen einzelne übereinstimmende textverderbnisse in B und C auch hier auf eine vom original verschiedene, abgeleitete quelle der beiden hin. Aber diese muss hier anders geartet gewesen sein als in den übrigen fällen; sie bestand vielleicht noch aus einzelaufzeichnungen, denen noch nicht, wie den liedern der übrigen dichter, das bild des verfassers beigegeben war. Und so scheint Q überhaupt noch einen unfertigen charakter getragen zu haben, als B daraus abgeschrieben wurde. Es wird eine im wesentlichen einheitlich ausgeführte, mit zeichnungen versehene samlung gewesen sein, die jedoch noch aus einzelnen losen abteilungen bestand und überall der erweiterung fähig war. Enthielt sie damals noch nicht mehr als was in B aufgenommen wurde, so wird sie nachher noch in demselben stile fortgesezt und schon beträchtlich vermehrt gewesen sein, als sie die grundlage von C wurde. Dafür spricht die nicht unerhebliche anzahl von bildern der handschrift C, welche in B nicht enthaltene dichter darstellen und doch den alten, einfacheren, einem beschränkteren raume entsprechenden typus der B und C gemeinsamen abbildungen aufweisen, nicht den der gestaltenreicheren, gleich für ein grösseres format componierten übrigen miniaturen in C.

Sollen nun ausser jener alten illustrierten samlung Q auch noch zwei oder gar noch mehr andere bilderhandschriften, als mittelstufen von Q zu B und zu C, existiert haben, die ebenso wie Q selbst spurlos verloren gegangen sind? Ohne zwingenden grund wird man sich zu dieser annahme nicht entschliessen, und einen solchen beizubringen ist dem verfasser der vorliegenden abhandlung meines erachtens nicht gelungen. Zu einer erschöpfenden behandlung dieser frage würde es freilich auch nötig sein, auf die texte selbst einzugehen, eine aufgabe, die der verfasser hier so wenig in den bereich seiner arbeit gezogen hat wie im zweiten hauptteile, einer vergleichung des strophenbestandes und der strophenfolge in B und C, die er übrigens auf s. 15 fg. in einer recht wilkommenen tabellarischen übersicht veranschaulicht hat. Überhaupt hat er die äusseren verhältnisse der textüberlieferung sorgfältig geprüft und dargelegt, nur hat er zu viel aus ihnen gefolgert.

BRESLAU. F. VOGT.

Tugendhaffter Jungfrauen und Jungengesellen Zeit-Vertreiber. Ein weltliches liederbüchlein des XVII. jahrhunderts aus v. Meusebachs samlung in der Berliner öffentl. bibliothek. Nachweisungen der quellen, aus denen die 201 lieder geschöpft sind, von **K. H. G. Freiherr von Meusebach** († 1847). Als beitrag zur geschichte des deutschen volksliedes herausgegeben von **Hugo Hayn.** Köln a. Rh., verlag von Franz Teubner. 1890. 24 s. 1,50 m.

Der durch eine reihe von veröffentlichungen zur kuriosa-bibliographie bekante spezialist Hayn legt hier in verbesserter gestalt eine arbeit vor, die bereits 1870 im lezten (31.) jahrgange des Serapeum nr. 10—11 sehr fehlerhaft gedruckt worden war. Die hier dargebotene neuausgabe hatte Hayn schon 1885 in seiner „Bibliotheca Germanorum erotica“ (2. aufl. s. 179), diesem äusserst inhaltsreichen, wenn auch teilweise nicht völlig zuverlässigen hilfsmittel, angekündigt[1]. Nunmehr tritt sie in sehr übersichtlicher gestaltung und typographisch vortreflich ausgestattet vor den freund und kenner des älteren neudeutschen volksliedes. Der genaue titel des zu grunde liegenden werkchens, dem bisher nicht die gebührende rücksicht gewidmet wurde, lautet: „Tugendhaffter Jungfrauen und Jungengesellen Zeit-Vertreiber Das ist: Neu-vermehrtes, und von allen Fan-tastischen groben unflätigen und ungeschick-ten Liedern gereinigtes, Weltliches Lieder-Büchlein, Bestehend in vielen, meistenteils Neuen, zu vor nie im Truck ausgegangenen lieblichen und anmuthigen Schäferey- Wald- Sing- Tantz- und keuschen Liebes-Liedern. Alle, von bekannten annehmlichen Melodeyen, in ein ordentlich verfastes Register zusammen getragen, Durch Hilarium Lustig von Freuden-Thal. Gedruckt im gegenwärtigen Jahr“. Als entstehungszeit dürfte etwa 1690 anzunehmen sein; doch steht über die äusseren umstände der veröffentlichung nichts fest; datum, druckort usw. sind unbekant, auch ist der verfasser bisher noch nicht entlarvt. Das handexemplar Meusebachs auf der königl. bibliothek zu Berlin (Yd 8⁰ 5111) umfasst 100 blätter ohne seitenzahl, A bis Ny signiert. Der titel steht in einfassung, mit einem holzschnitte, der eine musicierende geselschaft von sechs köpfen darstelt. Der text enthält 201 lieder, „gesetzweise“ gedruckt. Auf diese bezeichnung gründet Meusebach seine allerdings nur mit grenzen benante zeitbestimmung. Seine handschriftliche notiz in jenem

1) Neuerdings hat Hayn noch eine „Bibliotheca Germanorum nuptialis“ folgen lassen (Köln, F. Teubner, 1890. 89 s. Preis 4 m.); vgl. Fränkels anzeige i. Centralbl. f. bibliothekswesen VIII 57 f. Red.

exemplar besagt: „Dass diese liedersamlung nach Opitz und Flemming gemacht worden, zeigen die daraus genommenen stücke; dass aber noch im XVII. jahrhundert, zeigt z. b. hier am ende des 176. liedes der ausdruck ‚Gesetz' für Strafe'". Der abdruck, den nun Hayn von den dem hierzu gefertigten register beigegebenen quellennachweisungen Meusebachs besorgt, ist geziemend ein diplomatisch getreuer nach den 18 handschriftlichen blättern, die besagtem exemplar angebunden sind. Die aus Meusebachs samlung in die königl. bibliothek zu Berlin gelangten originaldrucke, die er selbst also völlig ausgenuzt hat, sind hier recht gut durch gesperten druck herausgehoben. Besondere aufmerksamkeit verdient das s. 23 fg. von Hayn herangezogene liederbuch „Gantz neuer Hans guck in die Welt, Das ist: Neu-vermehrte weltliche Last-Kammer, In welcher mehr als siebenzig ausbündige neulichst ersonnene artige Schäfferey- Welt- Spaß- Vexir- Täntz- und andere kurtzweilige Lieder beysammen getragen zu finden. Allen bescheidenen Jungengesellen und züchtigen Jungfrauen bequemer Zeit und Gelegenheit, ehrlicher Gemüts-Belustigung erlaubet zu gebrauchen. Anjetzo mit vielen Neuen Liedern vermehret worden. Zufinden bey Joh. Jon. Felseckers sel. Erben". (Nürnberg, etwa neuntes Jahrzehnt des 17. jhs.) Es enthält unter signatur A bis G 79 nummerierte lieder, darunter eine grosse anzahl mit unserem liederbuche gemeinsam. Vielleicht hilft ein tätiges nachforschen, etwa gar der fund eines dedikationsexemplars auf die spur unseres anonymus. Dem exemplar der königl. bibliothek zu Berlin (Yd 8⁰ 5116) fehlt übrigens bogen 8.

Auf einzelheiten der nachweise sei hier nicht des näheren eingegangen. Hoffentlich kommen sie den bearbeitern des nun wider fleissig bebauten feldes der litteraturgeschichte des 17. jahrhunderts gelegen, ebenso den forschern auf den fluren des deutschen liedes. Man kann Hayns urteil unterschreiben: „sie werden am besten zeugnis von dem rastlosen, stillen und resignationsvollen fleisse und der unübertroffenen sachkentnis des grossen samlers und ausgezeichneten kenners deutscher litteratur ablegen". Vgl. Meusebachs Fischartstudien hg. von Wendeler (1879) s. 20. 25 ff. u. ö.

HELGOLAND, PFINGSTEN 1890. LUDWIG FRÄNKEL.

Johannes Höser, Die syntaktischen erscheinungen in *Be Dômes Dæʒe*. Halle a. S. 1889. 8. 76 s.

Eine fleissige syntaktische untersuchung, von der man nur bedauern kann, dass sie sich auf ein so wenig umfängliches denkmal beschränkt. Die 304 verszeilen, aus denen *Be Dômes Dæʒe* besteht, lassen den verfasser um so weniger zu durchweg festen ergebnissen gelangen, als der text mancherlei schwierigkeiten bietet.

Einiges in der vorliegenden arbeit gehört nicht in die syntax; dies gilt z. b. mehr oder weniger von den abschnitten, in denen die adverbia und die pronomina behandelt werden. An einigen stellen hätte strenger geschieden werden sollen, so wären § 5. 2. b) die fälle, in denen das prädicative adjectiv bei intransitiven steht, zu trennen gewesen von jenen, in welchen es zu einem passivum gehört; in v. 107 wird übrigens *stedelêase* besser als attributives adjectiv gefasst. — § 5. 3. b) *α*) wird gelehrt, dass das particip des präteritums bei *sein* und *werden* zur umschreibung der zusammengesezten zeiten des activs intransitiver verba verwendet werde; das ist aber insofern ungenau, als ja das futurum (fals es nicht durch ein präsens ausgedrückt ist) nicht auf solche art umschrieben wird. Hier möge beiläufig auf den übelstand hingewiesen werden, der aus der bildung alzu langer paragraphen mit vielfältigen

unterabteilungen entspringt: rasches und sicheres auffinden von citaten ist dadurch fast unmöglich gemacht, und die verweisungen selbst werden ungemein schwerfällig.

Von dem, was ich mir bei der durchsicht der abhandlung angemerkt habe, sei noch folgendes angeführt. § 5. 3. a) α) Wenn auch *fêdan* sonst nicht in reflexiver bedeutung belegt ist, so würde das nicht verhindern, dass es v. 130 so gebraucht sei; mir scheint aber *weard* gegen *fêdend* zu spreben. — Ebd. β) *cwedan* ist kein intransitivum. — § 8. In ne. *all of us, seven of them* liegen ebenso wenig partitive genetive vor wie im lat. *unus ex iis.* — § 18. Dass der instrumental des pron. *sê* vom dativ verschieden ist, hätte schon deshalb angeführt werden sollen, weil dies in BDD der einzige erkenbare instrumental ist. — In § 136 gehört v. 132 *þâ þe wǽron* unter 2 (relativsatz eingeleitet durch *sê þe*); dorthin ist auch v. 300 zu stellen: *ʒif þû wille secʒan sôd þǽm þe frineđ.* Ich glaube nicht, dass der verfasser recht hat, wenn er § 53, c) β) u. ö. diesen relativsatz für einen unverbundenen erklärt. Ebenso unwahrscheinlich ist mir, dass, wie § 36. 1. a) β) gesagt ist, „die relativpartikel *þe* [der relativsatz?] als substantiv seinem beziehungsworte vorangestelt ist“ in v. 290 *þe ealle lǽt* ... *þæt is Maria;* es bezieht sich das relativum vielmehr auf das vorausgehende, und zwar entweder nominativisch auf *beortost,* was das singemässere wäre, oder accusativisch auf *wereda,* was dem lateinischen text *(agmina, quae trahit alma Dei genetrix)* entspräche. — Im § 50 liest man, dass das historische präsens im angelsächsischen überhaupt selten sei. Komt also doch irgendwo in einem ags. denkmal ein präs. hist. vor? Ausser Beowulf 1879, wo ein sehr auffälliges präsens steht, das man zur not als ein historisches erklären könte, ist mir kein sicheres ags. präs. hist. bekant. Es unterliegt keinem zweifel, dass, wie Höser vermutet, in BDD v. 15 und 17 *ondrǽde* = *ondrǽdde* als präteritum zu fassen ist. — § 54, 2, b) Ob *þû cwǽde* als conjunctiv zu gelten habe, lässt sich durch v. 12 nicht entscheiden; das veralgemeinernde *eall* vor *swylce* scheint allerdings einen conj. zu begünstigen. — § 54, 2. c) ε). Es wäre auch der indicativische folgesatz anzuführen gewesen. — § 94, 2. a) In v. 277 wird man *blîđe* besser als nachgesteltes attributives adjectiv auffassen, wie deren im § 96 mehrere aufgezählt sind.

Schliesslich noch eine kleine bemerkung, die eine stelle in meinem aufsatz über den dativ und instrumental im Beowulf angeht. Der herr verfasser scheint § 16, c) zu zweifeln, dass Heyne *forwyrnan* mit dem dativ ansetze; ich kann nur widerholen, dass Heyne dies in der 4. auflage (unter *woruld-rǽden* s. 283) und wol auch in den früheren (wenigstens in der 2., die mir ebenfals vorliegt) wirklich tut.

WIEN. E. NADER.

Elard Hugo Meyer, Völuspa. Eine untersuchung. Berlin, Mayer und Müller. 1889. 8. IV, 298 ss. 6,50 m.[1]

Zwingt es uns nicht ein überlegenes, selbstzufriedenes lächeln ab, wenn wir einen chauvinistischen hetzpriester von der edlen sorte eines Julius Firmicus Maternus in seinem liber *De errore profanarum religionum* die heidnischen mysterienculte aus dem alten testament herleiten sehen? Der tractat ist herausgegeben von Halm im Wiener Corpus script. eccl. lat. vol. II, 73 fgg. und mag etwa im jahr 347 ent-

1) Die verleger haben für die ausstattung des buches so gut wie nichts getan, papier und druck sind aussergewöhnlich schlecht: ich kann mir auch nicht denken, dass der herr verfasser für die ungewöhnlich mangelhafte correctur verantwortlich gemacht werden dürfte.

standen sein. Nicht bloss hat Habacuc 3, 3—5 (cornua in manibus eius erunt) die quellenstelle für *εὐοῖ δίκερως δίμορφε* (c. 21) geliefert, in derselben weise ist der baumcultus *in sacris Frygiis, in Isiacis sacris, in Proserpinae sacris* nichts anderes als teuflische nachbildung der christlichen symbolik des lebens- resp. kreuzesbaumes (c. 27). Doch hatte auch er bereits ernsthafte vorgänger, wenn schon nach Justinus Martyr der an den weinstock gebundene esel im segen Jakobs (1. Mose 49, 10) der hellenischen Bachusmythe oder mittelst verwechslung des esels mit einem pferde der sage von Bellerophon und Pegasus zu grunde liegt, ferner das psalmwort 19, 6 die motive der sage von den wanderungen des Herakles abgegeben hat u. a. Aus dem, wie mir scheint in unsern fachkreisen zu wenig bemerkten, lehrreichen buche von O. Zöckler, Geschichte der beziehungen zwischen theologie und naturwissenschaft mit besonderer rücksicht auf die schöpfungsgeschichte (Erste abteilung, Gütersloh 1877) liesse sich zu diesem capitel noch mancherlei beibringen. Solche in der theologischen litteratur späterhin sehr beliebte spielereien haben bekantlich in dem Scandinavien des mittelalters nachtreter gefunden; ich brauche bloss an Formáli und Eptirmáli zu Gylfaginning zu erinnern, denen es mit *Brimis salr* = *hǫll Priamus, Okuþórr* = *Hector, ragnarøkkr* — *trojanischer krieg* usw. sehr ernst gewesen ist. Die von den neueren gefundenen entstellungen der alten namen empfehlen sich nicht immer so leicht. Es ist mir nicht möglich, zu gunsten des heutigen verfahrens einen unterschied zu entdecken, wenn auf der einen seite die *cornua* des alten testaments für den *Διόνυσος ταυρόκερως* oder *βούκερως*, andererseits in gleich unbedachter weise die *cornua crucis* für das *Gjallarhorn* (*hǫ́tt blæss Heimdallr* Vǫl. 46, 3) verantwortlich gemacht werden. Die umwandlung der *cornua crucis* in die *tuba* des gerichts erfordert einen salto mortale, zu welchem meine phantasie nicht fähig ist. Man ist doch almählich gegen die versuche abgehärtet, bresche auf bresche in die alte götterburg der Germanen zu legen. Die situation der mythologischen forschung ist nicht so ungemütlich und unbehaglich, wie dies Meyer s. 1—8 zu schildern sucht. Wol haben widerholt kenner unseres germanischen altertums einsprache gegen unberufene störenfriede erhoben. Aber nicht mag „leidenschaft, heisse liebe zur vaterländischen dichtung“ (s. 8) die überlegenheit ihres geistes geblendet haben: ein P. E. Müller (den Meyer nicht übergehen durfte), J. und W. Grimm, Uhland, R. Keyser, Petersen, Müllenhoff waren doch wol mit anderem rüstzeug versehen, um wie liebhaber nach lust und neigung ihre entscheidung zu treffen. Man wird allerdings nicht mehr auf gründe wie Mythologie I⁴, 81 verweisen dürfen.

Es war von vornherein zu erwarten, dass der rücksichtslose formalismus der Norweger, die sucht, in den alten liedern einzelne wörter oder phrasen aufzuspüren, die als übersetzung kirchen- oder dogmengeschichlicher schultermini gedeutet werden könten, in Deutschland eine selbständige entwicklungsphase nicht erleben werde; und so ist denn auch das vorliegende buch E. H. Meyers in etwas anderem stile gearbeitet. Bugges schwächen werden verschiedentlich beleuchtet, „einfälle von Buggescher kühnheit“ sind mit der arbeitsmethode, wie sie in Deutschland tradition geworden ist, nicht verträglich. Was sollen wir aber dazu sagen, wenn Meyer trotzdem vorsätzlich und alles ernstes Buggesche lappen ansezt und den Buggeschen sog. volksetymologien die gleichungen *Hrymr* = *Charon* (s. 196), *Hœner* = *Henoch* (s. 226) hinzufügt? Es kann uns bei dieser wilfährigkeit aufzuraffen, was irgend die wankende säule zu stützen vermöchte, nicht verwundern, dass Meyer statt mit *Garmr* mit *Cerberus* rechnet und Bugges herleitung des *Iþavǫllr* aus *Eden* ansprechend findet (s. 175 anm.), ohne davon zu reden, dass schon die vorstellungen der

kirchenväter von der geographischen lage des gartens Eden (Zöckler a. a. o. I, 128 fg.) einen vergleich mit dem felde der götter ausschliessen. Ich will nicht davon reden, dass die Nordleute die paradiesvorstellung durch den Ódainsakr ausgedrückt haben (Notae uberiores zu Saxo I, 160. Maurer, Bekehrung II, 370); bezüglich des namens wird man berechtigt sein, an den *Ida filius Eobba* bei Nennius c. 65 zu erinnern. Meyer hat sich nicht vor der stilverirrung gescheut, die durch solche fremdartige auswüchse in den aufriss seines buches geraten ist. Einflüsse griechisch-römischer mythologie will nämlich Meyer in der Vǫl. nicht widerfinden, sondern er betrachtet dieselbe „als eine in der skaldischen mythensprache des heidnischen nordens vorgetragene christliche heilslehre“, sie soll eine „summa christlicher theologie“ enthalten (s. 293 fg.); das ganze des gedichts habe in gewissen christlichen litteraturwerken seine vorbilder und vorläufer gehabt (s. 246). Was sich Meyer unter der skaldischen mythensprache eigentlich gedacht hat, ist mir aus dem buche nicht deutlich geworden; eine geschichtliche betrachtung der poetischen diction wäre aber erste voraussetzung für seine litterarhistorische kritik gewesen. Schon die, allerdings unzulänglichen, resultate R. M. Meyers (Die altgerman. poesie, Berlin 1889) wollen sich schlecht damit vertragen.

Im III. kapitel fasst Meyer die ergebnisse seines buches zu einer neugestaltung des Vǫlospǫ́-textes zusammen, die sich etwa folgendermassen ausnimt:

1) Einleitung v. 1. 2 (R). Statt *iuiþiur* (H), *iviþi* (R) 2, 3 wird *ívister* conjiciert (s. 46 fg.); das wort soll gerade an unserer stelle „die unterweltliche wohnstatt im innern der erde“ bedeuten. Ich glaube nicht, dass auf die verantwortung Meyers hin unsere lexicographen diesen zuwachs verzeichnen werden. Als quellen werden für die beiden strophen die sibyllinischen orakel und Honorius von Augustodunum angesezt.

2) Schöpfung v. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 16. 17 (R). *bjóþom ypþo* (bjoþom um R) 4, 1 soll nach s. 65 dem sibyllinischen *οὐρανὸν ὕψωσε* entsprechen und in dem sehr zweifelhaften *bjóþom* sollen, wie ich übrigens schon bei Finn Magnusen (Lex. Mythol. 533) lese, die *circuli coeli* (himmelssphären) in Wilhelm von Conches philosophia mundi oder die *orbes* in Ambrosius Hexaemeron stecken; ich verweise auf Beda, de natura rerum c. 9 (de circulis mundi), ferner J. Grimm, Mythologie nachtr. zu s. 464. V. 5, 3—5. 6, 1—2 (ausserdem *héto ok miþjan dag, undorn*). 8, 3. 4. 16, 5. 6 (R) sollen interpoliert sein. Das in R v. 9—15 überlieferte sog. *dvergatal* hatten bereits frühere „mit recht als späteres einschiebsel ausgestossen“ (s. 72 fg. 74). Wahrscheinlich bilden v. 11—15 (R) einen ursprünglich nicht an diese stelle gehörigen zwergkatalog; aber v. 9 und 10 bringen einen zu bestimten inhalt, als dass man diese strophen so leicht überspringen könte. Das interesse heftet sich an das gemeingerm. wort *manlicon* (R), *manlikan* (H), vergleiche got. *manleika*, ags. *manlica*, ahd. *erine manalihun* (statúas ereas) Ahd. gl. II, 762 u. ö. Nach J. Grimm Mythologie I[4], 465 bildeten *Mótsogner* und *Durenn* eine menge menschenähnlicher zwerge aus der erde. Das widerstreitet der angabe in v. 9, wonach die *drótt* der zwerge *ór Brimes blóþe ok ór Blaens leggjom* geschaffen werden soll; vgl. dazu Vafþrúþnesm. v. 21. Grimnesm. v. 40. Dagegen gibt uns v. 10 ausreichende antwort auf die frage, woher Askr und Embla stammen, welche die göttertrias vorgefunden hatte. Offenbar sind von den zwergen (aus holz?) geformte *manlicon* damit gemeint. Für die schöpfungsgeschichte hat der dichter der Vǫl. Genesis und Genesiscommentar von Ambrosius, Isidor und Honorius, Hiob und Pred. Salomon. benüzt, ferner hat der leser ags. Dómesdæg 106 und Wunder der schöpfung 95 zu vergleichen.

3) Der sündenfall der menschen und seine folgen. Unter diesem titel werden die strophen 18. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27 (R) vereinigt, v. 19. 20 (R) sollen interpoliert sein, ausserdem 22, 2 (R). Für den text haben Genesis, Ambrosius und Honorius die grundlage gebildet.

4) Die erlösung der sündigen seele durch den gekreuzigten = v. 28. 29. 30. 32, 1. 2. 34, 3. 4. 35 (R). Die zwischenliegenden strophen 31. 32, 3. 4. 33. 34, 1. 2 (R) werden wegen ihres vordringlichen prunkens mit mythologischen namen, ihrer tendenz die heidnische färbung zu verstärken (valkyrienepisode), wegen ihres unsichern und unbeholfenen ausdrucks (*mistilteinn*) mit verblüffender kühnheit weggeschnitten. Für den text hat sich der mysteriöse verfasser sein material aus Honorius und andern kirchenschriftstellern, sowie aus der apokalypse zusammengeklaubt.

5) Hölle und paradies. Hier soll sich die christliche visionslitteratur nebst einfluss Ezechiels in den strophen 36—38 (R) bemerkbar machen; nur v. 38, 3 *ok þanns annars glepr eyrarúno* wird trotz der „bis auf den überraschenden singular hin wörtlichen übersetzung" von Ezechiels *unusquisque uxorem proximi sui polluit* (s. 169 fg.) ausgenommen, wegen Hǫvam. 115, 5.

6) Die vorzeichen des jüngsten gerichts in der natur sind, wie die strophen 39—43 (R) sie überliefern, vorwiegend germanische personificationen unheildrohender naturereignisse (s. 179); mit andern worten „nach einem ungeheuren umschweif durch die christlichen vorstellungskreise kehrt der verfasser jezt zur heimischen bahn zurück" (s. 175) und doch sollen die termini *ragnarǫk* und *ragnarøkkr* eher christlicher als heidnischer prägung sein (*dies judicii, vespera mundi*). Die heidnisch-christliche zwitternatur des gedichts (wie reimt sich das zu der anlage einer christlichen heilslehre?) hat es zu verantworten, dass wir mit str. 44 (R) „plötzlich mitten aus dem bunten treiben einer überwiegend germanischen mythenwelt" herausgerissen werden. Da es für Meyer fraglich ist, ob überhaupt die weltuntergangsidee eine einheimische gewesen, und da er andererseits bis hieher nachgewiesen zu haben glaubt, „dass unser dichter fast ausschliesslich fremde ideen vorträgt, da ferner die annahme nahe liegt, dass ihm, als geistlichen, gerade mehrere derjenigen schriften bekant sein musten, in denen dieselben zustände mit der christlichen tendenz aufs jüngste gericht geschildert werden und da wir endlich die art der darstellung des sittenverfals nicht als specifisch germanisch anerkennen können, so müssen wir auch hier uns fragen, ob nicht auch hier fremde muster benüzt worden seien" (s. 183). Heisst das nicht, die einfachsten, elementarsten grundsätze historischer kritik preisgeben?

So hat denn also unser dichter das evangelium und die propheten

7) in den vorzeichen des jüngsten gerichts auf erden und am himmel ausgeschrieben v. 44 (ohne zeile 4. 5). 45 (R) + 40, 3. 4 (H). 41 H = 49 R. 44 (R).

8) Beginn des jüngsten gerichts: ansturm und kampf der dämonen mit der gottheit und weltbrand aus der apokalypse und den propheten geschöpft: v. 47. 48 (Heljar statt muspellz). 50. 51. 52. 53, 1 R + 58, 1. 3 H. 53, 3—55 (R).

9) Die neue welt und ankunft Christi zum jüngsten gericht gleichfals nach der apokalypse und den propheten gearbeitet, die strophen 56. 57 + 53, 3. 59. 60, 61. 58 H. 62 umfassend. V. 58 habe schwerlich irgend welchen volkstümlichen oder litterarischen ursprung, sei vielmehr ein nicht gehörig motivierter und unbeholfener breiter ausfluss der 7. strophe, den möglicherweise ein interpolator in bewegung sezte (s. 218).

Meyers gründe für seine textkritische herstellung einer ursprünglichen composition des gedichtes sind nirgends überzeugend. Es musten andere materialien beigebracht werden, ehe unser interpret gerechtfertigt sein konte, eine von ihm zusammengestelte strophenreihe als Vǫlospǫ́ auszugeben und dieses stück jüngster Eddakritik als christliche heilslehre zu deuten. Selbst der hinweis auf die Eireksmǫ́l und Hákonarmǫ́l (s. 262 fg.) kann auf grund der damaligen zustände in Norwegen nur ein weiteres zeugnis für die unerschütterte festigkeit des glaubens liefern. Gewiss waren die betreffenden hofdichter vom schlag eines Jarl Sigurđr, den seine hochsinnige treue zum getauften könig nicht hinderte, zugleich einer der eifrigsten verteidiger des alten glaubens zu sein (Maurer, Bekehrung I, 151 fgg.).

Es ist nicht unmöglich, dass sich empfängliche gemüter finden, die dem kühnen schwung des führers folgen — gewiss wird es für sie eine befriedigende abrundung und vollendung des ganzen sein, in Sæmundr dem weisen den verfasser der E. H. Meyerschen Vǫlospǫ́ kennen zu lernen (s. 275 fgg.). Wenn überhaupt jemand, konte er als solcher genant werden: hat ihm ja die legende manches ungeheuerliche angedichtet, vgl. z. b. hier einschlagend Vita Sæmundi s. XXVII, 87 (dazu Zöckler I, 65). Er ist 1133 oder 1135 gestorben. Die von ihm benüzten schriften des Honorius Augustodunensis „waren kaum schon alle im ersten viertel des 12. jahrhunderts auf Island bekant“ (s. 272 fg.). Kurz vor seinem tode muss also der verdiente pastor Oddensis der nachwelt die grosse mystifikation zugeeignet haben, die für den 1179 geborenen Snorre schon als altes gedicht gegolten und im zeitalter der schrift nicht bloss die entstellungen in Snorra Edda, sondern auch die in cod. H. erfahren haben solte.

Sæmundr, eine hauptstütze der kirche (er ist z. b. 1097 bei der einführung des zehnten beteiligt), nach allem was wir wissen ein volksmann bester sorte, der die vergangenheit seines volkes kante und studierte — Sæmundr traue ich anachronismen, wie die Meyersche Vǫlospǫ́ sie enthält, nie und nimmer zu. Man verzeihe die abschweifung, aber unwilkürlich wird es einem im Meyerschen buche zu mute, als bewegte man sich in der modernen mythenfabrik, die das publikum mit dem Bacon-Shakespearemythus in spannung gehalten und die spitzfindigkeiten Bugges und Meyers auf den markt geworfen hat. Die fabrikmarke ist hier wie dort dieselbe, die mache gleich unhistorisch.

Ich verzichte darauf zu widerholen, was Müllenhoff, Hoffory, Jessen, Bugge über das alter der überlieferten Vǫlospǫ́ beigebracht haben. Es sind nunmehr die litterarischen parallelen zu prüfen, die Meyer in seiner untersuchung aufgestelt hat. Ich constatiere zunächst, dass v. 42—44 und dazu gehörig v. 20 (von Meyer gestrichen) nach s. 180 „ohne zweifel“ echt germanischen inhalts sind, nur der höllenhund Garmr soll antik zugestuzt sein = Cerberus. Im vorbeigehen füge ich an, dass derselbe ja leicht, z. b. aus Bedas berühmtem briefe an Egbert zu haben war: ille triceps inferorum canis, cui fabulae Cerberi nomen indiderunt (Haddan and Stubbs, Councils and ecclesiastical documents III, 325). Im stil der herschenden mythendeutung bricht, nachdem die wolkenfrauen herangeschwebt sind und der wind seine noch fröhlichen weisen angestimmt hat, das gewitter los. Allein der dichter der Vǫlospǫ́ habe die schlimmen germanischen wettermythen nur zum aufputz seiner heilsgeschichte verwendet. Ich zweifle nicht, dass die betreffenden strophen ihre ausnahmestellung nur den lieblingsideen E. H. Meyers verdanken.

Für uns andere, die wir uns unmöglich entschliessen können, die religionsgeschichte der Germanen in eine gewitternacht mit winddämonen und blitzheroen auf-

zulösen, in verblendeter einseitigkeit die anschauung des naturlebens zu hypostasieren und alle andern lebensbedingungen unserer vorfahren auf sich beruhen zu lassen, bleiben derartige einfälle höchst gleichgültig. Solte man es bei ruhiger überlegung für möglich oder auch nur denkbar halten, dass man unsere vorfahren über die naturvorgänge grübeln lässt, während uns doch die formen des rechtslebens und der sitte, die mit den individuen so innig verschmolzenen nationalen institutionen der Germanen die bedürfnisse der gemüter so anschaulich widererkennen lassen? Es ist hier nicht der ort, ein programm zu entwickeln und meinen in arbeit genommenen untersuchungen über germanische religionsgeschichte vorzugreifen. Hängt es nicht mit den in ganz falsche bahnen geratenen grundanschauungen zusammen, wenn auch E. H. Meyer widerum meteorologische vorgänge als germanische mythenstoffe anerkent, dagegen die zerrüttung des volks- und familienlebens (v. 45) verdächtigt? V. 43 mit ihrer unterscheidung von Hel und Valhǫll wäre leichten kaufs durch eine anleihe bei Schullerus Beitr. XII, 235 aus der originalfassung der Vǫlospǫ́ auszuschliessen gewesen; was zeichnet die strophe vor der Baldrepisode aus, dass diese getilgt, jene erhalten ist? Es fehlt dem buche, an dessen resultate wir nun im einzelnen heranzutreten haben, all das, was uns bestimmen könte, wo wir zweifeln, seiner entscheidung zu folgen und wo wir überrascht werden, aus ihm zu lernen.

Vielleicht befriedigt es den einen oder andern, wenn ich für die *meire ok minne mǫgo Heimdallar* (v. 1) an die formel der päbstlichen kanzlei erinnere, die adresse *magnis et parvis, ingenuis et servis Zacharias papa,* welche der aus dem jahr 748 stammende 68. Bonifatiusbrief (Jaffé s. 195) trägt, oder wenn ich die vielleicht dem eingang der 5. strophe zu grunde liegende naturerscheinung auch aus Jordanis III, 20 (quod nobis videtur sol ab imo surgere, illos [Scandza] per terrae marginem dicitur circuire) belege. Weitere gelegentliche lesefrüchte stelle ich später zu nutz und frommen zusammen. Lassen wir zunächst einzelnheiten aus Meyers buch revue passieren. Was Meyer s. 15 fgg. über Heimdallr mythologisiert, „ein offenbar jüngeres und sonst nicht besonders angesehenes mythisches wesen“, von dem nicht zu begreifen sei, wie er zu der hohen ehre eines städtegründers gelangt sein solte, beschäftigt sich mit der symbolischen deutung des regenbogens und seiner farben. Die biblische regenbogenscene nach der sintflut und die sich anschliessende ständesonderung (bei Honorius, imago mundi: hujus [Noe] tempore divisum est genus humanum in tria: in liberos (de Sem), milites (de Japhet), servi (de Cham)) scheine ein nordischer gelehrter vielleicht nach irischem vorbild in eine art inneren zusammenhangs gebracht und so auch diese dem heidnischen gott des regenbogens überwiesen zu haben. Weil die grüne farbe des regenbogens die erde, die blaue das wasser bedeutete, wird der im anfang geborene (mit Christus verschmolzene) gott des regenbogens genährt durch der erde kraft und durch das kalte wasser und endlich durch den — *sonardreyri.* Dass hier für das zu erwartende feuer das blut eintritt, gerade das bezeuge den christlichen einfluss am unwiderleglichsten (s. 30). Gemeint ist einfach das blut Christi, des sohnes (*sonardreyri*), als ob kenningar wie *fǫþrgjǫld jǫtna* Sn. E. II, 306. I, 244 nicht existierten. Will Meyer *geck hann til sonar blóts, til fréttar* Heimskr. 1, 24 (Uhland schriften VI, 213) ebenso deuten? Das misverständnis Meyers hat schon der rationalistische compilator der Vǫlsunga saga verschuldet, vgl. Bugge zu Guþrúnarkv. II, 21. Die rote farbe des regenbogens werde auch auf das unsere sünden sühnende blut gedeutet, das dem herrn nach dem speerstich aus der seite floss. Durchzudenken hat Meyer seine annahme wol selbst nicht vermocht, wenn er a. a. o. meint, die charakteristik spiele zwischen

den erinnerungen an den alten regenbogengott Heimdallr und den neuen eindrücken der erscheinung des heilandes hin und her. Sind für das 12. jahrhundert die eindrücke der erscheinung des heilandes noch „neu“ gewesen?

Nach s. 85 ist Lóþorr der heilige geist. Nach s. 127 war es ein kühner aber geschickter griff unseres dichters, dem heiligen geist noch einen andern heidnischen namen, nämlich den des Mimer zu geben. Unter solchen voraussetzungen habe ich auch nichts dagegen, wenn Meyer s. 190 behauptet, in v. 46 vertrete Heimdallr nicht den heiland, sondern einen engel, „wahrscheinlich weil er nach engelart das himlische wächteramt bekleidete und nach Apokal. 10, 1 einer von den englischen verkündern des jüngsten gerichts, eine Iris, also das zeichen des regenbogens auf dem haupte trug“. Ich wüste nicht, dass mir irgendwo in meiner wissenschaftlichen erfahrung eine solche nachgiebigkeit des autors gegen seine tendenzen aufgefallen wäre, die vor dem gewalttätigsten nicht zurückschreckt. Mir ist nur bei einem confusionarius wie Honorius von Augustodunum (gelegentlich von Zöckler so genant) etwas begegnet wie: *leo significat aliquando Christum, aliquando diabolum, aliquando superbum principem* (Bibl. Max. XX, 1179 E). So weit ist Meyer von seinen einfällen befangen, dass er uns zumutet, ein *cornu crucis*, den verborgenen teil des kreuzes Christi, mit der *tuba*, die Heimdall bläst, zu verwechseln. Ich habe darauf bereits hingewiesen. Allerdings lassen sich anspielungen auf das gericht gottes beibringen. Ich lese z. b. bei Schönbach Altd. pred. II, 181 fg. aus Ven. Hildeb. Cenomanensis: *profunditas id est pars illa quae latet profunda m y s t e r i a j u d i c i o r u m D e i*, während es bei andern die *occulta gratia Dei* zu bedeuten pflegt. Dass aber dabei nicht an das jüngste gericht gedacht werden darf, stellen die worte bei Schönbach s. 184: *occulta voluntas Dei et incomprehensibilitas judiciorum ejus unde ista gratia in homines venit* usw. ausser zweifel. Hat einmal einer der mittelalterlichen mysticisten die *cornua crucis* etwa durch die *cornua lunae* symbolisiert oder umgekehrt? Auf christlicher überlieferung beruhend ist *horn* Sn. E. I, 48 verwendet worden, worüber unten weiteres zu sagen sein wird. Wenn eine skandinavische phantasie dazu fähig war, einen kreuzesbalken als posaune blasen zu lassen, dann allerdings würde ich gerne darauf verzichten, das plastische anschauungsvermögen der nordleute zu bewundern und eine dichtung wie die Vǫlospǫ́ zu verteidigen.

Str. 27 *Veit Heimdallar hljóþ of folget*
und heiþvǫnom helgom baþme

Str. 46 *en mjǫtoþr kyndesk*
at eno gamla Gjallarhorne
hǫ́tt blæss Heimdallr horns á lopte …

Der deutung dieser strophen s. 116 fgg. ist die anerkennung scharfsinniger combination nicht vorzuenthalten. Ich kann es mir versagen, für die schon so vielfach seit Jac. Grimm belegte anschauung des kreuzes als des lebensbaumes weitere citate zu häufen, sie liegen alüberall am wege. Die arme des kreuzes, die sich nach den vier regionen erstrecken, werden bekantlich als cornua bezeichnet und bilden durch vermitlung Alcuins die vorlage für Otfrid V, 1, 19 (*thes kruces horn*), worauf seit J. Grimm Mythol. II, 665 und Holtzmann, Mythol. s. 188 wieder Bugge, Studien s. 473 aufmerksam gemacht hat. In dem bereits erwähnten traktat des Julius Firmicus Maternus heisst es c. 21: *cornua nihil aliud nisi venerandum signum crucis monstrant. hujus signi uno extenso ac directo cornu mundus sustentatur, terra constringitur et e duorum quae per latus eunt compagine oriens tangitur, occidens sublevatur, ut sit totus orbis tripertita stabilitate firmatus confixique*

operis immortalibus radicibus fundamenta teneantur. c. 25 *lignum erat in paradyso* etc. vgl. auch c. 27. Interessantere stellen sind aus Tertullian beizubringen z. b. advers. Judaeos (ed. Oehler) s. 1153: *quid manifestius . . ut quod perierat olim per lignum in Adam, id restitueretur per lignum Christi. Hoc lignum sibi et Isaac . . ad sacrificium ipse portabat . . et Isaac cum ligno reservatus est, ariete oblato in vepre cornibus haerente et Christus suis temporibus lignum humeris suis portavit inhaerens cornibus crucis corona spinea in capite eius circumdata.* Adv. Marcionem l. III. c. 18. 19. 22 u. a.

Es wäre des Nordländers dichterischer kraft nicht unwürdig mit *mjǫtoþr kyndesk at eno gamla Gjallarhorne* lichteffekte in der manier eines Gabriel Max unter die vorzeichen seines ragnarokkr aufgenommen zu haben, wenn der zusammenhang des verses, wie M. will, bedeuten könte: der heiland leuchtet an jenem altberühmten kreuz. Das schmetternde Gjallarhorn Heimdalls kann ein cornu crucis, auch wenn wir die mystifikation weit treiben wolten, nicht vertreten; M.'s eigene worte (s. 119: „*hljóþ* das sonst schall, gehör usw., wie horn bedeutet, verwendete der hier ganz besonders mysteriöse verfasser für das einfache horn") gemahnen an Bugge, der ad hoc nur einen Shakespeare zu vergleichen wuste.

Wie leicht wir mittelst der biblischen terminologie auch die dunkelsten andeutungen der Vǫl. aufzuklären vermögen, zeigt namentlich, was M. s. 120 ff. über die worte

á sér ausask aurgom forse
af reþe Valfǫþor

beigebracht hat. Das pfand Walvaters ist Christus der gekreuzigte. Dass die *pignora crucis* in der mittelalterlichen literatur reliquien meinen, kann ich nicht verschweigen. Von diesem pfande ergiesst sich blut und wasser, als Christi seite mit dem speerstiche geöffnet wird. Wollen wir uns auch gefallen lassen, dass der ausdruck *fors* kaum übertrieben erscheinen könne, wenn man sich die kunstdarstellungen der scene vergegenwärtige, so läst uns auch M. im stich, wenn wir fragen, wie unser christlicher dichter das in diesem zusammenhang in erster linie wichtige blut vergessen konte! Was fangen wir damit an, wenn gelegentlich die formel gebraucht wird: *ex latere fons salutis nostrae emanat*, oder bei Ezzo 25: *der gotes prunno ist daz pluot*, wenn M. behauptet, diesen brunnen habe auch Vǫl. 29 zur grundlage? Schliesslich ist „das in dem quell verpfändete auge Walvater Odins das im quell aller dinge, gott, ruhende pfand, Christus, aus dem sich vom paradiesesbaum her das wasser des lebens ergiesst und der hüter, der jeden morgen daraus trinkt, Mimer, kann nun kein anderer sein, als der hl. geist" (s. 127). Der altgermanische custos fontium, in dem M. früher einen gandharven gesehen hatte, muste solch ungeahnte metamorphose erdulden! Ich begreife nicht, wie M. auch jezt noch seine ansicht (s. 124) damit zu vereinigen wuste, dass Mimer zu den altertümlichsten gestalten germanischen glaubens gehöre. Wir sind indessen nach dem bisherigen auch auf solche auswege vorbereitet; mit leichter beschwingter phantasie lässt sich die vorstellung vielleicht nachdenken.

Dass Hǫfuþlausn v. 21 unsern mythus wahrscheinlich voraussezt (Beitr. XII, 390. XIII, 197), hätte all solche speculationen im keim ersticken sollen. Doch im gegenteil. Im bannkreis seiner einfälle erhebt M. den akt, dass Mimer jeden morgen met trinke, zum abbild des täglichen messopfers. Hier verzichte ich darauf die philologische lupe anzusetzen und frage nur, ob es denkbar ist, dass eine derartige heidnische vermummung des allerheiligsten sich irgendwo mit dem gewissen eines christen ver-

tragen konte! Traut M. eine solch frivole profanation seinem priester von Oddi, dem besten kleriker Islands, zu? Mich würde es nun nicht mehr wundern, wenn jemand mit der behauptung aufträte, auch die himmelskönigin Maria sei in der alten liedersamlung nachweisbar, wenn Hǫv. 146 von der *þjóþans kona* und dem *manna mǫgr* (menschensohn?) in geheimnisvollem zusammenhang die rede ist. Solche witzlose schnurren sind ebenso billig, als sie ernste, eindringende historische kritik persiflieren.

Parallelen, die mich überrascht haben und ein sorgfältiges eingehen erfordern, bringt M. s. 94 ff. zu den strophen 21 ff., die schicksale und person der Gollveig sowie den Vanenkrieg betreffend. Auf die nordischen spiegelbilder des sechstagewerks folge die scenerie des sündenfalls und engelsturzes. Hiergegen ist sofort der entscheidende einwand zu erheben, dass nach algemeiner ansicht der sturz der engel entweder dem schöpfungsakte vorausgieng oder am ersten schöpfungstag spielte (Zöckler I, 420). Der sturz der engel konte von unserem dichter eventuell nur im zusammenhang mit der schöpfungsgeschichte behandelt werden. M. hat nicht einmal daran gedacht, gründe für die umstellung, die unser dichter vorgenommen haben müste, beizubringen.

Meyer citiert Ambrosius de paradiso c. 15. Hier wird etwa folgendes über den sündenfall dargelegt: *serpentis typum accepit delectatio corporalis: mulier symbolum sensus erat nostri, vir mentis . . . delectatio sensum, sensus autem mentem captivam facere consuevit.* Schon im 12. cap. hiess es, die *delectatio* sei *divino aversa mandato et inimica sensibus nostris . . . si autem ad diabolum referas, verus inimicus est generis humani. Quae autem causa inimicitiarum nisi invidia? . . diabolus . . invidit homini eo quod figuratus e limo ut incola paradisi esset, electus est . . dicens: iste de terris migrabit ad caelum, cum ego de caelo lapsus in terra sim . . . Itaque machinatus est, ut non primo Adam adoriretur, sed Adam per mulierem circumscribere conaretur . . . Cognoscens igitur hoc loco tentamenti genus, plurima etiam aliis locis tentamenti genera reperies. Alia sunt per principem istius mundi, qui quaedam venena sapientiae in hunc mundum evomuit, ut vera putarent homines esse quae falsa sunt et specie quadam hominum caperetur affectus . . . . sunt quaedam potestates quae amorem simulant, gratiamque praetendant, ut paulatim cogitationibus nostris venenum suae iniquitatis infundant a quibus oriuntur illa peccata quae vel ex delectatione vel ex quadam mentis facilitate nascuntur. Sunt etiam aliae potestates quae colluctantur nobiscum.* Hernach werden *ministri diaboli* genant, *qui et cordis et vocis suae* **infectas veneno veluti verborum suorum jactant sagittas.** Der kirchenvater komt im verlauf zum schlusse: *Viderint alii quid sentiant mihi tamen videtur a muliere coepisse vitium.* Es ist nirgends davon die rede, dass Eva durch dreierlei *infectae sagittae diaboli* bezwungen worden sei (s. 94), sondern Ambrosius zählt zwei arten von versuchung auf und sagt schliesslich: *multiplicia tentamenta sunt diaboli.* Die an zweiter stelle genanten *potestates, quae velut colluctantur nobiscum* lassen sich durch eine stelle aus dem 2. cap. illustrieren, wo es heisst: *nemo enim nisi qui legitime certaverit coronatur. Joseph quoque castimonia numquam ad nostri memoriam pervenisset, nisi mulier domini ejus contubernalis ignitis diaboli spiculis incitata tentasset ejus affectum, nisi postremo affectasset ejus interitum, quo clarior esset castimonia viri qui mortem pro castitate contemserit.* Sind wir der sache und ihrem zusammenhang nach berechtigt, wie M. tut, jene *infectae sagittae diaboli* der versuchung im paradies mit den *ignita diaboli spicula* zusammenzuschweissen, die in der brünstigen lüsternheit des weibes

den unschuldigen bedrohen? Wieso ist die sinnenversuchung des Joseph dem angriff des teufels auf Evas naschhaftigkeit „ähnlich“? Was sagen wir vollens dazu, wenn die dreifache versuchung Jesu in der wüste (als *laqueus gulae, jactantiae, avaritiae atque ambitionis* Ambrosius de Cain et Abel lib. I. c. 5) die dreizahl stützen soll? Zu *þrysrar borna* ist indessen auch Müllenhoff DA. V, 1, 310 anm. zu beachten. Ähnlichkeiten, die tatsächlich nicht bestehen, bilden die brücke zu M.'s worten (s. 95), Ambrosius rede von einem weibe, das im paradiese durch drei feurige speere getroffen worden sei. Mit diesem weibe habe aber unser mysticus nicht die Eva gemeint, sondern das faustische: *duae enim mulieres unicuique nostrum cohabitant inimicitiis ac discordiis disidentes velut quibusdam zelotypiae contentionibus nostrae replentes animi domum. Una earum nobis suavitati et amori est, blanda conciliatrix gratiae quae vocatur* *v o l u p t a s*. *Hanc nobis opinamur sociam ac domesticam, illam alteram immitem, asperam, feram credimus, cui nomen* *v i r t u s* *est. Illa igitur* *m e r e t r i c i o p r o c a x* *motu, infracto per* *d e l i c i a s* *incessu, nutantibus oculis et ludentibus jaculans palpebris retia quibus* *p r e t i o s a s j u v e n u m a n i m a s* *capit (oculos enim meretricis, laqueus peccatoris)* *q u e m c u m q u e* *viderit dubio sensu* *p r a e t e r e u n t e m i n a n g u l o t r a n s i t u s d o m u s s u a e s e r m o n i b u s a d o r i t u r g r a t i o s i s*, *faciem* *j u v e n u m* *volare corda domi inquieta, in plateis vaga, osculis prodiga, pudore vilis, amictu dives, genas picta. Etenim quia verum decorem naturae habere non potest, adulterinis fucis affectatae pulchritudinis lenocinatur speciem non veritatem. Vitiorum succincta comitatu et quodam nequitiarum choro circumfusa,* *d u x c r i m i n u m* *talibus verborum machinis murum mentis aggreditur humanae.* Mit berufung auf Prov. 7, 14 ff. heisst es weiter: *Hanc enim per os Salomonis speciem fornicariae videmus expressam . . . opprobriosae fraudis velamine operit corporis sui stratum ad* *s o l l i c i t a n d o s j u v e n u m a n i m o s* *. . . thesauros demonstrat, regna promittit, amores spondet continuos, inexploratos concubitus pollicetur . . . confusa omnia, nihil naturae ordine. Illic . . repleta vomitu bibentium pocula majore odore ebrietatis quam si recentia tantum vina flagrarent. Ipsa in medio stans:* *B i b i t e*, *inquit, et* *i n e b r i a m i n i*, *ut cadat unusquisque et non resurgat. . . Ille mihi gratior qui sibi nequior.* ***C a l i x a u r e u s B a b y l o n i s i n m a n u m e a i n e b r i a n s o m n e m t e r r a m a v i n o m e o b i b e r u n t o m n e s g e n t e s*** *. . . . His auditis velut cervus sagittatus in jecore haeret saucius. Quem miserans virtus et casurum cito videns improviso occurit . . . palam inquit apparui tibi non quaerenti me. Ne fallat imprudentem et circumveniat te mulier effrenata et luxuriosa quae non novit pudorem:* *s e d e t i n f o r i b u s d o m i s i n s e l l a , p a l a m i n p l a t e i s a d v o c a n s p r a e t e r e u n t e s* *. . . tu autem accipe potius disciplinam . . . veni ad convivium sapientiae* etc. (Ambrosius de Cain et Abel lib. I. c. 4. 5). In warnungen vor der *libido* oder *fornicatio* und der *avaritia* klingt die grossartige schilderung aus. Ich setze noch zur charakteristik folgendes her: *inflammat animum, igne suo pascit eum . . . elementa concutit, mare sulcat, terram effodit, caelum votis fatigat, nec sereno grata nec nubilo, condemnat proventus annuos fetusque terrarum arguit.* Es ist die gier nach dem golde, deren völkerzerstörende leidenschaft auch die phantasie der Germanen zu den eindruckvollsten bildern aufgewühlt hat.

An einer andern stelle (de Elia et jejunio c. 15) ruft Ambrosius — es nimt sich humoristisch aus, nach dem was in meiner darstellung vorausgegangen, doch ist das nicht beabsichtigt — ein dreifaches *Vae!* über die, welche *mane ebrietatis potum requirunt, quos conveniebat Deo laudes referre . . . Vix diluculum et jam cursatur*

per tabernas, vinum quaeritur, excutiuntur tapetes, accubitum festinant sternere, lagenas argenteas, auratos calices exponunt. Calix aureus in manu domini inebrians omnem terram. A vino ejus biberunt omnes gentes, ideo commotae sunt. Et subito cecidit Babylon et contrita est. (Jerem. 51, 7). *Calix ergo aureus contritus est, quia Babylon contrita est quae est calix aureus . . . denique divina indignatione conteritur. Qua ratione calix aureus? Quoniam qui veritate deficitur quaerit illecebram, ut species saltem pretiosa ad bibendum aliquos possit illicere . . . Non te inducant aurea vasa et argentea . . Vas apostolicum fictile est, sed in eo thesaurus est Christi. Vae siceram mane sectantibus. Aureum est hoc vas, poculum est, et in eo poculo venenum mortis, venenum libidinis, venenum ebrietatis.*

Noch besteht der altbewährte erfahrungssatz jeder historischen forschung zu recht, dass die chancen zu irren grösser werden, je mehr einzelne data der überlieferung aus ihrem gegebenen zusammenhang gerissen und isoliert oder gar in willkürlich geschaffene ordnungsreihen gestelt werden. Man vergleiche wie von M. die soeben ausgehobenen partien aus den ambrosianischen tractaten zerstückelt und mit ganz fremdartigen bruchstücken contaminiert worden sind. In dieser hinsicht ist M. leider nicht über Bugges äusserliche citatenhäufung hinausgegangen. Man lese das 4. und 5. cap. in Ambrosius de Cain et Abel I. fortlaufend, wie der verfasser sie componiert und seinen lesern vorgelegt hat. Ist es denkbar, dass nach der bachantischen aufregung der Voluptas der faden abgeschnitten werden darf? Bricht sich der grelle strahl der das gemälde beleuchtet, nicht erst zum versöhnenden milden glanz in der schilderung der Virtus?

Und ich frage wieder: hätte ein christlicher heilsprophet es vor sich selbst rechtfertigen können, abgerissene citate aus dem 4. cap. sich zu notieren und das für die heilslehre viel wichtigere 5. cap. zu überspringen? Aber auch wenn wir im einzelnen uns zurecht finden wolten: bei Ambrosius ist wiederholt hervorgehoben, dass die verführungskünste der Voluptas gegen die *juvenes* gerichtet sind. Was mochte den Isländer veranlast haben, die *juvenes* durch junge frauen zu ersetzen? Die figur der Voluptas, in der zeichnung des Ambrosius, wirkt in der geselschaft junger frauen geradezu widersinnig, absurd. Wir müssen uns also höchst bedenkliche gewaltsamkeiten gefallen lassen, bis wir dazu gelangen, nun vollens die Voluptas mit der babylonischen hure und diese mit dem *calix aureus* = *Gollveig* zu identificieren. „Der ganz nordisch klingende weibername Gollveig (D. A. V, 1, 95) und die von Bugge behauptete verbindung von ags. *wæge* becher und an. *veig* getränke wird aus diesem ideenzusammenhang besonders deutlich“ (s. 96). Es fält auf den Salzburger kleriker ein eigentümliches licht, der den calix aureus der babylonischen hure verdeutscht und einem seiner beichtkinder als christlichen ehrennamen beigelegt hat. Die sprachlichen bedenken Müllenhoffs gegen die identität *Gollveig*, *Cholduuaih* (Salzburger Verbrüderungsbuch 103, 17) sind bekantlich nicht zu rechtfertigen. Ich rede nicht von den an. *Sólveig*, *Hallveig*, *þórveig* etc., inzwischen hat Bugge selbst seine ansicht, an. *veig* sei aus dem ags. entlehnt, zurückgenommen (Studien s. 574). Aisl. *veig* bedeutet eben nun und nimmer becher, sondern getränk (*veig betyder en jäsande saft* Rydberg, Undersökningar I, 176, vgl. auch N. M. Petersen, Mythologi s. 219). Mit dem hinweis auf Sn. E. II, 489, wo *veig* unter den *kvenna heiti ókend* aufgezählt ist, können wir uns hier über das geheimnis der namenbildung beruhigen. Gollveig ist eine gemeingermanische namensform (ganz analog verhalten sich *Heiþrún* und *Chaideruna* Beitr. XII, 264) und kann nach bedeutung der compositionsglieder aus *calix*

aureus nicht hergeleitet werden. Ferner möchte ich daran erinnern, dass das treiben der Gollveig-Heiþr sich durch die bestimmungen der ags. gesetze gegen die *hórewenan* veranschaulichen läst. In den gesetzen Edwards und Gudrums (c. a. 906) heisst es c. 11: *wiccan odde wizleras, mánsworan odde morđwyrhtan odde fule, áfýlede æbære hórewenan ahwar on lande wurđan azytene þonne fysie hie man of earde and clánsie þá þeode* etc. (Schmidt[2] s. 118). *hórewenan* sind ausserdem in Aethelreds (a. a. o. s. 228) und in Cnuts gesetzen (s. 272) erwähnt. Diese *hórewenan* sind die organe gewesen, welche die *deoflican zaldorsanzas, zaldorcræftas* usw. *(zif hwa wiccize ymbe æniges mannes lufe)* beim weibervolke colportierten, worüber uns das Poenitentiale Egberti archiepiscopi Eboracensis (Ancient laws and institutes of England ed. B. Thorpe s. 343) interessante einzelnheiten überliefert hat, die allerdings nur im zusammenhang der abendländischen poenitentialordnungen gewürdigt werden können, worüber ich bald andern orts handeln werde. Was die bestrafung solcher personen betrift, so verweise ich auf R. Keyser, Normændenes religionsforfatning (Samlede afhandlinger) s. 371.

So löst sich auch diese verlockendste partie des M.'schen buches, die verführerische deutung der Gollveig durch den biblischen *calix aureus* der babylonischen hure, in eine selbtstäuschung auf. Es wird aber trotzdem wegen des folgenden notwendig, uns die verschmelzung der Voluptas mit der babylonischen hure zu besehen. Ambrosius de Cain et Abel I. c. 4 gibt den *calix aureus Babylonis* der Voluptas in die hand. Excerpieren wir aus De Elia et jejunio c. 15 die worte *Babylon contrita est quae est calix aureus*, so sind wir immer noch nicht so weit, dass die Voluptas durch den *calix aureus* resp. *Babylon* hätte vertreten werden können. „Wider ist Honorius unser nothelfer“ (s. 97). Die vorliegenden dunkeln stellen der Vǫl. empfangen ihr volles licht erst aus der *Expositio in cantica canticorum* Honorii; ohne sie und vor ihr ist die Vǫl. nicht denkbar. Wir haben schon gesehen, dass wir des dem beginnenden 12. jahrh. angehörigen Honorius nicht bedürfen. Ich möchte aber doch, um M. ganz gerecht zu werden, zusammenstellen, was für die Gollveig-episode in betracht kommen könte. Ich halte mich dabei möglichst unabhängig von der M.'schen darstellung und gebe meine eigenen auszüge aus der merkwürdigen dichtung des rätselhaften mannes.

Im prolog werden die grundvoraussetzungen erläutert: *filia regis Babylonis (id est diaboli) est gentilitas in confusione idololatriae nata. Sed haec facta regina austri venit ad Salomonem quia spiritu sancto quem auster significat illustrata venit in coelis regnatura ad verum pacificum Christum.* Läst sich dies auch nur entfernt mit den schicksalen der Gollveig vereinigen? Nach dem altgeprägten schema werden die einzelnen positionen *historice, allegorice, tropologice, anagogice* umgedeutet (ich bezweifle, ob eine vermengung dieser categorien zulässig war); und so ist die braut Christi die *angelica et humana natura . . a paradiso expulsa . . hanc gigantes quasi latrones . . in devium deduxerunt et multis vitiorum sordibus polluerunt. Cujus miseria sponsus condolens hostes ejus diluvio delevit. Ipsam vero Noe quasi paedagogo custodiendam tradidit.* Sie ist dann unter Sara, Rebecca etc. zu verstehen; immer ist ihr freund und bräutigam schützend ihr zur seite, bis er sie *in caelestem aulam coronandam adducet.* Es heisst von ihr *multis malis eam tyrannus et aemula ejus saepe tentaverunt, quot modis quot dolis quot insidiis quot artibus eam ab amore sponsi avertere conati sunt et non valuerunt . . per gigantes multa nefaria ei intulerunt . . adhuc sub antichristo eorum omnibus modis tentationem instabunt . . habet in comitatu omnes, qui sub praedicatione*

Heliae et Enoch et sub persecutione Antichristi pro Christo sanguinem fuderint. Sie weiss selbst, dass sie alles für Christus erduldet; *formosa dicitur quia forma osa, id est, propter formam odiosa. Formum quippe est ferrum in igne candens unde dicuntur formosi . . ideo dicitur ecclesia formosa quia in igne tribulationis excocta martyribus rubescit, virginibus albescit . . . adversitatibus mundi denigrata, interius gemmis virtutum ornata,* oder, wie es an anderer stelle von der sapientia heisst, *ut aurum pura et in camino tribulationis excocta.* Sie ist sich bewusst: *ego quidem sum nigra quia huic mundo propter passiones quos sustineo despecta . . quasi sim de furibus et latronibus nigris in peccatis.* Diese *latrones* identificiert Honorius mit den *daemones,* unter denen wir nach kirchlicher lehre sogar die heidnischen götzen verstehen dürfen. Sie ist die verfolgte *ecclesia,* welche *tanto odio est habita ut nullus ei locus manendi tutus esset, sed semper de civitate in civitatem fugiens migraret,* einzig durch das bewustsein aufrecht erhalten: *non pro furto vel aliquo crimine sed pro Christo haec patior . . . sol* (auch *fervor*) *persecutionis me obfuscavit. . . . Persecutio dicta est meridies (solis fervor) in quo solis ardor fervet in quo ecclesia aestuabat* mit andern worten: *eris tu ecclesia amica mea inter gentes filias Babylonis . . . quae te multis spinis cruciatuum pungent et multis poenis lacerabunt, a carnificibus ut lilium a spinis lacerata.* Im schatten des lebensbaumes, des hl. kreuzes sezt sich die *fidelis anima dum aestum specularis vitae declinans in requie spiritualis vitae refrigerari desiderat.* Leider sind es zunächst die propheten, von denen gesagt ist: *qui in altam contemplationem sublevati Christum et ecclesiae mysteria a longe prospexerunt;* doch sagt Honorius auch von der ecclesia: *sciens patris secreta.* Wer konte darauf verfallen, die *ecclesia in coelis regnatura* mit Babylon zu identificieren, von dem es heisst: *cecidit et contrita est?*

Im fortgang des commentars wird dann die *mortalitas* als *originale peccatum* mit einer mauer verglichen. *Quem murum coepit Adam aedificare, et omnis posteritas eius laborat eum consummare.* Vielleicht konte an diese periode der verfolgung die schilderung angeschlossen werden, die Honorius an späterer stelle von den kämpfen beim weltuntergang gegeben hat. Die gesamte weltentwicklung überschaut er von da aus noch einmal, und alles dulden fasst er zusammen in einer langen reihe von kriegen. Im reich der gnade, d. h. seitdem das erlösungswerk volbracht ist, zählt er 6 kriege: *Primum bellum fuit inter Christum et diabolum* etc. Voraus liegt die algemeine friedensruhe unter Augustus, die eine sechszahl der kriege vor dem erscheinen Christi beschliesst. Die vorchristlichen kämpfe eröffnet das *primum bellum* (*civile bellum* sagt Honorius in seinem Speculum) *inter tyrannum et imperatorem . . . quando tyrannus . . similis altissimo esse voluit . . victus a rege Deo cum omnibus suis de aula coeli cecidit et carceris inferni supplicium subiit. Secundum bellum fuit sub gigantibus . . tertium bellum fuit sub aedificatoribus turris . . quartum bellum fuit sub patriarchis* etc. Das erste *bellum civile* (folkvíg fyrst Vgl. 21) solte der dichter aufgenommen, die folgende liste nicht einmal angedeutet haben?

Wenn Scherer, dessen fleiss wir Germanisten nächst Diemer unsere bisherige bekantschaft mit Honorius zu verdanken haben (vgl. Zeitschr. f. österr. Gymnasien 1868 s. 567 ff.) in den Denkmälern[2] s. 418 anm. sich ausdrückte, die person des Honorius behalte etwas rätselhaftes für uns, so gilt dies heute noch ebenso. Man ist in den fachkreisen der historiker geneigt, ihn nach Augsburg zu versetzen (siehe Wattenbach, geschichtsquellen II[3], 182); sei dem wie ihm wolle, Schönbach's 2. bd. altdeutscher predigten hat uns

wider gezeigt, dass Müllenhoff recht zu haben scheint, wenn er von Honorius sagte (Denkm.[2] s. VIII), dass er für die deutsche theologie seiner zeit besonders erfolgreich tätig gewesen sei. Erst E. H. Meyer hat es gewagt, die in unserer mythologischen überlieferungen so merkwürdig anklingende darstellung in unmittelbare abhängigkeit von demselben zu setzen; die bearbeiter der Denkmäler hatten bei gelegenheit von s. 418, 16 noch nicht an die esche Yggdrasels erinnert, wie jezt M. s. 116 ff. Es musste verlocken „in der dreisten travestie (??) der heiligen geschichte das schicksal der Gollveig-Heiþr, die verstossung aus dem himmelreich und ihren bösen lebenswandel auf erden widerkehren zu sehen“ (s. 99); um so verlockender, als sich aus Honorius mittelst überspringung weitläufiger erörterungen auch eine deutung für das *folkvíg fyrst* gewinnen zu lassen schien. Es gehörte zu einer solchen deutung erstaunlich viel kühnheit. M. erkent ausdrücklich in den strophen 23—26 heidnische grundvorstellungen an, glaubt aber trotzdem, es handle sich um den mythus der aus dem paradies verstossenen menschenseele, der braut Christi und den damit verknüpften aufruhr der engel gegen gott, den ersten krieg der welt.

Bei dem mysteriösen dunkel, in das für uns die Vǫlospó gehült ist, müssen wir anerkennen, dass berechtigung vorliegt, mit denkprocessen zu rechnen, bei denen nicht alles an der straff gerade gespanten richtschnur abläuft. Das ungewöhnliche hat vorerst noch ein besonderes anrecht auf wahrscheinlichkeit. Es wäre unbillig, darlegungen zu verlangen, wie sie bei unserem verständnis zugänglichen quellen zum wissenschaftlichen stil gehören. Aber es gibt doch auch hier grenzen. Diese grenzen werden zumal durch die überlieferung selbst gesteckt, andererseits gelten auch für schlussfolgerungen, bei denen die prämissen erst zu reconstruieren sind, die algemeinen logischen gesetze und es ist nicht statthaft, sich durch petitio principii fangen zu lassen.

Wie ein vergleich meiner excerpte aus des Honorius Expositio in cantica canticorum mit den von M. s. 98 ff. gegebenen citaten zeigt, ist die auswahl bei ihm sehr wilkürlich. Und was M. beibringt, bedarf der historischen begründung, ehe es gestattet sein könte, aus demselben zeugenstimmen für seine sache zu entnehmen. Im Speculum des Honorius (Migne patrolog. 172, 941 C) ist von dem *lumen vultus Dei* (i. e. Christus) die rede: *per hoc quippe sumus a morte reconciliati, per hoc supernae curiae sunt damna restaurata;* was aber mit diesen *damna* gemeint ist, deutet der parallelsatz an: *per hoc anglorum agminum gaudia duplicata.* Die einbusse *(damna),* welche die superna curia durch den sturz des Lucifer erlitten hat, kann nicht deutlicher ausgedrückt sein. Nichts desto weniger müssen wir die sich anschliessende wendung: *Deus namque omnipotens caelestis Hierusalem palacium ad laudem sui splendifluis ordinibus angelorum pleniter instruxit, sed primus archangelus a Deo recedens hoc nequiter destruxit* im citatenschatz unseres vermeintlichen skandinavischen interpreten des Honorius als quelle für Vǫl. 24 *(brotenn vas borþveggr ása)* verzeichnet sehen. Es ist für mich ein ding der unmöglichkeit, einen christlichen kleriker den gedanken hegen zu lassen, Lucifer und seine getreuen hätten das palacium des himmels zerstört. Vernünftigerweise können die worte des Honorius doch nur besagen, dass die ordnung der himmelschöre durch den abtrünnigen zerstört worden sei. Hier rächt sich bitter die methode Meyers, immer nur mit abgerissenen citatenfetzen zu operieren.

Weil wir über die Vanen nicht sonderlich viel wissen, so soll nach s. 104 ihr mythus ein kunstproduct späterer gelehrter skalden und geistlicher sein, zu dem sie durch die ags. poesie angeregt sein mochten, die gerade den aufruhr der engel und

die damit verbundenen stoffe sehr liebte (Gen. 25 ff.). Schon die Eireksmǫl sind nur eine nachahmung des descensus Christi ad inferos im Nicodemusevangelium. Die gefallenen engel, Satan an der spitze, seien mit namen von göttern belegt worden. *Sinfjǫtli* wird zu einem ags. helden gestempelt, trotz seines gut skandinavischen namens. Manches erbauliche fält im detail ab, nur kann z. b. weder die rückkehr Baldrs noch die äusserung Odins: *sér ulfr hinn hǫsvi á sjǫt goþa* (von anderem abgesehen) nicht untergebracht werden. Ich hätte es nicht gewagt, nach den tatsachen, die z. b. K. Maurer, Bekehrung I, 172 f. über den zwangsweisen übertritt des Eirekr zum christentum verzeichnet, in so bestimter form von dem christentum des dichters zu reden, wie dies s. 105 geschieht. Vollens die anspielung auf den schwedischen Ericus ist flickwerk; oder meinte M., der verf. der Eireksmǫl habe die vita Anskarii gelesen? Die zweifellos heidnischen Hákonarmǫl, in denen die heidnischen götter mit stolz genant sind, sollen nach christlichem muster gedichtet sein? Ich sehe keine veranlassung mich weiter mit den einfällen unseres autors zu plagen. Gegen ende des buches steigert sich die combinationsfreudigkeit immer mehr, weltuntergang und welterneuerung werden zu bunter mosaik zusammengewürfelt. Ich möchte zum schluss nur noch die schöpfungsgeschichte eines blickes würdigen.

Es handelt sich um Vǫl. 3—6, strophen, in denen schon lange biblische einflüsse gewittert worden sind. M. ist auch hier seiner beweisführung volständig sicher, die ganze strophenreihe 3—19 folge im wesentlichen der Genesis. Der nordische schöpfungsbericht habe durchaus keinen germanischen oder gar indogermanischen character; auch den iranischen erzählungen, an welche man immer mit vorliebe erinnert hat, scheine ein zusammenhang mit der Genesis nicht abgestritten werden zu können. Man habe sich indessen mit der kirchlichen exegese vertraut zu machen, um den zusammenhang zwischen dem biblischen Genesis- und dem nordischen Vǫlospǫ́-texte ganz zu begreifen, dabei aber eine gewisse freiheit der auffassung, auswahl und widergabe dem nordischen dichter von vornherein zuzuerkennen. Er habe grund gehabt seine abhängigkeit zu verhüllen. So? Ymer war in der tat ein echt nordischer riese, ja er gehörte sogar dem idg. dämonenkreise an; dagegen sei es oberflächlich an den indischen Puruša zu denken, aus dessen gliedern himmel, erde und sonne usw. geschaffen wurden. Und doch wird s. 52 capital daraus geschlagen, dass schon der heidnische Ymer wie der indische Puruša seinen schädel zum himmel und sein blut zur see hergegeben hat. Es verstosse aufs schroffste gegen alle altindogermanischen vorstellungen (wie sie nämlich in M's Idg. Mythen I, 210 ff. dargelegt sind), dass aus der hand so junger gebilde, wie die götter es seien, die schöpfung hervorgegangen sein könne. So ist denn Ymer bewohner der wetterwolke, die kuh Auþumla gibt nur eine andere anschauung derselben gewitterwolke wider — mir wird jedesmal in solcher umgebung so gewitterschwül, dass mein anschauungsvermögen versagt.

Ymer ist aber auch das chaos der Genesis, mit dem *ginnungagap* gleichfals identisch ist. Die *terra inanis et vacua* und die *aquae* von Gen. 1, 2 verwandelte unser dichter in die negativen, aber bestimmteren *vasa sandr ne sær ne upphimenn*. Hat M. die *svalar unner* vergessen? Und wie weiss er mit der *terra inanis et vacua* das *jǫrþ fannzk æva* zu vereinigen? An der massgebenden stelle ist keine der formeln genant. Die *facies abyssi* gab veranlassung zu der bildlichen darstellung eines abgrundriesen: ein wilder mann mit widerwärtigem kopfe. Der erste akt der biblischen schöpfung, die scheidung von licht und finsternis kümmerte unsern verfasser, der sich überhaupt auf das allernotwendigste beschränkte, nicht — er liess ihn fort.

Gegen die einmischung der Snorreschen fassung, sowie der überlieferung anderer lieder in die darstellung der Vǫl. lege ich nachdrücklich verwahrung ein; von einer gleichstellung Ymers mit Adam (siehe Zöckler a. a. o. I, 65. 139. 229. 187 f.) ist in der Vǫl. so wenig eine spur zu finden, als von der mischung der gegensätzlichen elemente (Zöckler I, 173) oder der zerteilung des mikrokosmischen urriesen. V. 4 *bjóþom yppþo* entspreche dem 2. tagewerk, der erschaffung des firmaments. Die zahl der in der Vǫl. auftretenden schöpfer werde keinen anstoss erregen (über die beteiligung der trinität s. Zöckler I, 135. 171 u. ö.). Woher hat unser verfasser aber die benennung *Burs synir*? Der ausdruck soll allerdings von höchst zweifelhafter echtheit sein. Wenn dann die sonne auf die „grundsteine des erdensaales" herabscheint, um sie zu trocknen, um die *herba virens* hervorzubringen (3. tagewerk), so begehe der verfasser den übrigens verzeihlichen verstoss, die sonne scheinen zu lassen, ehe sie noch geschaffen. Was unserem dichter diesen tadel zugezogen, ist wol andern ebenso unerfindlich wie mir. Ich sehe von der urlichtstheorie der kirchenväter ab und verweise dafür auf Zöckler I, 173. 396. 401. Ambrosius Hexaem. lib. III. c. 6 zieht die strenge schlussfolgerung als glaubenssatz: *sciant omnes solem auctorem non esse nascentium, junior est herbis, junior foeno.* Lib. IV. c. 3: *ante solem lucet quidem sed non refulget dies quia amplius quoque meridiano sole resplendet*, mit merkwürdiger übereinstimmung zu *sunnan* Vǫl. 4; vgl. c. 7 *luna* als *consors et frater solis.* Ich habe mir die sache immer so gedacht, dass die sonne längst geschaffen, der dichter nur nicht geschwätzig genug war, auch das natürlichste im einzelnen zu erzählen. *Þeir es miþgarþ mœran skópo* wird mit stilschweigen übergangen, denn die beiziehung von des Kosmas *ἡ μέση* leistet nichts. Die vulgatansicht der exegeten von der kugelgestalt der erde (Zöckler I, 123) ist mit den nordischen vorstellungen nicht vereinbar. Ich weiss wol, dass einzelne väter die erde sich als scheibenförmig flache, vom ocean rings umflossene ländermasse gedacht haben. Was gerade Kosmas betrift, so lehrte er eine viereckige oblonge gestalt der erdoberfläche im anschluss an die vier zipfel oder ecken der erde. An *miþgarþr* ist man versucht zu denken, wenn man sich die mittelalterliche gäocentrische auffassung des planetensystems gegenwärtig hält *(terra in medio omnium);* vgl. auch diese zeitschrift X, 37.

V. 5. 6. sind mit Müllenhoff u. a. spätere zusätze oder wahrscheinlicher in éine strophe zusammenzuziehen (s. o.), die sich volkommen im rahmen des 4. tagewerks bewege. Sie vergesse freilich die sterne. Die deutung Hoffory's, die auch M. unabhängig gefunden hat, wird preisgegeben, nicht weil sie unrichtig ist, sondern weil sie nicht in den bericht der Genesis passt. Dass nun aber mit v. 7 nicht das 5. tagewerk, die tierschöpfung, erzählt wird, bezeichnet endlich auch M. aufrichtig als bedeutende abweichung. Unser mysticus hätte sich als blossen nachahmer der Genesis (wie ja bekantlich viele andere) sofort völlig blossgestelt — so lautet die vielleicht andern lesern einleuchtende entschuldigung. Was M. sonst noch weiss, muss ich bitten bei ihm selbst s. 72 ff. nachzulesen. Es haben wider einmal die berge gekreist, es ist aber nicht einmal ein mausgrosser gewinn für die Vǫl. zu tage gekommen. Dagegen für Snorre. Wir brauchen uns fernerhin keine skrupel mehr darüber zu machen, wo bei Snorre (II, 255. I, 38) Ymer geblieben ist. Der gute christ hat erbarmungslos die lehre der kirche zur seinigen gemacht und mit seinem *ekki* das nichts an den anfang der dinge gestelt, vgl. Müllenhoff, de carm. Wessof. s. 9. Ich acceptiere diese zweifellos richtige erklärung als sicheren gewinn. Es herscht, wie Zöckler I, 137 hervorgehoben hat, bei allen kirchenvätern wesent-

liche übereinstimmung darüber, die heidnische und jüdisch-hellenistische annahme einer ungeschaffenen materie, die coäternität oder gar priorität des weltstoffs mit der gottheit zu verwerfen. Sehr interessant ist in diesem zusammenhang die polemik Tertullians in seiner streitschrift gegen Hermogenes (Zöckler I, 156 f.). Wer sich die viel verzweigten ströme vergegenwärtigt, die in der christlichen Hexaemeron-literatur zusammengeflossen sind, der wird vielfach geneigt sein, wenigstens den gedanken anklingen zu lassen, ob nicht urverwandtschaft in einzeln teilen vorliege. Die orientalische kosmologie bei einem manne wie Ephraem, hat, wie es den anschein hat, aufgesogen was von urzeitlichen überlieferungen erreichbar gewesen ist; von den nachweislich starken einflüssen der griechischen philosophenschule nicht einmal zu reden. Der menschliche organismus ist nach der naturphilosophie der Stoa das mikrokosmische abbild des alls (Zöckler I, 47), für die Stoiker wie für die anhänger Platons ist die materie als das gestaltlose chaos von anbeginn der dinge (Zöckler I, 52 f.); an den massgebenden einfluss eines Philo brauche ich nicht zu erinnern. Doch ist nicht aus dem auge zu verlieren, dass die schöpfungsberichte verschiedener nationalitäten leicht unabhängig zusammentreffen, da es sich stets um die herkunft ungefähr derselben güter des lebens handelt. So, meine ich, könte auch die scenerie von Vǫl. 4 auf eine anschauungsweise zurückgehen, wie sie vielfach von den exegeten des 1. Genesiscapitels vorausgesezt wird. „Die erde war ursprünglich vom meer überströmt und wird aus den wassermassen emporgehoben. Die sonne leuchtete durch das wasser auf den festen meeresboden (*á salarsteina*[1]: vgl. den namen der Salier als der meeranwohner und die späteren Salgau, Salland?), und es wächst der grüne rasen, nachdem die wasser eingedämt sind. Die deutung Hoffory's auf dem meeresboden halte ich für zweifellos richtig, nur die berufung auf lat. solum ist bedenklich. Ich lerne aus Zöckler I, 248, dass gerade Beda sich mit der anschauung getragen hat, wonach das neugeschaffene urlicht durch die den erdball rings umgebenden wasser bis zur oberfläche der erde durchgedrungen sei, wie die taucher es verstehen, in den tiefen des meeres das wasser um sich her heller zu machen. Ambrosius Hexaem. III. c. 2 sagt: *tractavimus invisibilem ideo fuisse terram, quod aquis operta tegeretur . . post congregationem aquae, quae erat super terram, et post derivationem eius in maria, apparuisse aridam.* lib. I. c. 8: *solis radius, qui solet et suo aquis latentia declarare.*

Was wolten wir dagegen sagen, wenn jemand behauptete, die geheimnisvolle mythologie der runen, wie Sigrdrífa sie kent und lehrt, sei nichts anderes als der gedanke eines Origenes, Athanasius und anderer, dass die uns umgebende creatur nur eine zeichenschrift des allerhöchsten sei, buchstaben in seinem schöpfungsbuche? Nach Gregor von Nazianz eine grosse und herrliche schrift (στοιχεῖον) gottes, wodurch dieser wie durch eine stumme zeichensprache verkündigt werde; ähnlich bei Basilius, Chrysostomus, Augustin u. a. (Zöckler I, 113 f.). Es ist so sehr leicht anklänge an die nordischen berichte aufzuspüren: wenn in der Genesisdichtung des Spaniers Juvencus der cherub als eine art von waberlohe um das paradies her dargestelt wird (Zöckler I, 257); *ab horto paradisi qui dicitur undique igneo muro esse conclusus . . ut homines inde prohibeat ignis* sagt einmal Honorius von Augustodunum (a. a. o. 1181 D); oder wenn beim Massilioten Claudius Marius Victor das eiskrystallartige firmament als ein kühlender schild für die erde gegen die hitze der ätherregion aufgefasst wird (Zöckler I, 261 f. 378): man erinnert sich dabei des *himintarga* SnE. I, 292, des *Svalenn stendr sólo fyrer skjǫldr, skínanda goþe: bjǫrg ok brim veitk at*

1) Vgl. norweg. *soli* grundstock (Aasen).

brimma skolo ef hann fellr í frá Grimnesm. 38. Sigrdrífum. 15. Wenn Oþinn und Frigg in der eingangsprosa zu den Grimnesm. *sátu í hlíþskjalfu* (wie Ζεὺς ὑψίζυγος) *ok sá um heima alla*, so heisst es auch von gott in der alten, kürzlich von Ewald herausgegebenen, in England entstandenen, sehr wertvollen Vita Gregorii: *Deo omnia ex arce sua speculante providenteque* (Festschrift für G. Waitz s. 51), wohl nach Ps. 13, 1 *dominus de caelo prospexit super filios hominum*; vgl. auch Jaffé, Mon. Mog. p. 11, 1 ff. Für den halsschmuck der Freyja könte man des *monile* gedenken, von dem wir bei Honorius lesen: *monile, quod (ecclesiam) ornat et munit pectus, est signum virginis desponsatae, ne adulter mittat manum in sinum alienae* a. a. o. 1163 F. Als eine schildburg wird die *turris David* geschildert: *mille clypei pendent ex ea* a. a. o. 1177 F; und die *aula coeli non recipit ullam peccati maculam*, wie Baldrs wohnung a. a. o. 1180 B.

Die übereinstimmungen werden aber ernsthafteren charakters, sobald wir uns der überlieferung in Snorre's compendium nähern. Wie dankbar wären wir gewesen, wenn M.s fleissige hand eine quellenkunde der Snorra Edda uns beschert hätte! So lange wir eine solche nicht besitzen, ist es nicht statthaft erzählungen für das heidentum in anspruch zu nehmen, für welche nur Snorre und sein kreis die gewährsmänner stelt. Ich kenne nur aus Sn. E. II, 281. I, 142 jene komische geschichte, die Þorr passierte, als er seine böcke geschlachtet hatte und sie am andern morgen mit seinem hammer wider belebte, wovon Hymeskv. 37. 38 nichts weiss. Dazu gibt es aus der wundergeschichte des Brittenapostels Germanus ein verblüffendes seitenstück, das uns wenigstens gegen die nordische überlieferung (zu der übrigens H. Petersen, Gottesdienst s. 58 zu vergleichen ist) vorsichtig machen muss.[1] Sie steht bei Nennius s. 32 und ausführlicher in der Acta SS. zum 31. Juli (s. 272). Germanus war bei einem armen *subulcus regis* an einem stürmischen wintertag eingekehrt; die kleine familie besizt nur eine *vacca* nebst *vitulus*. Dieser wird dem gaste zu ehren geschlachtet: *coena explicita beatus Germanus mulierem vocat, imperatque ut ossa vituli collecta diligentius super pelliculam eius ante matrem in praesepio componat. Quo facto (mirum dictu quod est) vitulus absque mora surrexit, matrique coadstans pabulum carpere coepit.* Dagegen bei Nennius (Mon. Hist. Brit. I, 63): *vitulum occidit, coxit et posuit ante servum Dei caeterosque socios ejus, quibus S. Germanus praecepit, ut non confringeretur os de ossibus vituli, et sic factum est. In crastinum vitulus inventus est ante matrem suam sanus et vivus, incolumisque dei misericordia et oratione S. Germani.* Auch übereinstimmungen wie die von Maurer Bekehrung I, 468, 99 und Jac. Grimm, myth.[4] 157 f. 753 anm. 2 erkanten dürfen erwähnt werden. Während Vafþrúþnesm. 36. 37 auf die frage Oþins an den riesen, woher der wind komme, die antwort gegeben wird: *Hræsvelgr heiter es sitr á himens enda jǫtonn in arnar ham, af hans vængjom kveþa vind koma alla menn yfer*, weiss Snorre II, 257. I, 48: *gerþo himinn ok setto yfir jǫrþina med IIII skautum ok undir hvert horn setto þeir dverg Austra, Vestra, Norþra, Suþra*, zwergnamen, die auch bereits in dem interpolierten katalog der Vǫl. stehen. J. Grimm hat Myth.[4] s. 382. 525 in denselben die bezeichnung der vier hauptwinde gesehen, was nirgends überliefert ist, der sache nach aber das richtige herausgehoben hat. In solchem falle kann nur blinde voreingenommenheit christlichen einfluss verkennen, vgl. Apocalypse 7, 1: *post haec vidi quatuor angelos stantes super quatuor angulos terrae* (= *skaut*, doch ist zu der wortbedeutung Bugge, Studien s. 265

1) Nachträglich sehe ich, dass bereits Mone und Wolf darauf hingewiesen haben, vgl. Mannhardt Germ. Mythen s. 57 ff. Vgl. auch Grimm Myth. 151.

anm. 3 zu berücksichtigen) *tenentes quatuor ventos terrae, ne flarent super terram neque super mare neque in ullam arborem.* Es sind die *mundi cardines, e quibus ventorum potens quaternio* (F. Oehler corp. haeret. I, 131) oder die *quatuor partes, distinctiones mundi*, welche die *cornua crucis* umfassen: *orientem scilicet et occidentem, aquilonem et meridiem* (in derselben reihenfolge wie im nordischen text gegen Vol. 11). Eine deutlichere spur als der terminus *horn* der Eddastelle ist nicht zu verlangen (doch vgl. *landshorn* Vigfusson Dict. s. 279), und es liegt auf der hand, dass in demselben christlichen boden die poetischen *jarđarskaut, heimsskaut* wurzeln. Ob dagegen eine terminologie wie Honorius Augustod. de imagine mundi I. c. 56: *dicuntur autem nubes quasi nimborum nares* die quelle für *rindflot* Alvism. 18 gebildet hat, kann zweifelhaft sein. Ich habe mich Beitr. XV, 195 ff. dafür erklärt, dass bereits unsere ältesten mythologischen lieder von dem kulturstrom berührt sind, der im sonnigeren süden entsprungen war. Diese berührungen nachzuweisen, ist eine ernste aufgabe, an der schon manche kraft sich erschöpfte. Wie tiefgreifend das römische recht die germanische nationalität gefährdete, muss hier nachdrücklich hervorgehoben werden; es ist notwendig an den ergebnissen der rechtsgeschichte den blick zu schärfen, wenn es gilt, die wandlungen der religionsvorstellungen auf christlich-römische einflüsse zurückzuführen. Seitdem Useners Religionsgeschichtliche untersuchungen (I. II. Bonn 1889) erschienen sind, solten auch wir gelernt haben, wo und wie der spaten angesezt werden muss, um an die wurzel der volksbräuche zu gelangen. An verwegenen verlorenen einfällen haben wir jezt reichlich genug erlebt.

Die mythologische forschung hat jezt als nächste aufgabe, aus dem bunten bilde der überlieferung die factoren auszuscheiden, die dem religiösen leben der einzelnen germanischen stämme angehören. Auf der grundlage des religiösen lebens erhebt sich der labyrinthische bau der religiösen dichtung. Ich zweifle nicht, dass die religiösen anschauungen, ceremonien und symbole, die das gesamtvolk beherrschen, wie ein Ariadnefaden uns durch die überlieferten dichtwerke die richtige bahn führen werden. Die scheidung zwischen der kunstleistung des individuellen dichters und dem festen fonds des volkstümlichen glaubens ist die vorbedingung für die behandlung der frage nach der herkunft der dichterischen stoffe. Die einzelnen formen der volkstümlichen religiösen ceremonien haben gleichfals ihre geschichte, an deren aufhellung wir zu allererst werden zu arbeiten haben. Ausgangspunkt kann aber nur der zustand des germanischen heidentums unmittelbar vor dem bekehrungswerke der christlichen missionare sein, wenn wir historisch zuverlässige resultate erwarten. Ich arbeite seit längerer zeit in dieser richtung und bin von ganz anderer seite der frage nach der kulturberührung der Germanen mit der romanischen welt nahegetreten.

MARBURG, 8. FEBRUAR 1890. FRIEDRICH KAUFFMANN.

A. Wagner, prof., Der gegenwärtige lautstand des schwäbischen in der mundart von Reutlingen. Erste hälfte. Reutlingen 1889. (Festschrift der kgl. realanstalt zu Reutlingen zur feier der 25jährigen regierungszeit sr. majestät des königs).

Für den verf. ist die nähere bestimmung seiner abhandlung, die gegenwärtige lautform der Reutlinger Ma. zur darstellung zu bringen, wesentlich. Denn auch er huldigt der ansicht, dass wir im stande seien, den process der lautveränderung zu

belauschen und die richtung derselben vorauszusagen. Das ist ein durch die englischen phonetiker nach Deutschland verpflanzter irtum. Von den schriftsprachlichen einflüssen wie *ae* statt *ǫe* (*aedeks* gehört aber nicht hierher, ahd. *egidehsa*), *ō* statt *ao* u. a. abgesehen, bedarf es nur der kentnis der älteren sprache, um isolierte reste wie *dsęət* (zehnte aus zëhende > *zëhede), *fordlaenə* (entlehnen aus verlëhenen), *ǫemǝts* (irgendwohin aus *naiswaze) u. a. als besonders altertümlich zu schätzen; von einem verschwinden der nasalierung kann vernünftigerweise nicht die rede sein. Die Reutlinger ma. hat in der alten reichsstadt zweifellos genau dasselbe schicksal gehabt, wie der schwäbische dialekt in weniger exclusiven bezirken und ist in ihrem lautbestand seit jahrhunderten fest geworden. Durch zerstreute beeinflussungen von seiten der gemeinsprache wird derselbe im grunde nicht berührt.

Die schreibweise schliesst sich im ganzen den von mir gebrauchten zeichen an. Es ist zu bedauern, dass der herr verf. darin nicht consequenter gewesen ist und dadurch sein scherflein zur herstellung einer gleichmässigen dialektorthographie beigetragen hat. Aus verschiedenen gründen wäre *ā* statt *à* vorzuziehen gewesen; warum der verf. die fast algemein recipierten *ę*, *ǫ* (statt dessen *æ*, *ɔ*) verschmäht hat, ist nicht einzusehen. Das griech. *χ* können wir auch sehr leicht entbehren, wenn wir neben x noch *x* einführen etc. Es ist geradezu pflicht, in dialektdarstellungen kleinliche sonderinteressen zu opfern, um dem leser das studium dadurch zu erleichtern, dass man die systeme älterer arbeiten beibehält.

Die abhandlung enthält s. 3—20 eine sehr gehaltvolle phonetische analyse der laute, die in einzelheiten von meiner darstellung abweicht. Fremdartig ist mir namentlich die aufstellung eines kieferwinkels 5. grades für *ā*; aus meiner erfahrung wüsste ich nichts zur bestätigung desselben beizubringen. Ferner soll, was jeder beobachtung meinerseits zuwiderläuft, der kieferwinkel für *ę* und *ǫ* derselbe sein; ich muss an der absteigenden reihe *ǫ*, *a*, *æ* festhalten. Im übrigen haben indessen unsere unabhängigen beobachtungen zu volständig übereinstimmenden resultaten geführt (namentlich was den schwierigen diphthong *ɔi*) betrift, so dass wir behaupten dürfen, die schwäbische lautbildung sachgemäss erläutert zu haben. Widerspruch muss ich gegen Wagners steigende diphthonge (s. 11) erheben. Man mag die verbindung *ja* als steigenden diphthong betrachten (dessen erstes einsilbiges element nicht als *i* sondern als *ę* anzusehen wäre); die terminologie ist aber nicht empfehlenswert, schon weil sie auf *w* übertragen, zu ungeheuerlichkeiten führt. *w* in *wa* ist überhaupt kein halbvocal mehr, wie Wagner schon von Winkler hätte lernen können, folglich ist seine umschreibung *ᵘa ᵘi ᵘe* etc. in hohem grad irreführend. Ausl. *-e*, *-ə* sind nicht mit dem nasalzeichen zu versehen, es sei denn, dass nasenresonanz vorausgeht.

Sehr dankenswert ist nun aber, dass uns hier zum ersten mal in philologischer darstellung experimentelle messungen der quantitäten vorgelegt worden sind. Wagner hat mit dem Grützner-Marey'schen apparat gearbeitet (vgl. jezt Phonet. studien IV) und die quantitätskurven auf tabellen beigelegt. Ich benutze die gelegenheit, auf den artikel von herrn William Martens in Kiel: Über das verhalten von vocalen und diphthongen in gesprochenen worten. Untersuchung mit dem sprachzeichner in der Zeitschrift für biologie, herausg. von W. Kühne und C. Voit (N. f. VII. bd. 1889 s. 289 ff., mit sehr wertvollen tabellen und tafel I) die aufmerksamkeit zu lenken. Herr Martens hat mit dem apparat von prof. Hensen (vgl. Zeitschrift für biologie, N. f. bd. V.: über die schrift von schallbewegungen) gearbeitet (wie neuerdings noch eingehender Pipping). Es empfiehlt sich jedoch bei widerholung der versuche, vorsichtiger zu verfahren. Wenn uns Wagner s. 5 als resultat seiner vocal-

messungen mitteilt, dass die quantität der langen vocale zu der der kurzen sich wie 3 : 2 verhalte, so weiss ich damit wenig anzufangen, wenn ich über die termini „lang" und „kurz" ohne aufklärung bleibe. Die experimente von Martens ergaben z. b. eine maximaldauer von 0,549, eine minimaldauer von 0,038 sekunden. Sehr schön sind dagegen die resultate bei den consonanten s. 13 ff. Auffallend bleibt mir nur, dass dem verf. der lautwert auslautender lenis entgangen ist: inlautende lenis wird in auslautstellung zu aspirierter fortis: *rap*ʿ nicht *rab* rabe, rappe etc. Möchten doch die physiologischen experimente auch auf andern dialectgebieten recht sorgfältig widerholt werden! Es ist keine frage, dass die wissenschaftliche, tatsächliche ergebnisse liefernde dialectforschung erst mit hilfe von apparaten ihren zweck erfüllen wird, wie ja selbstverständlich die interessen der physiologen ihre notwendige wissenschaftliche unterlage erst erhalten, wenn sie nicht mit einer abstracten, sondern mit der individuell mundartlichen aussprachsform operieren. Der Edison'sche phonograph wird wahrscheinlich unsern zwecken nicht die erhofften dienste tun. Kreisen, welche die technischen erfindungen mit interesse verfolgen, mache ich noch eine in Deutschland, wie es scheint, nicht beachtete untersuchung von Adrien Guébhard namhaft: Nouveau procédé phonéidoscopique par les anneaux colorés d'interférence in der Association Française pour l'avancement des sciences. Paris 1879 (Congrès de Montpellier.) Vielleicht haben andere mit der wiederholung der experimente mehr glück, als ich.

S. 20 ff. erhalten wir eine sehr reichhaltige, auf idiotismensamlung angelegte statistik, zunächst die vocale umfassend; diphthonge und consonanten werden in aussicht gestelt. Ich möchte den verfasser dringend dazu ermutigen. Was kentnis der älteren formen anlangt, so werden zwar am schluss der abschnitte aus den urkunden des städtischen archivs materialien verzeichnet, aber in sehr äusserlicher form. In diesem stück bleibt viel zu wünschen. Auch die gruppierung der quantitäten ist verfehlt.

MARBURG, DECEMBER 1889. FRIEDRICH KAUFFMANN.

Kauffmann, Friedr., Geschichte der schwäbischen mundart im mittelalter und in der neuzeit, mit textproben und einer geschichte der schriftsprache in Schwaben. Strassburg, Trübner, 1890. XXVIII, 355 s. 8°. 8 m.

Das buch enthält eine behandlung der lautlehre des schwäbischen, in welche verwoben ist, was der verf. über flexionserscheinungen gesammelt hat. Wie von ihm zu erwarten, gibt der verf. eine von den grundsätzen heutiger sprachwissenschaft ausgehende und denselben völlig genüge tuende arbeit. Aber, was mehr heissen will, er komt auch zu ganz hervorragenden ergebnissen. Manche partien schwäbischer lautlehre werden für absehbare zeit zur hauptsache nun fertig gestelt sein, andere sind hier ganz erheblich gefördert. Was der verf. an historischem material aus den denkmälern von den ältesten urkundlichen namensformen an abwärts bis auf die dialektdichter des 18. jahrhunderts zusammengetragen hat, führt vielfach zu ebenso überraschenden als fest begründbaren resultaten. Und mag das hier gegebene, was sich heute kaum völlig übersehen lässt, in manchen punkten noch in ausschlaggebender weise ergänzt werden, so bildet es doch jedesfals für jede weitere arbeit ein ausgezeichnetes hilfsmittel. Bedeutend weniger genügend ist das material aus der lebenden mundart. Hier musste verf. mehrfach die mundart eines einzelnen punktes, des städtchens Horb a. N. als förmliche grundlage benützen. Dazu konte er fügen, was er aus seiner heimat Stuttgart kent, was er selbst sonst erreichen konte und was

neben einigen engere gebiete oder einzelne erscheinungen behandelnden kleineren publicationen unsere oberamtsbeschreibungen bieten. Horb hat nun wohl für einige erscheinungen eine ganz besonders günstige lage, aber es erscheint als städtchen schon mehrfach von der gebildetensprache beeinflusst. In Stuttgart ist kaum mehr etwas von bedeutung zu holen. Die oberamtsbeschreibungen aber, auf welche es für die grossen weiten gebiete des dialects ankäme, sind hierfür ganz unzureichend. Eingehenderes und brauchbares material liefern nur die allerneusten, Babingen, Tuttlingen und Ellwangen. Somit vermögen dieselben nur über begrenzte gebiete im n.o. und im s.w. zu unterrichten, alles andere fehlt. Und selbst das bei ihnen gegebene bedarf der controlle. Gut steht es wider dank Birlingers arbeiten um das oberschwäbische. So mag es sich aus diesem mangel an material und einer daraus sich ergebenden unsicherheit u. a. auch erklären, dass verf. auffallender weise im gebiet der lebenden mundart dem von ihm selbst als absolut unumgänglich anerkanten grundsatz, die gesetzmässigen bildungen als solche zu bestimmen, mehrfach nicht oder nur ungenügend nachkomt, sich mit aufführung der neben einander hergehenden verschiedenartigen entsprechungen begnügt und selbst nicht volkstümliches als gleichberechtigt einreiht. Oft werden auch den im text aufgeführten durchaus gleichberechtigte entsprechungen in der anmerkung abgemacht, offenbar weil sie einem dem verf. weniger naheliegenden dialectgebiet angehören. Damit bin ich auf das formale gekommen. Wer auf guten sprachlichen ausdruck, richtige stoffverteilung in absätzen, paragraphen und abschnitten, correctes anbringen der paragraphen- und absatzziffern sieht, wird andere anforderungen machen, als der verf. an sich gestelt hat. Über dem bestreben pointiert und eigenartig zu reden, wird der verf. manchmal auch dunkel und unverständlich. Wolte er uns aber vor die wahl stellen, ob wir lieber das buch, wie es ist, mit seinen formalen unebenheiten und seiner unvolständigkeit in verarbeitung der lebenden mundart annehmen, oder erst länger warten möchten, bis er gelegenheit gefunden, diesen mängeln vollends abzuhelfen, so würde der fachmann zweifellos doch ersteres vorziehen.

Das vorwort benüzt der verf., persönliches und sachliches verknüpfend, zu principiellen auseinandersetzungen. Gegenüber der von Paul aufgestelten erklärung der sprachveränderung sieht verf. deren grund in einer bestimten, zeitlich begrenzten und aus konkreten anlässen hervorgehenden änderung der function der sprachorgane. Wer nun auch diese aufstellung des verf. anerkent, wird eine wesentliche modifizierung der ansichten der sprachwissenschaft nur dann darin sehen, wenn ihm dieselben früher mit den aufstellungen Pauls, nun mit denen des verfassers völlig zusammenzufallen scheinen. Da seit dem 14. jahrh. keine veränderung der lautbildung nachgewiesen werden kann, die stabilität des lautbestandes vielleicht aber noch älter sei, so sieht der verf. die vorauszusetzenden functionsänderungen der sprachorgane, veranlasst durch die einwanderung des stammes in seine heutigen sitze, und gibt als gesichtspunkte veränderten luftdruck, gänzlich andere bodens- und lebensverhältnisse. Aber was ist diesen verhältnissen bei ihrer verschiedenheit in oberschwäbischer ebene und Schwarzwald, in Alb und Neckarthal gemeinsam gegenüber den verhältnissen der alten heimat? Würde verf. wirklich versuchen, in einzelnen aus solchen veränderten verhältnissen die functionsveränderungen der sprachorgane zu erklären, so würde er wol, um bestimte ursachen zu erhalten, gezwungen sein einzelne verhältnisse herauszugreifen, welche nur für einen grösseren oder geringeren kreis, nicht aber für sämtliche stammesangehörigen gelten konten. Damit wäre anzunehmen, dass sich die einen dem beispiel der anderen anschlossen; wir hätten

also hier psychische gründe, und die functionsveränderung hätte dann bei beiden teilen durchaus verschiedenartige ursachen. Diese aus psychischen gründen hervorgehende bewegung müsste dann aber ebenso ausnahmelose gesetze geschaffen haben, wie die aus mechanischen gründen gegebene, und sie wäre zu trennen von der secundären, welche analogiebildungen schaft. Aus gleichem grunde geht meines erachtens verf. zu weit, wenn er für die hd. lautverschiebung das bild der wellenbewegung für unstatthaft erklärt und vielmehr jede einzelne mundart den process selbständig durchmachen lässt. Soll damit gesagt sein, dafs auch das individuum ohne psychische abhängigkeit von anderen denselben vollzieht? Mag man mit verf. darüber einverstanden sein, dass noch andere umwälzungen der gleichen zeit angehören und dass womöglich ein alle zusammen erklärender einheitlicher grund anzusetzen ist, so wird es doch auch hier, fürchte ich, bei der grossen verschiedenheit der verhältnisse der einzelnen sehr schwer sein, irgend welchen zustand in der weise für das ganze gebiet der verschiebung gleichartig zu denken, dass derselbe allenthalben wesentlich gleichzeitig dieselbe funktionsveränderung der sprachorgane bewirken könte. Immer werden zum mindesten inseln bleiben, innerhalb welcher gerade in den fraglichen verhältnissen verschiedenheit oder wenigstens bedeutende abstufung herscht. Diese müssten dann die funktion der umgebung angenommen haben. Und damit wäre raum für irgendwelche art der ausdehnungsbewegung. Ob aber dabei zum mindesten eine anzahl von hauptzentren als ausgangspunct der verschiebung, oder nur ein einziges hauptgebiet anzunehmen, darauf will ich nicht weiter eingehen, zumal der vorgang selbst heute überhaupt noch unerklärbar erscheint.

Hauptabschnitt I, phonetik, gibt die nötigen phonetischen gesichtspunkte und charakterisiert den lautphysiologischen bestand der mundart. Dieser wäre als die hauptsache noch mehr hervorgetreten, wenn manches der algemeinen phonetik angehörige gekürzt oder gestrichen worden wäre. Ueberhaupt kann man sich bei diesem abschnitte mehrfach fragen: für leser welcher art ist dies geschrieben? Wenn verf. in betreff der geräuschlaute angibt, der versuch mit einer wassersäule in einer glasröhre von 7 mm durchmesser ergebe bei lenis ein steigen von $1\frac{1}{2}$ cm, bei fortis von $2\frac{1}{2}$ cm, so verliert ein solches experiment dadurch ziemlich an wert, dass man dasselbe nicht wohl durch den die mundart redenden mann machen lassen kann. Und dann wäre das experiment auch auf die aspirierte fortis anzuwenden gewesen, ob diese nicht noch stärkere explosion aufweist.

Hauptabschnitt II gibt eine orientierung über namen von stamm und sprache, stammesgrenze, merkmale der nachbardialecte, teilung des schwäbischen in östliches und westliches gebiet. Unbeschadet aller kürze solte man aber, nachdem ort und zeit richtiger bestimt sind, nicht mehr von der „sog. schlacht bei Zülpich a. 496“ reden.

Den hauptteil der arbeit bildet abschnitt III, die lautstatistik. Hier werden die einzelnen laute in ihrer geschichte von den ältesten nachweisbaren, vom verf. aus den denkmälern meist überreich belegten formen an bis in die heutige mundart vorgeführt, die gesetze wie die zeit der umbildung bestimt. In dieser beziehung ist allenthalben das ergebnis, dass seit dem 14. jh. keine wesentliche änderung in der mundart mehr statgefunden hat. Aus der benützung der denkmäler ergeben sich ganz interessante grundsätze für deren verwertung, z. b. für die bedeutung der „umgekehrten schreibung“, für beurteilung der schreibart in übergangszeiten, wo das traditionell gegebene von dem der aussprache entsprechenden zeichen verdrängt wird, für charakterisierung der schreiber, welche je nach stand und bildung mehr der traditionellen schreibart anhangen oder den lebenden laut geben. Was die vocale betrift, so

beabsichtigt verf. zuerst durch behandlung der einzelvocale einen ausweis des bestandes zu den verschiedenen zeiten zu geben; in einem nachfolgenden cap. „Geschichte des vocalismus" werden die wirkenden gesetze eruiert und die zuvor nachgewiesenen vorgänge erklärt. Ich gebe der kürze halber nur, was ich auszusetzen habe. Durchgehend sind bei behandlung der alten kürzen die quantitätsverhältnisse zu wenig genau gegeben. Es wäre mit rücksicht auf die einzelnen gebiete der mundart genauer zu untersuchen gewesen, welche beispiele dehnen und welche die kürze erhalten. Das gleiche gilt in betreff der diphthongisierung alter kürze, und hier wäre besonders noch zu beachten, wo dieselbe vor nasal + spirans consequent durchgeführt ist, und wo nur zum teil. Ferner wie weit heute noch die vertretung *ë* > *ę̀ə* und *è* > *àę* durchgeht. Was hierüber § 69, 2, b und § 72 gesagt ist, ist z. t. selbst für Horb anfechtbar. Dasselbe gilt vom wandel *ò* > *ào* und *oe* > *àę*. Bei den vertretern von mhd. *iu* ist eingehender als geschehen der versuch zu machen, diejenigen der beiden ursprünglich verschiedenen laute auseinander zu halten und genau anzugeben, in welchen beispielen und wo der diphthong als *ui*, *ì*, *ǜ* erscheint, oder dafür mit dem vertreter des umlautes von *ù* zusammenfallend *əi* auftritt. Das gebiet von *ǜ* ist ausgedehnter, als verf. meint. Eingehend sind die vocale der nebensilben behandelt und sehr inhaltreich die belege aus den denkmälern für endsilbenvocale der ahd. und mhd. zeit. Ob die frage über das verhältnis *ǫ̀ę* : *ǫ̀ə* als vertreter von *ai* durch den ohnedies etwas unbestimt algemeinen hinweis auf verschiedenen nachdrucksgrad (§ 110 A 3) gelöst ist, bleibt mir fraglich. Soll hier gesagt sein, *i* in *ai* sei direct zu *ə* geworden? Und wenn so, wo bietet sich hiezu eine parallele? Dies führt auf die erklärung der gegebenen vocalveränderungen hinüber. Hier stimme ich im princip der darlegung des verfassers bei, dass bei schwachgeschnittenem accent tieftonigkeit des stamsilbenvocals mit zum höchsten laut aufsteigender betonung für das schwäbische sich womöglich zweigipfliger accent und dehnung ergibt. Wenn aber verf. diese wirkung auf die geschlossene silbe beschränkt, dehnung in offener silbe auf ausgleichung beruhen und umgekehrt jede silbe in pausastellung sich dehnen lässt, daher auch ebenso kurze einsilbige formen auf ausgleichung zurückführt, so kann ich diese annahme nicht für das ganze schwäbische gebiet teilen. In einer anmerkung weist der verf. die rücksicht auf den charakter der folgenden consonanz kurzweg ab. Stände ihm mehr material zur verfügung, so wäre er wol anderer ansicht. Es lässt sich in bestimten gebieten ganz genau nachweisen, wie vor bestimter consonanz dehnung bez. für *ë* diphthongisierung stathaben kann, und wie dieselbe vor andern unterbleiben muss. Wenn dann innerhalb bestimter grenzen wider einzelne consonanzen wie z. b. aspirierte fortis oder *b* + cons. verschiedene quantität des vorgehenden ursprünglich kurzen vocals zeigen, wenn *ng* anderen stand zeigt als *nk*, german. *h* anderen als der vertreter von germ. *k*, so ist diese interessante erscheinung auch bei der bestimmung der articulation der betreffenden consonanten zu beachten. Dass zwischen den verschiedenen consequent bildenden gebieten übergangsgebiete entstehen, kann nicht auffallen. Somit sage ich: zum mindesten in einem teile des schwäbischen gebietes tritt organische dehnung auch ein, wo der vocal die silbe schliesst, und es gibt bestimte, die dehnung aufhaltende consonanzen. Bei der erklärung der diphthongisierung wäre auf grund des zuvor bei der darstellung der einzelnen laute eingehender zu gebenden materials zu fragen gewesen, warum gerade die nasalvocale anderen voran sein konten, und warum auch unter ihnen ein teil zurückblieb. Dann wäre der satz, dass der homogene geschlossenere vocal erzeugt wird, wenn bei überlangem vocal kehlkopf und zungenrücken sich heben, specieller auf die einzelnen erscheinungen anzuwenden. Wie

wird ostschwäbisch *ò* zu *ǫ̀ə* und *è* zu *ę̀ə*? Soll *ę̂ə* über *ei* geleitet werden (§ 140, 2. a)? Parallel *ǫ̀ə* aus *ǫ̀* geht es doch wohl direct auf *ę̀* zurück. So war wol auch *ë*, wo es als *ę̂ə* erscheint, zunächst durch dehnung zu *ę̂* geworden, so dass für das gesamtgebiet diphthongisierung des offenen *ę̂* zu *ę̂ə* nachzuweisen wäre.

Bei darstellung der consonanten schliesst sich an diejenige der einzelnen geräuschlaute eine sehr eingehende behandlung der lautverschiebung an. Zumeist handelt es sich dabei um eine mit grosser bestimtheit und genauigkeit durchgeführte auseinandersetzung mit der schreibung der denkmäler. Doch zeigt sich dabei wider aufs neue, wie verwickelt die sachlage ist, besonders bei *ph*, *ch*. Aber auch für die sachliche fassung, welche man im grossen und ganzen als feststehend anzusehen pflegt, führt die untersuchung des verf. noch zu mehrfachen genaueren bestimmungen. Es ergibt sich z. b., dass germ. dentaler reibelaut schon um die wende des 7. und 8. jh's. zum verschlusslaut wurde, dass dieser leztere stumm war, da *t* mit *d* wechselt, und dass die auftretenden *th* nicht letzte spuren oder graphische fortsetzung des alten reibelautes sind, sondern erst jünger und gleichwertig mit *t*. Die aufstellung Kögels, dass ausl. fortis explos. zunächst affricata wurde, hat verf. in der hauptsache abgewiesen. Im gebiet der sonorlaute wäre § 181, 2 wider über das eindringen von *g* nach *z* bez. cons. + *z* bestimtere angabe zu machen gewesen.

Ein anhang behandelt in guter sprache und von gemässigtem standpunkte aus die geschichte der schriftsprache. Hier werden selbst strengere verfechter einer mhd. schriftsprache ein gut stück mit dem verf. gehen können. Zur trennung wird es kommen, wo er die reinheit der reime der mhd. classiker betont; wo er darüber weggeht, dass nach H. Fischers nachweis Rugge *saelekeit : treit* reimt; wo Hartmann definitiv ausserhalb Schwabens im engeren sinne lokalisiert werden soll. Beim buchdruck weist verf. mit recht auch auf die frage nach der heimat der druckenden gesellen und auf die bedeutung der messen hin. In betreff der nachlutherischen drucke kann er sagen, dass er über umfänglicheres material verfügte, als seine vorgänger.

Als abschluss sind die textproben, beginnend mit einer solchen aus dem 13. jh. und herabgehend auf die heutige mundart, von wert.

TÜBINGEN. K. BOHNENBERGER.

Zur entstehungsgeschichte des Evangelienbuches von Otfrid I. Von **L. Tesch.** Greifswald, diss. 1890. 60 s.

Der verfasser sucht die entstehungszeit der einzelnen kapitel des Otfridischen Werkes zu bestimmen. Als kriterien für frühe abfassung gelten ihm (s. 57): häufiges auftreten des part. praes. mit *sîn*, häufige nachstellung des attributiven adjectivs, alliteration, widerholtes fehlen der senkungen (leider ist die erörterung dieser beiden metrischen fragen nicht mit abgedruckt!), vermeidung fremder eigennamen, benutzung der evangelien ohne commentar, gliederung in strophen von je 4 langzeilen, abrundung der einzelnen kapitel zu selbständigen liedern ohne anknüpfung an das vorhergehende und an das folgende. Dem resultate (s. 42 fgg.), dass aus dem ersten buche namentlich die kapitel 4. 5*. 6. 7. 9. 10. 11*. 12 + 13. 17*. 23*. 25* zu den ältesten bestandteilen des evangelienbuches gehören, kann man zustimmen; die ausscheidungen späterer zusätze, welche Tesch aus den mit * bezeichneten unter diesen kapiteln versucht, beruhen aber doch auf subjectiver vermutung, deren wahrscheinlichkeit von der stärke der beweiskraft abhängt, die man den von Tesch in jedem

falle vorgebrachten gründen zugestehen wird. Über die gliederung in abschnitte von je 4 langversen z. b. urteilt Tesch zwar umsichtiger und besonnener, als Olsen in seinem aufsatze Z. d. f. a. 31, 208 fg.; aber er geht doch vielleicht zu weit, wenn er annimt, ein an den meisten stellen vierzeilige abrundung zeigendes kapitel müsse eine solche an allen stellen ursprünglich gehabt haben. Er vermutet aus diesem grunde z. b. hinter den versen I, 4, 9. 10 ausfall oder spätere absichtliche auslassung zweier alten verse (für I, 4, 63. 64 und 69. 70 scheint er keine störungen des vierzeiligen abschlusses anzuerkennen), und hält anderseits aus demselben grunde I, 5, 21. 22 für später zugesetzt, zu einer zeit, in welcher Otfrid die vierzeilige abrundung nicht mehr erstrebt habe. Ich habe mir die sache immer so gedacht, dass Otfrid vierzeilige (in anderen fällen sechszeilige) gliederung zwar oft erstrebt und in manchen kapiteln auch ausnahmelos durchgeführt hat, dass er sie aber zu keiner zeit für unbedingt erforderlich hielt, und dass er also auch 2 in sich abgeschlossene langverse zwischen vierzeiligen (oder sechszeiligen) gruppen stehen lassen konte, wenn ihm keine passende erweiterung oder füllung einfiel. Äusserlich bezeichnet ist ja (abgesehen von den fällen, in denen ein refrain[1] in gleichen abständen auch dem auge auffallen muste) die vier- oder sechszeilige gliederung in keinem falle in den handschriften.

Übrigens hat die frühe abfassung der bisher genanten kapitel des ersten buches, mögen sie nun zum teil spätere überarbeitung erfahren haben oder nicht, bisher wohl niemand bezweifelt.

In der annahme späterer abfassung für I, 3 und I, 27 stimme ich Tesch (s. 57) bei. Inwieweit er für die einreihung der übrigen teile des evangelienbuches in die drei perioden der entstehungszeit, die er s. 58 f. charakterisiert, bestimte und wahrscheinliche neue resultate gewonnen hat, ist aus dem bisher veröffentlichten teile der arbeit noch nicht ersichtlich. Mit anerkennenswerter offenheit gibt er zu, dass aus der s. 29 fgg. angestelten untersuchung über „volkstümliches im evangelienbuch“ sich keine resultate nach dieser richtung gewinnen lassen; bestrebungen dieser art treten in jüngeren wie in älteren bestandteilen gleich stark hervor. Die verwendung seltener worte oder abweichender wortformen (wie z. b. *birumês* nur II, 6, 57 statt des sonst stets gebrauchten *birun*, zugleich der einzige fall einer form auf *-mês* ohne adhortative bedeutung; gebrauch des inf. *wesan* oder *sîn;* 2. sg. auf *-s* oder auf *-st*) hat er nicht für die zwecke seiner arbeit verwendet. Ich billige diese enthaltsamkeit; denn bei der anzunehmenden formellen überarbeitung des ganzen werkes, deren leztes stadium in den correcturen und zusätzen der handschrift V uns noch vor augen liegt, dürfte es sehr bedenklich sein, aus derartigen differenzen schlüsse auf die abfassungszeit der einzelnen teile zu machen. Zu s. 19 bemerke ich, dass der name *Jesus* nie in fremder form vorkomt, weil *heilant* als entsprechende übersetzung galt, vgl. O. I, 8, 27 nach Mt. 1, 21 und O. I, 14, 4 nach Luc. 2, 21; auch im Tatian steht an den entsprechenden stellen 5, 8. 7, 1 (und ebenso 3, 4) das deutsche wort, und nur später ist einmal 82, 8 *Jhesus* in den text gesezt (fehlt bei Sievers im namensverzeichnis). — Durchaus unbegründet ist die vermutung (s. 51 note), dass die kapitelüberschriften und marginalien nicht von Otfrid selbst herrühren solten. Der corrector der handschrift V hat sie ebenso durchgesehen und stellenweise ergänzt, wie den deutschen text.

Die widmung an könig Ludwig bezieht sich offenbar auf das ganze vollendete werk Otfrids; gilt dasselbe auch von den beiden zuschriften an Salomo von Konstanz und

1) Ich würde herrn dr. Tesch dankbar gewesen sein, wenn er die begründung seiner zweiten these „Erdmanns ansichten über die verwendung des refrains in Otfrids evangelienbuch sind nicht consequent“ mir freundlichst mitgeteilt hätte.

an die St. Galler mönche, oder begleiteten diese zunächst nur einzelne teile des noch nicht vollendeten werkes? Die erste meinung wurde von Olsen (Z. f. d. a. 29, 343) ausgesprochen, die zweite verficht jezt Tesch in der ersten these seiner dissertation. Mir ist bei der zuschrift an Salomo die zweite, bei der an Hartm. und Werinbert die erste annahme wahrscheinlicher; aber volle sicherheit darüber wird man kaum gewinnen können — es sei denn, dass ein beweisendes äusseres zeugnis aufgefunden werden solte, wie etwa eine neue Otfridhandschrift, die nur einen bestimten teil des werkes mit nur einer widmung enthielte.

Ich komme bei dieser gelegenheit auf eine von mir schon öfters benuzte analogie zurück. Für Klopstocks Messias kennen wir ja das jahr, in welchem jeder gesang zuerst erschien; wir wissen ausserdem durch äussere zeugnisse, dass die reihenfolge der abfassung nicht immer mit der der veröffentlichung übereinstimt, dass z. b. lange stücke aus dem 1773 zuerst gedruckten XVIII. und XIX. gesange schon zwischen 1748—1752 abgefast sind (vgl. R. Hamel, Klopstockstudien 3, 56 und desselben commentar in der ausgabe DNL. 46). Würde wol jemand ohne die äusseren zeugnisse diese stücke (für die zum teil auch mehrfache überarbeitung bezeugt ist) aus inneren gründen mit sicherheit als ältere bestandteile erkant haben? Schwerlich! Und deshalb wird man sich auch hüten müssen, den resultaten, welche herr Tesch aus seinen beobachtungen mit anerkennenswertem fleisse und scharfsinn gewonnen hat, mehr als einen gewissen grad von wahrscheinlichkeit zuzuerkennen.

KIEL. O. ERDMANN.

Zur waffen- und schiffskunde des deutschen mittelalters bis um das jahr 1200. Eine kulturgeschichtliche untersuchung auf grund der ältesten deutschen volkstümlichen und geistlichen dichtungen. Von **Heinrich Schröder.** Kiel, Lipsius & Tischer. 1890. 46 s. 1,50 m.

Der verfasser der vorliegenden schrift, einer Kieler dissertation, hat sich ohne zweifel eine dankbare aufgabe gestelt. „Eine kulturgeschichtliche untersuchung“ nent er sie gewiss nicht mit unrecht; man muss dabei nur im auge behalten, dass die realienkunde, um die es sich hier handelt, zwar ein unentbehrlicher teil der kulturgeschichte ist, sich aber keineswegs mit ihr deckt, wie es nach einem leider noch nicht ausgestorbenen lässigen sprachgebrauche den anschein hat. Der realienkunde des deutschen mittelalters ist bisher weit mehr der eifer von archäologen, kunsthistorikern, kriegsschriftstellern, geistlichen und mancherlei dilettanten, als von eigentlichen philologen zu gute gekommen; die schriftliche überlieferung ist dabei über gebühr vernachlässigt und weder stofflich erschöpft, noch überhaupt streng methodisch verwertet worden. Die schwierige aufgabe, mit einer volständigen beherschung des erhaltenen anschauungsmaterials die alseitige durchforschung der mittelalterlichen urkunden, geschichtsschreiber und prediger zu verbinden, beides gegen einander zu halten, zu vergleichen und daraus die geschichtlichen wandlungen zu entwickeln, ist nach wie vor ungelöst.

Für die waffenkunde hat bekantlich San Marte einen derartigen versuch gemacht: er hat die schriftlichen berichte fleissig excerpiert und auf gräberfunde und abbildungen vielfach rücksicht genommen; nur leider völlig kritiklos, so dass sein buch nicht mehr geworden ist, als ein übersichtlicher katalog, in dem es eine entwicklung überhaupt nicht gibt, aber belegstellen etwa aus dem Beowulf oder Ruodlieb mit solchen aus dem Wigalois oder Lohengrin friedliche nachbarschaft halten.

In einem begrenzten zeitraume, von 1150—1300, übernahm das verdienstliche, aber sehr überschäzte werk von Alwin Schultz dieselbe leistung: eine reichhaltige materialsamlung, sehr fleissig, aber sehr äusserlich angeordnet, ohne wirklich historische gesichtspunkte. Die frage, wie, woher und seit wann die höfische bildung almählich vordrang, wie sie sich nach und nach mit der einheimischen auseinandersezte, wieviel sie von dieser aufnahm, umbildete, verdrängte, bekämpfte usw., wird in diesem werke gar nicht aufgeworfen; nicht nur berichte, welche etwa hundert jahre auseinanderliegen, auch französische und deutsche quellen werden ziemlich sorglos kombiniert, und vielfach werden ganz vereinzelte belege durch ein voreiliges „gewöhnlich“, „gern“ oder dgl. fälschlich veralgemeinert.

Schröder geht von der richtigen forderung aus, dass „die verschiedenheiten nach ort und zeit“ sorgfältiger beachtet werden müssen. Nach dem titel seiner schrift hat er sich das jahr 1200 als grenze gesezt und fügt hinzu: „eine kulturgeschichtliche untersuchung auf grund der ältesten deutschen volkstümlichen und geistlichen dichtungen“. Leider führt dieser titel irre, denn auf s. 5 erfährt man, dass noch eine beschränkung nach rückwärts hinzutritt: es handelt sich keineswegs um die „ältesten deutschen volkstümlichen und geistlichen dichtungen“ — also nicht etwa um die reiche ausbeute aus Hildebrandslied, Heliand, Otfrid, Waltharius usw. —, sondern lediglich um „die zeit von ca. 1100 (Exodus) bis ca. 1217 (Kudrun)“, und aus dieser zeit nur um „denkmäler, die noch keinen französischen einfluss zeigen“. Das hätte schon im titel angedeutet werden sollen.

Schröders arbeit fusst auf neun gedichten: Rother, Morolf, Orendel, Nibelungen, Kudrun, Annolied, Kaiserchronik, Exodus, jüngere Judith. Warum die gedichte von Oswald und herzog Ernst nicht benuzt sind, hätte wenigstens gesagt werden müssen. „Das Rolandslied und das Alexanderlied musten, weil auf französischer quelle beruhend, ausgeschlossen werden.“ Daraus ergibt sich die wunderliche tatsache, dass nach annahme des verfassers die begriffe „auf französischer quelle beruhend“ und „französischen einfluss zeigend“ dasselbe besagen; denn die genanten neun gedichte haben keine französischen quellen, folglich — so scheint er zu schliessen — zeigen sie auch keinen französischen einfluss. Glaubt denn aber der verfasser wirklich, dass es nur einen „einfluss“ von buch zu buch, dass es nicht andere und viel wichtigere wege der culturübertragung gibt? weiss er nicht, dass der französische einfluss in der geschichte unsrer bildung schon mit dem 11. jahrhundert ganz deutlich wird und eine erscheinung wie der „Ruodlieb“ ohne die voraussetzung einer aus Frankreich immer entschiedener herüberwirkenden ritterlichen cultur nicht zu verstehen ist? Und wenn Schröder nur den wortschatz seiner neun gedichte ansah, so sprachen doch schon ausdrücke wie *bônit*, *harnasch*, *panzier*, *gabilôt*, *kovertiure* usw. unzweideutig genug für „französischen einfluss“!

Mag man übrigens dem verfasser immerhin, ganz abgesehen von seiner begründung, eine solche einschränkung seines themas zugeben, so hätte er sich doch jedesfalls nicht begnügen sollen, das rohmaterial einfach vorzulegen, damit sich jeder, so gut es geht, selbst damit abfinde: er hätte es vielmehr für seine pflicht halten müssen, dem leser auch den standpunkt zu bezeichnen, von welchem er das material zu beurteilen habe. Er hätte bei jedem capitel über alter, gestalt, verwendung, bezeichnung, bearbeitung usw. der einzelnen waffen einige kurzen historischen andeutungen geben müssen und dann erst die frage aufwerfen sollen: wie stellen sich diese neun gedichte dazu? wieweit stimmen ihre angaben zu den verhältnissen der voraufliegenden zeit? wo weichen sie von diesen ab? und wie sind diese abweichungen zu er-

klären? Mit hilfe der bekanten werke von Lindenschmitt, Max Jähns, v. Peucker, Demmin usw. wäre das auch für einen anfänger nicht zu schwer gewesen. Aber freilich scheinen alle diese vorarbeiten dem verfasser nicht bekant geworden zu sein: nach s. 6 sind jene neun gedichte, die genanten werke von Alwin Schultz und San Marte, Pfeiffer's abhandlung über das ross im altdeutschen und zwei arbeiten von Jänicke sein ganzes rüstzeug. Wenigstens noch das in seiner art ausgezeichnete werk von G. Köhler „Die entwicklung des kriegswesens und der kriegführung in der ritterzeit" hätte er einsehen müssen. Er hätte beispielsweise daraus lernen können, dass die *halsberge* ursprünglich nichts war als ein halsband (monilia), eine verbesserung der römischen rüstung, welche zwischen helm und panzer den hals noch unbeschirmt liess; dass die halsberge spätestens seit 813 hinten am helm befestigt, später von einer unter dem helm befindlichen kapuze getragen wurde und über die brünne hinübergriff, von der sie bis etwa 1150 als besonderes waffenstück völlig getrent war. Als dann im 12. jahrhundert halsberge und brünne, beide aus kettengeflecht hergestelt, fest mit einander verbunden wurden, gieng der ausdruck halsberge auf die ganze rüstung über; wo sich dann halsberge und brünne aufs neue trenten, ergab sich die sonderbare begriffsverschiebung, dass man die brünne vorzugsweise als halsberge bezeichnete. Hätte der verfasser seine quellen nicht mit ganz anderen augen ansehen müssen, wenn er diese und andere ausführungen gekant hätte? Die genaue durchforschung eines eng abgegrenzten gebietes einer entwicklungsreihe hat doch nur einen sinn, wenn man von der ganzen reihe eine anschauung hat; sonst muss man im einzelnen notwendig irren. Wer die ergebnisse der Schröderschen untersuchung ansieht, wie sie auf s. 45 zusammengestelt sind, der bemerkt alsbald, dass den verfasser genau derselbe vorwurf trift, wie Alwin Schultz: falsche veralgemeinerung einzelner zeugnisse. Wir wissen doch ganz bestimt, dass in der bewaffnung des mittelalters beständig sich wandlungen volzogen haben, dass man nicht einmal in einem einzigen beliebigen zeitpunkte die rüstungen, etwa wie unsere uniformen, als etwas wesentlich gleichartiges beurteilen darf. Vielmehr bestand nachweislich neben einander eine ausserordentliche mannigfaltigkeit der ausrüstung. Auch auf diesem gebiete hatte die mode ihre geltung; aber an allen ihren neuerungen konten sich eben die wenigsten beteiligen, weil das sehr kostspielig war. Deshalb fristete sich manches alte fort; neues wurde hier und da aufgenommen; einzelne stücke, erst kleinere, dann grössere, altes und neues wurde neben einander gebraucht, mit einander vermittelt; jeder suchte almählich dem andern nachzukommen usw. Daraus ergab sich eine grosse schwierigkeit für den sprachgebrauch, und die vorhandenen technischen bezeichnungen wurden keineswegs überall in dem gleichen sinne gebraucht.

Was soll man nun unter solchen umständen mit einem „resultat" wie diesem machen: „das *panzier* war, wenigstens in unserer periode noch, aus ringen gefertigt"? Diese behauptung stüzt sich auf eine einzige belegstelle: *ein guot panzier, die ringe wâren wîz und cluog* Morolf 361. Woher weiss denn aber der verfasser, was seine quellen zufällig verschweigen? konten nicht neben den ringpanzieren auch plattenpanziere bestehen? Wenigstens wissen wir, dass brustplatten schon am ende des 12. jahrhunderts vorkommen (Köhler III, 1, 41). Wenn Schröder ferner erklärt, „das panzier wurde auch von rittern getragen", so wurde ja das von A. Schultz durchaus nicht bestritten, der nur angab „weniger von den rittern als von den leichtbewaffneten" (Höf. leb. II², 49). Ein drittes „resultat" lautet: „*schiltvezzel* ist nicht der riemen zum tragen des schildes, sondern der fass-, griffriemen". Dem sind doch aus des verfassers eignem material entgegenzuhalten Nib. 415, wo Brünhilds schild-

fessel *ein edel borte* genant wird, *dar ûf lâgen steine grüene alsam ein gras*; 1959 *man muos in bî dem rezzel wider ziehen dan;* 1505, wo Hagen mit einem schildfessel ein schiff anbindet. Diese lezte stelle hat der verfasser übersehen, wie seine samlungen überhaupt nicht volständig sind. An jenen drei stellen — und an zahlreichen anderen im sonstigen mhd. — ist ganz zweifellos überall der lange umhängeriemen gemeint, an dem der schild um den hals getragen wurde (sonst auch *schiltrieme* genannt), nicht aber der kurze griffriemen, durch den man hand und arm steckte. Wie komt also Schröder zu seiner zuversichtlichen behauptung, dass *schiltrezzel* den griffriemen bedeute? Lediglich auf eine einzige stelle hin, Nib. 1875, wo Dankwart sich zum losschlagen bereit macht: *den schilt ruete er hôher, den rezzel nider baz.* Hier sei, meint der verfasser, der griffriemen gemeint, „der sonach beweglich sein musste“ (s. 18). Ich möchte wol wissen, wie sich der verfasser das vorgestelt hat. Das hochrücken des schildes, ein typischer ausdruck für die bereitschaft zum angriff, geschieht durch emporheben des durch die griffriemen gesteckten armes; wie soll es also jemand fertig bringen, den schild emporzurücken und zugleich die griffriemen, durch die das eben ermöglicht wird, herunterzuziehen? und welcher widersinn, von einem beweglichen griffriemen zu reden — wie hätte man dann überhaupt den schild fest fassen können? Da bei dem *rezzel* an der angeführten stelle an den schwertfessel wol auch nicht zu denken ist, so bleibt nur eine erklärung übrig, die schon v. d. Hagen angedeutet hat: der *schildrezzel*, d. h. der tragriemen, musste beim hochrücken des schildes notwendig am halse schlottern; um das zu vermeiden und ihn wider straff zu machen, knüpfte man das eine seiner enden am oberen schildrande ab und befestigte es an einem weiter unten, am seitenrande, angebrachten ringe oder haken. Ich weiss augenblicklich nicht, ob für eine solche auffassung noch andere belege vorhanden sind; für unsern fall scheint sie mir die einzig mögliche. Es ist übrigens nicht unwahrscheinlich, dass irgend einmal dem *schiltrieme*, dem tragriemen, der *schildrezzel* als das armgestelle oder der riemen zum fassen des schildes gegenüber gestanden hat; nur hielt sich der sprachgebrauch an diese norm durchaus nicht. Ganz ähnlich steht es mit der *kovertiure*. Der verfasser erklärt: „Die *kovertiure* konte sowol von eisen als von zeug sein; sie unterscheidet sich nur durch ihren grösseren umfang von den älteren pferdedecken.“ Damit glaubt er die sache entschieden zu haben, denn bisher waren „über die bedeutung des wortes *kovertiure* sich die gelehrten nicht einig“ (s. 37) — weil eben der sprachgebrauch kein einheitlicher war! Aus Köhlers buche hätte Schröder entnehmen können, dass die panzerdecke (etwa seit der mitte des 12. jahrhunderts) das frühere war, zu dem die zierdecke erst später hinzutrat, wodurch das wort *kovertiure* eine doppelte bedeutung gewann. Zu der annahme, dass unter *kovertiure* „die grosse bis zu den füssen herabhängende decke“ zu verstehen sei, hat den verfasser widerum eine einzelne stelle geführt: *waz man guoter decke und kovertiure vant* Kudr. 1148, 2; da der hier bezeugte unterschied nicht im material liegen könne, so müsse er in der form liegen (s. 37 f.). Aber es handelt sich hier um gar keinen unterschied, vielmehr sind solche doppelungen von synonymen im Mhd. gar nichts seltenes; auch Martin fasst die beiden ausdrücke an dieser stelle als gleichbedeutend auf. Noch einmal begegnet es dann dem verfasser, dass er aus seinem beschränkten material einen zu vorschnellen schluss zieht: „*ruoder* wird mhd. noch nicht in der bedeutung ‚steuer‘ gebraucht“, und nach s. 43 zwingen auch die von Lexer gegebenen belege zur annahme dieser bedeutung nicht. Von der verbindung *daz ruoder nâch dem winde wenden* (Koloczaer codex 182, 958) möchte ich das aber

doch bestimt behaupten; und entscheidend ist, dass *gubernaculum* mit *ruoder* glossiert wird (Diefenbach gloss. 270[c]).

In drei punkten wendet sich Schröder gegen frühere ausführungen von mir. Wenn er den von mir gelegentlich erwähnten bedeutungswandel von *rant* (ursprüngl. = schildbuckel, *media pars clipei;* dann = *margo*) auf s. 16 einfach für „gegenstandslos" erklärt, so weiss er eben nicht, hätte sich aber zuvor darüber belehren müssen, dass *rant* zunächst, genau dem lateinischen *umbo* (vgl. griech. *ἄμβων, ὀμφαλός*) entsprechend, die erhöhung auf der mitte des schildes, welche auch zum stossen benuzt wurde, bezeichnete, dann erst den schild überhaupt, schliesslich nur die einfassung des schildes, woraus sich die endgiltige bedeutung entwickelte; den anlass der bedeutungsverschiebung dürfte das eintreten des auf lat. *buccula*, afrz. *bocle* zurückgehenden *buckel* in die ursprüngliche function jenes wortes gegeben haben. Ein rest der alten bedeutung ist vielleicht noch heute vorhanden, ich meine das zugehörige *ramft* oder (jüngere) *ranft*, welches noch gegenwärtig im obersächsischen und vielleicht auch anderwärts nicht etwa die rinde am brote bedeutet, sondern vielmehr das scharf gebackene ende oder gewissermassen den buckel vom brot, welchen man sonst auch knust oder knollen usw. nennt. Beachtenswert ist übrigens in diesem zusammenhange, dass diesem ranft am brote im niederdeutschen der kanten entspricht; es ist nämlich sehr wahrscheinlich, dass bei dem worte *kante* eine ganz ähnliche bedeutungsentwicklung wie bei rand vorliegt. Mhd. ist es bekantlich noch in dem sinne von „schildrand" bezeugt, als eigentliche bedeutung komt ihm aber offenbar zu: „spitze, ecke oder buckel" (vgl. afrz. *cant* = ecke, dann winkel, dazu die weiterbildung *canton*, *cantone* = eine ecke landes, *kantig* = mit scharfen ecken versehen, *Brüsseler kanten* = spitzen, von der zackigen form, besonders aber das erwähnte nd. *kanten* = buckel am brot; auch die seekante meint zunächst nicht den strand überhaupt, sondern die felsig vorspringende küste). Auch hier also ein ganz entsprechender bedeutungswandel von dem begriff „ecke, vorspringende spitze, buckel" bis zum „saum" (vgl. nhd. *kante* als saum am tuch oder linnen, an der tapete als einfassung, ebenso an blumenbeeten; in Berlin hört man *kante* für den gebrochenen rand am papier, welcher beim schreiben frei bleibt). Ursprungsverwant ist gewiss *kante* (neben *kanne*) als ursprüngl. „ausgeschweiftes gefäss"; beide worte führen auf eine wurzelsilbe *kan*-, die etwas eckig hervorspringendes bezeichnen muste. Dies nur beiläufig!

Der verfasser sucht weiterhin meine datierung des Orendel durch zwei bedenken anzufechten. Ich möchte keineswegs alles, was ich in jenen vor vier jahren abgeschlossenen untersuchungen mit der zuversicht des anfängers hingestelt habe, noch heute verteidigen, wenn ich mich auch nach wie vor zu dem grundsatze bekenne, dass unter so verwickelten verhältnissen die entschlossene durchführung einer klargefassten ansicht lehrreicher ist, als die gewissenhafteste registrierung aller im wege stehenden schwierigkeiten. Vogt hat in dieser zeitschrift (XXII, 484 f.) u. a. mit recht gerügt, dass ich gewissen kulturgeschichtlichen kriterien zu wenig achtung geschenkt hatte. Auf seine anregung gehen wol auch Schröders einwände zurück, dass die ausführliche schilderung der helmzimiere (v. 1222—1260) und die erwähnung der bis auf den boden reichenden zierdecke des elephanten (v. 1202) auf eine spätere entstehungszeit des gedichtes als 1160 deuten. Ich will diese beiden bedenken natürlich nicht geradezu von der hand weisen, möchte aber doch darauf aufmerksam machen, dass die betreffende schilderung gar nicht zwingt, eine reiche entwicklung des helmzimier für jene zeit vorauszusetzen: kunstwerke mit musicierenden vögeln waren ja

seit dem 10. jahrhundert aus Byzanz, auch von den Arabern her bekant und wurden nun von den wundersuchtigen spielleuten einfach auf die verschiedensten dinge übertragen, nicht nur auf den helm, sondern doch auch auf den speer, wie in Virginal oder z. b. im Orendel auch, auf ringe, auf den schild. Solche übertragungen konten sich ganz von selbst volziehen, ohne dass dem in der wirklichkeit etwas zu entsprechen brauchte. Ebenso steht es mit dem zweiten einwande des verfassers. Die panzerung der pferde ist wahrscheinlich ebenso aus dem Orient, von Persern und Arabern übernommen, wie die sitte, sie mit farbigen decken auszustatten (Weiss, Kostümkunde, mittelalter 195. 256; Prutz, Kulturgeschichte der kreuzzüge 184). Ob diese herabhängenden decken also in Deutschland um 1160 üblich waren oder nicht, ist eine ziemlich belanglose frage. Im Orient waren sie jedesfalls vorhanden und man hatte sie dort gesehen; das war für einen spielmann ausreichend, um davon zu reden.

Mit den übrigen resultaten seiner abhandlung wird der verfasser recht haben. „Die stange der riesen dachte man sich nicht aus massivem stahl oder eisen, sondern nur mit einem stahlbeschlage" (s. 45). Dass sie sich z. b. auch Wolfram von holz mit metallbeschlag dachte, lehrt Willeh. 195, 30 f. 318, 27 ff. 416, 28. 429, 22. Auch der unterschied zwischen *boge* und *armbrust* ist auf s. 28 f. gewiss richtig angegeben, gegen San-Marte und Schultz; zu s. 29 ist zu bemerken, dass es nach Köhler (III, 1, 113) stahlbogen erst seit dem 15. jahrhundert gegeben hat. Die bemerkung über die anker s. 43 giebt eine zutreffende berichtigung einer der vielen flüchtigen behauptungen von Alwin Schultz. Ganz ohne ertrag ist demnach die untersuchung nicht geblieben.

Der verfasser hätte sich mehr dank verdienen können, wenn er sein material unter einen historischen gesichtspunkt gestellt und sich nicht begnügt hätte, aufzuzählen, wo und wie die einzelnen ausrüstungsgegenstände in seinen quellen erwähnt werden, sondern den versuch gemacht hätte, von der beziehung der einzelnen teile zu einander, ihrem gebrauch und ihrer beschaffenheit überall ein in sich zusammenhängendes, anschauliches bild zu geben. Eine nachlese der übergangenen belege will ich an dieser stelle nicht geben. Unter den nichtritterlichen waffen vermisse ich ein capitel über die *slinge* (z. b. Kchr. 196, 9) und die *geisel* (z. b. Nib. 463, 3; Orendel 2480). Zu seite 12 verweise ich die hornrüstungen betreffend auf Raumer, Geschichte der Hohenstaufen V, 560. Noch eins aber hätte der verfasser durchführen sollen, wozu er ein paar mal einen ansatz macht: ich meine die, soweit seine quellen das zuliessen, erschöpfende feststellung des sprachgebrauchs für jeden einzelnen begriff. Auf s. 40 hat er für die ausdrücke *schif* und *kiel* die vorkommenden beiwörter aufgeführt und ebenso s. 19 die adjectiva, welche die schärfe, härte, stärke, breite und den glanz der schwerter bezeichnen. Er hätte das auch für *helm*, *brünne* usw. durchführen und nicht nur die beiwörter, sondern alle wendungen, in denen diese begriffe gebraucht werden, sammeln, klassifizieren und erklären können: das wäre auf diesem beschränkten gebiete nicht alzu mühsam, aber sehr dankenswert gewesen. Mindestens verbindungen, die einen ganz feststehenden sinn haben, wie „den schild an den hals hängen, über den rücken werfen, sich auf den schild lehnen, den schild vor die füsse stellen" usw. hätten auf s. 19 nicht fehlen dürfen.

So lässt die untersuchung Schröders mancherlei zu wünschen; dass sie in ihrer weise fleissig, sauber und gewissenhaft gearbeitet ist, wird man ihm mit den oben gemachten einschränkungen gern zugestehen. Vielleicht entschliesst er sich, da er die lohnende aufgabe einmal in angriff genommen, in einer späteren untersuchung manches in der oben angedeuteten richtung nachzuholen.

BONN, 28. OKTOBER 1890. ARNOLD E. BERGER.

Engelhard. Eine erzählung von Konrad von Würzburg mit anmerkungen von Moriz Haupt. 2. auflage besorgt von **Eugen Joseph.** Leipzig, S. Hirzel, 1890. 8°. XVI u. 320 s. 5 m.

Mit Lachmanns und Beneckes Iwein- und Haupts Erec-ausgabe ist der Engelhard trotz allem, was seit ihrem erscheinen die forschung neues zu tage gefördert hat, die noch unersezte grundlage für die erkentniss der mhd. dichtersprache geblieben. Wer sich mit den dichtungen der mhd. zeit wissenschaftlich zu beschäftigen im sinne hat, kann sich auch heute nicht von dem genauesten studium dieser drei bücher entbinden. Durch ihre eigenart sind sie vor dem veralten gesichert. Ja neben Haupts Engelhard lässt sich überhaupt keine andere kritische ausgabe dieses gedichtes denken. Deshalb war eine neue auflage des 1844 erschienenen und schon lange vergriffenen buches wunsch und pflicht der deutschen philologie. Die art der ausführung war gegeben; diese selbst konte, je nachdem der herausgeber zu der arbeit gerüstet war, verschieden ausfallen. Wir dürfen uns und dem verleger, dessen verlagswerke als muster guter ausstattung bekant sind, glück wünschen, dass er in Eugen Joseph einen gelehrten gefunden hat, der mit völliger beherschung des Konradschen sprach- und versgebrauchs, wovon er in der Klage der kunst den beweis geliefert, besonnenen takt, und mit der schuldigen pietät gegen seinen grossen vorarbeiter unbefangenheit des urteils in hohem masse vereinigt. Das register der textänderungen weist die statliche zahl von 426 nach. Zu ihnen haben in erster linie beigetragen die von Haupt selbst mitgeteilten emendationen von ihm, Lachmann und Wackernagel; ferner die verbesserungsvorschläge, welche Bartsch in seinen beiträgen zur quellenkunde gemacht hat. Auch einzelnes von andern forschern gelegentlich beigebrachte ist berücksichtigt, und eine anzahl guter konjekturen sind Edward Schröder zu verdanken, der den herausgeber bei der correktur beraten hat. Den löwenanteil der besserungen hat Joseph selbst mit genau zwei fünfteln beigesteuert. Was ihnen das gepräge der grösten wahrscheinlichkeit verleiht, sind die zahlreichen belege aus Konrads werken. In den anmerkungen, die von 70 auf 100 seiten angewachsen sind, werden Haupts ausführungen teils ergänzt, teils mit hülfe neuen materials berichtigt. Von bedeutung war dabei die neuvergleichung des alten druckes, durch die nicht nur einige versehen Haupts sich rektifizieren liessen, sondern für die bessernde hand eine reihe bisher unberücksichtigt gebliebener kriterien sich bot. So halte ich die neue ausgabe, die — glaub' ich — auch Haupt freude gemacht haben würde, in der tat für eine verbesserte, und die wenigen bemerkungen, welche ich schliesslich noch zu machen habe, dienen dazu mein urteil zu bestätigen.

Nur in einem punkte habe ich gegen die grundsätze, welche den herausgeber leiteten, eine einwendung. „Der alte text Haupts“, heisst es im vorwort, „ist in den anmerkungen stets angeführt, im falle der neue nicht von ihm selbst herrührt oder gebilligt ist.“ Diese ausnahme kann ich nicht loben. Denn abgesehen davon, dass mir j e d e lesung Haupts des studiums wert erscheint, da er bei seiner innigen vertrautheit mit der mhd. litteratur und seinem ausgebildeten sinne für das typische und individuelle nichts aufgenommen oder geändert hat, was er nicht an den kriterien des stiles und verses seines autors geprüft hätte, meine ich auch, es müsse in jedem falle sogleich festzustellen sein, was in der ersten ausgabe gestanden und warum davon abgegangen ist, ohne dass man diese selbst nachzuschlagen nötig hätte. Das ist aber jezt oft unmöglich. Wenn die zeile 1447 lautet *daz in triuwen ie geschiht*, der alte druck *hie* hat und in der anm. steht: *ie* Wackernagel, so ist freilich der schluss leicht, dass Haupt dem drucke gefolgt war. Aber ratlos steht man vor solchen

stellen, wo er geändert hatte und in der neuen ausgabe die lesart des druckes widerhergestelt ist. So heisst es 1347 bei Joseph *mit ein ûf iuch gevallen;* der druck hat dasselbe. In der anm. steht: *mit ein* Wackernagel, ohne dass man einen grund dafür einsieht. Erst die vergleichung der alten ausgabe lehrt, dass Haupt *ein* in *im* geändert hatte. Oder 351 liest man *alle sîne geselleschaft,* in der anm. *sîne* Haupt. Da keine abweichung des druckes angegeben ist, so erfährt man erst durch die erste ausgabe, dass Haupt ursprünglich *sîn* geschrieben hatte. Bei andern gelegenheiten fallen Haupts konjekturen ganz unter den tisch, ohne dass man auf sie aufmerksam gemacht würde. 1990 hat der druck *wan si gehet, jm kůme bifs;* Joseph nach Wackernagel *wan si gâhte, im kœme baz,* Haupt las *wan si gegen im kûme saz,* wovon aber der leser der 2. auflage nichts erfährt.

153 hat Haupt gegen den druck, der *hoher* schreibt, *hôhen* in den text gesezt *(mit herzen und mit munde wil ich von hôhen triuwen sîn wârez mære erniuwen).* Joseph belässt es bei dieser änderung. Haupt muss wol — ich kann wenigstens keinen andern grund finden — die schwache form von *triuwe* als dem dichter ungemäss betrachtet haben; er hat deshalb auch 105, 169, 181 das überlieferte *treuwen* in *triuwe* geändert. Aber zunächst ist klärlich hier der singular *von hôher triuwen* besser als der plural und entspricht dem singular 181 *daz ich von hôher triuwe sage,* wo Haupt diesmal nicht das adjectiv, sondern das substantiv dem druck zuwider geändert hat. Sodann aber gehört *triuwe* — wie *minne, erde* u. a. — sicherlich zu den wörtern, die Haupt zu Engelh. 366 im sinn hat („*gold. schmiede* 433 schreibe ich noch jezt *kerne,* da K. von mehreren wörtern starke und schwache form nebeneinander braucht“). Haupt selbst hat auch sonst im Engelhard an der schwachen form keinen anstoss genommen. Freilich kann man für gewöhnlich der form nicht ansehen, ob sie singular oder plural ist. Wo aber die majuskel die personifikation erkennen lässt, wie 63 *der Triuwen zange,* 6295 *der Triuwen klûse,* 6332 *der Triuwen bote,* da ist der plural ausgeschlossen. Ich möchte also das überlieferte *hôher* für unbedenklich halten. — In der anmerkung zu 191 stelt Haupt verschiedene verse zusammen, in welchen die form *dis* für *disiu* erscheint, z. b. *dis arzenîe,* und bemerkt, dass dazu auch Silv. 1857 *er leite bî der selben vrist blank und wîziu kleider an* gehöre. Ich glaube, der fall ist anders aufzufassen. Die beiden durch *und* verbundenen adjektive sind dem sinne nach eine komposition, in welcher das beiden gemeinsame, hier die endung, nur einmal ausgedrückt wird. Substantivische kompositionsformen dieser art haben wir heutzutage zahlreich (zeit- und streitfragen), aber auch die adjektivischen fehlen uns nicht. In der poesie sind sie natürlich seltener als in der umgangssprache. In dem gedichte „An Rosetten“ sagt Christian Günther: „ich untersteh mich dir, galant und treues kind, ein schlecht geseztes lied verwegen darzubieten; s. Erdmann, Grundz. d. d. syntax § 57. Pniower vergleicht Anz. 13, 2 mit recht das Goethesche *froh- und trüber zeit* (dem sich *klein- und grossen welt, alt- und neuen zeit* aus den Antworten bei einem geselschaftlichen fragespiel zur seite stellen) und führt aus der Exodus verschiedene beispiele an: 2760 *iunch unde altiu,* 1370 *breit unde lengiu,* 2093 *alt unde iungiu.* Aus Schachinger, Die kongruenz im mhd. s. 114 setze ich hierher: Walther 15, 32 *êst al ein, sleht und ebener danne ein zein;* Parz. 57, 18 *wîz und swarzer varwe er schein;* Trist. 14, 32 *arme und rîche hæten in lieb und werden.* Derlei bildungen darf man in der ältern sprache bei glättung der verse gewiss öfters zu hülfe nehmen, wie mir z. b. die von Pniower a. a. o. mitgeteilte einschiebung von *grôz* in der Exodus 2431 f. *nû muoz er gesehen zeichen grôz unde mâriu,* die Diemer vorgeschlagen hat, höchst einleuchtend erscheint. — 453 halte ich Josephs ergänzung

disen für *in*, wie Haupt ergänzte *(wan eine forme vander an in beiden, swer si sach)*, für falsch. Der hinweis auf 487, wo *dise beide* steht, kann nur lehren, dass es 453 *in* heissen muss. Denn während 487, nachdem Dieterich und Engelhard beschrieben sind, das demonstrativum am platze ist, eignet sich an unsrer stelle nur das personalpronomen. Der dativ *in beiden* entspricht dem nominativ *si beide* 450, dem genitiv *ir beider* 466. Auch graphisch empfiehlt sich *in* mehr als *disen.* — 1128 muss ich Haupts emendation *wan daz si gewaltic mîn nû beide werden müezen* gegen die bemerkung Josephs (der *daz aber si g. m.* schreibt), dass sie ganz unverständlich erscheine, in schutz nehmen. Allerdings ist nicht, wie Joseph wol gemeint hat, *wan daz* zusammenzufassen und der damit eingeleitete satz vom vorherigen abhängig zu denken; *wan* gehört vielmehr zu 1130 *daz sol den edelen süezen sîn verzigen,* nämlich *daz si beide gewaltic mîn werden müezen.* Ich möchte zur erläuterung Nib. 2316 anführen *ich enkan iu niht bescheiden waz sider dâ geschach: wan rîter unde vrowen weinen man dâ sach.* Der lezte satz würde, wenn man das object durch einen nebensatz ausdrücken wolte, unbeschadet des sinnes lauten können *wan daz rîter unde vrowen weinten man dâ sach* und damit ein analogon bilden zu dem unsrigen. — Bös verderbt ist im alten drucke die beschreibung von Engelhards rüstung 2531 ff. Haupts text ist zwar aus dem gröbsten herausgearbeitet, ohne jedoch völlig zu befriedigen. Wenn ich hier meine lesung mitteile, so muss ich im voraus bemerken, dass sie keineswegs das ursprüngliche zu treffen prätendiert, sie macht auch nicht den anspruch besonders hübsch zu sein, sondern versucht nur klarer zu veranschaulichen, was Konrad nach meiner meinung hat ausdrücken wollen. Ich denke mir, dass Engelhards rüstung in derselben art gewesen ist wie die des königs von Tenemark, Turn. 336 ff.: *reht als die wæhen ziechen was ez mit golde wol durchnât . ez was ein rîlich plîât, der zweier hande varwe erschein . sich konde an im wol under ein rôt unde grüene mischen, und was dar ûf enzwischen zernæjet wol zam unde wilt.* Engelhards waffenrock war demnach blau uud rot geteilt; auf dem blauen stück waren vögel, auf dem roten vierfüssige tiere von gold aufgenäht. Ich lese also:

si wâren beide wol zernât
2535 *mit maneger hande bilde.*
beide zam und wilde
stuont dar an ein wunder
von tiurem golde drunder.
strîfehte wârens etewâ:
2540 *in einem velde lâsûrblâ,*
daz ouch von sîden was geweben,
stuonden als si solten leben
diu vogellîn an maneger stat.
durchliuhtic als ein rôsen blat
2545 *daz velt in rôtem schîne bran.*
dâ von golde wâren an
nû diu wilden tier genât.

Die samlung der reime 2537 f. ist zwar bei Konrad selten, doch nicht ausgeschlossen. Vgl. z. b. 2756 *von golde eins lewen tâpen fuorte ein ritter küene in sînem schilte grüene.* — 2560 hat Joseph *diu selbe decke* in den text gesezt nach einer vermutung Haupts in den anmerkungen. Aber die überlieferung des druckes.

der Haupt gefolgt war, *der selben decke vil* (oder *wol*) *geslaht was über sînen schilt gezogen*, d. h. von demselben zeuge war auch der überzug des schildes, ist unanstössig und besser als der nominativ. Joseph hätte den vorschlag W. Grimms *der stûchen decke* (Athis s. 49 [393] anm.) erwähnen können, worauf Zs. f. d. a. 28, 250 hingewiesen ist. — 2565 ist Haupts änderung *an* für *umbe* nicht gut. *niht wan einen borten guot fuorte er umben helm sîn* ist beizubehalten, denn der borte ist um den helm geschlungen. Vgl. En. 1729 *einen huot, ein borte was al umbe dran.* Die beschwerung der vorlezten silbe hat nach den auseinandersetzungen s. 229 nichts störendes. — 2502 f. *er hete dar von hûse gefüeret sîner frouwen kus* verstehe ich nicht. Es hat doch wol nicht, worauf man aus der falschen interpunktion der folgenden zeile, hinter der ein kolon zu stehen hat, schliessen könte, eine symbolische beziehung zwischen dem kuss und der zweiteilung des schildes angenommen werden sollen? Für *er* ist *in* zu schreiben. Benîval turniert eben auch um frauenminne. — 2628 *zem walde kêrte er wider în und tet sich aber under* liest Haupt mit dem alten drucke. *tet sich under* ist an sich gut und findet sich auch bei Walther 58, 28 *daz (kleine vogellîn) tet sich under.* Aber gerade dieses beispiel lässt mich die anwendung des ausdruckes im Engelhard bezweifeln, da eine gewisse ängstlichkeit, ein schutzsuchen darin liegt, wovon bei Engelhards absonderung keine rede sein kann. Ich schlage *sunder* für *under* vor, wodurch auch die tautologie in den beiden zeilen vermieden wird, und erinnere an Parz. 700, 26 *mit wênec liuten er sunder trat.* — 2687 f. möchte ich unter näherem anschluss an den druck lesen *drûf lac ein covertiure, diu bran von golde in fiure.* In dieser wendung sind ursache und wirkung vereinigt, die in den in der anmerkung angezogenen beispielen 2—4 getrent vorkommen. — An der überlieferung von 2716 f. *dirre den und jener disen begunde rennen alzehant*, die Haupt unbeanstandet gelassen, hat Bartsch Beiträge zur quellenkunde 161 anstoss genommen mit der frage: „Wie kann davon der acc. abhängig sein?“ Joseph hätte sich nicht von Bartsch verführen lassen sollen. Dass *rennen* mit acc. statt mit präposition verbunden ist, berührt nicht seltsamer als die gleiche konstruktion von *sprengen*, das in allen bedeutungsübergängen mit jenem kongruent ist. Dieselbe konstruktion von *sprengen* aber begegnet Serv. 1016 *daz got wil verhengen den heiden, daz si sprengen bêdiu liute unde lant.* Dass wir in der rektion des verbums, namentlich in der wechselseitigen verwendung von transitiven und intransitiven, nicht mehr die beweglichkeit des mhd. haben, ist bekant. Wir können heutzutage auch nicht mehr das verbum *weinen* aktiv brauchen, wie es im mhd. so überaus häufig geschieht und auch Engelh. 5820 vorkomt. — 3089 hat der druck *das man das Thuch nicht erkôs.* Haupts konjektur *dar obe* für *das Thuch* und Wackernagels besserung des Hauptschen textes *des daches*, wofür sich Joseph entschieden hat, waren unnötig, da *des tuoches* guten sinn gibt. — Zu 3650 bemerkt Joseph sehr richtig: „Bartsch geht von einer modernen empfindung aus, wenn er *verlogen* wegen der widerholung in vers 3653 durch *vermeldet* ersetzen will. Die mhd. dichter scheuen durchaus nicht sachgemässe widerholungen“, es entgeht ihm dabei, dass auch Haupt diese empfindung gehabt hat, wenn er 3766 das *verlogen* seines textes in *vermeldet* ändert, „da *verlogen* nach *gelogen* 3764 ungeschickt ist“. Joseph hat auch gewiss nicht dieserhalb *vermeldet* aufgenommen, sondern weil es hier in den zusammenhang besser past. — Für *obene: ze lobene* 4697 f. kann noch angezogen werden Parton. 13552 *gesteines genuoc, des mich bevilt, was drûf geströuwet obene · ein bilde wol ze lobene.* Mit noch näherem anschlusse an den druck könte man vielleicht 4696 f. lesen *der decke was gelîch getân daz gewürhte enobene*, indem man dann *wâpenkleit* als *covertiure*

auffasst (und hinter *frech* komma sezt). Aus Konrad habe ich allerdings für diese bedeutung keinen beleg, aber Ulrich von Lichtenstein 161, 23 schreibt *dar ûz man mir drî decke sneit ûf mîniu ors ze wâppenkleit.*

Einige druckfehler mögen hier noch verbessert werden. 181 *l. hôher.* Nach 608 La. ist einzuschieben: 609 *reinlich.* 2655 l. *was.* 4557 La. l. *bôt*] für *gap*]. 5660 l. *lîbe.* Nach 5977 La. ist einzuschieben: 5978 *daz* fehlt. S. 225 z. 1 v. o. ist 441 zu streichen. (Vielleicht ist 1469 gemeint.) S. 280 z. 6 v. o. l. *kursît, die von golde strebeten — der* statt *des.*

Ich scheide von der neuen auflage des Engelhard mit dem gefühle, dass die herausgabe der kleineren gedichte Konrads, die hoffentlich nicht zu lange auf sich warten lässt, in die richtige hand gegeben ist.

KIEL. KARL KOCHENDÖRFFER.

Meier Helmbrecht von Wernher dem gärtner. Eine deutsche novelle aus dem XIII. jahrhundert. Übersezt von **Ludwig Fulda.** Halle, Otto Hendel. 0,25 m.

Über die berechtigung von übersetzungen aus dem mittelhochdeutschen ist viel gestritten worden. Allerdings wäre es wünschenswert, dass die gebildeten unseres volkes unsere ältere litteratur in ursprünglicher gestalt kennen lernten. Leider stehen wir aber der verwirklichung dieses wunsches jezt um so ferner, nachdem der unterricht im mittelhochdeutschen, wenigstens auf den preussischen gymnasien und realschulen, aufgehoben ist; im späteren leben werden die wenigsten zeit und lust haben poetischen genuss durch sprachstudien zu erkaufen.

Der übersetzer, welcher sich über seine fassung der aufgabe in der vorrede ausspricht, hat mit recht den weg freier übertragung gewählt, indem er auch in der erneuerung der alten vierhebigen reimpaare eine variation angewant hat, durch welche sie unserem ohre weniger einförmig erscheinen. In der einleitung, welche die frage über die heimat des gedichtes und die person des dichters behandelt, schliesst sich der verfasser den forschungen von Keinz an. Er hat die umgegend des jezt oberösterreichischen dorfes Wanghausen selbst durchstreift und noch einige notizen gesammelt, welche die annahme von Keinz bestätigen. Bekantlich war Pfeiffer der ansicht, das gedicht sei österreichisch, hatte also die ortsangaben der handschrift a, da das altbairische Innviertel erst in unserem jahrhundert an Österreich übergegangen ist, verworfen. Er hatte diese ansicht besonders auf die verse 445 f. gestüzt, wo der vater dem sohne die annehmlichkeiten der heimatlichen lebensweise aufzählt:

datz' Ôsterrîche clamirre,
ist ez jener ist ez dirre,
der tumbe und der wîse
hânt ez dâ für herren spîse.

Fulda gibt diesen versen zuerst die einzig richtige erklärung, dass der vater darauf hinweise, dass *clamirre*, das heimatliche bauerngericht, im benachbarten Österreich algemein für ein herrenessen angesehen werde. Nicht besser konte in der tat der vater die vorzüge der heimatlichen kost hervorheben! — Die person des dichters betreffend tritt F. ebenfalls einer vermutung von Keinz bei, dass derselbe ein pater gärtner des klosters Ranshofen gewesen sei. Dem hatte bekantlich C. Schröder widersprochen, der in bezug auf die verse 849 f. sagte, dass ein mönch, der bauern in der küchengärtnerei unterrichtete, wohl nicht über schlechte aufnahme habe klagen dürfen. Hierzu bemerkt F., dass die verse nur dazu dienen sollen, um die glänzende aufnahme

Helmbrechts im vaterhause recht hervorzuheben. Ich vergleiche dazu noch die ähnliche stelle bei Konrad von Fussesbrunnen 2232 ff., einem dichter, der jedenfalls nicht zu den fahrenden gehört.

Nun noch einige bemerkungen zu einzelnen stellen. V. 1388 hat F. die sichere konjektur von Jaenicke *(barme* statt *arme)* nicht angenommen. Die stelle ist dadurch unklar geworden und dürfte in einer neuen auflage zu bessern sein. Falsch erklärt F. v. 591 *in enhalf et nicht sîn lêre.* Pannier übersezte richtig: „*Dem Vater half die Lehre nicht*". Das soll doch wol heissen: „Er hatte mit seiner ermahnung keinen erfolg". Nun bezieht aber F. *in* auf Helmbrecht, *sîn* auf den vater, was dem mhd. sprachgebrauch entgegen ist. Gegen den heutigen sprachgebrauch verstossen die verse 1331 ff.:

Gefüllt hab' ich den einen (Sack)
Mit unverschnittnen Leinen,
Von denen, wer sie auch begehrt,
Die Elle fünfzehn Kreuzer wert.

Das leinen = leinenzeug kann nur im singular gebraucht werden. Auch diese stelle ist leicht zu ändern. Ein blosser druckfehler ist wol 148 *an seinem* (st. *an seinen*) leib. Nicht richtig ist es ferner, wenn in der anm. zu 1191 zu dem namen *Müschenkelch* behauptet wird, *müschen*, welches sonst *zermalmen* bedeute, heisse hier offenbar „bei seite bringen". Es ist vielmehr an das zerdrücken, zerschlagen der (silbernen) kelche zu denken, was geschieht um sie unkentlich zu machen und einzuschmelzen. Die verse 1651—1668 hält Fulda mit Pfeiffer für eingeschoben. Ich kann dem nicht beipflichten. Denn erstens kann ein reim wie *ringest: minnest* bei einem bairischen dichter dieser zeit nicht auffallen. Zweitens wird 1632 gesagt, dass Gotelind bei einem zaune gefunden wird. Sie ist also wol genötigt die räuber zur richtstätte zu begleiten, und dem widerspricht es nicht, wenn Helmbrecht an der wegscheide von ihr abschied nimt. Was die belastung der diebe mit rindshäuten betrifft, so haben wir uns wol *diu diube,* das gestohlene gut darin verpackt zu denken.

Ich schliesse mit dem wunsche, dass das bei ausserordentlich geringem preise schön ausgestattete bändchen dem wunsche des herausgebers gemäss dazu dienen möge, recht viele „von der ewigen jugend der dichtung Wernhers zu überzeugen".[1]

NORTHEIM. ROBERT SPRENGER.

G. Radke, Die epische formel im Nibelungenliede. Kieler dissertation, zugleich programm des gymnasiums zu Fraustadt. 1890. 62 s. 4°.

Die abhandlung zerfällt in zwei teile: der erste s. 3—20 enthält erörterungen über das wesen und den zweck der epischen formeln, über die eigentümlichkeiten im gebrauch der einzelnen gattungen innerhalb des Nibelungenliedes und der ihm näher stehenden vorangehenden und folgenden epen, sowie über die hierbei hervortretenden verschiedenheiten zwischen den einzelnen teilen des Nibelungenliedes; der zweite teil s. 21—62 besteht aus umfangreichen beispielsamlungen, die auch auf andere epen, besonders auf die Gudrun, die im DHB. enthaltenen und die Spielmannsepen sich erstrecken.

Der verfasser unterlässt es das wesen der epischen formel genauer zu bestimmen. Daher komt es, dass er einerseits zufällige oder auch algemein gebräuchliche

1) Über die mittlerweile erschienene neue übersetzung des Meier Helmbrecht durch G. Bötticher berichten wir kurz unter den „neuen erscheinungen". Red.

wortverbindungen und phrasen der gewöhnlichen sprache, auch ausdrücke mit rein sachlich bedingter gleichartigkeit in seiner samlung anführt, anderseits umfangreichere, nur den Nibelungen eigentümliche übereinstimmungen zu den algemein epischen formeln rechnet. In ihrem gebrauche sucht er beabsichtigte, berechnete poetische wirkungen, wodurch er sich öfter zu ziemlich gegenstandslosen ästhetischen raisonnements verleiten lässt; vorzugsweise aber erklärt er sie aus der „ehrfurcht vor dem althergebrachten“, so dass nach seiner meinung ihr häufiges vorkommen ein vorzug einer dichtung war und den beifall des publikums finden muste. Er vergisst hierbei, dass gerade in den rohesten volksepen die formelhaftigkeit am weitesten geht, und dass die gestaltung unseres Nibelungenliedes in eine zeit fällt, wo die aufkommende höfische epik, die nach möglichst individuellem ausdruck strebt, ungeteilten beifall fand. In dem bemühen, unterschiede zwischen den echten und unechten strophen Lachmanns zu konstruieren, hat er den eigentümlichen inhalt der einzelnen teile und die ausdehnung der verschiedenen lieder zu wenig berücksichtigt, wodurch seine statistik für die kritischen fragen ziemlich wertlos wird. So führt er öfter ohne weitere bemerkung das XX. lied mit seinen beinah 300 strophen als durch ein häufigeres vorkommen gewisser bildungen ausgezeichnet an, das nur schilderungen äusserlicher vorgänge enthaltende XII. lied dagegen als eigentümlich wegen des mangels gewisser typen für die einführung der rede.

Wenn R. auch die stärkeren sprachlichen übereinstimmungen, wie sie sich namentlich in den darstellungen höfischen lebens finden, als algemeine epische formeln ansieht (vgl. dagegen in dieser ztschr. bd. XVII s. 410 fg.), so bedenkt er dabei nicht, dass es völlig gleichgiltig ist, ob sich die parallelen in einzelne gleichartige, auch in anderen epen vorkommende formeln zerlegen lassen, wie 222, 3. 4 und 1590, 3. 4; dass ferner z. b. für die verbindung *knehten, | man schuof in guot gemach* 127, 3, *knehte, | si heten guot gemach* 1600, 3 nichts erklärt ist durch den nachweis von einem anderweitigen vorkommen der phrasen *hete guoten gemach, hiez in schaffen guot gemach,* oder für die merkwürdige ähnlichkeit der ganzen strophen 1606 und 1742 durch die anführung von ein paar wendungen mit *nam er bî der hant, und gienc.* Im gegensatz zu dieser seiner anschauung bemerkt er ganz richtig: „ohne zweifel haben die schilderungen höfischen lebens im Nibelungenliede etwas eigenartiges; sie unterscheiden sich sogar von den ihnen am nächsten kommenden darstellungen der Kudrun nicht unwesentlich.“ Diese beobachtung hätte ihn davor bewahren sollen, diese so gleichartigen, aber nie völlig gleichen schilderungen aus einem überlieferten schematismus zu erklären. Der wäre dann eben nur den dichtern des Nib. bekant gewesen, nicht aber denen der anderen volksepen. Es zeigen ja nur die schilderungen der Gudrun mit denen des Nib. eine nähere verwantschaft, und gerade der dichter oder bearbeiter der Gudrun hat ganz besonders für diesen gegenstand das Nib. als sein muster benuzt (vgl. in dieser ztschr. bd. XXIII s. 145 fg.). Übrigens wird auch durch dieses abhängigkeitsverhältniss, wozu noch das des Biterolf komt, der wert der aus diesen epen herangezogenen parallelen zweifelhaft.

Der erste teil der beispielsamlungen enthält eine zusammenstellung der formeln nach grammatisch-stilistischen gesichtspunkten (zu § 2—8), der zweite teil nach dem inhalt (zu § 9—14). Im ersten teil ist manches unwichtige material zusammengetragen, im zweiten hätte durch weglassung von ganz natürlichen oder zu schwachen analogien raum gewonnen werden können für wichtigeres, welches übergangen ist. Für manche abschnitte, besonders für §§ 13. 14 (kampfesschilderungen und darstellung höfischen lebens) wäre eine genauere einteilung und übersichtlichere

anordnung zu wunschen. Immerhin enthält die samlung ein reiches material von formeln und parallelen, so dass dieser hauptteil der abhandlung, wenn er auch noch der sichtung bedarf, für die beurteilung des epischen stiles seinen wert hat.

MÜHLHAUSEN IN THÜRINGEN. EMIL KETTNER.

Nicolaus Peuckers Wolklingende paucke (1650—75) und drei singspiele Christian Reuters (1703 und 1710). Herausgegeben von **Georg Ellinger.** Berlin, gebrüder Paetel 1888. XXIV, 71 s. 8°. 3 m. [= Berliner neudrucke, 1. serie, band 3].

Schnell ist dem bd. 22 s. 381 besprochenen volksliederalmanach Nicolais eine auswahl von Berliner gelegenheitsgedichten aus der zeit des grossen kurfürsten und könig Friedrich I. von der hand desselben kundigen herausgebers gefolgt. Die beiden dichter, auf die seine wahl gefallen ist, sind keine Berliner von geburt, sondern aus Schlesien und Sachsen zugewandert und schon ihrer lebensstellung nach verschieden: Peucker ein wohlbestalter stadtrichter, der sein publikum meist in den bürgerlichen familien findet, Reuter ein gewesener studiosus der theologie und rechtsgelehrsamkeit, der an dem jungen königshofe sein glück zu machen hofft. Peuckers andenken hat die 1702, 28 jahre nach seinem tode, veranstaltete samlung seiner gelegenheitspoesien lebendig erhalten; Reuter ist erst neuerdings durch Zarnckes mühevolle forschungen als verfasser des in Leipzig entstandenen satirischen romans Schelmufsky und einiger ebenfals satirischer lustspiele bekant geworden.

Dies jüngst erwachte litterarhistorische interesse für den talentvollen Leipziger studenten ist aber auch der einzige grund, durch den man den abdruck seiner drei für Berliner hoffestlichkeiten abgefassten singspiele: 1) Die frolockende Spree, zum 18. januar 1703, 2) Mars und Irene, zum 12. Juli 1703, 3) Das frolockende Charlottenburg, zum 12. juli 1710, rechtfertigen kann. Denn Reuter hält hier keineswegs, was seine früheren dichtungen versprachen; seine singspiele sind ganz flache und farblose gelegenheitsreimereien in leidlich flüssigen versen ohne irgendwie neue gedanken.

Viel anziehender wirken die aus den jahren 1646—1673[1] stammenden 100 gelegenheitsgedichte Peuckers, aus denen Ellinger zwölf ausgewählt hat, auf den leser. Nicht als ob der zeitgenosse des grossen kurfürsten mehr dichtertalent besessen hätte. Aber er hat die gabe, einen fliessenden vers zu bauen, und ist um einen treffenden ausdruck selten verlegen; er besizt volkstümlichen humor und verwertet und vermehrt die mittel, die eine langgeübte technik der gelegenheitsdichtung an die hand gegeben hatte. In der samlung von 1702 sind die leichencarmina und geburtstagsgratulationen nur durch wenige exemplare vertreten, den hauptinhalt bilden hochzeitsgedichte. Doch der naheliegenden gefahr der widerholung und einförmigkeit weiss Peucker meist glücklich zu entgehen. Meist knüpft er an den namen der braut und des bräutigam zarte oder derbe wortspiele an, er verherrlicht ihre heimat, die jahreszeit, er wirft einen blick auf den eben beendeten dreissigjährigen krieg oder das bauernleben, deutet die blumen des brautkranzes oder den gesang der vögel, gibt den gästen ein rätsel auf (ein im 17. und 18. jahrhundert weitverbreiteter brauch), verspottet die modische schäferpoesie in einem nd. liede oder geht auf den an die Andreasnacht geknüpften volksglauben ein.

1) Der titel sagt ungenau: 1650—1675.

Der herausgeber würdigt in seiner vortreflichen einleitung ausführlich Peuckers stellung in der litteraturgeschichte und sein verhältnis zu Joh. Franck, H. Held, W. Scherffer und zum volkslied. Auch ein vergleich mit Greflinger, dessen gelegenheitsgedichte Walther im Anzeiger f. d. altert. 10, 73 (vgl. 13, 103) eingehend besprochen hat, wäre nutzbringend gewesen; über die gattung der hochzeitsgedichte erwarten wir von M. v. Waldberg eine arbeit. Auf die von Peucker verwanten sangweisen, die für ihn und die Berliner geselschaft seiner zeit charakteristisch sind, hat Ellinger schon s. XVII hingewiesen; es wird sich jedoch verlohnen, ein volständiges verzeichnis davon zu geben.

Die geistlichen melodieen finden wir sämtlich in der 1648 zuerst erschienenen und seitdem häufig gedruckten Praxis pietatis melica des Berliner organisten Johannes Crüger. Ich benutze die 12. ausgabe, Berlin 1666. 4°.

Ach wie elend ist unser zeit s. 176 und 426 der originalausgabe (1702). Text von Joh. Gigas (Wackernagel 4, nr. 260). — Crüger nr. 577 nach der melodie: Es ist das heil uns kommen her. — Eine parodie in einem fl. blatte v. j. 1677 (Berlin Ye 1881): Ach wie elend ist unser zeit allhier in diesem dorffe.

Allein gott in der höh sey ehr s. 335.
Text von Nic. Decius. — Crüger nr. 282.

Als Jesus Christus gottes sohn s. 319.
Text von M. Weiss. — Crüger nr. 274.

Nun last uns Gott dem herren s. 277.
Text von L. Helmbold. — Crüger nr. 486.

Nun lob, mein seel, den herren s. 453.
Text von Joh. Poliander. — Crüger nr. 302.

Schwerer auszumitteln sind die weltlichen weisen, welche Peucker aufführt.

Ach, du hertzchen schöne, in wie langer zeit s. 74.

Chym de begunt to grinen s. 444.

Coridon der ging betrübet s. 428.
Text von Opitz, Deutsche poemata 1625 s. 176 (über die nachahmungen vgl. M. v. Waldberg, Die deutsche renaissancelyrik 1888 s. 115 f. 219). — Komponiert von C. Kittel, Arien und cantaten 1638 nr. 3.

Daphnis ging vor wenig tagen s. 49. 324.
J. Rist, Galathee 1642 Bl. Bjb mit melodie. Abdruck bei C. F. Becker, Lieder und weisen vergangener jahrhunderte 1, 26 (1849). Serapeum 1870, 149 nr. 35. Venusgärtlein 1659 s. 299. Gantz neuer Hans guck in die welt, Nürnberg, Felsecker (um 1690) nr. 4. — Die melodie ward auch für kirchenlieder benutzt: Brandt og Helweg, Den danske psalmedigtning 1, 327 nr. 408 (1846). J. Neucrantz, Davids psalterspiel 1650 s. 11.

Der edle schäfer Coridon s. 3.
J. H. Schein, Musica boscareccia 1, 11 (1621). Serapeum 1870, 149 nr. 8.

Doris ging in ihren garten s. 406.
Venusgärtlein 1659 s. 3. Serapeum 1870, 150 nr. 134.

Du bist meines herzens wonne s. 456.

Es fing ein schäfer an zu klagen s. 136. 346. 528.
H. Albert, Arien 5, 17 (1642). Vgl. G. Neumark, Poetisch musikalisches lustwäldchen (1652) s. 74.

Falscher schäfer, ist das recht s. 42. 70. 238. 341. 362.

G. Voigtländer, Allerhand oden und lieder (1642) nr. 65. Auch im Berliner mscr. germ. quart 720, nr. 38. Serapeum 1870, 152 nr. 10.

Hertzlich thut mich erfreuen s. 275.

Böhme, Altdeutsches liederbuch (1877) nr. 142.

Ihr schwartzen augen, ihr s. 122.

Opitz 1625 s. 200. Oft nachgeahmt; vgl. M. v. Waldberg s. 218 (Finckelthaus, Schoch, Schirmer). Serapeum 1870, 151. Hans guck in die welt nr. 68. Adam Krieger, Arien (1657) 5, 3. Komponiert von Greg. Robel, Arien (1646) nr. 1 und J. M. Rubert, Arien 1, 19 (1647).

Lucidor hüt einst die schaf s. 15.

Venusgartlein 1659 s. 166. Fl. blatt der Berliner bibliothek (Ye 1779). Serapeum 1870, 162 nr. 102. Hans guck in die welt nr. 29.

Lustig, ich habe die liebste bekommen s. 190.

Serapeum 1870, 162 nr. 43. Hans guck in die welt nr. 25.

Nun schlaf, mein liebes kindelein s. 17. 23.

Böhme, Altdeutsches liederbuch nr. 193. Dänisch bei Brandt og Helweg, Den danske Psalmedigtning 1, 290 nr. 363 (1846).

O Lesbia, du hirtenlust s. 108. 139.

A. Hammerschmied, Weltliche oden 1, 10 (1642). Text von Homburg, Schimpff- und ernsthaffte Clio 2. aufl. 1642 bl. Q 2 b.

O tannenbaum, o tannenbaum, du bist s. 115.

Böhme, Ad. liederbuch nr. 491.

Wann wird denn unser aufbruch seyn s. 484.

Birlingers Alemannia 12, 77 nach einem fl. blatt von 1635. Eine geistliche umdichtung (um 1650) auf einem fl. blatt in Berlin Yd 7854, 8 und einem andern Yd 7911, 53, 1.

Wehe, windchen, wehe s. 420.

Böhme, Ad. liederbuch nr. 507.

Wil sie nicht, so mag sies lassen s. 524.

P. Flemings Gedichte s. 135 und 763 ed. Lappenberg (1863). Komponiert von A. Hammerschmied, Weltl. oden 1, 16 (1642). Nachgeahmt von Finkelthaus, Lustige lieder 1645 nr. 28, komponiert von Dedekind, Aelbianische Musenlust (1657) bl. G 2 b.

Zeuch, fahle, zeuch s. 418.

Böhme, Ad. liederbuch nr. 510. Monatshefte für musikgeschichte 17, 92. Bolte, Korr. blatt d. vereins f. niederdeutsche sprachf. 10 (3) 39.

Die von Ellinger getroffene auswahl von 12 gedichten vergegenwärtigt vortrefflich den charakter der Peuckerschen dichtung. Hier und da wären freilich erklärende anmerkungen erwünscht, namentlich bei dem s. 9 abgedruckten wiegenliede für den kurprinzen Karl Emil v. j. 1655, wo übrigens Nicolai (Berlinische blätter 1797, 3, 65—96) und Louis Schneider (Schriften d. vereins f. d. gesch. der stadt Berlin 11, 126. 1874) gute bemerkungen zu dem hier entworfenen bilde der residenzstadt geboten hätten. Da Peuckers gedichte überhaupt für die lokalgeschichte besondern wert besitzen, so hätte der herausgeber denjenigen seiner leser, die sich für die geschichte Berlins unter dem grossen kurfürsten interessieren, die biographischen nachrichten über Berliner familien in einem alphabetischen verzeichnis aller gedichte leichter zugänglich machen können.

Zum schlusse mögen noch einige biographische und bibliographische nachträge folgen. Das geburtsjahr Peuckers 1619, das s. V nicht angegeben wird, teilt G. G. Kü-

ster, Altes und neues Berlin 4, 470 mit: „Peucker † a. 1674, aetatis 55".[1] Die von E. Friedländer herausgegebene matrikel der universität Frankfurt a. O. 1, 752a verrät uns, dass „Nicolaus Peucerus Jauranus Silesius" im herbst 1642 immatrikuliert wurde.[2] Dass er 1644 noch in Frankfurt weilte, ergibt sich aus einem an den abreisenden studiengenossen Martin Friedrich Seidel aus Berlin gerichteten gedichte: „Drewestu schon wegzuziehen"[3]. Wann er nach Berlin kam, scheint ungewiss; woher Ellingers angabe s. VI: 1641 oder 1642 stamt, vermag ich nicht zu sagen; nach dem eben bemerkten ist sie mindestens fraglich. Im jahre 1654 wurde er zum stadtrichter in Cölln ernant; vgl. das im Bär 1, 78 (1875) abgedruckte gedicht.

Von einzeldrucken Peuckerscher gedichte besizt die Königliche bibliothek zu Berlin vier nummern:

1) Paucke. Berlin, Christoff Runge 1650. 4 bl. 4° (= Samlung von 1702 nr. 1).

2) Lämmerknecht. Ebd. 1652. 4 bl. 4° (zur hochzeit von Joh. Heinzelman und Sophie Zieritz. = 1702 s. 339).

3) Arm und Reich. Guben, G. Schultze. 1664. 2 bl. 4° (auf den tod von Hedwig Marie von Haake, geb. Schlabberndorff): „Stirbet heut ein Lazarus."

4) Der Fuchs kreucht zu Loche. Kölln, G. Schultze 1674. 2 bl. 4° (zur hochzeit von Paul Fuchs und Luise Friedeborn): „Dem churfürst Friedrich Wilhelm trawt."

Ausserdem verdanke ich der güte des herrn schulvorstehers F. Budczies noch die mitteilung mehrerer gedichte P.'s, die sich in den leichenpredigten der bibliothek des gymnasiums zum Grauen kloster finden: 1) auf den tod der jungfrau Eva Cath. Brunnemann (1651), — 2) auf den des amtskammerrats Reichard Dieter (1655), — 3) auf den des oberzeugmeisters Elias Francke (1660); vgl. die grabschrift bei Küster 4, 483, — 4) die lateinisch-deutsche grabschrift des advokaten Krause (1656).

BERLIN. JOHANNES BOLTE.

MISCELLEN.

Ein brief Schillers.

Weimar 17. Jenn. 1802.

Ich habe an Opitz geschrieben, dass er Dir auf Dein Ansuchen Abschriften von der M[aria] St[uart] und der J[ungfrau] v[on] O[rleans] verabfolgen laßen könne. Du hast Dich also deßhalb unmittelbar an ihn zu wenden. Ich will Dir, außer diesem, eine Abschrift von meiner neuesten Arbeit, der Turandot, die ich nach Gozzi neu bearbeitet habe, zusenden, sobald ich eine Abschrift davon habe. Dafür aber erbitte ich mir, als einen gegendienst, daß Du für den jungen Hölzlin, der sich beim Theater zu Mannheim aufhält, etwas thun mögest. Seine armen Aeltern haben mir bei meinem Aufenthalt in Mannheim Freundschaft [b] erwiesen, sie sind jezt in übeln Umständen, die arme Mutter hat sich an mich gewendet, und ich wünschte herzlich gern etwas zu ihrer Erleichterung beizutragen. Laß unsre Freundschaft, die jezt wieder neu auflebte und wie ich sicherlich hoffe ununterbrochen fortdauern wird,

1) Auch 3, 398 nennt Küster 1674 als todesjahr; somit ist wol die 3, 463 genante zahl 1675 ein druckfehler.

2) Ebenda 1, 749b (sommer 1642) findet sich „Heinricus Heldt Guranus Silesius."

3) Propemptica, quibus M. F. Seidelio Berolinensi ex inclyta patriae academia in exteras academias atque regiones studia sua transferenti bene ominabantur fautores, convictores atque amici 1644. 4° (im Berliner Mscr. boruss. fol. 200). Auch Heinrich Held und Joh. Francus, mit denen Seidel eine poetische genossenschaft gestiftet hatte, sind hier durch ein deutsches und lateinisches gedicht vertreten.

durch die guten Wünsche einer Familie, die uns beiden ihre Verbesserung dankt, eingeweiht und versiegelt werden.

Die Turandot, die Du wahrscheinlich aus Gozzi schon kennst, ist ein Stück, welches auf jeder Bühne und besonders bei einem fröhlichen sinnlichen Publikum, Glück machen wird. Auch ist in dem Stück, da es in China spielt und bloß fabelhafte Verhältnisse behandelt, nichts woran auch das reizbarste Publikum Anstoß nehmen könnte. [c] Sie wird bald in Dresden gespielt werden, dieß ist in Absicht auf Censur etc. alles gesagt.

Es thut mir sehr leid, daß Du Dich über I[ffland] zu beklagen hast. Freilich mögen die Verhältnisse, die ihn treiben und drängen, seine Stimmung verändert haben. Er hat als Director d[es] Th[eaters] ein böses Schiff zu regieren, er ist als Schauspieler und als Dichter im Kampf mit dem Partheigeist und dem Zeitgeschmack, er will erwerben und reich werden, und es fodert schon den ganzen Mann, sich im Besitze zu erhalten. Das kann ihn däucht mir bei einem nachsichtigen Freund entschuldigen, wenn er sich nicht immer gleich bleibt; aber eine Jugendfreundschaft wie die eurige ist unzerstörbar und ich zweifle nicht, ihr werdet einander wieder finden.

[d] Charlotte Kalb hat Lust wieder von Erlangen weg und nach Weimar zu ziehen. Ich weiß nun zwar nicht, ob sie sich hier wieder gefallen wird; aber ich freue mich doch sie wieder zu sehen und wünsche zu Ihrem Wohlbefinden etwas beitragen zu können.

Deinen Vorschlag wegen einer Reise nach Mannheim wünschte ich ausführen zu können, aber in dem nächsten Frühjahr kann es noch nicht geschehen, eher im künftigen Jahr wo ich eine Reise nach Schwaben und der Schweitz damit verbinden möchte.

Lebe recht wohl, empfiehl mich Deiner Frau und erhalte mir Deine Liebe.

SCHILLER.

Den oben abgedruckten brief verdanke ich herrn Rudolf Valdek, schriftsteller in Wien. Er ist an Heinrich Beck in Mannheim gerichtet und wurde von diesem am 8. februar 1802 beantwortet; s. Speidel und Wittmann, Schillerbilder (Berlin und Stuttgart, Spemann o. J.) s. 171 fgg. MINOR.

NEUE ERSCHEINUNGEN.

Bötticher, G. und **Kinzel, K.**, Denkmäler der älteren deutschen litteratur für den litteraturgeschichtlichen unterricht an höheren lehranstalten. II.: Die höfische dichtung des mittelalters. 2: der arme Heinrich und Meier Helmbrecht. Halle a/S., buchhandlung des waisenhauses, 1891. 124 s. 0,90 m.

Dieses bändchen ist ebenso wie die anderen bereits erschienenen der samlung vortreflich geeignet, dem auf dem titel angegebenen zwecke zu dienen. Eine knappe, aber scharf charakterisierende einleitung orientiert über Hartmann von Aue; besonders dankenswert ist, dass charakteristische proben aus mehreren seiner werke, sowie die bekante äusserung Gottfrieds von Strassburg über ihn im mhd. original beigegeben sind; ebenso eine (vielleicht zu sehr zusammengedrängte) inhaltsangabe des „Iwein“ und „Erec“. Den „armen Heinrich“ hat der herausgeber mit dem sichtlichen bestreben übersezt, bei einer im wesentlichen treuen widergabe des

sinnes doch zwanglos fliessende nhd. verse zu geben; manche feinheit des originals muste freilich dabei geopfert werden. Sehr gut gelungen ist die übertragung des „Meier Helmbrecht". Die den beiden werken beigegebenen anmerkungen geben klare sachliche erläuterungen und regen zum nachdenken an. O. E.

Brate, E. och **S. Bugge,** Runverser. Undersökning af Sveriges metriska runinskrifter. Stockholm 1891. 442 s. 8.

Burkhardt, C. A. H., Das repertoire des Weimarischen theaters unter Goethes leitung 1791—1817. (Theatergeschichtliche forschungen, herausgeg. von B. Litzmann. I.) Hamburg, Leop. Voss, 1891. XL u. 152 s. 3,50 m.

Die einleitung schildert die inneren und äusseren verhältnisse des Weimarischen theaters und gibt die quellen an, die dem herausgeber vorlagen. Es folgt: A. Chronologisches verzeichnis sämtlicher nachweisbaren aufführungen (mit einschluss der vom Weimarer theater in Erfurt, Halle, Lauchstädt, Leipzig, Rudolstadt gegebenen gastvorstellungen). B. Alphabetisches verzeichnis der dramen (mit einschluss der opern), ballette, musikaufführungen, prologe und epiloge. Die auf den theaterzetteln oft fehlenden verfassernamen sind vielfach ergänzt.

Drescher, Karl, Studien zu Hans Sachs I. Hans Sachs und die heldensage. Berl. 1891. (Acta Germanica II, 3.) VIII, 105 s. 8.

Goldbeck-Löwe, A., Zur geschichte der freien verse in der deutschen dichtung von Klopstock bis auf Goethe. (Kieler diss.) München, A. Buchholz, 1891. 82 s. 2 m.

Hartmann von Aue, Iwein herausgegeben von **Emil Henrici.** Erster teil: text. (Germanistische handbibliothek VIII.) Halle a/S., buchhandlung des waisenhauses, 1891. 388 s. 8 m.

Der text ist nach vergleichung aller handschriften in neuer recension gegeben. Am rande ist in genauen zahlencitaten auf die entsprechenden verse aus Christian von Troyes verwiesen; unter dem texte steht der volständige kritische apparat, sowie in besonderer abteilung die abweichungen des Lachmannschen textes. Wir behalten uns vor, nach erscheinen des zweiten bandes (einleitung und erläuterungen) die kritischen und exegetischen fortschritte dieser ausgabe eingehend zu besprechen. Auf der Münchener philologenversamlung hat Henrici über seine kritischen grundsätze vortrag gehalten.

Herrmanowski, dr. **Paul,** Die deutsche götterlehre und ihre verwertung in kunst und dichtung. Berl. 1891. 2 bände. IV, 284 und VI, 278 s. 8.

Heusler, Andreas, Zur geschichte der altdeutschen verskunst. [Germanistische abhandlungen herausgeg. von **K. Weinhold.** VIII.] Breslau, W. Koebner, 1891. VIII u. 161 s. 5,40 m.

Hirzel, L., Wieland und Martin und Regula Künzli. Ungedruckte briefe und wideraufgefundene aktenstücke. Leipzig, G. Hirzel, 1891. VI u. 240 s. 5 m.

Die veröffentlichung von 16 briefen, welche Wieland zwischen 1756 und 1759 von Zürich aus an Martin Künzli (lehrer an der stadtschule in Winterthur) und dessen schwester Regina (geboren 1718) richtete, wird eingeleitet durch eingehende mitteilungen über den lebensgang und die schriftstellerische wirksamkeit Künzli's, sowie über das geistige leben des damals um Bodmer sich scharenden kreises. Auf die stellung dieser männer zu den litterarischen bewegungen in Leipzig und Berlin, sowie auf Wielands leben unter ihnen fält manches neue licht. Im anhange veröffentlicht Hirzel unter anderem einen nicht uninteressanten brief Gleims an Wieland vom 10. märz 1755, sowie einen von Klopstock noch am 12. decbr. 1752

aus Kopenhagen an Bodmer gerichteten brief (weshalb diesen mit auslassungen?), über den Künzli höchst philisterhaft aburteilte (s. 145).

Hjelmqvist, Theodor, Naturskildringarna i den norröna diktningen. Stockh. 1891. IV, 218 s. gr. 8.

Jahresbericht über die erscheinungen auf dem gebiete der germanischen philologie hrg. von der geselschaft für deutsche philologie in Berlin. 12. jahrgang. 1890. 1. abt. Lpz. 1891. 128 s. 8. — Dies trefliche bibliographische hilfsmittel, das den fachgelehrten längst unentbehrlich geworden ist, sei auch weiteren kreisen, namentlich den herren direktoren höherer schulen, warm empfohlen.

Jellinghaus, H., Arminius und Siegfried. Kiel und Leipzig. 1891. 38 s. 8. 1 m. — Der herr verfasser, der sich durch seine arbeiten auf dem gebiete der niederdeutschen sprache und litteratur wolverdient gemacht hat, betritt hier mit weniger glück den boden der deutschen heldensage, indem er den hofnungslosen versuch unternimt, die hypothesen von Guđbr. Vigfússon und Schierenberg (!) zu stützen. Die Nibelungensage in eine politische allegorie aufzulösen, ist nicht minder verfehlt, als in ihr eine darstellung chemischer processe zu erblicken.

Kettner, E., Untersuchungen über Alpharts tod. Gymn.-progr. Mühlhausen i. Thüring. 1891. 52 s.

1. Algemeine vorstellungen und anschauungen des dichters. 2. Epische technik. 3. Stil. 4. Stellung des Alphart innerhalb der volksepik.

Leitzmann, Albert, Untersuchungen über Berthold von Holle. Habilitationsschrift. Jena 1891. 48 s.

Seegers, H., Neue beiträge zur textkritik von Hartmanns Gregorius. Kieler diss. 1891. Leipzig, G. Fock. 47 s. 1,50 m.

1. Die lateinische dichtung Arnolds von Lübeck und ihr verhältnis zum deutschen original. 2. Die von Schmeller edierte lateinische Gregordichtung zfda. 2, 486 fgg. 3. Über die einleitung zu Hartmanns Gregorius. — Die lesarten der Konstanzer handschrift sind durchweg berücksichtigt.

Vǫlsunga saga. Nach Bugges text mit einleitung und glossar herausg. von Wilh. Ranisch. Berlin 1891. XVIII, 216 s. 8. 3,60 m.

Weinhold, K., Mittelhochdeutsches lesebuch. Mit einem metrischen anhang und einem glossar. 4. auflage. Wien, W. Braumüller, 1891. IV u. 286 s. 4 m.

Der abriss der grammatik ist fortgeblieben, weil durch Weinholds kleine mhd. grammatik (2. aufl. 1889) ersezt; das buch ist dennoch gegen die 3. auflage um 10 seiten stärker geworden durch einige neu aufgenommene lesestücke (Parz. 224, 1—248, 8; Neithart ed. Haupt 57, 24—58, 24; stücke aus der Limburger chronik als proben eines md. dialektes), sowie durch erweiternde umarbeitung der einleitungen, der anmerkungen und des glossars. Das buch ist zur einführung in mhd. lektüre auch für studenten sehr geeignet, namentlich wegen der mannigfaltigkeit seines inhaltes.

Zehme, A., Über bedeutung und gebrauch der hülfsverba. I: *soln* und *müezen* bei Wolfram von Eschenbach. Halle, diss. 1890. 55 s. Leipzig, G. Fock. 1,50 m.

Zinzow, Adolf, Die erst sächsisch-fränkische, dann normannische Mirmannsage nach inhalt, deutung und ursprung. Progr. des Bismarck-gymn. zu Pyritz. 1891. 20 s. 4..

NACHRICHTEN.

ARTHUR REEVES †.

In der nacht vom 27. auf den 28. februar l. j. gieng mir aus Richmond, Indiana, Vereinigte staaten von N.-A., ein telegramm zu mit der kurzen meldung: „Arthur Reeves killed railroad accident", und heute erhalte ich durch die güte des herrn professors Ed. P. Evans, viceconsuls der vereinigten staaten dahier, eine nummer des Boston Weekly Transcript's vom 27. februar, welche berichtet, dass am 25. abends auf der fahrt von Chicago nach Cincinnati ein eisenbahnunfall eingetreten sei, bei welchem der genante mit mehreren anderen personen verunglückte. Im vorigen jahre hat A. Reeves unter dem titel „The finding of Wineland the good" (London, Henry Frowde) eine vortrefliche ausgabe der auf die entdeckung Vinlands bezüglichen quellen mit facsimile's der handschriften, übersetzung, sowie sehr beachtenswerten vorberichten und anmerkungen herausgegeben, ein werk, welches im anschlusse an G. Storm's grundlegende untersuchungen (Aarboger for nordisk oldkyndighed og historie, 1887) der zumal in Amerika noch herschenden verwirrung der ansichten über die Vinlandsfahrten der alten Nordleute ein ende zu machen geeignet ist. Zulezt war er mit einer englischen übersetzung der Laxdaela beschäftigt gewesen, von der ich dahingestelt lassen muss, ob sie bereits zum abschlusse gedichen ist. In der schule des um die altnordischen studien hochverdienten professors W. Fiske herangebildet, schien der ebenso liebenswürdige als arbeitsame junge mann noch eine lange reihe tüchtiger leistungen auf diesem gebiete zu versprechen; das unerbitliche schicksal hat diese hofnungen abgeschnitten und nur dem wunsche raum gelassen, dass dem zu früh geschiedenen die erde leicht und bei seinen fachgenossen ein ehrendes andenken gesichert sein möge!

MÜNCHEN, DEN 18. MÄRZ 1891. K. MAURER.

Am 2. februar d. j. verschied zu Boppard a/Rh. an den folgen einer gehirngeschwulst der langjährige bibliothekar an der Breslauer universitäts-bibliothek prof. dr. Hermann Oesterley. Geboren zu Göttingen am 14. juni 1833 als sohn des spätern bürgermeisters und neffe des im frühjahr 1891 ebenfals verstorbenen hannöverschen hofmalers, zog ihn seit frühester jugend die musik so mächtig an, dass er in kindlicher einbildungskraft ein „zweiter Beethoven" zu werden ersehnte und sich nachmals an der universität Kiel für musik und deren geschichte habilitierte. Nach einer mehrjährigen wirksamkeit (1858—62), der es an anerkennung nicht fehlte — eine glänzende empfehlung für die stelle eines kgl. hofkapelmeisters war die folge — trat er indessen zum bibliotheksberuf über. Im oktober 1862 hilfsarbeiter an der damals bedeutendsten bibliothek Norddeutschlands, der Göttinger, rückte er 1866 zum secretär daselbst vor, kam als custos 1872 nach Breslau und hat hier (seit 1876 mit dem titel bibliothekar, seit 1882 auch mit dem professortitel) bis wenige monate vor seinem abscheiden gewirkt.

Oesterley's litterarische tätigkeit war umfassend und vielseitig. Seine doctordissertation (1855) war ein „*Abriss der geschichte der philosophischen beweise für das sein gottes*". Dann veröffentlichte er schriften über theorie der musik und über liturgik, sowie eine reihe philologischer und historischer werke. Hier interessieren: *Die dichtkunst und ihre gattungen. Mit einer vorrede von Karl Goedeke* (1870); *Niederdtsch. dichtung im m.-a. Als XII. buch der dtsch. dichtung im m.-a. von K. Goedeke bearbeitet* (1871). Zahlreiche ausgaben älterer texte und schriftsteller veranstaltete er und stattete sie mit zum teil sehr umfangreichen einleitungen und

anhängen aus. In der bibliothek des Stuttgarter litt. vereins gab er heraus: *Pauli's Schimpf u. Ernst* (1866); *H. W. Kirchhof's Wendenmut I—V* (1869/70); *Steinhöwel's Aesop* (1873); *Simon Dach* (1876). Eine kleinere ausgabe des leztgenanten erschien fast gleichzeitig als bd. IX der Goedeke-Tittmann'schen *Dichter des 17. jhdts.*

Von andern ausgaben seien genant: *Shakespeare's Jest Book* (London 1866); *Romulus. Die paraphrasen des Phaedrus u. die aesopische fabel im m.-a.* (1870); *Gesta Romanorum* (1872); *Bibliothek orientalischer märchen und erzählungen I. Baital Pachísi* (1873); *Johannes de Alta Silva Dolopathos sive de rege et VII sapientibus* (1873). Leztgenanter text, die vorlage zu dem altfranz. Dolopathos des Herbert v. Metz, war von den romanisten, namentlich Adolf Mussafia, jahre lang vergeblich gesucht worden. Oesterley hatte ihn in der Athenaeums-bibliothek zu Luxemburg wieder aufgespürt. Freilich hat die flüchtigkeit der ausgabe gerade dieses textes das verdienst des herausgebers stark verdunkelt.

Auch neueren autoren hat er seine aufmerksamkeit zugewant: er ist mitarbeiter an der Goedeke'schen grossen kritischen *Schiller*-ausgabe gewesen und hat *Seume's Spaziergang nach Syrakus* neu veröffentlicht. Eine grosse zahl zeitungsartikel, aufsätze u. dgl. mag hier nur vorübergehend erwähnt werden.

Was Oesterley auszeichnete, war eine bewundernswerte spankraft und intelligenz, die ihn befähigte die verschiedenartigsten materien zu umfassen und schnell zu durchdringen, sowie eine frische und klare auffassung, wie sie polyhistorisch oder bibliothekarisch veranlagten naturen nicht eben eigen zu sein pflegt. Was ihm abgieng oder doch in folge äusserer lebensumstände nicht zur geltung kam, war sinvolles verweilen auch bei dem kleinen und einzelnen. Damit hängt es zusammen, dass einem teile seiner arbeiten der vorwurf ungenügender ausreifung nicht ganz erspart werden kann, während sonst der umfang und die vielfältigkeit seines wirkens in hohem grade achtung verdient.

(Nach freundlichen mitteilungen von dr. Emil Seelmann in Breslau.)

Am 3. februar starb zu Kopenhagen der ehemalige rector der kathedralschule zu Aarhus, dr. G. F. V. Lund, verfasser einer altnordischen syntax (oldnordisk ordföjningslære) und eines wörterbuches zu den altdänischen gesetzen, 70 jahre alt.

Am 26. april verschied im 64. lebensjahre zu Kiel prof. dr. Gottfried Heinrich Handelmann, direktor des Schleswig-Holsteinischen museums vaterländischer altertümer, verfasser einer reihe von schriften über altertumskunde und sittengeschichte.

Am 25. mai verschied zu Bonn der ausserordentliche professor dr. Karl Gustaf Andresen (geb. 1. juni 1813 zu Ütersen). Die zeitschrift für deutsche philologie, die in dem dahingeschiedenen einen langjährigen, treuen mitarbeiter betrauert, wird ihm ein dankbares angedenken bewahren.

Der ord. professor dr. M. v. Lexer in Würzburg folgt einem rufe nach München. An der universität Jena hat sich dr. Albert Leitzmann für germanische philologie habilitiert; ebenso in Bern dr. S. Singer, in Halle dr. John Meier, in Berlin dr. Max Herrmann.

Die „Beiträge zur geschichte der deutschen sprache und litteratur“ werden unter fernerer mitwirkung ihrer begründer vom 16. bande ab von prof. dr. E. Sievers in Halle a/S. herausgegeben werden.

Im verlage von M. Niemeyer in Halle a/S. wird unter dem titel Saga-bibliothek eine samlung der wichtigsten altnordischen prosadenkmäler mit deutschen, erklärenden anmerkungen erscheinen. Die redaction haben dr. Gustaf Cederschiöld in Lund, prof. dr. Hugo Gering in Kiel und dr. Eugen Mogk in Leipzig übernommen. Zunächst werden herausgegeben werden: Droplaugarsona saga (G. Morgenstern); Egils saga (Finnur Jónsson); Eyrbyggja (H. Gering); Flóres saga ok Blankiflúr (E. Kölbing); Gunnlaugs saga (E. Mogk); Hallfređar saga (Th. Wisén); Hálfs saga (Fr. Kauffmann); Hákonar saga (G. Storm); Íslendinga bók (W. Golther); Jómsvíkinga saga (C. af Petersens); Mágus saga (G. Cederschiöld); Ragnars saga lođbrókar (R. C. Boer); Sverris saga (G. Storm); Vǫlsunga saga (B. Sijmons); Ǫrvar-Odds saga (R. C. Boer). Als notwendige hilfsmittel werden der saga-bibliothek hinzugefügt werden: ein kurzgefasstes altnordisches wörterbuch und ein handbuch der nordischen altertümer. Die bearbeitung des ersteren werkes hat Pálmi Pálsson in Reykjavík übernommen.

Beneke'sche preisaufgabe für das jahr 1894. Gewünscht wird eine geschichte der deutschen kaiserlichen kanzleisprache von ihren anfängen bis auf Maximilian, die in angemessenen, zeitlich begrenzten abschnitten das constante und das schwankende in den laut- und flexionsverhältnissen, sowie möglichst auch in wortbildung und wortwahl zur anschauung bringt und mundartlich erläutert. Eine beschränkung auf das lautliche würde nicht genügen; benutzung ungedruckten materials wird nicht verlangt. Äussere verhältnisse, wie der wechselnde sitz der kanzlei, heimat und litterarische beziehungen der kaiser und kanzleivorstände, die herkunft der schreiber, der einfluss wichtiger reichstage, etwaige rücksicht auf die mundart der adressaten sind eingehend zu berücksichtigen und darzulegen. Auch das verhältnis der kaiserlichen kanzleisprache zu den anfängen einer oberdeutschen *κοινή* im 14. und 15. jahrhundert darf nicht ausser acht bleiben: namentlich wird zu untersuchen sein, ob die sprache der Nürnberger kanzlei auf die der kaiserlichen eingewirkt habe, oder umgekehrt. Erwünscht ist es endlich, dass an der sprache der urkunden und der ältesten drucke einiger ausserbairischen litterarischen centren Süddeutschlands die bedeutung der kaiserlichen kanzlei für die milderung der mundartlichen gegensätze im 15. jahrhundert geprüft werde: neben Nürnberg käme etwa Augsburg, für das vorarbeiten vorliegen, und Strassburg in betracht.

Bewerbungsschriften in deutscher sprache sind bis zum 31. august 1893 mit einem spruche auf dem titelblatte an die philosophische facultät zu Göttingen einzusenden mit einem versiegelten briefe, welcher auf der aussenseite den spruch der abhandlung, innen namen, stand und wohnort des verfassers anzeigt. In anderer weise darf der name des verfassers nicht angegeben sein. Auf dem titelblatte der arbeit muss ferner die adresse bezeichnet sein, an welche die arbeit zurückzusenden ist, falls sie nicht preiswürdig befunden wird.

Der erste preis beträgt 1700 m., der zweite 680 m. Die zuerkennung erfolgt am 11 märz 1894. Die gekrönten arbeiten bleiben unbeschränktes eigentum der verfasser.

Halle a. S., Buchdruckerei des Waisenhauses.

BEITRÄGE ZUR DEUTSCHEN MYTHOLOGIE.

I. Der todesgott ahd. Henno Wôtan Mercurius.

Die mythologische forschung hat bis auf unsere tage der geschichte des kultes geringe beachtung geschenkt. Seitdem aber die hohe wichtigkeit dieser geschichtlichen grundlage gewürdigt wird, ist reicher erfolg der lohn. In Weinholds abhandlung „über den mythus vom Wanenkrieg"[1] erscheinen unklare verhältnisse durch die örtliche und zeitliche scheidung der kulte geläutert. Auf solchem wege nur können wir dahin gelangen, die mannigfachen widersprüche zu lösen, die in den deutschen göttergestalten unseres mittelalters herschen. Weinhold hat die ausbreitung des Wôdanglaubens verfolgt und den zusammenstoss des Ansenkultes mit dem Wanenkulte als kampf der chthonischen mächte gegen die götter des lichtes erwiesen. Dieser krieg hat zu einem religionsfrieden, nämlich zur aufnahme der Wanen unter die Ansen geführt. Einerseits wird die erscheinung der götter im lichte dieser auffassung einheitlicher und klarer, denn sie erlaubt uns, viele verwirrende züge auszuscheiden[2]; anderseits aber werden wir dem seelenglauben und totenkult der Germanen, dessen reste sich in sage, sitte und brauch bis heute bewahrt haben, in höherem masse als bisher gerecht, wenn wir in dem ursprünglichen, dem himmelsgotte **Tiwaz* gegenüberstehenden **Wôdanaz* eine macht der erde, den gott des todes und der finsternis, erkennen. Zweifel an dieser auffassung könte erregen, dass bisher in keiner bezeichnung des höchsten gottes, weder in dem hauptnamen **Wôdanaz* (vgl. lat. *vātes*, altir. *fáith*) noch in seinen vielen beinamen eine tatsächliche anknüpfung an den todesgott erwiesen ist, denn in *Requalivahan*, *Yggr*, *Yggjúngr* und *Helblindi* ist doch höchstens eine indirekte beziehung zu sehen. Diesen zweifel zu beseitigen, ist die aufgabe meiner abhandlung.

1) Sitzungsberichte der königl. preuss. akademie. Philos.-histor. klasse XXIX (1890), 611 fgg.

2) Weinhold scheint mir durchaus nicht zu verneinen, dass götter oder dämonen der finsternis den göttern des lichtes im Wanenkult gegenüber gestanden haben; es soll wol nur gesagt sein, dass hier die lezteren die herschende stelle hatten.

1) Wenn Tacitus in der Germania (c. 9) berichtet, dass die Germanen als ihren höchsten gott den Mercurius verehren, so meint er damit den kult des *Istwaz* = *Wôdanaz* bei den westlichen Deutschen. Die gleichsetzung Hermes = Mercurius = Wôdan ist nie bestritten worden, und sie ist nicht nur stichhaltig für die zeit, da Wôdan als der gott alles geistigen lebens gilt, sondern auch in dem verhältnisse beider götter zu den toten liegt eine ähnlichkeit: Wôdan nimt die — freilich nach jüngerer auffassung von den Walküren zu ihm geleiteten — toten auf, und auch dem Hermes *ψυχοπομπός* werden die seelen der verstorbenen übergeben. Durchaus sichergestelt wird — schon für sehr frühe zeiten — die identität Merkurs mit dem deutschen todesgotte durch eine inschrift, die im frühjahr 1872 zu Rohr bei Blankenheim im oberen Ahrtale gefunden ward. Ein altar, von dem nur der obere teil erhalten ist, trägt die worte:

MERCVRI
CHANNINI

Freudenberg (Bonner Jahrbb. des vereins von altertfrd. im Rheinlde 53, 172 fgg.), der die inschrift zuerst erklärt hat, sah in *Mercuri* einen votivgenitiv; in dem schlussbuchstaben der zweiten zeile wolte er den rest eines E und in dem somit sich ergebenden *Channine* den ersten teil des namens der Canninefates erkennen. Mit gutem rechte — klar erweist das der name des *Kennemerlandes* — hat Much (Ztschr. f. d. a. XXXV, 208) erklärt, dass jener name nie und nimmer mit *Ch* hätte anlauten können, da wir mit germanischem *K* zu rechnen haben: es sei deshalb *Mercurio Channini* zu lesen und in dem zweiten worte der germ. dativ eines beinamens *Hanno* (er vergleicht griech. *κονεῖν*) zu erkennen. Freudenberg (a. a. o.) berichtet, dass für ein dativ-*o* in der ersten zeile kein raum sei; in solchem falle müssen wir — die möglichkeit gibt Freudenberg zu — in dem C der zweiten zeile ein O erkennen und *Mercurio Hannini* lesen. Es fragt sich nun, wie dieser name zu erklären ist. Nach dem gesetze der westgermanischen konsonantendehnung erweist das *nn*, dass *(C)hannini* aus **(C)hanjini* entstanden ist. Zu diesem dativ haben wir einen nom. sing. germ. **hanjê* **hanjên* (ich lasse das strittige, für unsere zwecke gleichgiltige *C* des anlautes weg) anzusetzen, und diese formen sind lautgesetzliche vorläufer eines altsächs. althochd. **henno* (got. **hanja*), angelsächs. altfries. **henna*. Ich behaupte nun, dass mit diesem worte der todesgott bezeichnet ist. Wie zahlreich überhaupt die votivsteine sind, die — erklärlicherweise — gerade den todesgottheiten errichtet wurden, das werde ich demnächst in anderen

arbeiten dartun. An dieser stelle soll zuerst die etymologische deutung, sodann die geschichte des *Henno* gegeben werden.

Wir kennen eine indogerm. wurzel *ken*, welche in der hochstufe *kon*, in der tiefstufe *kn* lautet und „stechen, schlagen, vernichten, töten“ bedeutet: altpers. *vi-çan* heisst töten, avest. *çàna* vernichtung; griech. *καίνω* aorist *ἔκανον κανεῖν* töten, *κονή* (Hesychius) mord. Die entsprechende germ. wurzel muss in der mittelstufe *hen*, hochstufe *han*, tiefstufe *hun* lauten; je nachdem wir nun ein nomen agentis mit suffix *-an-* oder *-jan-* von der mittel- oder hochstufe bilden, erhalten wir ahd. **heno *hinno* oder **hano *henno* in der bedeutung „vernichter, tod“, personificiert „gott der vernichtung, todesgott“. Im mittel- und neuhochdeutschen haben wir *Henne* bzw. *Hinne Han(n)e* zu erwarten; auch finden wir die tiefstufe mit *hune, hunne* vertreten.

2) Nunmehr muss es unsere aufgabe sein, die geschichte des deutschen todesgottes *Henne* zu verfolgen. Die Germanen verehrten ihre götter in heiligen hainen. Ein solches heiligtum hatten die Friesen dem *Henna* und zwar dem kampf- und todesgotte, dem *Baduhenna* (gen. *Baduhennae*), geweiht. Tacitus (Annal. IV, 73) erzählt: „*mox compertum a transfugis, nongentos Romanorum*[1] *apud lucum, quem Baduhennae vocant, pugna in posterum extracta confectos*“. Die früheren erklärungen dieses wortes als *Badwine* usw. glaube ich hiermit widerlegt zu haben. Zu den ausführungen Jaekels (Ztschr. f. d. phil. XXII, 257) bemerke ich, dass sie mir ebensowenig wie die erörterungen über die *Alaesiagen* und *Hlûdana* stichhaltig erscheinen, weil sie auf einer sprachlich unzureichenden grundlage erbaut sind; damit fallen auch die weiteren kombinationen zusammen. Z. b. sagt Jaekel von *Baduhenna*: „der name gehört, wie sein zweiter bestandteil *-henna* zeigt, der form nach zu den namen der auf römisch-germanischen inschriften aus dem Rheinlande so häufig genanten matronen wie *Albiahenae* usw. und zu namen wie *Nehal-ennia* und zu dem auf unserem votivaltar genanten *Fimmil-ene*“. Niemals aber erscheinen meines wissens matronennamen mit *nn* des suffixes, niemals solche auf *-eniae* neben *-enae*; dennoch werden die *-henna*, *-ennia*, *-ene* und *-henae*-formen kurzerhand ohne jeden grund identificiert, damit sich — „beweisen“ lässt, „dass das *h* und die verdoppelung des *n* im namen *Baduhenna* unorganisch, nur vom römischen munde eingeschoben ist“ usw. Will man sich die worte behufs einer erklärung in solcher weise mund-

1) Solten diese — ich äussere das nur als eine gewagte vermutung — dem *Baduhenna* geopfert sein? Weder *conficere* noch die grosse zahl der getöteten erregt bedenken, vgl. Weinhold, Sitzgsber. d. kgl. preuss. akad. phil.-hist. cl. XXIX (1891), s. 564 fgg.

gerecht machen, so gibt man den anspruch auf, über die reichlich vorhandene seit jahrzehnten aufgespeicherte hypothesenlitteratur hinauszukommen.

3) Darauf, dass bisweilen *Henne* (ahd. *Henno* vgl. Graff, ahd. sprachschatz IV, 960) als mannesname erscheint, will ich kein gewicht legen, weil hier auch andere etymologische zusammenhänge denkbar sind. Ebenso sind die mannigfach auftretenden ortsnamen wie *Hennhofen, Hennau, Henndorf, Henneberg* (vgl. Förstemann, Ortsn.[2] 730 fgg.) nicht als sicheres material zu gebrauchen. Freilich fordern ja namen wie *Wodensberg, Gudensberg, Wodensholte* u. a. (Grimm, Myth.[4] 127 fgg.) zum vergleiche heraus, vor allem wenn sagenumwobene stätten wie der *Henneberg* und der *Helgraben* in volkstümlicher überlieferung neben einander genant werden (vgl. Panzer, Beitr. z. d. myth. I, 114).

4) Begreiflicherweise braucht *Henno* nicht immer in der ursprünglich ihm eigenen wirksamkeit des todesgottes aufzutreten, sondern in späterer zeit ist er völlig gleichbedeutend mit *Wōdan*. Er ist, nachdem der uralte **Tiwaz* aus seiner stelle verdrängt ist, der himmelsgott, der gott des neuerwachenden lichtes, des tages, des frühlings; sein auge ist die sonne. Dem neu erwachenden lichte ruft man entgegen: „*Hennil wache!*“ *Hennil* aber ist diminutive koseform zu *Henno* und dem sinne nach zu beurteilen wie die nordfries. anrede des *Wōdan* mit *Wedke, Wedki* (vgl. Müllenhoff, Schleswig-holsteinisch-lauenburgische sagen 167). In den märkischen sagen wird berichtet, (Kuhn s. 330): „Ein alter förster aus Seeben bei Salzwedel erzählte auch, dass man an diesen orten früher die gewohnheit gehabt habe, an einem bestimten tage des jahres einen baum aus dem gemeindewalde zu holen, den im dorfe aufzurichten, darum zu tanzen und zu rufen: *Hennil, Hennil,* wache!“ Ich vermute, dass das am längsten tage geschah in dem sinne, *Hennil* solle stets so früh und so lange wachen, wie an jenem. Oder war es etwa ein ruf zur wintersonnwendzeit? Dafür möchte die vergleichung der gebräuche zur zeit der zwölften (*wēpelrōd* im Saterlande, wovon ich demnächst berichten werde) mit einer erzählung des Ditmar von Merseburg sprechen (zum jahre 1017). Sie lautet: „*audivi de quodam baculo, in cuius summitate manus erat, unum in se ferreum tenens circulum, quod cum pastore illius villae Silivellun* (Selben), *in quo is fuerat, per omnes domos has singulariter ductus, in primo introitu a portitore suo sic salutaretur, „vigila Hennil, vigila!“ sic enim rustica vocabatur lingua et epulantes ibi delicate de eiusdem se tueri custodia stulti autumabant*“. Die zusammenstellung dieser rusticā linguā

gesprochenen worte mit dem ungarischen *hajnal* und einem slowakisch-böhmischen hirtengotte, wie Jakob Grimm (Myth. s. 625) sie gegeben hat, erscheint mir unmöglich: ich glaube, dass durch meine deutung alle zweifel gelöst sind. (Der ruf erinnert an das römische *Mars vigila!*)

5) In mittelhochdeutschen denkmälern finden wir eine höchst auffällige interjektion: „*jà henne!*“, die Jakob Grimm (Deutsche gramm. III, 307) als ganz unerklärbar bezeichnet. Altd. wälder III, 208 heisst es: *diu chrà sprach „jà henne!“* Das ist aber nichts anderes als „fürwahr, bei Wòdan!“ So mag auch vielleicht in der weiterbildung „*jà hennenbërc!*“ eine altheidnische erinnerung an einen totenberg *(Valholl)* liegen. Die worte erscheinen in der Frauenzucht, „von Sibot“ (von der Hagen, Gesamtabenteuer I, 52. 30). „*jà*“, *sprach si*, „*Hennenberk!*“ und späterhin (56, 74) als antwort darauf: „*wà ist nû iuwer Hennenberk?*“ Als eine blosse entstellung infolge mangelnden verständnisses ist das hanauische „*spuk hennenei!*“ anzusehen. Man könte geneigt sein, diese flüche direkt an ein wort *henno* tod anzuknüpfen: flucht man doch auch bei uns „tod und teufel!“ Dass wir sie aber bis auf den deutschen gott zurückzuführen haben, lehrt uns die in Niederhessen gebräuchliche interjektion „*gott Henne!*“ Pfister im Nachtrag zu Vilmars idiotikon (Marburg 1886) s. 100) äussert sich darüber folgendermassen. „*Gott Henne*, wofür in Oberhessen allerdings auch *ei du Henne!* gehört wird; nicht jedoch, dieser mundart angemessen, *ei du hī* wird heute in mannigfachster abstufung der gemütsbewegungen gebraucht: von ängstlichem klagen, scheuem verwundern bis zu trotzigem bedauern. Die spaltung von *henne* und *hī* ist wichtig. Das möchte nun immerhin seine bewandnis haben und liesse etwa in allen graden doch an gekürztes: *fahr hin, fahre es dahin!* noch denken. Nun stellet sich aber jenem *gott Henne* ebenwol ein *gott Henneberg* zur seite, von dem man zunächst nicht weiss, ob es drei oder zwei wörter seien. Was wäre *gott Henneberg?*“ Ob in dem *hī* die oben besprochene mittelstufe $\sqrt{hen}$ + *-jan-* suffix zu erkennen ist, bezweifle ich.

6) „Am weg von Westerhausen nach Thale“, so erzählen Kuhn und Schwartz (Nordd. sagen s. 167. 489), „liegt gleich hinterm dorf an einem mit sandsteinklippen überdeckten berg die Hinnemutterstube, eine höhle in stein. Darin sizt die Hinnemutter, ein wildes weib; aber wie sie hineingekommen, weiss kein mensch. Einige sagen zwar, sie sei nicht mehr darin; aber die kinder wissen das besser, denn wenn sie nicht artig sind, so sagt man: ‚wart, die Hinnemutter wird gleich kommen und dich holen!‘ und sie mögen noch

so unartig sein, das hilft gewiss". Die Hinnemutter ist natürlich *Fru Hinne,* und diese verhält sich zu *Henne* gerade so wie *Fru Gode* oder *Frau Gaude, Fru Wode* zu *Wode* (Grimm, Myth. 209. 771 fgg.). Die Hinnenmutterhöhle ist also nichts anderes als der *Wodensberg,* d. h. der berg, in dem Wodan hauset. Wie bei dem erwähnten *Hennil* und *Wedke,* so finden wir auch hier die koseform belegt, nämlich *Hinniche.* „In Tilleda am Kyffhäuser (vgl. Kuhn und Schwartz a. a. o. s. 395) sowie in der ganzen umgegend lässt man, nachdem aller roggen abgemäht ist, eine garbe unabgemäht stehen. Die ähren derselben werden darauf ungeknickt mit bunten bändern unterwärts gebunden, so dass das ganze die gestalt einer puppe mit einem kopfe bekomt, und nachdem diese fertig ist, springen alle der reihe nach darüber fort; das nent man *„über schäinichen springen"* ...... In Hohlstedt sagt man *„über schinnichen springen"* (*übersch hinnichen springen"*; vgl. das altenburgische *„eine scheune bauen"*). In Buttstädt hatte man bei der flachsernte ähnliche gebräuche — also in allem und jedem die identität des *Henno* und *Wodan.* — Die vokalverschiedenheit zwischen *hainichen* und *hinnichen* hat, wie wir unten sehen werden, manche analogien.

7) Auf Wodan weisen vermutlich züge einer mecklenburgischen sage hin (vgl. Bartsch, Mecklenb. sagen I, 305). Sie handelt von Otto von Plön, der bei Sülstorf hauste und als raubritter gehasst und gefürchtet war. „Aber der bösewicht entgeht seiner strafe nicht. Der hirte von Rieps, Häne, verriet es den von Schwerin kommenden feinden, dass der ritter auf seiner burg sei und versprach ihnen, sie in die burg einzuführen; als lohn bedingt er sich aus „brot bis in den tod!" Und glücklich war der zug; die burg wird erobert, Otto erschlagen, die beiden söhne werden mit fortgeführt. Auch dem verräter wird wort gehalten: noch auf dem zuge wird er erhängt und höhnend ihm zugerufen, nun habe er ja brot gehabt bis in den tod. Auf dem Riepser felde stand eine alte eiche, daran ward er gehangen, und das land heisst noch der Hänenbrook". Der hirte als wegweiser (Hárbardsljód str. 50. Skírnisfǫr str. 11), das betteln um brod, das erhängen (Odhin an der weltesche) — das alles sind Wodans in so vielen sagen widerkehrende züge; und da zu ihm gar noch der name Häne stimt, ist mir die identität wahrscheinlich.

8) An die wilde jagd klingt eine sage an, die Panzer (Beitr. z. d. myth. I, 178, vgl. Mone's Anzeiger VII, 52) überliefert. „In dem Schönstelwald zwischen Aufstetten und Strüth geht ein gespenst in kalbsgestalt um, welches man das Hennekalb nennt. Einem jäger,

der nachts durch diesen wald gieng, sprang es auf den rücken und zwang ihn, es bis gegen morgen herumzutragen. An dem ort, wo es alsdann von ihm gewichen, liess der jäger einen stein setzen, worauf er mit dem kalb auf dem rücken abgebildet, und der heute noch dort zu sehen ist". Solche sagen sind mir sonst nicht von Wodan bekant, wol aber ähnliches vom teufel. Der ritt weist im vorliegenden falle auf den aus *Henno-Wôdan* hervorgegangenen teufel hin; die kalbsgestalt, die beim teufel nichts auffälliges hat (vgl. Kuhn und Schwartz s. 204), scheint aus nichtgöttlichen elementen des lezteren hinzugekommen zu sein. Der name Hennekalb ist für die beziehung der sage auf Wodan beweisend. — Zweifelhaft aber ist mir eine aus der Oberpfalz von Schönwerth (Sitten u. sagen a. d. Oberpf. Augsb. 1857. I, 272) berichtete sage: Erdhennl sei ein todesbote, der unter dem stubenboden wohne. Wir haben hier eine der zahllosen sagen, in denen hahn und henne eine bisher unerklärte, wichtige rolle spielen. Ich bin überzeugt, dass viele auf eine alte kontamination des gottes- und tiernamens zurückführen, die natürlich im einzelnen falle stets hypothese bleiben wird.

9) Dass die altheidnischen götter unter dem einflusse des christlichen kultes zu unholden werden, ist eine bekante tatsache. Man denke nur an das fränkische taufgelöbnis. Dass Wodan, der höchste der heidnischen götter, mit der gestalt des teufels verschmilzt, lehren uns manche züge und auch beinamen des teufels (z. b. *hellejager, Oddiner* vgl. Grimm, Myth. 851). So darf es uns nicht wundern, wenn auch *Henne* als name des teufels erscheint. In Agricola's sprichwörtern (1560) 322[a] heisst es: „*er sihet eben, als hab er holzäpfel gessen .... wie Henn der teufel*". Der teufel auch scheint gemeint zu sein, wenn ein vers lautet: „*Hansl, Hans, Hennamist, Dear de alten Weiba friszt*" (vgl. Frommann, Mundarten III, 316). In diesem falle hat möglicherweise eine kontamination des *Hans Mist,* der bei Brant und Murner genant wird, mit dem *Henne* statgefunden. In Bruder Hansens Marienliedern 3708 (Lexer, Mhd. hdwörterb. 1222) lesen wir: „*sô moes der langeswanste heyn sîn sagel slaen zwischen sîn beyn*".

10) Wir sind heute gewohnt, unter *Hein* den tod zu verstehen. Niemals aber hätte, wie im oben erwähnten verse, der tod „langgeschwänzt" genant werden können: hier kann *heyn* natürlich nur den teufel bedeuten. Da nun in der älteren sprache *heyn* und *henn,* wie wir gesehen haben, für den aus dem uralten todesgotte unter durchgang durch Wodan entwickelten teufel gebraucht werden; und da ferner, wie wir erweisen werden, *henn* und *henne* (vielfach auch als *hein heine* auftretend) bis auf unsere tage den tod bedeuten: so wer-

den wir nunmehr auch „freund Hein" gewiss nicht mehr als eine im jahre 1774 gemachte erfindung des Matthias Claudius oder gar als einen auf einen Hamburger arzt gemachten namenswitz ansehen wollen. — Die form *hein* neben *henn* und *hann* findet sich in dem mecklenburgischen worte für „storch". Bartsch (Mecklenb. sagen II, 168) bemerkt, der heisse in der Priegnitz und einem kleinen teile von Mecklenburg *Hainotte* oder *Hannotter*, und in Stuck und Strass bei Eldena heissen die aprilschauer *Hannotterschure*. Danneil (Wörterb. der altmärkisch-platd. mdart. Salzwedel 1859 s. 74) nent *Hannotter* und *Heinotter* für storch. Der name ist sehr unsicher. Steht *-otte, -otter* für *âdebar*, oder ist es, wie *Otterwehr* (Grimm, Myth. nachtr. 193) vermuten lässt, nur das erste kompositionsglied des wortes *âdebar?* Und könte, wenn ersteres der fall ist, in dem *Hein-, Hann-* eine erinnerung an die sage liegen, dass die störche verwiesene menschen seien, dass tote in storchgestalt umgehen? (vgl. Kuhn und Schwartz 400; Kuhn, Westfäl. sagen II, 69); oder ist er gar der dem *Henno* heilige vogel?

11) Die bezeichnung des todes durch *Henne* hat sich in manchen gebieten unseres vaterlandes bis auf den heutigen tag erhalten. „In Augsburg spielt der *Hennadone* eine grosse rolle (Birlinger, schwäb.-augsburg. wörterb., München 1864, s. 227). *Zum Hennadone* heisst auf den gottesacker: „*dean trägt man zum Hennadone*". „*Zum Hennadone kommen*": sterben, wie in München zum St. Steffej kommen, d. h. zum St. Stefan oder zu St. Christof, zu dessen bilde, das an gottesackern, leichenhäusern angebracht war als mittel gegen den gähen tod. Der *Hennadone* mag eine persönlichkeit gewesen sein, die sich dort aufhielt. In A. gab es eine stadtpersönlichkeit dieses namens. Scheiffele (Gedd. in schwäb. mdart, Heilbronn 1863) „*Wan alle Welt 's Laxiera haut und bald zum Hennadone gaut*". *'m Hennadone 's fueter liefrat*". Birlinger hat das misverstanden. In *Henn(a)* ist der begriff des todes enthalten; vielleicht haben wir *Henn-adone* zu trennen und im zweiten teile St. Antonius zu erkennen; oder ist *Hennadone* für *Hennadode* = gevatter Tod (*dote* pate) gesagt? Möglich ist auch, dass *Henna* nicht mehr verstanden und durch ein weiteres wort (*dode* tod) erklärt ward.

12) Im Codex Heidelbergensis 341 bl. 370[a] wird folgendes erzählt. Einem ritter wird durch urteil des kaisers statt seiner längst gestorbenen mutter ein altes weib, das ihn für ihren sohn ansieht, als mutter zugesprochen. Als ihm alle entgegnungen nichts nützen, sagt er: „*wol her, liebiu muoter mîn!*
ir sult mir willekomen sîn.

doch envriesch ich solher mære nie,
daʒ alsô lange ein vrouwe ie
hinenpriten si gewesen
und alsus manec jâr genesen.
si sol uns dennoch sagen mê
wie eʒ in jener werlde stê".

Wackernagel (Ztschr. f. d. a. VI, 192) deutete das *hinenpriten* als *hin en Priten* „fern von hier in Britannien" und bezog sich auf Prokop (de bello Goth. IV, 20), nach dessen angabe die seelen der verstorbenen von der nordküste Galliens nach einer insel bei *Brittia* übergefahren würden. Aber es ist doch undenkbar, dass diese vorstellung plötzlich im 13. jahrhundert in solchem zusammenhange und in solcher form auftauchen solte. Ein ritter des 13. jahrhunderts solte in solchem ernste der situation dem glauben worte leihen, dass die toten in England weilten! Und formell: wie kann das *genesen* jenem wirklichen tode entgegengestelt werden? Der ritter will auch gar nicht sagen, dass die mutter tot gewesen sei, sondern „*ich hörte noch niemals, dass einer frau körper so lange von der seele hätte verlassen sein können*". Es ist auch wohl nicht ohne bedeutung, dass es heisst „*ein vrouwe*"; denn damit wird auf den algemein verbreiteten aberglauben von den *Maren* oder *Wâlridersken* bezug genommen, bei denen die seele eine zeitlang den körper wie tot zurücklässt und die gestalt eines anderen wesens annimt. Von diesem aberglauben an die Hinnenbritten handelt Schmeller (Bair. wörterb. I, 372. 1118. II, 1038), ohne den namen richtig zu verstehen. In bruder Berchtolts predigten (Codex germ. Monac. 1119 bl. 30[a]) heisst es: „.... *die da glaubent an perichten mit der eisnein nasen, an herodiadis und an dyana die haidnischen göttin (an pilbis, an die pey nacht varent, an die henpretigen, an chroten, an alpen, an elben und an waʒ sogleicher chranchait und ungelaubens ist)*"; Cod. germ. 478 bl. 2[b] „*an die nachtvaren, an die pilweisen, an die hynnepritten, an dy truten, an dy schretlen, an dy unhulden, an werwolf, an den alp oder waʒ solichs ungelaubens ist*"; Cod. germ. 269 bl. 2 hat statt dessen „*hennpredigen*"; Cod. germ. 4594 bl. 15 „*hinnirtigen*"; Cod. germ. 4591 bl. 121[b] „*an die hantiper* (dieses wort ausgestrichen) *predigen.* Das *pritten, britten, predigen* erklärt Grimm als „entrückt, verzückt", vgl. ahd. *irprottan* zu *brettan.* „Es ist der zustand jener ekstase, wenn der leib in starrem schlafe liegt", der zustand, wie er auf das genaueste beim gestaltwechsel Odins in der *Ynglingasaga* cap. 7 beschrieben wird. In dem „*hinne*" wolte Schmeller „von hinnen" erkennen, doch wider-

sprechen dem die genanten *e*-, *a*- und *y*-formen (vgl. auch „*in hünnebrüden gelegen*" in Lachmanns Niederrhein. gedd. s. 9). Wir haben in *hinne, hen, hynne* den begriff des todes zu sehen: *hinnepritten* sind die durch den tod entrückten seelen, welche andere gestalt angenommen haben und wie *Maren, Alben* oder *Wâlriderskeu* einherfahren — gegenstände des zu bekämpfenden unglaubens. Der ausdruck „*hinnebrittend*" (vgl. Grimm, Wörterb. IV, 2. 1457) ward späterhin nicht mehr verstanden und durch „*hinbrüten*" ersezt.

13) Das wort *henne, hene* in der bedeutung „tod" finden wir im deutschen mehrfach, auch ohne dass eine personifikation ersichtlich ist. Der wechsel zwischen *henne* und *hinne* führt zum teil auf alte nebenformen zurück, zum teil erklärt er sich durch mundartliche lautverhältnisse, wie auch *henne* und *hinne* = gallina vorkomt. Die öfters belegte form *hein*- mag, wenn sie im neuhochd. erscheint, auf älteres *î*, das in offener silbe dehnung erfahren hatte, zurückweisen (vgl. auch *Hînenberg* bei Frischbiĕr I, 290); in den meisten fällen aber ist das *ei* als mundartliche weiterbildung eines älteren *e* oder durch volksetymologische anlehnung des nicht mehr verstandenen *henne* an vorhandene begriffe zu deuten. Ein in sächsischen und friesischen landen verbreitetes wort ist *henneklêd* totenkleid. Es lautet im mittelniederd. *henen*- oder *henneklêt* (Schiller-Lübben, Mnd. wörterb. II, 239), und sein erster bestandteil kehrt im platdeutschen text der Emsigoër rechtsquellen wider (Richthofen, Fries. rechtsquellen 206, 12): „*Van testamenten. Waer eyn man ofte wyf valt up oer henbedde in hoer kranckheyt, ende man den preester haelt*" usw. Es bedeutet hier „totenbett". Ich weise das gleiche wort auch dem fries. texte zu, dessen schreiber es nicht verstanden und *hlenbed* daraus gemacht hatte: „*Hwèrsà ên mon iefta ên wif uppa thet henbed falt and thene papa halath*" usw. (ebenda). Strodtmann (Idioticon Osnabrugense) bietet für totenkleid *heinenkleed* und *hemdekleed*. Auch erscheint *hennekost* „todeskost, abendmahl". — Das wort *henne* in der bedeutung „mörder" scheint ferner in dem namen des *Hennarshaugh* auf Amrum enthalten zu sein. Bei Johansen (die nordfries. sprache, Kiel 1862, s. 231 fgg.) wird die sage von der ermordung des königs Abel erzählt, und da heisst es: „Wessel Hummer, auch Henner der Friese genant, als landsmann ein Pelwormer, seines handwerks ein rademacher, hatte sich hinter der brücke verborgen, vertrat dem könige den weg und spaltete ihm den kopf mit der axt .... Als fischer und küstenfahrer fing er nun an, sein brod zu erwerben; bald sah man sein fahrzeug im watt, bald ihn selbst auf Hennershoog, er war unstät und friedlos, ob ihn gleich niemand jagte"

usw. *Henner* (aus *henne* unter anfügung des *-er* der nomina agentis gebildet) ist nur der beiname jenes mannes und bedeutet „mörder".

14) Neben diesen formen nun finden wir auch die form der tiefstufe germ. *hun* mehrfach belegt, z. b. *hunnenklet* (Drenthe), *hunneclede* (Nordfriesland, s. Outzen's wörterb.). Wie wir es von der tiefstufe zu erwarten haben, bedeutete ahd. **huno* nicht sowol tod im aktiven sinne wie das nomen agentis **henno*, sondern „der tote". Daher bezeichnet *hunnebedde* nichts anderes als „totenbett, grabstätte". Dass späterhin die tiefstufe der germ. $\sqrt{}$*hen* mit der gleichlautenden tiefstufe der germ. $\sqrt{}$*heun* gleichgestelt und unser *hun-* als zu *hûn hiun* gehörig empfunden ward, ist begreiflich: daher die ausdrücke hünenbett, heunenbett, heunenkleid (Stürenburg, Ostfrs. wörterb.), die zu so vielen misverständnissen anlass gegeben haben.

15) *Hune* bedeutet in älterer sprache „der tote". In einem Braunschweiger testamente von 1398 heisst es: „*Ok ghere ek to S. Martene ½ mark to den hunen*". Ich glaube, das meint: „den armen seelen". Übrigens wird auch die tiefstufenform *Hune* als name des personificierten todes gebraucht. Kuhn (Märk. sagen XII) sagt: „Erwähnenswert ist noch, dass in einer altmärkischen schulweihepredigt (s. Pohlmann und Stöpel, Geschichte von Tangermünde s. 293) den hartherzigen gedroht wird, sie würden doch zulezt alles *Hans Hunen* überlassen müssen. Offenbar ist das ein name des todes, der als hüne, riese wie der lange mann in der mordgasse zu Hof (Grimm, D. sagen nr. 167) erscheint; ist daraus vielleicht der bei Claudius zuerst auftretende *freund Hein* (zunächst also hochdeutsch *Haune, Heun*) entstanden?" Lezteres habe ich bereits unter 10) klargestelt.

16) Aus der soeben genanten bezeichnung *Hans Hune* sowie aus dem *Hans, Hansl, Hennamist* (vgl. unter 9) ist ersichtlich, dass gebräuchliche namen wie *Hans, Heinrich* u. a. auch abstrakten begriffen beigelegt werden. Ebenso ist ja bekant, dass sie leicht in appellativa übergehen, z. b. *Jan und alle mann, Hinz und Kunz*. Unter diesem gesichtspunkte ist es gewagt, in worten, die allerdings auf den namen *Henno, Hano* zurückzuführen scheinen, bei denen jedoch die beziehung zu *Johann, Hans, Heinrich* nicht ausgeschlossen ist, eine erinnerung an *Wodan* zu sehen. Der volständigkeit halber führe ich eine grössere zahl solcher benennungen an, überlasse aber den lesern die beurteilung völlig. In Bremen redet man von *Hannke in der nood;* das Bremer wörterb. I, 591 sagt: „*Hannke* ist ein wort, das viel im gebrauch, dessen bedeutung aber unbekant ist. *Hannke in der nood* ein nothelfer, einer dessen hülfe man sich nur aus not bedie-

net, weil man keinen besseren hat". Ähnlich ist das hamburgische (Richey, Idiot. Hamburg. s. 93) „*Henneke vor allen hölen*" zu beurteilen d. h. ein mensch, der aus vorwitz hinter allem her ist, vgl. holsteinisch „*Hintz vor alle höge*", unser „*Hans in allen gassen*". Es wird vom „*starken Hennel*" erzählt sowol als vom *starken Hans* (Grimm, Myth. nachtr. 223); im niederländ. findet sich „*Hennecken Alleman*" neben „*Jan Allemann*". Das leztere würde ich hier gar nicht erwähnt haben, wenn nicht auch ndl. *Jan hen* vorläge, eine komposition, die doch *hen* als nicht mit *Hans* zusammenhängend erweist. Mir ist nicht unwahrscheinlich, dass *Henno* in christlicher zeit zu einem schimpf- und spotnamen herabgesunken ist. In mittelniederd. sprache bedeutet *henne* einen narren. Kaysersberg sagt in der predigt über das narrenschiff: „*Der, welcher gott straft, der heisst Henn von Narrenberg*". Ebenso ist nach Oudemans, Bijdrage tot een middelen oudnederlandsch Woordenboek (Arnhem 1872. III, 29) im ndl. *Hanne* = laffe vent, hoorndrager, Jan hen; ebenda s. 92: *henne hennen* scheldnaam, Jan hen, onnoezele bloed. Und die gleiche erscheinung bieten lebende mundarten. In den tirolischen nachträgen zu Schmellers Bayr. wörterb. wird *henn* als schimpfname angeführt (Frommann, Mdarten VI, 149), *furchthènn, derfrorne hènn; henneler* ist feigling. Höfer (Österr. wörterb. II, 27) bemerkt: *henpärl* (sohn der Henne; *pärl* = *barn* ist aber wol kaum glaublich), *hjenperl* ein schimpfwort, wodurch ein feiger und verzagter mensch verstanden wird. Vilmar kent (Idiot. 164) in Hessen: *henn* ein alberner mensch, schmähende, sehr übliche oberhessische bezeichnung; dazu Pfister (Nachtrag s. 100): „heute gilt *henne* in Oberhessen als bezeichnung eines tropfes". Er zweifelt, ob das wort = gallina, oder ob es aus *Hans* oder *Heinrich* abzuleiten sei. Ich habe diese dinge — das betone ich nochmals — nur der volständigkeit halber angeführt: ich halte hier zum teil eine beziehung zu dem namen des deutschen gottes für möglich, aber für unerweisbar.

Auffällig mag erscheinen, dass ich das englische und nordische nicht erwähnt habe. In dem wortschatze dieser sprachen und in der höheren mythologie habe ich keine anknüpfung an *Henno* gefunden; ältere orts- und personennamen habe ich grundsätzlich aus dem spiel gelassen, um der hypothese nicht zu viel raum zu geben; die englischen und neunordischen ortssagen mögen manches bieten, doch sind sie mir leider nicht zugänglich.

Ich glaube aber durch das gebotene hinlänglich erwiesen zu haben, dass die Deutschen zu Tacitus' zeit den todesgott germ.

(C)Hanjē(w) — Mercurius verehrten; dass dieser name aus äusseren und auch aus inneren gründen grösseren anspruch darauf hat, für den zu jener zeit gebräuchlichen namen des gottes zu gelten, als der erst spät erscheinende name *Wōdanaz*; dass sich die erinnerung an den namen des gottes im volke bis auf unsere tage bewahrt hat.

GREIFSWALD, MAI 1891. THEODOR SIEBS.

ZUM GANGA UNDIR JARÐARMEN.

In seiner gehaltvollen und anregenden abhandlung über den lappenbaum (kludetræet) in bd. I der Dania, tidskrift for folkemal og folkeminder (Kopenhagen 1890) gelangt Kristoffer Nyrop auch zur besprechung des altnordischen ganges unter den rasenstreifen. Er schliesst sich der von mir (Die altdänischen schutzgilden s. 21 fgg.) gegebenen deutung desselben insofern an, als auch er darin die symbolische darstellung eines geburtsaktes erblickt, bei welchem die erde als mutter, der unter den rasenbogen gegangene als im mutterleibe befindlich erscheint. Im übrigen aber weicht Nyrops ansicht erheblich von der meinigen ab.

Während ich den gang under den rasenstreifen in engste beziehung zu der eingehung der blutsbrüderschaft (dem *sverjask í fóstbrœðralag*) setzen und ihn im einklang mit der blutsvermischung und dem verbrüderungseide als symbolischen ausdruck der unter den künftigen *fóstbrœðr* zu schaffenden verwantschaft verstehen zu müssen glaubte und glaube, erblickt Nyrop in der symbolischen widergeburt „wesentlich“ „eine geistige (oder leibliche) reinigungsceremonie“. „Dies verträgt sich ja“, meint er (a. a. o. s. 25), „vortreflich mit der anwendung des brauchs bei eingehung einer blutsbrüderschaft; erst reinigten sich die betreffenden von allen sünden des früheren lebens, darnach mischten sie ihr blut, wurden blutsbrüder, und endlich legten sie den feierlichen eid ab“. Also nicht um auch äusserlich als im leibe einer mutter befindliche brüder zu erscheinen, sondern um durch eine widergeburt gereinigt ein neues leben zu beginnen, unterziehen sich die künftigen blutsbrüder der symbolischen darstellung des geburtsaktes. Es erhelt, dass bei dieser auffassung der gang unter den rasenstreifen nicht in einer inneren beziehung zur eingehung der blutsbrüderschaft steht. Denn wenn auch der lezteren die reinigung der beteiligten durch widergeburt vorangehen könte, so würde doch eine solche reinigung auch in vielen anderen fällen als geboten oder erwünscht

erschienen sein. In der tat begegnet ja auch bekantlich das *ganga undir jarđarmen* noch in zwiefacher anwendung im altnordischen leben, einmal in der verwendung behufs gewinnung eines gottesurteils (Laxdæla c. 18; s. meine Schutzgilden s. 23 fgg.), sodann als eine demütigende art der busseleistung (Vatnsdæla c. 33; s. Schutzgilden s. 25 fg.)[1]. In beiden fällen erblickt Nyrop in dem *ganga u. j.* eine reinigung durch widergeburt, deren eigentliche bedeutung jedoch bereits zu der zeit, wo die betreffenden vorgänge spielten, in vergessenheit geraten war. Nyrop versucht also widerum wie Jakob Grimm und Konrad Maurer eine einheitliche erklärung des ganges unter den rasenstreifen in seinen verschiedenen anwendungsfällen, während wir unsererseits eine nachträgliche übertragung des brauches von dem *sverjask í fóstbrœđralag* auf die anderen fälle annehmen musten, eine übertragung, bei welcher der eigentliche gedanke jenes symbolischen aktes nicht zur verwendung gelangen konte.

Die ursprüngliche bedeutung des brauches glaubt Nyrop (s. 26) aus der Vatnsdæla entnehmen zu können. „Hier wird ja hervorgehoben, dass der brauch geübt wurde, wenn man eine missetat begangen hatte, und hierunter kann wol nur verstanden werden, dass man ein neuer mensch werden soll, dadurch dass man sich von seiner übeltat reinigen und dieselbe sühnen soll". Allein Nyrop selbst muss anerkennen, dass aus dem berichte der Vatnsdæla derartiges nicht mehr herauszulesen ist. Er betont, die ursprüngliche bedeutung des brauches sei hier ganz vergessen, indem derselbe als eine demütigende handlung aufgefasst werde, „da man sich ja bücken muss, um unter die erdstreifen zu gehen"[2]. Unter diesen umständen kann unseres erachtens nur versucht werden, die erzählung der Vatnsdæla mit den berichten über die sonstige anwendung des *ganga u. j.* zu vereinigen, aber nicht, aus ihr die eigentliche erklärung des lezteren zu gewinnen.

Ganz ebenso verhält es sich mit der verwendung des *ganga u. j.* im dienste des gottesurteils, von welcher die Laxdæla berichtet. Auch hier erkent Nyrop an, dass zur zeit der niederschreibung der sage der brauch „ganz veraltet und ziemlich verwischt" war. „Ursprünglich ist das verhältnis wol das gewesen, dass, wenn einem manne

1) Über das *ganga undir jarđarmen* in der Njála s. Schutzgilden s. 35 note 1. Die behauptung von G. Baist (Der gerichtliche zweikampf nach seinem ursprung und im Rolandslied s. 7 note 2 des sep.-abdr.), der dem Skapti Þóroddsson von Skarphjeđin gemachte vorwurf sei von mir misverstanden, ist zu wenig substanziiert, um eine widerlegung möglich oder nötig zu machen.

2) S. dazu Schutzgilden s. 34 fg.

nicht auf sein wort geglaubt wurde, er seine aussage mittelst einer feierlichen versicherung bekräftigen solte, aber bevor diese abgegeben wurde, muste er „unter den rasenbogen gehen"! d. h. von seinen sünden gereinigt werden; denn natürlich muss die versicherung eines sündenfreien menschen zuverlässiger als diejenige sein, welche von einem sündigen menschen abgegeben wird". Für die zeit der Laxdæla bemerkt Nyrop, dass nicht dieser gedanke massgebend war, sondern der, dass man „in dem zusammenbruch des erdstreifens eine äusserung der misbilligung seitens der götter erblickte"[1]. Demnach kann jene äusserung über die vermutlich ursprüngliche auffassung ebenfals nicht aus der Laxdæla selbst begründet werden. Sie stelt vielmehr nur einen versuch dar, den bericht der lezteren mit einer anderweitig gewonnenen ansicht über die bedeutung des *ganga undir jardarmen* zu vereinigen.

Obwol demnach Nyrop den gang unter den rasenstreifen in seinen verschiedenen anwendungsfällen auf einen und denselben grundgedanken zurückführen will, bleibt doch auch für ihn die eingehung der blutsbrüderschaft der einzige fall, in welchem jener gedanke noch direkt quellenmässig erkenbar sein soll. Aber vergeblich sehen wir uns in dem hier keineswegs spärlichen material nach irgend welchen spuren um, welche auf die auffassung des *ganga u. j.* als einer reinigungsceremonie hindeuteten. Nyrop hat, wie schon angeführt, eine solche als vortreflich verträglich mit der eingehung einer blutsbrüderschaft bezeichnet. Allein mit welcher wichtigen, zumal mit welcher für die persönliche stellung der beteiligten personen wichtigen, feierlichen rechtshandlung wäre der gedanke einer vorgängigen reinigungsceremonie nicht verträglich? Warum hätte er sich gleichwol nur eben bei der eingehung der blutsbrüderschaft, nicht auch z. b. bei adoption und legitimation, bei eheschliessung und freilassung[2] in jener eigenartigen gestalt anerkennung zu verschaffen gewusst? Dies scheint doch mit entschiedenheit darauf hinzudeuten, dass wir es hier nicht mit einem der blutsbrüderschaft entnommenen und deshalb ursprünglich auf sie beschränkten gedanken und seiner symbolischen darstellung zu tun haben[3].

1) S. Schutzgilden 33 fg.

2) Diese käme hier um so mehr in betracht, als sich bekantlich im altgermanischen rechte die auffassung der volfreilassung als einer widergeburt tatsächlich nachweisen lässt. Vgl. Pappenheim, Launegild und Garethinx s. 44 fg.

3) Das einzige den quellen entnommene positive argument Nyrops für seine ansicht wird alsbald zu würdigen sein.

Wie Nyrop selbst hervorhebt[1], muss die von ihm angenommene reinigungsceremonie als der abschliessung der blutsbrüderschaft vorangehend gedacht werden. Denn mit dieser lezteren soll ja für die von ihren sünden gereinigten ein neues leben beginnen. Dazu stimt aber der formalismus des *sverjask í fóstbrœđralag* durchaus nicht. Aus den quellen ergibt sich, dass die blutsvermischung und die eidesleistung unter dem rasenbogen von den in die grube getretenen vorgenommen wird. In dem augenblick, wo beide statfinden, ist demnach der akt der widergeburt noch nicht vollendet. Denn hierzu gehört — und dies kann naturgemäss auch in der symbolischen darstellung nicht entbehrt werden —, dass ein austreten des betreffenden aus dem mutterleibe statgefunden habe[2]. Dieses erfolgt in unserm falle durch das heraustreten der zu brüdern gewordenen aus der grube; so lange sie in derselben sind, erscheinen sie als im mutterleibe befindlich. Demnach ergibt sich, wenn Nyrops auffassung der widergeburt als einer reinigungsceremonie angenommen wird, dass die leztere, die doch angeblich der eingehung der blutsbrüderschaft vorangehen soll, in wahrheit erst auf dieselbe folgt. Durch die berufung auf die schilderung des *sverjask í fóstbrœđralag*, wie sie die Þorsteins saga Víkingssonar enthält, scheint uns Nyrop seine stellung nicht gefestigt zu haben. Er meint (s. 25)[3], dort werde erst die blutceremonie und darnach der gang unter den erdstreifen erwähnt und erblickt in dieser anordnung eine hindeutung darauf, „dass der brauch als eine reinigungsceremonie aufgefasst werden muss, der man sich unterwirft, bevor der eid geleistet wird“. Aber einmal ist der bericht jener sage, wie schon anderweitig[4] hervorgehoben, nicht zuverlässig, dann aber sagt er ausdrücklich, dass auch hier der eid von den noch in der grube stehenden, d. h. also noch nicht widergeborenen geleistet wurde[5]. Endlich ist nicht zu erkennen, wie es für und nicht vielmehr gegen Nyrops auffassung sprechen solte, wenn die durch blutsvermischung und eidesleistung erfolgende schaffung der bruderschaft zu einem teile nicht nur vor dem abschluss, sondern sogar vor dem beginn der ihre vorbereitung bildenden „reinigungsceremonie“ statfände.

Lässt sich demnach der uns überlieferte ritus des *sverjask í fóst-*

1) S. oben s. 157.

2) Das bestätigen die sämtlichen von Nyrop selbst beigebrachten beispiele wirklicher verwendung der symbolischen widergeburt im dienste ceremonieller reinigung.

3) Dies das oben s. 159 note 3 erwähnte argument.

4) Schutzgilden s. 31.

5) Verba: *gengu undir jardarmen ok sóru þar eida* (Þorst. s. Vikgssnr. c. 21).

brædralag mit der erklärung des *ganga undir jardarmen* als einer zu vorgängiger ceremonieller reinigung bestimten widergeburt nicht in einklang setzen, so gestaltet sich alles auf das einfachste, wenn man in dem gang unter den rasenstreifen lediglich die darstellung des zur künstlichen schaffung von brüdern dienenden geburtsaktes erblickt. Der gesamte formalismus des *sverjask í fóstbrædralag* erscheint dann in seinen drei bestandteilen als von demselben gedanken beherscht. Die blutsvermischung dient der künstlichen herstellung der blutsgemeinschaft, die eidesleistung bietet die feierliche und verbindende form für die erklärung des auf schaffung eines brüderlichen verhältnisses gerichteten willens. Beide finden statt, während die künftigen schwurbrüder als gemeinsam im mutterleibe weilend dargestelt werden. Als fremde schreiten sie unter den rasenstreifen; aber nicht früher verlassen sie die grube, als bis jene übrigen handlungen vorgenommen worden sind und sie nun als brüder wider geboren werden können. So erklärt es sich nicht nur, sondern erscheint es als notwendig, dass das *ganga undir jardarmen* die übrigen teile des ganzen formalismus in sich einschliesst, während es nach Nyrops auffassung denselben voranzugehen hätte.

KIEL. MAX PAPPENHEIM.

ZUM SPRUCH VON DEN ZEHN ALTERSSTUFEN DES MENSCHEN.

I.

In der in bd. XXIII, 385 fgg. dieser zeitschrift enthaltenen nachgelassenen abhandlung Zachers über die sprichwörtliche und bildliche bezeichnung der zehn altersstufen des menschen hat der herausgeber, herr E. Matthias, eine fassung des bezüglichen spruches unerwähnt gelassen, die von mir in der „Germania“ XX, 30 veröffentlicht wurde und wegen ihrer eigenartigen form meines erachtens besondere berücksichtigung verdient. Ich glaube daher im interesse der leser der zeitschrift zu handeln, wenn ich sie hier widerhole und ihr verhältnis zu den von Zacher gesammelten kurz bespreche. Sie steht auf dem vorsetzblatte des der Grazer universitätsbibliothek gehörigen exemplars von Pamphilus Gengenbachs „Die zehen alter der welt“. S. l. 1534. 8 und lautet:

Die zehen alter.

Zehen jar ein kint,
zwainzig jar wiz und sin,

dreissig jar ein erwagsener man,
vierzig jar wol gethan,
funffzig jar stille stan,
sechzig jar ein weiser man,
sibentzig jar widter abe lan,
achtzig jar an khruckhen gan,
neuntzig jar der khinter spott,
ain hundtert jar genadt dier gott.

Wie man sieht, ist die form eine von sämtlichen bei Zacher-Matthias angeführten versionen mehrfach verschiedene. Für die 2. und 6.—8. altersstufe werden originelle, aber höchst bezeichnende schlagworte gewählt: statt „jüngling" ist *wiz und sin*, wovor vielleicht „*voll*" zu ergänzen, gebraucht; statt „abgan" oder „geht das alter an": *ein weiser man;* statt „ein greis" — „aus der weis" oder „nimmer weis" mit den bezüglichen varianten: *-wider abe lan* — *an krucken gan.* Die für das zweite jahrzehent bestimte formel klingt an die unter den allegorischen darstellungen des spruchs in der Münchener handschrift (Zacher a. a. o. 404) begegnende verderbte und unverständliche textierung „*er von kainer wicz halt*" an, obwol sie das gegenteil davon auszusprechen scheint. Ebenso befindet sich der der 8. altersstufe entsprechende ausdruck „an krucken gan" mit den bildlichen darstellungen der lebensalter in übereinstimmung.

Allerdings fragt es sich, ob durch die für die 6. und 7. altersstufe gewählten ausdrücke die anschauung von dem auf- und absteigen der lebensbahn, die, wie Zacher gewiss mit recht annimt, dem spruche zu grunde liegt, nicht verrückt und die betreffenden verse etwa unter einander vertauscht sind. Doch ist das wol nur scheinbar, denn auch die vorliegende form gibt einen guten, mit jener ursprünglichen auffassung übereinstimmenden sinn: wenn man nämlich annimt, dass mit dem beginn des 60. jahres der mensch gewissermassen auf dem höhepunkte der gewonnenen lebensweisheit angelangt ist, während auf der nächsten altersstufe durch das auftreten von gebrechen und schwachheiten widerum ein sinken von der erstiegenen höhe bemerkbar wird. Eine steigerung der im 7. vers angedeuteten abnahme der kräfte wird dann durch das für die 8. stufe gebrauchte bild „an krucken gan" in sinfälliger weise ausgedrückt.

Diese auffassung gewint an wahrscheinlichkeit, wenn man die in vielen versionen für die jahre 70—80 gebrauchte textgestaltung mit den ausdrücken „ein greis — nimmer weis" in betracht zieht, wovon

der erste den eintritt des verfals der körperlichen kräfte bezeichnet, der andere nur so verstanden werden kann, dass die im 60. jahre erreichte und bis zum 70. jahre behauptete lebensweisheit wider abnimt. Nach der vorliegenden fassung des spruches wäre mithin für den stilstand der erreichten volkraft ein zeitraum von zwei jahrzehnten, das 50.—70. lebensjahr, bemessen.

Ob der spruch in der so beschaffenen form algemeinere geltung hatte, steht freilich dahin. Auch mir scheint die ursprüngliche gestalt des spruches ungefähr die zu sein, die Zacher XXIII, 401 nach mutmasslicher annahme ansezt; nur will mir nicht einleuchten, dass die bloss einmal belegte unlebendige und mehrdeutige formel aus der weise das richtige treffen soll. Die anschauung, dass auf der einen seite jugend und torheit, auf der andern alter und weisheit synonymisierend zusammengefasst wird, wohnt meiner ansicht nach unserem spruche keineswegs inne[1]; denn in den allegorischen darstellungen und bildern sind zwar für das knaben- und jünglingsalter kitz, kalb und bock, hingegen für die eigentlichen mannesjahre stier, löwe, fuchs, tiere, die doch nichts weniger denn als sinbilder der torheit gelten können, und für die beiden lezten altersstufen esel und gans, die doch gewiss nicht im geruche der weisheit stehen, typisch angewendet. Wahrscheinlicher erscheint mir die annahme, dass für das 80. jahr die formel nimmer weis als die am häufigsten vorkommende ursprünglich gegolten hat oder dass sie wenigstens neben der formel aus der weise gleichberechtigt einhergieng. In der im heutigen volksmund gangbaren gestaltung des noch allenthalben, insbesondere auch in Österreich, ungemein verbreiteten spruches hat sie dann dem ausdruck schneeweiss grossenteils platz gemacht. Für diesen scheint ein älterer, aus früheren jahrhunderten stammender beleg in der tat nicht zu bestehen. Aus diesem grunde (kaum aber wegen der reimbedenken, die Zacher s. 399 geltend macht) verbietet sich die annahme der ursprünglichkeit dieser formel; denn dass der spruch wirklich bis ins 13. jahrhundert hinaufgerückt werden müsse, dafür dürften sichere anhaltspunkte vorerst wol schwerlich gefunden werden.

WIEN. ADALB. JEITTELES.

1) Wackernagel, dessen schrift „Die lebensalter“ für diese auffassung von Zacher angezogen wird, spricht an der betreffenden stelle (s. 13) nur im algemeinen von der in der sprache und litteratur geltenden identität von alter und weisheit, jugend und unerfahrenheit.

II.

In band XXIII s. 385 fgg. dieser zeitschrift steht eine lehrreiche abhandlung „Die zehn altersstufen des menschen“ aus dem nachlasse von Julius Zacher, für deren veröffentlichung dem herausgeber E. Matthias dank gebührt.

Zu dem spruche finde ich dem inhalt wie der form nach ein merkwürdiges seitenstück aus viel früherer zeit in der Mischna, dem älteren, um 200 n. Chr. niedergeschriebenen teile des Talmud, und zwar in einem satze des Jehuda ben Tema, welcher in dem ethischen traktat Abhoth (V, 21) enthalten ist. Ich stelle denselben zur vergleichung neben die von J. Zacher zeitschr. XXIII, 401 erschlossene ursprüngliche fassung des deutschen spruches.

fünfjährig: zur Bibel.	
zehnjährig: zur Mischna.	*zehen jâr: ein kint.*
dreizehnjährig: zu den geboten.	
fünfzehnjährig: zum Talmud.	
achtzehnjährig: zur hochzeit.	
zwanzigjährig: zum streben.	*zweinzec jâr: ein jungelinc.*
dreissigjährig: zur kraft.	*drîȥec jâr: ein man.*
vierzigjährig: zum verstande.	*vierzec jâr: wol getân.*
fünfzigjährig: zum rate.	*vünfzec jâr: stille stân.*
sechzigjährig: zum alter.	*sëhzec jâr: abe gân.*
siebzigjährig: zum greisenalter.	*sibenzec jâr: ein grîse.*
achtzigjährig: zum mächtigen alter.	*ahtzec jâr: ûȥ der wîse.*
neunzigjährig: zum bücken.	*niunzec jâr: der kinder spot.*
hundertjährig: wie tot und hinüber und aus der welt entschwunden.	*hundert jâr: genâde got!*

Der hebräische spruch bietet einige zwischenstufen, welche in dem deutschen sich nicht finden und auch nicht finden können, weil sie auf eigentümlichen altjüdischen anschauungen beruhen. Die verschiedenheit beim 10. jahre kann danach nicht auffallen. Beim 20. und 30. jahre zeigt sich übereinstimmung; ebenso beim 40., da *wol getân* bereits richtig erklärt ist = „steht jezt in der ganzen fülle seiner körperlichen und geistigen kraft“. Beim 50. bietet der hebräische spruch etwas neues, nämlich die e r f a h r u n g, welche zum raten befähigt. Beim 60. und 70. herscht wider übereinstimmung; ebenso in beachtenswerter weise beim 80. jahre, wo die deutung von *ûȥ der wîse* auf ein seltenes und ungewöhnliches alter durch den hebräischen spruch bestätigt wird, der geflissentlich das in Psalm 90 v. 10 gebrauchte wort anwendet. Beim

90. jahre ist nur der ausdruck verschieden: der gebückt gehende alte erregt den spott der kinder. Der jüdische gesetzeslehrer konte die spottenden kinder nicht erwähnen, da in solchem verhalten eine verletzung des gesetzes Levit. XIX, 32 gefunden worden wäre. Er konte auch aus religiösen gründen beim 100. jahre gott nicht anrufen, ohne dass indessen sein urteil über diese altersstufe für abweichend von dem in dem deutschen spruche zu halten wäre.

Der hebräische spruch geht über die im psalm gegebene höchste lebensdauer von 80 jahren hinaus, ohne doch die in der Bibel erwähnten noch höheren lebensalter der patriarchen zu berücksichtigen. Es ist mir daher wahrscheinlich, dass Jehuda ben Tema einen klassischen spruch benuzt und durch einschiebungen in jüdischem sinne vervolständigt hat. Es ist weiterhin möglich, dass der deutsche spruch selbständig auf dieselbe quelle — welche aber nicht mit Poet. lat. minor. ed. Baehrens IV, 257 (vgl. diese ztschr. XXIII, 386) gleichzusetzen sein würde — zurückgeht.

Andererseits möchte ich es nicht für ausgeschlossen halten, dass der bis ins 15. jahrhundert zurückzuverfolgende deutsche spruch auf irgendeine weise — bekant sind Reuchlins Talmudstudien, allerdings etwas später — aus dem hebräischen entstanden ist, unter weglassung der ausschliesslich jüdischen beziehungen. Diese vermutung scheint mir durch eine andere unterstüzt zu werden.

K. Meyer, Der aberglaube des mittelalters s. 143 und 230, erwähnt nach älteren quellen eines noch heute wenigstens im scherze häufig ausgesprochenen satzes, dass reisende personen vom geistlichen stande ein zeichen baldigen regens seien; den ursprung dieses satzes vermag er nicht zu erklären. Nun ist in gewissen jüdischen kreisen, und zwar ebenfals scherzhaft, das wort gang und gäbe: „Wenn die *chăsīdīm* (d. h. die frommen) wandern, wird es bald regnen“; und dies soll auf einer verwechselung mit der femininform *chăsīdōth* „störche“ beruhen: wenn die störche sich auf die wanderschaft machen, so ist die herbstliche regenzeit nahe. Man wird diesen satz unbedenklich als den ursprünglichen annehmen dürfen; aus den „wandernden frommen männern“ sind die „reisenden personen vom geistlichen stande“ geworden.

Solte der deutsche spruch von den zehn lebensaltern wirklich auf den hebräischen zurückgehen, so könte vielleicht in diesem beim 90. jahre neben der richtigen lesart לשוח „zum bücken“ die paläographisch sehr ähnliche variante לשחוק „zum spotte“ vorhanden gewesen sein, zu welcher „der kinder spott“ auch wörtlich stimmen würde.

MÜLHAUSEN IM ELSASS. HEINRICH LEWY.

ZUR ENTWICKELUNG DER MHD. LYRIK.

Richard M. Meyer hat Ztschr. f. d. a. XXIX, s. 121 fgg.[1] ähnlich, wie vor ihm Wilmanns zur inhaltlichen vergleichung mit Walther, so vom formalen gesichtspunkte und in ungefähr historischer reihenfolge die ausserordentlich zahlreichen parallelstellen unserer minnesänger bis auf Walther sehr sorgfältig zusammengestelt und die ansicht ausgesprochen, dass sie auf anlehnung nicht innerhalb dieser poesie selbst, sondern an alte, algemein verbreitete und zwar volkstümliche lieder zurückzuführen und somit als ein urkundliches zeugnis für das vorhandensein einer volkstümlichen liebesdichtung vor dem minnesange anzusehen seien.

Sind sie das wirklich? Und lässt sich über vorhandensein einer volkstümlichen liebesdichtung vor dem minnesange und über ihre eigenart nach inhalt und darstellung vielleicht aus den vorhandenen denkmälern der mhd. lyrik ein urteil gewinnen? Endlich: welche stelle gebührt Walther in der entwicklung der dichtung? Mit diesen fragen beschäftigen sich der reihe nach die abschnitte dieser arbeit.

I. Bedeutung der formeln in der sprache des minnesangs.

Auch in der modernen deutschen lyrik lassen sich hunderte übereinstimmender stellen auffinden, von denen nach abzug aller aus zufall oder infolge der algemeinheit der betreffenden sache und der geläufigkeit des verwendeten ausdrucks gleichlautenden, sowie der offenbar beabsichtigten entlehnungen eine sehr grosse menge in der tat der art ist, dass man sie für bewusste oder unbewusste nachklänge vorhandener formeln zu halten berechtigt ist. Indes ist — unternimt man einen versuch — das immerhin eine mühsame arbeit, und mehr als immer etwa fünf mehr oder minder gleicher verse lassen sich in ziemlich weitem umkreise überhaupt nicht leicht finden, während bei den

1) E. Th. Walters ausführlicher versuch, die ansicht Meyers zu widerlegen (Germ. XXXIV, s. 1 fgg.: Über den ursprung des höfischen minnesangs und sein verhältnis zur volksdichtung) hat ihm eine scharfe und, wie mir scheint, in bezug auf die hauptsache ungerechtfertigte zurückweisung eingetragen (Ztschr. f. d. a. XXXIV, s. 146 fgg.: Volksgesang und ritterdichtung). Das ist die veranlassung gewesen, die folgenden bereits 1885 entstandenen bemerkungen über dieselbe frage auch nach Walters aufsatz noch zu veröffentlichen. Bezüglich der wenigen einzelheiten, in denen wir ausser dem gemeinsamen widerspruche zusammentreffen, erkläre ich, weder von ihm noch aus Meyers entgegnung eine nachträgliche entlehnung gemacht zu haben.

minnesängern bis je zwanzig in die augen fallen. Meyer schliesst alle sprichwörter und kleineren formeln, die nie einen ganzen vers ausfüllen, aus: und doch weist seine tabelle Hausens, Rugges, Morungens namen ja mehr als 60mal auf, Reinmar und Neithard sind anderthalbhundertmal, von Walther sogar über 100 verse (wenn auch nicht alle, wie Meyer selber weiss, mit gleichem rechte) genant, die er selbst widerholt oder mit andern gemein hat. Dabei begegnen aber unter den 60 bez. 80 aus Meinloh und Dietmar angeführten stellen je 22 hier zum ersten male, während auf Hausens, Rugges und Morungens 3mal ca. 60 in summa nur 13, auf die oben genante anzahl Reinmars 8, auf die Walthers 5 und Neithards auch nicht mehr neulinge kommen: ein verhältnis, das durch erweiterung der samlung zwar veränderungen erfahren würde, im rahmen der gebotenen übersicht aber schon für die dauernde bewahrung und algemeine benutzung des einmal eingebürgerten bezeichnend ist. Und wenn nun, wie nicht zu vergessen, die doch gewiss noch grössere masse der uns verlorenen dichtungen jener zeit, da minnesingen einen akt im geselschaftlichen verkehr, einen bestandteil ritterlicher wolgezogenheit ausmachte, sicherlich keine andere sprache führte, als die aufbewahrten, so wird man Meyer unbedingt zugeben, dass zufälligkeit in einzelnen fällen wol möglich sei, jedoch für die ausserordentliche fülle der erscheinung, wie sie dem leser von MF sich von selbst aufdrängt und von neuem eindringlicher durch diese samlung zu gemüte geführt worden ist, keine ausreichende erklärung bietet.

Wird man aber die annahme unabsichtlicher oder unbewuster anlehnung und unvermerkter oder unabgewehrter anziehung, wie sie Meyer vorgeschwebt hat, aus den gleichen erwägungen nicht ebenfals zurückweisen müssen? Ich meine, ja! Denn es erscheint undenkbar, dass sich jene verse und formeln in solcher masse „eingeschlichen“, dass ihr tonfall und wortgefüge unvermerkt gewirkt und andere nach sich gezogen habe, so dass diese sänger etwa erst durch einen kritischen leser auf die erscheinung zu ihrer überraschung hätten aufmerksam gemacht werden können. Es geht auch nicht an, bloss einen von dem unsrigen abweichenden geschmack anzunehmen und jenen dichtern eine heutzutage in diesem masse nicht erlaubte harmlosigkeit gegenüber fremdem gute zuzutrauen oder es als bequemlichkeit gelten zu lassen, die jener kunstübung bei ihrer verbreitung fast notwendig, anfangs wenigstens ganz natürlich gewesen wäre. Vielmehr wird man sich angesichts der ungemeinen häufigkeit und der dauerhaftigkeit dieser formeln nicht der einsicht verschliessen, dass hier keine unbewuste,

sondern eine beabsichtigte, erstrebte gleichförmigkeit der sprachlichen form vorliegt.

Wie steht es dann aber mit der ansicht, die erscheinung finde ihre erklärung aus dem zusammenhang mit älteren volksliedern? Der ritterliche spielmann — und war's selbst ein mann von dem freien blicke Walthers, der dazu selber zwei jahrzehnte lang fast ein spielmannsleben führte — wendete sich doch stolz von den genossen ab, die *getragene wât* nahmen, und die vornehme geringschätzung volkstümlichen treibens hat in sein schönes maienlied (51, 13) ein störendes odi profanum gebracht (51, 25). Die gleiche gesinnung spricht aus Neidharts spöttischer muse, lehrte aber auch bereits Veldegges dame ihre abwendung von dem ehemals geliebten mit den charakteristischen worten (57, 30—32) rechtfertigen, die seinem benehmen als herbsten vorwurf den des bäurischen machen. Und dem geselschaftlichen kreise, in welchem solche anschauungen herschten, solte man von anfang bis zur zeit der höchsten blüte seiner ihm allein eigentümlichen kunst, während doch vermutlich die abschliessung zunahm, die gleiche vertrautheit mit den weisen des volkes, die im volke selbst doch auch noch hätten leben müssen, und die unausgesezte, bereitwillige hingabe an ihre eindrücke zutrauen dürfen? Eher würde dann mit der volleren entfaltung der neuen, höfischen kunst eine immer zunehmende abkehr von nachklängen der älteren *dörperlichen* zu erwarten sein. Auch erscheint eine in dem masse algemeine, gleichmässige verbreitung derselben vermeintlichen volkslieder in fast ganz Deutschland, wie sie Meyers annahme zur voraussetzung hat, für jene zeit unwahrscheinlich, weil es ein so wie das rittertum in sprache, anschauung, lebensform gleichgeartetes volkstum nicht gab. Entscheidend aber ist der umstand, dass ihrem inhalte nach eine ganze reihe jener angeblichen reste alter, volkstümlicher gesänge sicherlich weder alt, noch volkstümlich sind. Denn dass z. b. das aus CB. 116[a] (Meyer s. 137) angeführte *Vrowe ich bin dir undertân* mit seiner sippe, ebensowenig wie die wendungen *wan ob ich hân gedienet* (MF. 13, 31) oder *swaz sie gebiutet, daz daz allez sî getân* (15, 16) mit den von Meyer dazu (s. 149 und 151) gebotenen verwanten auf dem alt bebauten boden einer volksdichtung, sondern dem neu bestelten felde des höfischen frauendienstes gewachsen sind, kann wol keinem zweifel unterliegen. Und wem gehören sonst die im bewusstsein redlichen verdienstes um lohn stammelnden bitten *frowe lât mich des geniezen* usw., die zu CB 116a (s. 137) aufgezählt sind, als dem minnenden ritter? Dem höfischen minnesang allein die reflexionen über die erziehliche wirkung

ungelohnter minne, von der sie sagen, dass sie *kan geben hôhen muot*, *du hast getiuret mir den muot* und was dergl. zu MF 3, 13 und 33, 26 auf s. 134/5 genant wird. Und solten die seit Hausen (42, 9) unaufhörlichen liebesbeteurungen an die eine *für ellin wîp* volkstümlichen ursprungs sein? Alle diese und andere formeln tragen vielmehr so ganz deutlich den stempel der erst mit dem minnesange entstandenen verhältnisse der ritterlichen geselschaft, wie andere den jener merkwürdigen unten noch näher zu beobachtenden anschauungsweise dieser poesie. Denn *mir râtent mîne sinne* oder *mir gap ein sinnic herze rât* u. dgl. (Meyer s. 149 zu MF 13, 25) wusste vor der zeit der minnesänger kein ritterlied und kein volkslied zu sagen. Liedchen, die verse dieser oder jener art enthalten hätten, wären keine volks-, sondern ritterliche minnelieder gewesen; und eine dichtung, die, wie Meyer will, fast nur aus seinen formeln gebildet gewesen wäre, würde sich vom minnesange vielleicht durch den strophenbau, in wesentlichen dingen aber durchaus nicht unterschieden haben. Hat es aber vor dem minnesange lyrische dichtung gegeben, so ist sie auch von ihm verschieden, ja, wie sich zeigen wird, grundverschieden gewesen.

Wenn nun nicht aus volksliedern, woher sonst jene formeln? Meyer selbst lässt sich darüber (s. 166) so vernehmen: „Der ursprung aus der umgangssprache ist klar. Aber diese formeln, behaupten wir, müssen in feste, dichterisch brauchbare gestalt schon vor der zeit der ältesten uns erhaltenen lieder" — soll sagen, in der zeit des volksliedes — „gebracht worden sein". Dass sie das aber ganz und gar nicht müssen und die ansicht, gestaltung und festigung von formeln im zeitalter des minnesanges selbst sei undenkbar, eine blosse behauptung bleibt, ist durch die oben erwähnten ihres inhaltes wegen sicherlich erst mit und im minnesange entstandenen und doch auch darin fest gewordenen wendungen bereits erwiesen. Und wenn gefragt wird, wie ohne die bereits überlieferten formeln zwei in „art und form" so verschiedene dichter wie Gutenburg und Walther auf so ähnliche verse wie *der gedinge tuot mir wol* und *doch tuot mir der gedinge wol* (MF. 76, 35. W. 92, 7) allein durch die umgangssprache hätten kommen können, der dabei doch die phrase: „diese hofnung tut mir wol" nicht abgesprochen wird, so möchte man in dem falle fast mit der umgekehrten frage entgegnen, wie sie unter dieser voraussetzung für den gleichen gedanken im gleichbewegten versmasse einen verschiedenen ausdruck hätten finden sollen!

Somit bleibt die umgangssprache ohne eine so weitgehende vorarbeit früherer dichtung im algemeinen allein die quelle jener for-

meln, und was Meyer s. 165 fgg. weiter dagegen geltend macht, kann ich nicht als stichhaltig anerkennen. Die form und fassung derselben soll mit ihrer entstehung aus einer blossen umgangssprache unvereinbar sein. Worte wie *in mînem herzen ich si trage* oder *sône wirde ich niemer frô* passten wol zu Molièreschen precieusen, seien aber im munde der damen des 12. jahrhunderts, in der unterhaltung der „eisernen“ ritter einfach undenkbar. Nun, ein unangemesseneres epitheton als eisern, selbst in gänsefüsschen, hätte man für den ritter jener zeit im verkehr mit der frauenwelt, aus dem und für den allein seine lieder entstanden, wirklich nicht herbeiziehen können! Die unterhaltung der ritter und frauen war eben keine „prosa des tages“, und es herschte da kein „altäglicher gesprächston“; denn mit der redeweise der höfischen geselschaft in festlicher stimmung haben wir's zu tun; einer geselschaft, in welcher der stolz des mannes sich freiwillig auch der laune des weibes zum spiele bot, sein lied unterhaltung schafte durch verkündigung von gefühlen und empfindungen, die eigentlich nur einer galten und nur ihr gesagt sein solten, seine gedanken sich oft in den unbescheidensten wünschen ergiengen, deren verwirklichung die doch so demütig und fast scheu verehrte frauenwürde in den staub gezogen haben würde. Es ist die sprache einer geselschaft, aus der man ohne verwunderung schon nach einem halben jahrhundert die misgestalt eines Ulrich von Liechtenstein hervorgehen sieht. Wie hätte sie sich natürlich und altäglich ausdrücken sollen? Taten es auch die allongeperücken im 17. jahrhundert?

Die innerlich widerspruchsvollen verhältnisse hatten nur bestand durch äusserliche, bis ins einzelnste ausgeprägte, fest verpflichtende formen, nach deren strenger beobachtung in allen lagen man geselschaftlichen takt und gute sitte bemass. So gieng ein gewisses mass von formelwesen vor allen in die sprache als ausdruck und mittel dieser geselschaftlichen beziehungen ganz naturgemäss über und stelt sich daher auch in den dichterischen erzeugnissen als wesentliches kenzeichen jenes verkehrs und lebens dar. Mochten jene sänger ihren stolz darein setzen, für ihre weisen neue töne zu erfinden — dem guten tone unterwarfen sich im geselschaftlichen leben, wie auch im poetischen ausdruck, soweit minnedienst und minnesang verbreitet wurde, alle so bereitwillig, dass selbst persönliche besonderheit in jener kunst nur sehr selten und schwach zur geltung kam. Und die so entstandene gleichmässigkeit des ausdrucks bis ins kleinste konte keinem sänger oder zuhörer anstössig sein, weil jenem, wie später den meistersingern ihrer tabulatur gegenüber, das gefühl der unfreiheit seiner

bewegung abgieng und beide den gebrauch regelrechter umgangsformeln, je häufiger er sich bot, um so mehr als vorzug anzusehen sich gewöhnten. Für die kentnis der höfischen umgangs- und dichtersprache wäre also zu wünschen, dass Meyer seiner samlung die erwähnte einschränkung nicht auferlegt hätte.

II. Verhältnis zwischen mann und frau und dichterische anschauung in der mhd. lyrik.

Meyer bezog sich auf einen aufsatz Burdachs (Ztschr. f. d. a. XXVII, s. 343 fg.), der, gegen Wilmanns' entgegengesezte meinung gerichtet, nachzuweisen suchte, dass es vor der zeit des höfischen minnesanges in Deutschland eine weitverbreitete, volkstümliche liebeslyrik gegeben habe. Ich unterlasse es, sowol im einzelnen bedenken gegen seine beweisführung zu äussern, wie auch im ganzen den gleichen gang zu nehmen, um die punkte der übereinstimmung und des widerspruchs zu bezeichnen. Ich wünsche vielmehr durch die betrachtung der erhaltenen denkmäler mhd. lyrik einen gesichtspunkt in helleres licht zu setzen, von dem aus sich dann ein urteil über die Meyer und Burdach gemeinsame ansicht und vielleicht nebenher für das verständnis dieser poesie ein auch den darum verdienten gelehrten nicht unwillkommener beitrag ergeben dürfte. Ich meine die bekante, aber, wie mir scheint, nicht hinreichend gewürdigte, durchschlagende verschiedenheit der in MF vereinigten dichtungen in bezug auf das gegenseitige verhältnis von mann und frau und die dichterische anschauung. Und zwar sondern sich in dieser hinsicht von der grossen fast schablonenhaft gleichartigen masse ab die lieder Kürenbergs und mehrere Meinlohs und Dietmars, endlich einzelne unter den namenlos überlieferten und denen der beiden burggrafen von Regensburg und Rietenburg; die meisten durchaus, einzelne nur mit einzelnen zügen.

Da erklärt die dame noch ohne zimperlichkeit und ziererei, mit natürlicher offenheit und überzeugender innigkeit (4, 36), dass er ihr *der allerliebeste man* sei; dass keiner in aller welt ir besser gefalle (4, 34); dass sie es nicht im zorne übers herz bringe zu sagen: es sei ihr *iemen alse liep* (18, 5); sie ruft sogar gott zum zeugen an, dass sie ihm wahrhaftig *diu holdeste* sei (4, 7). *Min froide de; minnist ist umb alle ander man,* er und kein anderer ist ihres herzens freude (7, 17); und dass ers mit ihr ebenso halte, bittet eine betrübten sinnes gar zärtlich den geliebten, der ein leichter vogel zu sein scheint (37, 23): *min trût, du solt gelouben dich anderre wibe; wan, helt, die solt du*

miden. Doch dass keine andere zuvor in seinem herzen gewohnt habe, und dass sie, die seiner liebe jezt sich freut, gerade von anbeginn die erste und einzige gewesen — das zu verlangen sind sie nicht engherzig, es sich einzubilden nicht schwärmerisch genug. Nein, mit liebenswürdiger naivetät macht sich da eine über ihre arme vorgängerin gedanken (13, 35): *swelhiu sînen willen hie bevor hât getân, verlôs si in von schulden, der wil ich nû niht wizen, sihe ichs unfroelîchen stân.* Und ebensowenig glaubt eine andere selbst ein hehl daraus machen zu müssen, wenn auch ihr herzenskämmerlein der jezt geliebte nicht zuerst erschlossen hat; vielmehr spricht sie es unbesorgt aus (4, 37): *du bist in mînen sinnen für alle, die ich ie gewan.* Vorwurfsvoll aber beschwert man sich über andere frauen, die nicht übel lust haben, sich der beneideten zum trotz ihren ritter einmal näher anzusehen (4, 33); oder wir hören gar bitre klagen, wie *unstaetiu wîp* manch *kindeschen man* nur betrügen, ihm den sinn verwirren (4, 1), was oft reiner liebe bund zerstöre. Was hilft ihr es dann, dass sie selbst *ir deheiner trûtes* doch auch nicht zu begehren mit schmerzlichem scherze beteuert (37, 17)? So eine vergessene konte *nie frô werden sît* (7, 26); den *lügenaere* aber, den störern ihres glücks, wird nichts gutes gewünscht (9, 17). Auch die unbequeme *huote* macht gar mancher schmerz, wunderliche, eigensinnige leute, die einer solchen liebenden seele zumuten, von dem freund zu lassen, desgleichen sie doch keinen findet auf erden (36, 5), und die auch gehässige reden nicht verschmähen (13, 19). Nur selten freilich ruft dies sanftschmerzliche klagen hervor (32, 3), meist schlagen die vermahnten trotziglich entschlossen die warnung in den wind. *Ich lâze in durch ir nîden niet. si fliesent alle ir arebeit: er kan mir niemer werden leit,* heisst's da (18, 6); oder (16, 12): *und laegen si vor leide tôt, ich wil im iemer wesen holt. si sint betwungen âne nôt;* und noch stärker: *staechens ûz ir ougen, mir râtent mîne sinne an deheinen andern man* (13, 24). Ja eine herzhafte, die erfahren hat, dass kein weib es jemals der welt recht machen kann, verdamt es frischweg als verwerflichen kleinmut, solcher weisung gehorsam zu sein (33, 11): *swer sîn liep darumbe lât, daz kumet von swaches herzen rât.* Kleinmut aber und schwäche ist den frauen dieser lieder allerdings fremd. Eher gewaltsam könten sie erscheinen, wenn z. b. eine von leidenschaftlicher liebe zu einem ritterlichen sänger erfasst ihm kurz die wahl stelt: entweder wird er mein, oder er hebt sich aus dem lande (8, 7). Sogar einer derbheit sind sie im augenblicke der erregung nicht unfähig, und wir brauchen nicht zu erstaunen, wenn wir einen wenig beherzten liebhaber, der

wie Wilhelm Müller's wanderer sich gescheut den schlaf der holden zu stören, ob dieser nach ihrer meinung gar nicht angebrachten zarten rücksicht unhöflich genug aus frauenmunde mit diesen kräftigen worten danken hören: *des gehazze got den dinen lip! jô enwas ich niht ein ber wilde,* der dich aufgefressen, wenn du mich geweckt: hätte sie fortfahren müssen, wenn uns des sängers höflichkeit nicht den rest ihres wilkommens verschweigen gewolt (8, 15).

Offen und unverstelt, natürlich und unumwunden, wie liebe und leid, so äussert sich eben auch ihr unmut ungehindert, unverhült, keck und derb; ob die erzählte scene sich zwischen eheleuten oder unverheirateten abspielt, ist dafür gleichgültig. Daher bildet mit diesem handfesten ausbruch des unwillens wol einen grellen kontrast, aber keinen unvereinbaren widerspruch das liebliche bekentnis schämigen errötens in einem gedichte des Kürenbergers, einer wahren perle unter diesen schätzen (8, 17): *Swenne ich stân aleine in minem hemde und ich gedenke ane dich, ritter edele, so erblüejet sich min varwe als rôse an dorne tuot.* Und widerum tritt die ganze zartheit, innigkeit, sanftmut und herzlichkeit weiblicher art zu tage, wenn eine dieser frauen um den fernen geliebten sorgt, *daz er sich wol behüete* (32, 22); wenn eine andere sich mit zweifeln quält ob seines langen ausbleibens: *sunder âne mine schult fremedet er mich manegen tac* (34, 13) und darüber schon den ganzen winter lang, seit die blumen welkten und die vögel verstumten, in grossem jammer zu leben bekent; wenn wider eine den offenbar grollenden an liebe worte erinnert, die er einst zu ihr gesprochen, und seinem boten aufträgt: *bite in, daz er mir holt sì, als er hie vor was* (7, 6) oder ihm ins gedächtnis ruft, wie sie sonst ihm lieb war, *do dû mich èrst sache* (37, 26). Ebenso wenn eine den segnet, der ihr den erzürnten geliebten wider versöhnen werde (9, 19); wenn sie ihre ungeduldige sehnsucht, als ob sie sich ihrer ein wenig schäme, gar artig so versteckt: *ane sehendes leides hàn ich vil, daz ich im selbe gerne klagen wil* (33, 5); wenn rosenblühen und vögleinsingen, das doch allen herzen freude bringt, und alle *sumerwunne* für sie nicht da ist, so lange ihr holder geselle fern bleibt; wenn sie uns ihr geheimnis erzählt von vergeblichem bemühen um das, was sie nicht gewinnen kann und, was das sei, uns dann mit wehmütigem scherze deutet: *jon mein ich golt noch silber: ez ist den liuten gelîch* (8, 31); wenn sie den falken beneidet, wie er frank und frei auf den ast im walde fliege, der ihm wolgefalle: *sô wol dir, valke, daz dû bist! du fliugest swar dir liep ist,* während ihr den erkorenen mann andere frauen nicht so unbestritten lassen (37, 8); wenn

ähnlich eine verlassene, der ihr liebster wie ein falke auf und davon geflogen, fromm und zart ihre sache dem anheimgibt, der trennen und vereinen kann: *got sende si zesamene, die gerne geliebe wellen sîn!* (9, 11). Wie einfach und innig sind auch die bekanten worte, die das mägdlein von Tegernsee ihrer schwungvollen lateinischen liebesepistel anhängt! Dann wider leuchtet der helle stolz aus den worten glücklicher, die sich der liebe ihres helden sicher fühlen: *Du zierest mîne sinne unde bist mir darzuo holt,* spricht die eine (5, 12); die andere empfindet es mit erhebender befriedigung: *Ich muoz von rehten schulden hô tragen daz herze und al die sinne, sît mich der allerbeste man verholn in sîme herzen minne* (38, 5); die dritte sont sich im glanze des geliebten: *der sich mit manegen tugenden guot gemachet al der werlte liep, der mac wol hôhe tragen den muot* (16, 5). So das weib in diesen liedern.

Der mann erscheint seiner natur nach abgemessener, besonnener, ruhiger. Wol kent auch er die zarte regung der sehnsucht: *mir tuot âne mâze wê, daz ich si sô lange mîde* (32, 15), klagt er, und dass aller vöglein singen nichts ihm gelte um ihre liebe; aber während sie beim auseinandergehen nach seligen stunden die trähnen nicht zurückhalten kann, tröstet er sich, wenn es nun einmal nicht anders sein kann, kurz mit dem alten spruche: *liep âne leit mac niht gesîn* (39, 24). Er ist sich seiner überlegenheit bewusst: *wîp unde vederspil,* meint einer sogar etwas verwogen, *die werdent lîhte zam: swer si ze rehte lucket, sô suochent si den man* (10, 17). Und wir finden ihn freilich nicht so oft, wie die frau, in sehnsüchtigem trauern und schmerzlichem vermissen, aber bei gelegenheit doch nicht weniger innig, warm und zärtlich, als jene. Vor dem walde eine linde und ein singender vogel darauf lassen ihn an einen andern wald und eine linde gedenken, wo auch ein kleiner vogel sang. Da sieht er *die rosebluomen* blühen, und die, vertraut er uns, *manent mich der gedanke vil, die ich hin zeiner frouwen hân* (34, 3). Seine liebe ist ihm heiliges geheimnis, niemand soll drum wissen ausser ihm und ihr, *wiez undr* ihnen *zwein ist getân* (10, 8). Ja wo er erst jubelt: *Aller wîbe wünne diu gêt noch megetîn*, zweifelt er hinterher schüchtern an seinem erfolge: *in weiz wiech ir gevalle: mir wart nie wîp alsô liep* (10, 15); ein schluss, der die den anfangsworten widerfahrene abweichende auslegung zu verbieten scheint. Geradezu zaghaft aber fehlt ihm einmal, wie wir oben hörten, das herz, seine schlummernde schöne zu wecken. Komt es aber darauf an, so fehlt ihm mut und selbstvertrauen so wenig wie aufopferungsfähigkeit, und mit dem *wîp vile schoene,* das er (9, 21) aufruft mit

ihm zu ziehen, ist er auch entschlossen, freude und leid zu teilen, was kommen mag.

So zeigen diese lieder ein verhältnis zwischen mann und weib, wie es dem natürlichen wesen beider geschlechter angemessen ist. Nach den äusserungen von jubel oder schmerz erscheint die frau als der teil, der mehr zu gewinnen oder zu verlieren hat: sie wird durch seine liebe beglückt und mit stolz erfüllt, sie wacht mit ängstlicher sorge darüber. Er hat die stärkere, überlegene rolle, lässt sich durch die leidenschaftliche liebeserklärung des energischen weibes nicht im geringsten entflammen, zeigt gelegentlich selbst übermütig das bewustsein seiner macht — aber von der härte und rohheit, die man an ihm bemerkt haben will, finde ich nichts, und von begehrlichkeit nicht so viel wie bei der scheltenden frau (8, 14). Wol scheinen manche frauenlieder auf untreue oder vorübergehende abwendung des mannes zu deuten. Sie beklagen ihn durch der *lügenaere nit* verloren zu haben (7, 24. 9, 13); sie bitten ihn bei ihren trähnenden augen, sich anderer frauen zu begeben (37, 18), erflehen verlorene liebe zurück (7, 1), trauern um vergebliche liebesmüh (8, 25), sehen den falken, den sie treulich gehegt, in ein anderes land entfliehen und noch umwunden mit ihren seidenen bändern an ihnen wider vorüberziehn. Sind sie nicht wirklich hart, die männer, die arme lieberfülte frauenseelen so betrüben können? Aber es darf nicht vergessen werden, dass wir wirklich aus mannesmunde selbst nur ein einziges mal ein wort der abweisung vernehmen, eben jenem stürmischen weibe (8, 7) gegenüber: *si muoz der miner minne iemer darbende sin* (9, 35). Sonst steht in männerstrophen nirgends auch nur eine silbe davon, dass einer ein zu ihm drängendes herz hart und kalt von sich gestossen habe. Dass ein mann seine farbe wechselt, komt wol vor, da wir sicherlich keinen grund haben, den worten jener triumphierenden geliebten zu mistrauen, die (13, 37) ihrer verdrängten vorgängerin schmerz mitleidig am eignen glücke mass. Aber dürfen wir allem jenen klagen und flehen blind glauben und darauf hin die männer, denen es galt, als hart und kalt verdammen? Oder werden die mädchenherzen damals in der herzlichen behütung ihres köstlichsten schatzes weniger emsig als heutzutage dabei gewesen sein, mit ängstlicher hast den blick einer andern, mit grübelnder aufmerksamkeit misverständliche worte des geliebten aufzufangen, bei langem ausbleiben nur selten ihn zu entschuldigen, um so eifriger aber mit allerlei gründen und gründchen sich schliesslich einzureden, dass er nicht kommen wolle, um sich dann mit törichten schmerzen und ihn mit unnötigen vorwürfen zu quälen? Einmal wenig-

stens (34, 11) tritt uns, glaube ich, eine solche selbstquälerin unverkenbar vor augen. Es ist tief im winter, denn blumen sah sie längst nicht mehr, noch hörte sie der vögel sang; der geliebte ist fern, so fest wahrscheinlich durch sturm und schnee in seine burg gebant, wie sie in die ihrige; man kann ihr also die sehnsucht nicht verdenken, auch nicht, dass sie die zeit, seit sie in seinen armen lag, wol tausend jahre dünkt. Warum sie ihm aber mit den vorwurfsvollen worten *sunder âne mîne schult fremedet er mich* absichtliches ausbleiben schuld gibt, ist nicht zu verstehen, wenn uns nicht das reizende gedichtchen eben eine solche zärtliche seele in ihren törichten sorgen zeigen wolte. Und gewiss ist ebenso ein guter teil jener klagen aus frauenmunde zu erklären.

In schroffem gegensatze zu dem dargestelten verhältnisse der beiden geschlechter steht nun dasjenige, aus dem mit ausnahme der wenigen bisher besprochenen gedichte die uns erhaltene mittelalterliche liebeslyrik ganz hervorgegangen ist. Freilich versichert es Reinmar zu widerholten malen hoch und teuer, der einzige zu sein, dem der verdiente lohn der liebe von seiner dame verweigert werde (z. b. 189, 35. 171, 22), und meint (176, 16, vgl. 155, 34), von seiner herrin so gelitten zu haben, *daz nie man durch sîn liep sô vil erleit.* Aber hören wir nur die andern! Da möchte Horheim (115, 13) es auf seinen eid nehmen, *daz nieman groezern kumber hât noh niene wart sô trûric man;* Gutenburg, der einst andrer meinung war, erkent nun (78, 3) seinen irtum: *ich wânde ieman sô hete missetân, suocht er genâde, er solte si vinden: daz muoz leider an mir einen zergân;* und Hausen brauchte es nicht ein *grôzez wunder* zu nennen, dass er (52, 17) zu klagen hatte: *diech aller sêrest minne, diu was mir ie gevê.* Wer unter seinen genossen hätte sich eines besseren schicksals zu erfreuen? Auch graf Rudolf minte, die ihn *hazzet sêre* (81, 9 wie Reinmar 166, 31) und muss sich der torheit (83, 11) anklagen: *ich hân mir selben gemachet die swaere, daz ich der ger, diu sich mir wil entsagen.* Rugge schilt sich gar (104, 1): *ich mac wol sîn von gouches art und jage ein üppeclîche vart: tôren sinne hân ich vil, daz ich des wîbes minne ger, diu mich ze friunde niene wil.* Heinrich von Morungen will's auf seinen leichenstein schreiben lassen (130, 1): *wie liep si mir waere und ich ir unmaere.* Alle wie Reinmar, der mit schmerzen erkent (159, 10): *si ist mir liep, und dunket mich, daz ich ir vollecliche gar unmaere sî.* Und so ist das gleiche schicksal aller minnesänger von Hausen und Veldegge an und das immer widerkehrende, fast einzige thema ihrer lieder: liebe ohne lohn. Wenn wir also in diesen liedern

selten etwas anderes von den männern hören als klagen und von den frauen versagen, so sieht es wirklich fast aus, als hätten beide ihre rollen gewechselt; nur dass wir bei jenen rittern oben trotz gelegentlichen übermutes die herzenshärtigkeit nicht finden könten, unter der alle diese sich jammernd zu winden scheinen. Doch gleichen auch wider diese weibischen männer den frauen dort nicht, denen nichts weniger angestanden haben würde als die widerholten beteurungen, z. b. Hausens (50, 11), Johannsdorfs (90, 16), Morungens (134, 31. 136, 11), *von kinde,* oder wie Hartmann noch lächerlicher übertreibt (206, 18) *sît der stunt,* da er *ûfem stabe reit,* nur einer minne gedient zu haben. Man vernimt sogar das feierlich tönende gelübde (86, 1): *Mîn êrste liebe, der ich ie began, diu selbe muoz an mir diu leste sîn;* und ähnlich rühmen alle ihre *staete, triuwe, staetekeit* unaufhörlich, hoffen von ihr, versichern und beweisen sie oft bis zu einer zudringlichkeit, die sich mit der leidenschaft jener frau auf der burgzinne nicht vergleichen lässt. Die treue des mannes, in jenen liedern der gegenstand ängstlicher sorge, der grund höchsten stolzes für die liebende frau, scheint in diesen fast zur strafe für ihre hartherzigkeit geworden zu sein[1].

Es ist bekant, dass diese verwandelung in erster linie die folge einer veränderung in den formen des geselschaftlichen lebens war, die es durch fremdländische beeinflussung erfuhr. Natürliche anlage und geselschaftliche zustände hatten bei den unsern vorfahren in der ausbildung äusserer lebensformen vorausgegangenen westlichen nachbarn ein dem natürlichen in gewissem sinne entgegengeseztes verhältnis im verkehr zwischen beiden geschlechtern, ein unterwürfiges werben des mannes um die gunst wol meist verheirateter und an rang höher stehender frauen ausgebildet, in dem sich wirkliche liebesregung, hier natürlich voll feuriger, verzehrender leidenschaft, mit blosser galanterie und förmlicher höflichkeit eigentümlich mischte. Als nun die kreuzzüge

1) Es erfrischt unter den weichmütigen klängen den kräftigen ausbruch empörten stolzes zu vernehmen, mit dem Friedrich v. Hausen (48, 1) seinem flehen ein ende macht: *ich waer ein gouch, ob ich ir tumpheit haete für guot: ez engeschiht mir niemer mê,* oder der gelehrige schüler der troubadours (142, 15): *des* — danklosen dienstes nämlich — *bin ich worden laz, alsô daz ich vil schiere gesunde in der helle grunde verbrünne, ê ich ir iemer diende, ine wisse umbe waz;* und die unerbitliche sogar bedroht (145, 33): *Ich wil eine reise . . dâ wirt manic weise. diu lant diu wil ich brennen gar.* Ja auch Hartwig von Rutes *minnender unsin* (117, 33) wirkt woltätig zwischen dem minnenden sinnen jener klagelieder. Vielleicht, dass hier fälle wirklicher leidenschaft vorliegen. Aber es sind nur die ausnahmen, unerheblich für eine betrachtung über das wesen der dichtung.

und besonders der von Konrad III. und Ludwig VII gemeinsam unternommene die engste und nachdrücklichste berührung der beiden nachbarvölker hervorrief, trat diesseits des Rheins eine, wie wir annehmen müssen, sehr rasche umgestaltung des ritterlichen lebens nach dem vorbild des französisch-romanischen rittertums ein, eine umgestaltung, die in der eigenart unseres volkes keine wurzel hatte. Denn wenn auch schon Tacitus von den alten Germanen berichtet, wie ihnen die frau geradezu als ein verehrungswürdiges, heiliges wesen erschienen sei, und später der Mariencultus auf diesem grunde erwuchs, so bemerkt der Römer doch ausdrücklich, dass jene verehrung von kriechender schmeichelei fern war; und der dienst der mutter gottes kante wol glaubensvolle anbeter und eine milde, gütige, trost und frieden spendende jungfrau, und hätte, seine gewalt dahin zurückgebend, woher er sie empfangen, eine verehrung der frauen überhaupt, des weiblichen geschlechtes herbeiführen können, aber die unaufhörlichen lobpreisungen der einen und einzigen vor allen andern, die demütig-knechtische erniedrigung, die immer hofnungslose und doch nie ungeduldige anbettelung unserer minnesänger so wenig wie die unerbitliche hartherzigkeit ihrer damen. Allein es fand in dem vielgegliederten reichskörper, wo immer grosse vasallen über kleinere, kleine über kleinste lehnsleute und ministerialen geboten, die neue, fremde mode den geeignetsten boden. Nach dem fremden muster ward nun die frau in die geselschaft eingeführt, der sie bisher fern gewesen, und wie durch eine stumme verabredung der gegenstand achtungsvolster aufmerksamkeit, das ziel anbetenden dienstes und lobpreisenden gesanges. Ganz natürlich war es, dass sie dabei neben eigner schönheit und liebenswürdigkeit häufig den vorteil höherer stellung, macht, des reichtums ihres gemahls genoss. Denn so viel ritterpferde auf seinen ruf zum sammelplatze ritten, so viel häupter neigten sich im saale anbetend vor ihr, so viel sänger sangen ihr lob, jeder zwar ohne ihren namen zu nennen, aber in beständigem wetteifer mit den übrigen. Dass es ein dienst übertriebener lobpreisung wurde, war natürlich; dass es trotz alledem im algemeinen gewiss ein dienst ohne lohn blieb, konte ebenfals nicht anders sein.

Und doch nicht ganz ohne lohn. Denn dass es, wie oben gesehen, trotz allem auch ein dienst unzerreisslicher geduld und unveränderlicher treue blieb, lag weder bloss daran, dass sich die ehrentugend des deutschen volkes aus dem herren- auf den frauendienst übertragen mochte, noch daran, dass sich das conventionelle verhältnis gewiss auch in Deutschland ab und zu mit ernstlicher, natürlicher leidenschaft

vermischte. Sondern der minnende fand glück und erfolg seines dienens reichlich in einem andern lande, wo ihn kein mitwerbender kümmerte und kein hindernis auch dem kühnsten begehren im wege stand. Offenbar so kam z. b. eine liebesgeschichte zu stande, wie sie ein unter Dietmars namen überliefertes gedicht in der richtigen reihenfolge der strophen (nämlich von hinten nach vorn gelesen) bietet. Da klagt nämlich in der ersten (39, 11) ein ritter, dass ihm *ein edeliu frouwe alsô vil ze leide tuot,* weil sie will *gedenken niht der mangen sorgen* sein, wie wilfährig er ihr auch gedient; nach der zweiten (39, 4) aber erweisen sich diese seine klagen doch als grundlos, denn sie verrät uns selbst, den *ritter guot,* von dem sie *vil der tugende sagen* gehört, *âne mâze* ins herz geschlossen zu haben; und die dritte (38, 32) zeigt ihn gar am ersehnten ziele: *nu ist ez an ein ende komen, dar nâch mîn herze ie ranc, daz mich ein edeliu frouwe hât genomen in ir getwanc.* Ein erlebnis des dichters? Schwerlich; wenn nicht der hauptgegenstand aller jener dichtungen, die ungelohnte liebe, eine unerklärliche nichtigkeit sein soll. Aber in der anfangs (39, 11) gegebenen stimmung wünscht er, die gefeierte möchte sich so vernehmen lassen und er grund haben so zu jubeln, wie es ihn die regsamkeit seiner phantasie in den folgenden strophen wirklich hat hören und aussprechen lassen. Ganz ähnlich gewiss, wenn in einem liede Hausens (54, 10) die frau von seiner treue rühmend spricht, seinen kummer fühlt, eingesteht, dass er ihr *liep und lieber vil,* als sie *immer im vil lieben manne sage,* wenn sie bekent, nur aus sorge um sein leben und ihre ehre seine klagen nicht zu stillen, darauf sich aber seufzend doch mit neuen zweifeln plagt (54, 19—27): *owê taete ich des er gert,* wie würde mirs ergehen, *lâze ich ab in ungewert, daz ist ein lôn der guotem manne nie geschach,* um vorläufig noch zum entschlusse zu kommen: *ich entars in niht gewern,* im dritten liede aber (54, 37—55, 5) seinen vollen erfolg auszusprechen: *des ist er von mir gewert alles swes sîn herze gert und solte ez kosten mir den lîp.* Kein roter mund hat diese worte erst zögernder, dann rückhaltloser hingabe zum dichter gesprochen; aber vernommen hat er sie doch im wundersamen weben seiner träume zu hoher im liede widerstrahlender beseligung. Wünschen und wollen des dichters ist der quelbrunnen seiner freuden. Erfährt er auch fort und fort zurückweisung, er glaubt nicht daran. *Daz si mich alse unwerden habe, als si mir vor gebâret,* so weiss sich Reinmar (166, 34) zu trösten, *daz geloube ich niemer;* so Rugge (100, 19): *doch denke ich si versuoche mich, ob ich iht staete künne sîn;* und Gutenburg scheint seiner sache so gewiss, dass er *swüere wol, ez waer*

ir leit, wenn nur einer da wäre, der ihm *ze rehte solde staben* (77, 1). Gervinus hat in seiner ausgezeichneten darstellung dieses eigenartigen zeitabschnittes unserer dichtung sie zutreffend mit der sinnigen, sehnsuchtsvollen, träumenden und schwärmenden, von phantasiegebilden und wahngestalten wimmelnden übergangszeit, wo der knabe zum jüngling wird, verglichen, in der liebesfreude und liebesleid mehr ersonnen als erlebt wird. Nicht wirkliche begebenheiten gaben jenen dichtern den stoff ihrer lieder, sondern süsse selbsttäuschung einer wundersam erregten und gegen die tatsachen der aussenwelt verschlossenen phantasie; selbsttäuschung, wie es notwendiger weise die ihnen allen gemeinsame, so oft widerholte und stark versicherte überzeugung war, der einzige unbelohnte liebhaber zu sein. Bloss von innen komt ihr dichten, unbewegt von äusserem geschehen; heisst ihre liebe doch auch *minne,* was Morungens worte (138, 21) bedeutsam so erläutern: dass er *sô herzecliche* sei *an si verdâht* (vgl. 147, 17 *lanc bin ich gewesen verdâht*), wozu Hausen 46, 6 noch eine bemerkung fügt, wie sehr dies seine aufmerksamkeit äusseren vorgängen entziehe: *ich was sô verre an si verdâht, daz ich mich underwîlent niht versan, und swer mich gruozte, daz ichs niht vernan.* Und weiter: *ein lieber wân* tröstet Hartmann (208, 23) über erlittenes ungemach, der ungeduldige Fenis bescheidet sich schliesslich doch damit (84, 9), dass *genuoc grôz her* gewesen sei seine *vröude von wâne,* und Reinmar gibt sich freilich weniger freudig so zufrieden (180, 1): *ich was mînes muotes ie sô hêr, daz ich in gedanken dicke schône lac.* Mit solchem lohne sich zu begnügen ist sein stolz: *sô vil sô ich gesanc nie man, der anders niht enhaete wan den blôzen wân. Gedinge* hat dem einen (Rugge 104, 33) das herz *gemachet wunneclîchen frô,* dem andern (Morungen 125, 30) *ist komen ein hügender wân und ein wünneclîcher trôst,* der ihn froh machen wird. *Mit gedanken ich die zît vertrîbe, als ich beste kan* sagt Hausen (42, 10); bei Reinmar (151, 33) *kumet eteswenne ein tac, daz* er *vor vil gedanken niht gesingen noch gelachen mac,* und doch ist ihm *vil lîhte ein vröude nâhe bî. Mîn leben,* heisst es an anderer stelle (153, 7) bei ihm, *dunket mich sô guot; und ist es niht, sô waene ichs doch;* und doch klagt er auch (163, 18), dass ihm *von gedanken ist alsô unmâzen wê,* behauptet sogar (174, 24) *nie wart groezer ungemach, danne ez ist der mit gedanken umbegât,* wie Rugge es (101, 36) bedauert, sich *verlân* zu haben *ze verre ûf den wân. Mit gedanken* klagt ein sänger der herrin seine sorgen von fern (52, 1); ein anderer (125, 21) schwebt, als ob er *fliegen künne mit gedanken iemer umbe sie.* So geben *gedanken, wân, gedinge* dem dichter den lohn seiner

liebesmüh, die ereignisse seines liebelebens und scheinen fast seine einzige beschäftigung und geselschaft zu sein, seine freunde, seine ratgeber, seine boten. Und das alles durchaus nicht als blosse redewendung oder bildlicher schmuck, sondern als die ganz entsprechende äusserung innerlicher vorgänge, das klare spiegelbild eines ganz eigentümlich gestalteten seelenlebens, so lebhaft, so wesenhaft und wirklich, dass diese *gedanken* oft als ein besonderes wesen nicht in, sondern geradezu ausser dem denkenden vorhanden scheinen. Wenn z. b. Hausen ein vor der kreuzfahrt gedichtetes lied (47, 9) begint: *Mîn herze und mîn lîp diu wellent scheiden, diu miteinander varnt nû mange zît. der lîp wil gerne vehten an die heiden. sô hât iedoch daz herze erwelt ein wîp*, so sucht er nun das herz von seinem vorhaben abzubringen und entlässt es nach dem vergeblichen bemühen wie einen eigenwilligen freund, der abschied nehmend vor ihm steht: *Sît ich dich, herze, niht wol mac erwenden, dun wellest mich vil trûreclîchen lân, sô bite ich got, daz er dich ruoche senden an eine stat, dâ man dich wol empfâ.* Und *owê*, fährt er mit gleicher lebhaftigkeit fort, *wie sol ez armen dir ergân! wie torstest eine an solhe nôt ernenden? wer sol dir dîne sorge helfen enden mit solhen triuwen als ich hân getân?* (vgl. 109, 11). Ganz ähnlich bei der gleichen veranlassung Reinmar (181, 13): *Des tages, dô ich daz kriuze nam*, so berichtet er, *dô huote ich der gedanke mîn . . . . nu wellents aber ir willen hân und ledeclîche varn als ê;* wozu er bezeichnend bemerkt: *diu sorge diust mîn eines niet: si tuot ouch mêre liuten wê.* Ist er bereit gott zu dienen, so wollen die *gedanke toben* und zurück *an diu alten maere*, seine minne natürlich. *daz wende*, fleht er darum zur *muoter unde maget, sît ichs in niht verbieten mac.* Dann erlaubt er ihnen doch *eteswenne dar und aber wider sâ zehant* und sezt sich am ende mit den plagegeistern ohne viel vertrauen auf ihre zuverlässigkeit so auseinander: *sôs unser beider friunde dort gegrüezen sô kêren dan und helfen mir die sünde büezen, und si in allez daz vergeben swaz si mir haben her getân.* Sähe man solche stellen zuerst aus ihrem zusammenhange ausgelöst, wer würde erraten, von wem oder mit wem der dichter spricht? Doch wer wird sich auch noch wundern über die neigung zu solchem phantasiespiele bei leuten, die im rausche hoher kampfesziele auf ihren weiten kriegszügen sich durch hunger und alle schrecken der wirklichkeit nicht abhalten liessen, zu vielen tausenden zusammen immer wider das apostelkollegium und alle heiligen vor dem heer einherschweben zu sehen.

Merkwürdiger widerspruch: inmitten einer bewegten glänzenden geselschaft steht der minnende unbekümmert um sie, das auge für

vorgänge der aussenwelt wie verschlossen, ganz in seine innenwelt versunken und nur mit sich selbst beschäftigt — zum grossen unterschied von den dichtern jener altertümlicheren liedchen, die der unmittelbare, natürliche ausdruck wirklichen erlebens waren und immer ein bild, einen äusseren vorgang von einleuchtender wahrscheinlichkeit darstelten. Da sprach eine frau zum davonreitenden geliebten (4, 35), dort (39, 18) aus dem traum geweckt von einem *vogellîn sô wol getân, daz ist der linden an daz zwî gegân,* rief sie den noch schlummernden gesellen wach. Oder sie stand im kämmerlein allein im weissen hemde, das gesicht von glühendem rot bedeckt, weil sie des geliebten mannes dachte, lauschte von der burgzinne heraufdringendem gesange, und als von der gewalt der töne die leidenschaft zu dem wolbekanten sänger überwalte, rief der für solche glut unempfindliche nach ross und *îsengewant*, sich davon zu machen. Oder sie schaute einsam harrend über die heide nach dem geliebten aus, und statt seiner kam ein falke geflogen, dem die sehnsuchtsvollen gedanken nun folgten (37, 4). In der fremde weilend gab ein ritter der freundin botschaft, und sie antwortete (32, 13. 21). Ein vogel sang in lindenzweigen und erneute in ritterlichem herzen sehnsucht und erinnerung (34, 3). Ein verzagter schlich sich vom lager der schlafenden geliebten usf. Auch zwiegespräch, wirkliches, d. h. von mensch zu mensch wurde vernommen, wenn auch nur aus der gegenrede; denn wir erraten seine mitteilung, der sie antwortete (7, 10): *Wes manest du mich leides, mîn vil liebez liep? unser zweier scheiden müez ich geleben niet;* und wenn sie (10, 1) den rat erhielt, sich wie der abendstern zu verbergen und um das geheimnis zu bewahren, die augen statt auf ihn auf andere zu richten, so hatte sie sich ähnlich beschwert wie die (4, 30): *daz nîdent ander vrouwen und habent des haz und sprechent mir ze leide, daz si in wellen schouwen.* In den späteren liedern hören wir zwar gelegentlich von Hausen, Horheim, Rugge, Reimar, dass sie in der fremde, auf dem kreuzzug waren, von lezterem, dass seine unaufhörlichen klagen den freunden misfielen, von Rugge, dass er *ungemachen gruoz* empfieng; Hausen sah die angebetete im traume, ein anderer küsste sie, einer stand und wagte sie nicht anzusprechen. Aber es wird das alles nur erwähnt, nur zum ausgange, nicht zum mittelpunkt und gegenstand des liedes. Dort geschah vor unseren augen und ohren, hier lässt sich ein geschehen nur gelegentlich als veranlassung einer gedankenreihe erkennen. Selten auch, dass einer dieser sänger die dame anredet (87, 21. 147, 4. 176, 5) oder sich etwa mit der versicherung seiner aufrichtigkeit an die zuhörer wendet (88, 7. 70, 2.

76, 28. 127, 2), wobei es dann aber sein bewenden hat. Denn wirkliches leben gewint weder diese noch jene beziehung: nie sind wir getrieben, uns den sänger etwa in einen kreis von frauen oder männern tretend vorzustellen. Beschäftigt er sich mit sich selber, seinem *herze*, seinen *gedanken*, so bleibt diese beziehung oft gewahrt — und wie lebhaft, haben wir oben gesehen; redet er dagegen andere, lebendige menschen an, so ist das nichts als eine redewendung ohne entsprechende vorstellung, wechselt daher leicht unter verschiedenen personen, die nicht wol zugleich anwesend sein können, oder wird unversehens wider aufgegeben. Nur eins von den sehr zahlreichen beispielen. In den eingangsstrophen eines liedes (123, 10 fgg.) behandelt Morungen die dame als abwesend: *Mîn êrste und ouch mîn leste fröide was ein wîp . . . waer ir mit mîme sange wol, sô sunge ich ir*, und wendet sich dann nach einander an eine anscheinend um ihn versammelte frauenschar mit der bitte: *Nû râtent, liebe frouwen, waz ich singen müge sô daz ez ir tüge*, und abermals an die spröde selbst, aber jezt als gegenwärtige: *Vil wîplich wîp, nu wende mîne sende klage*, um sie zulezt wider als abwesend zu betrachten: *Ich sihe wol, daz mîn frouwe mir ist vil gehaz.* In der grossen masse der dichtungen aber fält auch diese rhetorische belebung fort, und der dichter vermeidet selbst den anschein, für anderes als seine gedanken und empfindungen ein auge zu haben. Diesen minnesang mit jenen älteren liedchen verglichen, glauben wir dort überall in den hellen sonnenschein wirklichen lebens, hier in das weiche heldunkel des traumes zu blicken, dort menschen, hier schatten zu sehen, dort ereignisse, hier erfindung, dort das du, hier immer nur das ich.

Ergebnis.

Die tiefgehende sachliche ungleichartigkeit der in „Minnesangs frühling“ vereinigten dichtungen liegt am tage und beruht — irten wir nicht — im wesentlichen auf der dargestelten zweifachen wandelung der ritterlichen geselschaft und des deutschen gemütslebens, einer von aussen hereingetragenen, fremden und einer naturgemäss aus innerer ursache erwachsenen, heimischen, solte diese vielleicht auch gleichzeitig bei einem nachbarvolke eingetreten sein. So gross aber ist der unterschied der vor- und nachher entstandenen dichtungen, dass beide unmöglich als einer gattung zugehörig betrachtet, mit einem gemeinsamen namen bezeichnet und etwa jene, wie es geschehen, als die bescheidenen, nur unentwickelteren anfänge dieser aufgefasst werden dürften. Sondern es scheiden sich hier scharf, d. h.

mit anscheinend kurzem, raschem übergange zwei nach stoff und gestaltung wesentlich verschiedene zeitalter deutscher dichtung, von denen allein dem jüngeren, aus einer überfülle von denkmälern uns genau bekanten, der name des minnesanges mit recht zukommen dürfte. Von dem älteren sind nur spärliche reste auf uns gekommen. Wir verdanken ihre erhaltung vermutlich dem umstande, dass ihre verfasser, wie der Kürenberger, jener wandlung nur zeitlich nahe gerückt waren oder sie innerlich erlebt und mitgemacht haben, wie besonders Dietmar und Meinloh, in dessen oben angeführten versen z. b. (*staechens ûz ir ougen, mir râtent mîne sinne* usw. 13, 24), der gedanke der älteren, der ausdruck der jüngeren epoche angehört. Dass es aber nur reste eines reicheren schatzes sind, scheint durch den grad ihrer vollendung, der eine längere übung sicherlich voraussezt, hinreichend erwiesen zu werden. Und wolte man dagegen einwenden, dass der verlust dieses reichtums bis auf so wenige überbleibsel unwahrscheinlich sei, so bedarf es dieser annahme ja gar nicht. Denn wer weiss, ob sie nicht zum grösten teil überhaupt unaufgezeichnet geblieben oder doch nicht öffentlich bekant gemacht worden sind, so ganz auf einen besonderen fall und an eine bestimte person gerichtet, wie sie ursprünglich waren, während die für die ritterliche geselschaft berechnete poesie der minnesänger natürlicher weise zur veröffentlichung und schriftlichen aufzeichnung führte. So wird man der annahme einer vor dem minnesange verbreiteten lyrischen dichtung ganz beistimmen, auch gegen ihre benennung als einer volkstümlichen, insofern sie von der fremdländischen geselschaftsordnung unberührt geblieben, nichts einzuwenden haben; der behauptung aber, der minnesang habe sich durch blosse entwicklung der in der älteren dichtung bereits vorhandenen keime daraus erhoben, muss man als einer durchaus irrigen entgegentreten.

Noch eine frage möge hier besprochen werden, die durch die vorgetragene anschauung von der art und entwicklung der mittelalterlichen lyrik eine neue und wie es scheint befriedigendere lösung erhält, als trotz der verschiedensten erklärungen bisher. Sie betrift die bekante tatsache, dass unter jenen altertümlichen liedchen eine grosse zahl zu den sogenanten frauenstrophen gehört. Die einen der erklärer lassen nämlich, für die älteste zeit wenigstens, das frauenlied auch als frauenwerk gelten, indem sie den widerspruch der überlieferung und die auffällige häufigkeit weiblicher poeten wol oder übel zu erklären wissen; die andern, denen diese gründe nicht genügen, sehen sich genötigt, beweggründe des dichters zu der vermeintlichen selbstverleugnung ausfindig zu machen. Der sänger, so hat man daher gemeint,

sonst durch die bestehenden verhältnisse genötigt, das weib hart und kalt darzustellen, habe mit freuden die form des frauenliedes gewählt, um von dem zwange frei auch die natürliche zartheit und hingebung des geschlechts zur erscheinung zu bringen. Aber von anderer seite ist dem bereits entgegnet worden, dass voraussetzung und folgerung dieses gedankens in gleicher weise dem tatbestande widersprechen; denn bei den dichtern jener zahlreichen frauenlieder gibt es keine harte, stolze frau; und widerum, wo das der fall, da ist die zahl dieser lieder sehr klein. Darum soll der ritter vielmehr anfangs, d. h. doch wol in Kürenbergs zeit, nur aus scheu das geständnis eigener zarter empfindung, den ausdruck sehnsüchtiger liebe der frau überlassen haben, für die er ihm angemessener erschienen. Die sprachliche form der betreffenden stelle könte uns in zweifel versetzen, ob wir danach die lieder für werke von frauen ansehen sollen, oder der mänliche dichter darin der frau den ausdruck seines gefühles', oder ob er ihr den des ihrigen überlassen. Ernstlich aber kann man nach dem zusammenhange nur zwischen den beiden lezten auffassungen schwanken. Im ersten falle liesse der dichter also seine eigene selbstempfundene sehnsucht — weil er sich schämte sie einzugestehen — durch frauenmund aussprechen; dann wäre man versucht, um die in jenen gedichten dargestelten begebnisse der wirklichkeit entsprechend aufzufassen, die rolle der liebenden zu vertauschen, was sich bei einem liede wie *ich zôch mir einen valken* u. ä. allenfals, unmöglich aber bei dem vom weibe auf der zinne, vom zagenden liebhaber und dem prächtigen *wîp vile schône* machen liesse. Oder der sänger brächte die empfindung der eigenen brust zum ausdruck und befriedigte dadurch den poetischen drang, dass er statt seiner die geliebte frau von der ihrigen sprechen liess. Ja, aber nicht aus scheu mit seinen eigenen empfindungen herauszutreten — welche vorstellung dichterischen gemüts! — sondern weil er sie zu beobachten und darzustellen weder neigung noch fähigkeit besass. Man hätte nie die frauenstrophen eines Kürenbergers und eines Hausen auf eine stufe stellen und mit gleichem masse messen sollen, da doch ihre entstehung in gewissem sinne fast entgegengesezte ursachen hat. In denen der eigentlichen minnesänger, so hat man sehr wol bemerkt, findet fast ausnahmelos die in den männerstrophen ganz vermisste liebende hingabe der frau ihren ausdruck. Und warum? Das ist eigentlich bereits oben ausgeführt. Denn was des dichters ohr in der regel nicht zu hören bekam, das erschuf sich sein sinnender geist, der das drängen seiner wünsche verstand. Wie die besungene sprechen könte, solte, wie sie ihre zurückhaltung erklären, ihm gewährung verheissen, ja

geben möchte: das ist in den frauenstrophen des der welt der tatsachen abgewanten minnesängers niedergelegt, fast könte man sagen, weil es dieser welt nicht angehört. Es gibt leute, die gehen mit bewegten lippen, ja zuweilen laut redend auf der strasse; wer hätte es nicht an anderen bemerkt, wer sich nicht selbst einmal in lautlosem gespräche betroffen, wenn er auf wichtigem gange sich die anrede zurechtlegend darauf den erwünschten oder befürchteten bescheid im voraus vernimt und rede mit gegenrede wechselt, oder eine freudige gabe heimtragend den dank vorher hört; oder wenn ihm, einen vorwurf im sinn, die lebhafte entgegnung des beschuldigten schon durchs ohr klingt, oder wie er eine mislungene unterhandlung auf dem heimwege glücklicher noch einmal führt. Solches nachsinnen wurde dem minner, der darüber nicht rechts oder links sah, zum erleben und zur dichtung. So entstanden Hausens, Reinmars und ihrer genossen frauenlieder. Ganz anders die früheren, als die phantasie mit diesem träumen und grübeln noch nicht vertraut, der dichterische sinn nur auf die aussenwelt gerichtet, das dichtende gemüt nicht mit sich und seinem treiben, sondern allein mit den ereignissen und wesen der sinlichen wirklichkeit beschäftigt war. War aber die späterhin so üppig fliessende quelle jenen älteren noch unerschlossen, regte sich ihnen noch der drang nicht zum künstlerischen ausdruck dessen, was im herzen vorgieng; so konten sie auch diese bewegungen selbst nicht zum gegenstande ihrer darstellung machen, sondern griffen notwendig nach aussen, zu den äusseren dingen und vorgängen, die ihnen das herz zu freude oder leid mit allen zwischenstufen erregten. Und wodurch wäre das ebenso oft geschehen, wie durch die worte der geliebten? Was wunder also, wenn neben liebesversicherung, mahnung, neckerei des ritters selbst ganz besonders die klagen und bitten der geliebten, ihre sorgen und schmerzen, wie ihr stolz und ihre freude, geständnis und botschaft, nachdem sie ihn gerührt oder erfreut, ergözt oder betrübt hatten, als dichtung und zwar in eben der gestalt, wie er sie aus ihrem munde vernommen, wider seinem bewegten gemüte entsprangen? Und die erklärung liegt so nahe, indem wir nur zu glauben und zu veralgemeinern haben, was uns für einzelne fälle vom dichter selbst eingestanden wird, der dem spruche der frau durch die worte *(sô) sprach daz (minnecliche) wîp* (5, 6. 8, 16) selbst die angabe der urheberin hinzugefügt.

III. Walther im verhältnis zum minnesang und zu der älteren lyrik.

Darstellung äusserer vorgänge mit dem natürlichen verhältnisse zwischen mann und weib war der inhalt der ältesten deutschen liebes-

lieder; innere zustände und vorgänge eines fast überreizten seelenlebens auf dem hintergrunde unnatürlich zugespizter verkehrsformen sind gegenstand des späteren, romanisierenden, höfischen minnesanges. Es erhebt sich die frage nach der stellung Walthers von der Vogelweide zu beiden richtungen.

Als er die laufbahn betrat, hatten auch in seinem vermutlichen vaterlande Österreich die alten weisen der Kürenberge dem neuen geschmacke weichen müssen und mit Reinmar der höfische minnesang gerade hier am hofe der kunstliebenden Babenberger seinen höhepunkt erreicht. Hier lernte Walther singen und sagen, und es ist daher natürlich, dass er als nachahmer Reinmarischer kunst begann, deren bewunderer er nach dem zeugnis seines kostbaren klageliedes auf den tod des meisters in gewissem grade auch späterhin geblieben ist. Daher versenkt auch er sich in die eigentümliche schattenwelt der gedanken; er macht sein inneres zu einem sonderwesen, das sich von ihm trennen und zur angebeteten dame begeben kann: *Mîn schîn ist hie noch: sô ist ir daz herze mîn bî* (98, 9 und ähnlich 44, 17). Ohne augen sieht er sie doch, denn das herz schickt augen hin; die über sein rätselhaftes wort verwunderten hörer erhalten den bescheid (99, 27): *welt ir wizzen, waz diu ougen sîn, dâ mit ich si sihe dur elliu lant? ez sind die gedanke des herzen mîn: dâ mite sihe ich dur mûre und ouch dur want.* Möchte ebenso auch die herrin *underwîlent* bei ihm weilen! Hoft er ja doch zuversichtlich, dass sie gleich ihm (44, 15) *vil dicke ellende mit gedanken* sei; und schon bei der blossen einbildung, dass sie ihn *siht* .... *in ir gedanken an,* muss er aufjauchzen. Wenn doch anstatt des herzens er auch selber einmal leibhaftig bei ihr einkehren dürfte: *hei solten si zesamene komen, mîn lîp, mîn* (nämlich bei ihr weilendes) *herze, ir beider sinne!* (98, 12). So kann auch er von sich sagen: *zewâre wünschen unde waenen, daz hât mich dicke frô gemachet* (185, 9) und nach trüber erfahrung sich trösten (95, 22): *swie vil ich trôstes ie verlür: sô hât ich doch ze fröiden wân.* Was *ein saelic man vollenden mac,* war auch ihm versagt; aber mit fast rührender genügsamkeit fügt er diesem bekentnis hinzu (92, 7): *doch tuot mir der gedinge wol und der wille, den ich hân, deichz noch erwerben sol.* Fort und fort gedenkt er ihr zu dienen (94, 6) *ûf den minneclichen wân* und versichert (119, 5): *daz enkünde nieman mir gerâten daz ich schiede von dem wâne.* Und was ist der grund solcher hofnung? *Mîn gedinge ist,* lautet die antwort des minnesängers (14, 14), *der ich bin holt mit rehten triuwen, daz*s *ouch mir daz selbe sî.* Auch die kehrseite, die

klage über die quelle seiner leiden fehlt nicht. Er ist des hangens und bangens müde, wie sein meister Reinmar (41, 35): *liezen mich gedanke frî, son wiste ich niht umb ungemach.*

Ganz natürlich, da doch auch sein verhältnis zur dame, seine schicksale und erlebnisse in diesem punkte die des minnesängers sind. *Eigenlîchen* will er ihr *undertân* bleiben sein leben lang (120, 16), sie hat allezeit über ihn *gewalt* (109, 5), vermag ihm (109, 6) *wol trûren wenden unde senden fröide mannicvalt.* Ja *al mîn fröide lît an einem wîbe* (115, 14) und wider *nû mîn fröide und al mîn heil, darzuo al mîn werdekeit niht wan an dir einer stât* (97, 15), so singt er mit Reinmar und Hartmann. Aber gross ist die zuversicht auf diese *fröide* auch bei ihm nicht, er betet daher (120, 32): *nû müeze ez got gefüegen sô daz ich noch von wâren schulden werde frô,* indem er vorläufig zugesteht: *noch mîn fröide an zwîvel stât* und zufrieden ist zu wissen, dass *diu guote* ihm seine not *mac vil wol gebüezen: ob sis willen hât.* Auch an sie selbst richtet sich seine bitte (97, 21) *doch solt dû gedenken, saelic wîp, daz ich nû lange kumber hân* und mit berufung auf seinen dienst (97, 32) *dû solt mich, frowe, des geniezen lân, daz ich sô rehte hân gegert.* Aber das freilich alles nur von ferne; denn er gesteht uns (121, 26) *swie dicke ich ir noch bî gesaz, sô wesse ich minner danne ein kind* (vgl. 115, 26). Heisst es daher auch bei ihm (121, 3): *ich kan ab endes niht gewinnen* — ein grund für weitere, neue hofnung findet sich noch immer: *darumbe waere ich nû verzaget, wan dazs ein wênic lachet sô si mir versaget.* Dann kommen ihm seine gedanken zu hülfe und bauen das ganze luftschloss auf diesem felsengrunde auf, bis er am ende das verheissungsvolle bekentnis der vermeintlichen geheimen zuneigung seiner dame aus ihrem munde zu erlauschen glaubt (113, 33): *Ich minne einen ritter stille; dem enmac ich niht versagen mê des er mich gebeten hât: tuon ichs niht, mich dunket, daz mîn niemer werde rât . . . . . . daz ichz iemer einen tac sol fristen, dêst ein klage, diu mir ie bî dem herzen lac.* Erwacht aus dem tröstlichen wahn wünscht er dennoch (119, 17) *Got gebe ir iemer guoten tac und lâze mich si noch gesehen, diech minne und niht erwerben mac;* und was Hausens (z. b. 47, 1) und Reinmars stolz war, kein böses wort gegen die hartherzige zu sprechen, des rühmt er sich auch (71, 31): *ein ander man ez lieze: nû volg ab ich, swie ich es niht genieze. swaz ich darumbe swaere trage, da enspriche ich niemer übel zuo, wan sô vil daz ichz klage.* Ja er übertrift sie noch fast durch die frage (97, 1): *wer sol dem des wizzen danc, dem von staete liep geschiht, nimt der staete gerne war?*

dem an staete nie gelanc, ob man den in staete siht, seht, des staete ist lûter gar. Mit allen diesen zügen, dem wähnen und sinnen einerseits, der hilflosen hingebung an die güte, der anspruchslosen ergebung in die härte einer angebeteten herrin, dem ganzen kultus ungelohnter liebestreue andrerseits steht der dichter durchaus auf dem boden höfischen lebens und seiner poesie.

Ganz anders geartet sind die lieder, denen wir uns nunmehr zuwenden. Da beklagt der dichter (75, 25), dass die bunte welt grau, die vögel stumm geworden und nur die nebelkrähe noch schreie. Wo er im sommer gesessen auf grünem rasen und blumen und klee zum kranze sprossten, da liege nun reif und schnee. Der arme mann beschwere sich über die winterkälte. Der sänger aber selbst liegt verdrossen daheim und murmelt mürrisch: *ê daz ich lange in selher drû bekkemmet waere, als ich bin nû, ich wurde ê münch ze Toberlû.* Und wider klagt er (39, 1): *Uns hât der winter geschadet über al*, sehnt sich nach dem frühlinge mit seinen freuden: *saehe ich die megde an der strâze den bal werfen! sô kaeme uns der vogele schal*, und möchte drum *verslâfen des winters zît*, tröstet sich aber damit, dass ja auch der weichen müsse: *weizgot er lât doch dem meien den strît: sô lise ich bluomen dâ rîfe nû lît.* Und wenn der mai gekommen, noch mächtiger als der winter, und pfaffen und laien ausgehen, ihn zu begrüssen, da bleibt auch er nicht zurück, traurige weisen anzustimmen, sondern ruft (51, 23) zum tanzen, lachen und singen und jubelt mit allem volke dem *zouberaere* entgegen: *Wol dir, meie, wie dû scheidest allez âne haz! wie wol dû die boume kleidest und die heide baz!* Wie er geheissen und im winter herbeigesehnt, so scharen sich nun die mädchen auf dem plan, den ball zu werfen und den reihen zu schwingen, und der sänger ist unter ihnen. Einen kranz von blumen in der hand ist er unter sie getreten, ihn einer *wolgetânen maget* mit freundlichen worten darzureichen. Nicht vergeblich! Nicht vergeblich auch hebt er die hand zur beteurung empor, dass er ihr lieber gold und edelstein aufs haupt sezte; denn das mägdlein verschmäht die gebotene gabe nicht und dankt gar anmutig und sitsam gleich einem edlen fräulein, errötend wie die rose, die neben einer lilie steht, und gewährt ihm köstlichen lohn. Es wird ihm so selig, wie niemals noch. Da tagt es, er erwacht und die herlichkeit ist dahin: sie war ein traum. Aber die hofnung, dem traumgesicht im leben wider zu begegnen, lockt den munteren träumer den sommer lang hinaus auf den plan, wo sich jenes heitere, bunte leben abspielt. Ob die gesuchte darunter ist? Welcher jubel, wenn er sie erschauen solte, mit seinem kranze geschmückt!

Rucket ûf die hüete ruft er drum unter die tanzenden. Und er wird die seine wol gefunden haben. Unter die linde auf der heide sind sie gegangen, wo die nachtigall sang, er vor ihr, sie ihm nach, und er hatte inzwischen *bereitet von bluomen eine bettestat* und sie mit tausend küssen empfangen. Niemand hat die beiden bei einander gesehen, aber gebrochene blumen und gräser zeigen noch die stelle, wo ihr haupt gelegen, dem zum heimlichen ergötzen, der desselben pfades geht. Welch mannigfaltig buntes, heiteres leben in diesen bildern! Da ist kein klagen und jammern, das uns teilnahmlos lässt oder gar verdriesst, kein hoffen und trösten, dessen nichtigkeit wir durchschauen. Nicht schattenhaft schweben hier unsichere gedanken durch mauern und wände, sondern lebendiges, fröhliches volk tummelt sich in frühlingslust auf grünem plan. Kein demütiger, wehmütiger minner steht im geiste vor seiner harten herrin, die oft unsern beifall erwirbt, wenn sie ihn abfallen lässt, sondern ein munterer sänger schreitet durch den kreis froher tänzerinnen, guckt allen *vast under dougen* und bringt seinen kranz zu unserer befriedigung nicht umsonst, während das mädchen zwar nicht den geliebten abzuweisen versteht und nichts von den grübeleien und bedenklichkeiten weiss, unter denen jene damen ihre hingabe versagen oder erklären, aber dafür wie des Kürenberges mägdlein schamhaftes erröten kent. Als er vor sie tritt mit dem liebeszeichen, heisst es (74, 32): *do erschampten sich ir lichten ougen.* Nicht wahnfreude webt im trüben dämmerschein grübelnden sinnens ihre bilder, nicht halb unterdrückt wagt sich die, sei es ängstlich verhaltene oder bloss eingebildete, unwahre, immer aber zurückgewiesene, eingeschüchterte empfindung einer zimperlichen, in den zwang unnatürlicher formen gebanten geselschaft hervor, sondern keck wird begehrt und lieblich gewährt, und ungehemt entquilt die jubelnde lust dem herzen freier, leichter menschen im hellen sonnenlicht des wirklichen lebens. Kurz es erscheint hier erstens das wesen der geschlechter und ihr gegenseitiges verhältnis natürlich und unbeeinflusst von ritterlicher verkehrsform und sodann der dichterische sinn nicht auf sich allein, sondern auf die aussenwelt gerichtet; d. h. die beiden kenzeichen des eigentlichen minnesanges fehlen, und es berühren sich vielmehr solche lieder mit jenen vor dem minnesange entstandenen. Berühren sich aber freilich auch nur; denn wie hoch hat sie Walthers durch die schule des minnesanges gegangene kunst darüber hinausgehoben! Dort der schlichte, treuherzige ausdruck nicht ohne unbeholfenheit, der gedankengang oft unterbrochen, sprunghaft — bei ihm die klarste folge und eine gewante, spielende, anmutige sprache; dort ungenaue reime und härten des vers-

baues — hier die feinsten, biegsamsten melodieen; dort nur ein einzelnes bildchen, zuweilen mehr angedeutet als ausgeführt — hier eine sich entwickelnde, an gestalten und farben reiche handlung; dort halb unbewusste — hier die berechnendste kunst.

Und was ergibt sich aus dem bisherigen für Walthers dichterische entwicklung? Dass man die darstellung unserer liederhandschrift, die ihn auf grund des bekanten gedichtes (8, 4) mit übereinander geschlagenen beinen zeigt, das haupt gedankenschwer in die hand gestüzt, die augen vor sich hin gerichtet, mit unrecht als sinbild seiner dichtung ansehen würde. Denn so allein, in nachdenken verloren, den blick nicht hinaus, sondern hinein in die selbstgeschafne traumwelt seines herzens geheftet, mit sich und für sich allein dichtend zeigt sich nicht Walther, sondern die minnesänger vor und zu seiner zeit. Ihr blick sah nur die neugefundene enge welt des eigenen innern, und dahinein schienen sie sich wie auf ein weit entferntes, einsames eiland mit der freude der ersten entdecker ganz geflüchtet zu haben. Walther nicht ebenso! Denn war auch ihm sein herz einmal eine solche stille zuflucht gewesen, so fesselte sie ihn doch nicht auf die dauer und lag dem festlande näher, wohin sich daher sein wideraufgeschlagenes auge wendete; bald stand er selbst mitten im getümmel. Einige gewiss im anfange seiner tätigkeit entstandene lieder zeigen ihn noch ganz von dem zauber befangen, der die minnesänger im umkreise ihrer innenwelt gefangen hielt; die zulezt angeführten — deshalb aber natürlich nicht notwendig die jüngsten — bilden in dieser hinsicht den gegensatz. Er gibt die richtung an, die Walthers entwicklung nahm, und bezeichnet seine stelle in der geschichte der dichtung. Während nämlich die dichtung bis in Kürenbergs zeit nur objektiv darzustellen vermochte, die minnesänger aber sich den bereich des subjektiven erschlossen und mit einer wundersamen hingabe pflegten, ist Walthers blick für den engeren wie den weiteren kreis offen; nicht als ob er, ein äusserlicher, nur kunstreicherer nachahmer des älteren von dieser betrachtungsweise zu jener zurückgekehrt sei, sondern indem sein dichterischer geist beide fähigkeiten als nur verschiedene äusserungen seiner kraft in sich verband und, seitdem sich seine eigenart herausgebildet, zu gleicher zeit in anwendung brachte. Das bezeugen die bei weitem meisten aller seiner dichtungen, von denen man daher bei mangelhafter überlieferung wol dies oder jenes einem Reinmar, keines einem Meinloh, Dietmar, Kürenberg beizulegen in versuchung kommen könte.

Verfolgen wir die durchdringung dieser innerlichkeit und äusserlichkeit, und die anrede des mägdleins in dem lieblichen gedichte

Under der linden: dâ muget ir vinden schône beide gebrochen bluomen unde gras möge der ausgangspunkt der beobachtung sein. Von dem unvermögen des minnesängers, sich trotz der bestimmung seiner lieder für den vortrag in ritterlicher geselschaft in eine lebendige beziehung zum hörerkreis zu setzen, ist oben ausführlich die rede gewesen. Solte hier einmal Walther und leider in einem der anziehendsten lieder der gleichen unbekümmertheit oder nachlässigkeit verfallen sein? Denn bedeuten die angeführten worte mehr als eine leblose wendung und soviel wie eine aufforderung des mädchens an zuhörer, hinzugehen und die stumredenden zeugen ihres bekentnisses zu suchen, müste dann nicht dem dichter entgangen sein, dass ein solcher aufruf nicht nur mit natürlicher verschämtheit überhaupt, sondern auch mit ihrem so reizvollen und zarten ausdrucke in der schlussstrophe einen unverträglichen widerspruch bildet? Er ist ihm entgangen, sonst wäre er vermieden worden. Aber nicht ein mangel an beziehung zum hörer kann ihn veranlasst haben. Denn gerade die lebhaftigkeit derselben unterscheidet Walther von den minnesängern, und hierin stelt sich ein eindringen des objektes in das subjektive dar. Treten auch bei ihm nicht immer nur lebendige menschen auf, ihn selbst sehen wir fast stets vor solchen stehen, mit ihnen sprechen, was seinen dichtungen in besonderer weise den schein der unmittelbarkeit, des lebens verleiht. Er spricht von seinem troste, nein, einem *kleinen troestelîn*, das ihn in seinen zweifeln erfreue, und fügt zaudernd hinzu (66, 3): *sô kleine, swenne ichz iu gesage, ir spottet mîn.* Er fragt in den kreis hinein (69, 1): *Saget mir ieman, waz ist minne? .. der sich baz denn ich versinne, der berihte mich ..!* gibt sich dann selber den bescheid *minne ist minne, tuot si wol: tuot si wê, so enheizet si niht rehte minne* und bedingt sich nun, willens diese antwort zu erklären, zuvor im falle des einverständnisses die zustimmung der hörer dazu so aus: *Obe ich rehte râten künne, waz diu minne sî, sô sprechet denne jâ!* Ein andermal wird frauenschönheit über frühlingspracht gepriesen, und die anwesenden mit der behauptung überrascht, wenn eine *edeliu frouwe schoene reine* durch die menge schreite, so liessen sie alle blumen stehen, um das *werde wîp* zu schauen. Und da man doch nicht recht einverstanden scheint, so fordert er, für seine person über die wahl im reinen, auf, es alsbald zu probieren (46, 21): *Nû wol dan, welt ir die wârheit schouwen! gên wir zuo des meien hôhgezîte!* Wider vergleicht er die schönheit der herrin mit einem köstlichen gewand, das sie angelegt; und als könne ihr in den sinn kommen, ihn wie einen fahrenden zu belohnen, erklärt er, gegen seinen gebrauch solch

ein getragen kleid fürs leben gern anzunehmen, dem zu liebe spielmann zu werden, auch ein kaiser nicht erröten würde (63, 5). Vor ihm aber sass gewiss, als er dies zuerst sang, der kaiser in der tat; denn um die wahrheit seiner versicherung zu erweisen, ruft er: *dà, keiser, spil!* und man meint den angeredeten aufstehen und nach der hingehaltenen leier greifen zu sehen; da bereut der sänger das gefährliche spiel und zieht sie bestürzt zurück: *nein, herre keiser, anderswâ!* Diesen verkehr mit der zuhörerschaft, an deren ohr sein lied klang, hat kein minnesänger vor Walther gekant. Schienen sie blind vor ihr zu stehen, so sieht ihr Walther in die augen, bemerkt ihr fragen und verwundern, zustimmung und widerspruch und kann nicht anders, als sich an sie wenden. Meist erhöht dies den reiz seiner dichtung, in dem gedicht vom mägdlein unter der linde tut es ihm entschieden eintrag. Was des mädchens herz beglückend erfült, vernimt niemand; nur der dichter hört es, weil er den vorzug hat, auch ungesprochene worte zu deuten. Er will andere mit dem erlauschten geheimnis erfreuen und das selbstgespräch widergeben, wie ers gehört. Allein die selbstverleugnung gelingt ihm nicht ganz; denn offenbar spricht aus den worten der anrede statt des mädchens der dichter selbst, der sie vorträgt. Und so scheint das mädchen statt des dichters aus ihrer stillen kammer als declamatorin unter einen zuhörenden kreis versezt; oder, anders ausgedrückt: der sänger hat die wirklichkeit seiner lage beim vortrage einen augenblick deutlicher und lebhafter gefühlt als die erfindung seines gedichts.

Der misgriff ist eine lehrreiche ausnahme. Immer glücklich aber bezeugt sich Walthers objektives anschauungs- und gestaltungsvermögen, indem es die von früheren minnesängern auch wol, aber nur schattenhaft begrüsste *Minne,* desgleichen die *Staete,* die *Mâze,* den *Meie* und andere phantasiegebilde belebt. In einer betrachtung über den harten druck ungelohnter treue entringt sich ordentlich der gequälten seele die flehentliche bitte (96, 35): *Lât mich ledic, liebe mìn frô Staete!* Der mai, als habe er sich wirklich eingebildet mit seiner pracht selbst frauenschöne zu überstrahlen, muss den spott hören (46, 30) *hêr Meie, ir müezet merze sìn, ê ich mìn frowen dâ verlür.* In liebesnot macht der dichter mit beweglichen worten die minne zu seiner fürbitterin (109, 25): *Süeze Minne,* sagt er, *sìt nâch dìner süezen lêre mich ein wìp alsô betwungen hât, bite si, dazs ir wìplìch güete gegen mir kêre;* er bewirbt sich um ihre bundesgenossenschaft (98, 36): *Nû frowe Minne, kum si minneclìchen an, diu mich twinget und alsô betwungen hât.* Frau Minne wohnt in seinem herzen, hat den *sin* daraus

vertrieben und zur herrin gesant, darüber beschwert der dichter sich bei ihr (55, 12): *wie kunde ich âne sîn genesen? dû wonest an sîner stat, da'r inne solte wesen: dû sendest in dû weist wol war. dan mac er leider niht erwerben, frowe Minne.* Seufzend macht er ihr drum den vorschlag: *dû soltest selbe dar .... erdringest dû dâ dîne stat, sô lâ mich in, daz wir si mit ein ander sprechen,* und so dringend ruft er: *Genâde, frowe Minne! ich wil dir umbe dise boteschaft gefüegen dînes willen vil: wis wider mich nû tugenthaft,* so vorwurfsvoll fragt er: *Genaedeclîchiu Minne, lâ: war umbe tuost dû mir sô wê?* lockt sie mit versprechen und fasst sie schliesslich bei der ehre, um sie aufzureizen *ezn wart nie sloz sô manicvalt, daz vor dir gestüende, diebe meisterinne. tuo ûf! sist wider dich ze balt.* Dies gedicht ist dafür besonders lehrreich, indem es den engsten zusammenhang Walthers mit der bisherigen minnepoesie aber auch seine eigenart, die anschauliche lebhaftigkeit seiner erfindung deutlich aufweist. Das gebild seiner phantasie erscheint nicht wie sonst z. b. in Hausens sich zum vergleich bietenden kreuzfahrtsliede (47, 9) bloss als des dichters inneres neben dem dichter, sondern neben dichter und innerem *(sîn)* als ein drittes, ursprünglich auser ihm vorhandenes. Man erkent die verschiedenheit des dichterischen vorgangs, dort das unvermögen, eine andere, hier die absicht, gerade diese gestalt zu erfinden; er konte ja auch die treue, konte — etwas gewiss ausser ihm liegendes — den mai, konte auch fremden *haz* und *nît* ebensowol als persönliche wesen darstellen. Diese beiden werden einmal angeredet (59, 5) *ir spehere, sô ir niemen staeten müget erspehen, den ir verkêret, sô hebt iuch hein in iuwer hûs.* Auch das ihm unfreundliche glück wird verkörpert als *frô Saelde,* die ihm immer den rücken zukehrt und ihn nicht ansehen mag. *Louf ich hin umbe, ich bin doch iemer hinder ir,* heisst es da (56, 1); und das anschauliche bild wird bis zu dem schalkhaften wunsche festgehalten: *ich wolte, daz ir ougen an ir nacke stüenden: sô müest ez ân ir dank geschehen.* Denselben sinn für anschaulichkeit bezeugt die vor Walther unbekante ausführlichkeit über weibliche schönheit und die äussere erscheinung der frau, wie in der deutlichen schilderung der einherschreitenden (46, 11), wie sie *wolgekleidet unde wol gebunden . . . zuo vil liuten gât hovelîchen hôhgemuot, niht eine, umbe sehende ein wênic under stunden.*

Auch in seiner stellung zur besungenen dame und zur dame der geselschaft überhaupt ist Walther in dieser mehrzahl seiner höfischen lieder kein minnesänger im älteren sinne, und sein selbstbewustsein erinnert vielmehr an den mann in den frühesten liedern. Er bleibt ein verehrer der

frau, doch seine sprache gegen sie hat die fügsame unterwürfigkeit eines Hausen und Reinmar abgelegt. Wenn jene nur schüchtern die bittende vermutung gewagt, der *schoene* ihrer herrin werde *genâde* auch zugeselt sein, so tritt der ähnliche gedanke bei ihm als entschiedene mahnung auf (121, 6): *Si sehe, daȝs innen sich bewar — si schînet ûzen fröidenrîch — daȝs an den siten iht irre var*, die er ihr als höfliche erwartung ins gesicht widerholt (86, 4): *hât ir, als ich mich verwaene, güete bî der wolgetaene, waȝ danne an iu einer êren lît!* Er hütet sich vor grossem lobe, ja kent fehler an ihr; und bestehen sie auch nur darin, dass (59, 25) *si schadet ir vînden niht und tuot ir friunden wê*, so hat er doch auch ausser *schoene* und *êre* keine tugend zu preisen. Und im gefühl, weder ihr noch andern damit genug zu tun, schliesst er kurz und fest: *ich seit iu gerne tûsent: irn ist niht mê dâ .... waȝ wil si mêre? hiest wol gelobt: lobe anderswâ.* Selbst vollen tadel müssen sich die sonst so hochgelobten gefallen lassen (91, 1): *Lât mich zuo den frouwen gân: sô ist daȝ mîn aller meiste klage, so ich ie mêre zühte hân, so ich ie minre werdekeit bejage* (vgl. 48, 25). Für die sanftere äusserung dieser selbstgewissen überlegenheit besonders bezeichnend ist das hübsche lied (62, 26), in dem er einen ausspruch seiner dame gegen sie selbst wendet: *Swer mir beswaere mînen muot, daȝ ich den mache wider frô,* sagt Ihr zu mir, nun *diu lêre, ob si mit triuwen sî, daȝ schîne an iu. ich fröuwe iuch, ir beswaeret mich: des schamt iuch, ob ichȝ reden getar, lât iuwer wort niht velschen sich und werdet guot: sô habt ir wâr.* Man merkt überall, dass ihm die sache gar nicht so erschrecklich tief geht, wie es die minnesänger von sich ohne aufhören und augenscheinlich aufrichtig versichern. Der ernst und die selbstbewusste würde dieses mannes sträubte sich offenbar gegen die oft läppische gnadenbettelei und sein auf wahrheit und natürlichkeit gerichteter sinn gegen die unnatur des geselschaftlichen frauendienstes. Treue ohne wandel, wenn auch ohne lohn war der wahlspruch des minnesangs; die zu lieben, die ihn wider hasste, das immer von neuem beklagte loos des einen wie des andern. Walthers stolz kent solche liebe nicht, und seine meinung lautet vielmehr (69, 10): *Minne ist zweier herzen wünne: teilent si geliche, sôst diu minne dâ,* ohne das aber nicht; denn (51, 7) *eines friundes minne diu ist niht, da ensî ein ander bî. minne entouc niht eine, si sol sîn gemeine.* Und ist ihm das glück so wenig hold wie jenen, dass die vielgeliebte und vielgelobte seine lieder doch nicht erhören will, so fragt er unmutsvoll (69, 23): *waenet si, daȝ ich ir liep gebe umbe leit? sol ich si dar*

umbe tiuren, daȥ siȥ wider kêre an mîne unwerdekeit? oder erkent empört (40, 22) *owê danne, sô hân ich getobet, daȥ ich diu getiuret hân und mit lobe gekroenet, diu mich wider hoenet.* Nicht einmal lange warten mag er, sondern drängt (69, 16): *wellest dû mir helfen, sô hilf an der ȥît. sî ab ich dir gar unmaere, daȥ sprich endelîche: sô lâȥ ich den strît unde wirde ein ledic man.* Muss er aber eifersüchteleien von ihr hören, so stelt er sie vor die wahl (71, 7): *wil si, daȥ ich andern wîben widersage, sô lâȥe ir mîn rede ein wênic baȥ gevallen;* denn sein grundsatz ist hier wie in andern dingen (49, 16): *swâ ich niht verdienen kan einen gruoȥ mit mîme sange, dar kêr ich vil hêrscher man mînen nac od ein mîn wange. daȥ kît: mir ist umbe dich, rehte als dir ist umbe mich* und er komt zum beschluss: *ich wil mîn lop kêren an wîp die kunnen danken: waȥ hân ich von den überhêren?* Und wirklich hat sich ja der sänger zeitweilig ihnen abgewant, um die köstlichen lieder zu singen, von denen oben die rede gewesen ist.

Sein gegensatz zur herschenden richtung war kein ihm unbewusster. Das beweisen zahlreiche stellen. So, wie es scheint, gleich die erklärung (95, 27): *Muoȥ ich nû sîn nâch wâne frô, son heiȥe ich niht ȥe rehte ein saelic man,* ohne zweifel aber die häufige rechtfertigung seiner abkehr vom höfischen minnedienst. Er nimt gelegenheit, den tadel derer abzulehnen, die ihm *verwîȥent,* dass er seinen sang *sô nidere wende* (49, 31): *daȥ sie niht versinnent sich, waȥ liebe sî, des haben undanc! sie getraf diu liebe nie. die nâch dem guote und nâch der schoene minnent, wê wie minnent die?* Er bestreitet das recht, ausschliesslich die *frouwe,* die dame von edler geburt zu ehren, weil manche den namen führe, die den namen *wîp* nicht verdiene, während jedes *wîp* auch *frouwe* zu heissen wert sei (48, 38). So hebt sich sein liebeslied vom dienst einer herrin zur verehrung der *wîpheit* (49, 1), reiner weiblichkeit, der frauenwürde, des ganzen weiblichen geschlechts[1]. Alle frauen zu ehren ist erst die aufgabe von Walthers

1) Denn wir hören die vorgänger Walthers, einen wie den andern, immer von neuem versichern, dass ihn die eine *des herȥen . . . beroubet gar für elliu wîp* (MF 42, 9), dass er um ihretwillen nichts frage nach allen andern frauen (103, 5), dass sie allein ihm *vor allen andern wîben* im herzen sei tag und nacht (114, 37), dass er ***vür si nie kein wîp erkôs*** (160, 11), doch sie ***vür elliu wîp*** (43, 14. 197, 4. 47, 12. 50, 31. 103, 12), und Reinmar verteidigt das recht solcher versicherung. Dergleichen äusserungen sind aber so überaus zahlreich — man braucht jezt nur auf die zusammenstellung bei Meyer Ztschr. f. d. a. XXIX, s. 157 zu verweisen — dass die wenigen stellen, wo Fenis (81, 25) *durch si guoten wîben* zu dienen meint, Adelnburg (148, 13) ebenfals um ihretwillen will *êren elliu wîp* und Reinmar (183, 27

gereiftem und abgeklärtem minnegesang, dem die einschränkung, *die guoten von den bösen* (58, 35) zu scheiden, wol angemessen erscheint. Mit diesem vorbehalt wird es dann als losung ausgegeben (99, 11): *daz man elliu wîp sol êren und iedoch die besten baz.* Diese gesinnung spricht auch aus der erklärung (45, 14): *ichn gelobe si niemer alle, swie z den bösen missevalle, sine werden alle guot.* Nicht seine *frouwe*, sondern die frauen, *guotiu wîp*, belehrt, ermahnt, tadelt er, wie er alle lobt, allen dient; an sie heisst er den gedenken, der in heimlichen sorgen sei; um ihretwillen erteilt er die weisung (93, 11): *er tuo dur einer willen sô, daz er den andern wol behage*, und mit hochgefühl spricht er selbst von seinem lobe deutscher frauen. Und auch das gehört zu den punkten, wo sich Walthers objektivität den minnesängern gegenüber betätigt; pflegte ihre phantasie, um andere unbekümmert, nur den dienst der einen, so folgt Walthers lied seinen augen, die sich von einer zu andern und allen richten. Spottet er nicht im hinblick auf die versicherungen der minnesänger, wenn er ungelohnter liebesmühe überdrüssig einmal die abweisende fragt (71, 5), was es ihm denn nütze, dass er sie minne *vor in allen?* Sehr wahrscheinlich, dass auch das streitgedicht (111, 23; Reinmar MF 159, 1 fgg.) gegen solche übertreibung gerichtet ist und die noch nicht ganz aufgeklärten worte der unmässigen an der konventionellen härte der dame danklos abprallenden lobrednerei der minnesänger den ihm ohne diese zu teil werdenden liebeslohn entgegensetzen. Derselben gewohnheit unverständigen lobes galt sein kurzes *hie ist wol gelobt, lobe anderswâ*, besonders aber der scharfe spott (61, 24): *ich wil lîp und êre und al mîn heil versweren: wie künde sich deheiniu danne mîn erwern?* Von selbst fallen einem die so exaltierten beteurungen, wie Albrechts von Johansdorf (MF 87, 9) ein: *swenne ich von schulden erarne ir zorn, sô bin ich vervluochet vor gote als ein heiden;* aber auch die widerholten aufrichtigkeitsversicherungen Reinmars (165, 19. 170, 21). Wol mit recht hat man in einer solchen eine ausdrückliche entgegnung auf den erwähnten angriff Walthers gesehen, und sie ist geeignet, die-

vgl. 202, 35) verlangt *wir suln alle frouwen êren* (doch vgl. 183, 24) oder sich tröstet, wenn sein dienst unnütz sein würde, *sô sint doch gêret elliu wîp*, dass diese ausnahmen nicht für die regel gelten dürfen und es ein irtum war dies *elliu wîp êren* sogar das stichwort der höfischen sänger zu nennen, während es dem minnesang ebenso wenig ursprünglich angehört wie die tröstliche betrachtung über die erziehliche wirkung des minnedienstes und eine blosse einbildung und phrase ist, wie die algemeine klage über den alleinigen miserfolg. Wie könte sich Reinmar mit recht rühmen trotz lauter undank von *wîben* nie übel, immer wol zu sprechen, da er ja doch nur einer dient, nur von einer den undank erfährt?

sen zu erläutern. Reinmar sagt nämlich (197, 3): *waz unmâze ist daz, ob ich des hân gesworn, daz si mir lieber si dan elliu wîp? an dem eide wirdet niemer hâr verlorn: des setze ich ir ze pfande mînen lîp* und lässt raten, an wen sich seine frage wendet, denn er fährt fort: *si jehent* — *die hôhgemuoten* nent sie der demütige anderswo (165, 19) — *daz ich ze vil gerede von ir und diu liebe sî ein lüge dicch von ir sage.* Aber ihm und seinesgleichen entgieng ja eben das unnatürliche und auch bei offenbarer aufrichtigkeit doch im grunde genommen unwahre ihrer beteurungen, Walther empfand es und das gab ihm das bewustsein des gegenwärtigen gegensatzes. Aber im unklaren über die volzogene umwandlung seiner eigenen poetischen anschauung hält er freilich nunmehr das für unaufrichtig und unwahr, was doch auch ihm ehemals aus dem herzen gekommen war. Das ist die unwahrheit, deren trägern als *lügenaeren* das testament des dichters seine *swaere* verschreibt (61, 3): *mîn unsinnen schaff ich den die mit velsche minnen,* während den frauen statt des wolgefallens an solchen diensten *nâch herzeliebe senendiu leit* zugedacht ist. Denselben *lügenaeren* galt die schwere beschuldigung (44, 30): *unstaete, schande, sünde, unêre, die râtent sie swâ man sie hoeren wil ... daz wirt noch maneger frowen schade.* Man sieht, er hat auch die sitlichen widersprüche in dem gedankenkreis des minnesängers erkant und glaubt von sich sagen zu dürfen: *ich sanc von der rehten minne, daz si waere sünden frî;* und das ist die, die er oben den frauen zu hinterlassen wünscht. Von diesem standpunkte Walthers war übrigens nur ein schritt zu Wolfram von Eschenbachs lobe der eigenen hausfrau. Endlich werden auch Walthers oft widerholte beschwerden über das aussterben der freudigkeit in der welt und die endlose traurigkeit auf eine algemeine verstimmung und bedrücktheit zielen, die als eine folge des undankbaren dienens und singens eintrat. Die rührende klage (120, 10): *owwê deich niht vergezzen mac, wie rehte frô die liute wâren* könte dann vielleicht als zeugnis dafür dienen, dass der dichter in seiner jugend noch die ausklänge des älteren, natürlicheren, leichtlebigeren gesanges vernommen hat.

So wendete sich Walthers minnelied vom träumen zum leben. Aber das leben bot seiner dichtung viel mehr als nur minne. Wenn er einmal als bedingung für die widerherstellung seiner lebensfreude die beiden punkte nent, dass *werdent tiusche liute wider guot unde troestet si mich, diu mir leide tuot* (117, 5), so ist das schon eine für Reinmars dichterischen gedankenkreis unmögliche zusammenstellung. Geradezu verletzend aber muste diesem die geringe wertschätzung des

gleichen gegenstandes vorkommen, die des dichters erklärung an frau Minne ausspricht (58. 19): *si besuoche, wâ die sehse sîn: von mir hâts in der woche ie den sibenden tac.* So hat sich in der tat Walthers dichtung vom engen kreis des eigenen weltvergessenen, minnenden inneren zur behandlung der sitlichen und politischen dinge und begebenheiten erweitert im natürlichen fortlauf der beobachteten entwicklung. Und die anregung dazu fand er nicht allein in der ihm eigentümlichen begabung, sondern nicht zum geringsten auch in den wandelungen seines äusseren lebens. Nach herzog Friedrichs tode aus unbekanten gründen vom österreichischen hofe verstossen, aus behaglicher sorglosigkeit und einer zu beschaulichem insichselbstversenken einladenden ruhe herausgerissen, begann Walther im gegensatz zu Reinmar und, soviel bekant, allen früheren minnesängern ein unstätes ziehen und wandern, reich an mühen, sorgen, entbehrungen, enttäuschungen, das wol geeignet war, ihn nachdrücklich mit den gestalten und ereignissen der wirklickeit in berührung zu bringen. Er hat am hofe könig Philipps geweilt, ist mit kaiser Otto gezogen, hat Friedrich II. begleitet; er ist bei Hermann von Thüringen und Dietrich von Meissen eingekehrt, wider nach Wien gekommen, hat den grafen von Katzenellenbogen aufgesucht, ist beim Passauer bischof gast gewesen, hat an die klosterpforte in Tegernsee geklopft und wer weiss wo überall noch, worüber uns keine nachricht geblieben ist. Mehr als zwanzig jahre sahen ihn in dieser lage, heimatlos von land zu land, ja von burghof zu burghof ziehend und gewiss oft am morgen noch zweifelnd, ob er zur nacht freundliche herberge finden werde. So glich sein leben dem eines fahrenden sängers, wie ihrer viele damals, männer aus dem volke und nicht ritterbürtigen geschlechts, im lande umherstreiften, in städten und dörfern gern gesehen, auch auf burgen ritterlicher herren zuweilen nicht unwilkommen. Sie spielten zum tanz auf, priesen die gönner, schalten die feinde und trugen sätze einfacher lebensweisheit vor, sich zum trost oder andern zur mahnung. Dieselben mühseligkeiten und freuden wie sie, reizten auch Walther zum poetischen ausdruck und schufen eine spruchdichtung, die, an geist und edler kunst Spervogel und Hergers sange natürlich weit überlegen, erst recht das volle widerspiel zu der sich in sinnen und träumen verlierenden überschwenglichkeit des minnegesanges ausmacht. Gleich dem fahrenden singt er am frühen tage seinen morgen- und reisesegen (24, 18), wie ihrer aus späterer zeit viele auf uns gekommen sind, preist wie meister Spervogel (MF 26, 20. 27, 12) des wirtes glück und klagt die not des gastes. Er bittet hier und bittet dort um gastliche aufnahme oder um

lohn für seinen gesang, bei kaiser Otto und Friedrich um ein lehen; er dankt dem Bogner, dankt dem Meissner für empfangene gabe und jubelt kaiser Friedrich dank, als der ihn belehnt. Er verständigt sich mit dem herzog von Kärnthen, der ihm mehr versprochen, als er halten konte, trift mit herbem spotte den abt von Tegernsee, bei dem er wenig gastfreundlich aufgenommen worden war, verlangt energisch und selbstbewusst lob vom Meissner, den er zuerst gelobt habe: nach dem grundsatze des spielmanns (MF 21, 13. 21), dass ein narr sei, wer dem kargen manne, *da ez âne lôn belîbet,* diene. Wie der bürgerliche sänger es halbes lob nent (MF 20, 1—21, 4), wenn einer draussen gibt und zu hause geizt, einen toren schilt (21, 31), *swer guot vor êren spart,* wie er (22, 5) erklärt *swem daz guot ze herzen gât, der gwinnet niemer êre:* so mahnt Walther die herren in Östreich (36, 1), die im sparen ihrem herzog gefolgt waren, da es an der zeit war, nun nachdem jener freigebig geworden, sein beispiel auch nicht zu vergessen; so rät er dem vom kreuzzug zurückkehrenden Leopold (28, 70) auch daheim zu sorgen, *daz ieman spraeche, ir soldet sîn beliben mit êren dort;* so lehrt er (103, 10): *maneger schînet vor den frömden guot und hât doch valschen muot. wol im ze hove, der heime rehte tuot!* so endlich singt er wider und wider den segen edler freigebigkeit. Aber auch hier geht Walthers beobachtung vom engen ins weite, vom eignen ins algemeine. Die üblen zeiten, da die (24, 10) *jungen frecher zungen pflegent* und *schallent unde scheltent reine frouwen,* da das *guot* höher gilt, denn *êre* und gottes huld, der *vater bî dem kinde untriuwe vindet, der bruoder sînem bruoder liuget, geistlich leben in kappen triuget* (21, 34), da friede und recht darnieder liegen, *gewalt vert ûf der strâze* und *untriuwe* auf der lauer liegt (8, 24), rufen seine mahnung zu strenger, weiser kinderzucht, sein gebet an gott um bessere söhne für die schlechteren väter hervor. Durch himmelszeichen von angst vorm lezten zorne erfült, lässt er sein lautes *nû wachet* unter die schlafende menschheit erschallen. Hübsch bescheiden und nicht zu hoch hinaus, ist seine lebensregel; die sechs soll sich nicht zur sieben machen wollen. *Manlichiu wîp, wîpliche man, pfafliche ritter, riterlîche pfaffen* sind ihm gleichermassen verhasst. Drei dinge machen die grundlage menschlichen glückes aus: gut, weltliche ehre, gottes huld (83, 27. 20, 25), eine lehre, aus der man den minnesänger nicht mehr erkent. Wenn menschenwert in frage komt, so gilt bei ihm: *armen man mit guoten sinnen sol man für den rîchen minnen* (20, 22). Er preist den, der sich selbst zu bezwingen vermag und *alliu sîniu lit in huote bringet;* er wird ein warmer lobredner der freundschaft.

Überall spricht eine reiche und reife erfahrung, der heiligste eifer für die sache, der ernst eines grossen, edlen, für die wahren güter des lebens erschlossenen geistes. Die schönsten und lebensvolsten erzeugnisse seines geistes aber gelten dem nach seiner schätzung höchsten der güter, der irdischen wenigstens, seinem seit kaiser Heinrichs tode von unaufhörlichem bürgerkriege zerrissenen vaterlande.

Von dem engen halbdunkeln gedankenkreise der minnesänger gieng Walther aus, um ihn durch eifrige beziehung auf den hörer und die fülle und sinliche anschaulichkeit von dingen und gestalten — den eigentümlichen vorzug der frühesten epoche lyrischer dichtung — zu beleben, zu bereichern und zu erhellen, seine kunst im bewussten gegensatz mehr und mehr aus den schranken geselschaftlichen gebrauchs zu natürlichen verhältnissen zurückzuführen und ihr endlich statt des bisher allein üblichen gegenstandes neue aus dem ganzen bereich des sitlichen wie des politischen lebens zu erschliessen.

In der entwickelung unserer lyrik geschah von Kürenberg zu den älteren minnesängern der erste, von ihnen zu Walther der zweite schritt. Es ist schwer zu sagen, welches der bedeutendere gewesen; aber das unterliegt wol keinem zweifel, dass Walther mit den früheren minnesängern mehr gemeinsamen boden unter den füssen hat, als diese mit ihren — volkstümlichen — vorgängern.

BERLIN. OSKAR STREICHER.

NEUE BELEGE FÜR DEN GEBRAUCH VON *THÄTE* = MHD. *ENTETE* BEI LUTHER.[1]

1) Luther Wider Hans Worst 1541 bl. M^a (in Knaakes neudruck Halle 1880 s. 54): „*Ja viel dings* [unsre gegner] *selbs jtzt leren, das sie zuuor verdampt, dazu nichts zu leren hetten, wenn vnser Bücher thetten*“. Die Braunschweiger volksausgabe bd. IV 1890 s. 312 umschreibt richtig: „*wenn unsere Bücher nicht dawären*“; während der sonst in der litteratur des 16. jahrhunderts wol bewanderte pf. Bossert in seiner besprechung dieser ausgabe im Theol. litt. blatt 1891 sp. 164 — in unkentnis der jüngst über diesen sprachgebrauch geführten verhandlungen — hier völlig irre geht[2].

2) Auslegung von Joh. 6—8 (1530 fgg.) Erlanger ausg. 47, 230: „*Denn wo die Verfolgung nicht thäte, so würden wir wohl so arg*

1) Vgl. diese zeitschr. XXIII, 41. 293. XXIV, 41. 43. 2) Bei der korrektur werde ich gewahr, dass diese stelle inzwischen auch von Köstlin XXIV, 41 mitgeteilt ist.

und böse sein, als unser Widersacher". Diese schrift erschien gedruckt zuerst 1565 im II. bd. der Eislebener supplementbände Aurifabers; das „*nicht*" ist vielleicht erst zusatz des bearbeiters und herausgebers.

3) Vermahnung an die geistlichen, versamlet auf dem reichstag zu Augsburg 1530, Erl. ausg. 24² s. 362 fg. „*Und hätten wir gethan, ich sorge wahrlich, eur Gelehrten wären der Sachen zu schwach gewesen* —". Auch hier ist zu erklären: Und wären wir nicht da gewesen —. Dies beispiel ist besonders dadurch interessant, dass hier diese bedeutung des verbums *tun* mit ausgelassener negation, die in allen bisher nachgewiesenen beispielen nur für den einfachen conj. prät. belegt war, auch in dem conj. der plusquamperfectumschreibung vorkomt, die ja almählich in bestimten fällen für das einfache präteritum sich eindrängte.

KIEL. G. KAWERAU.

EIN BRIEF GOTTSCHEDS AN DEN KÖNIGSBERGER PROFESSOR FLOTTWELL.

Auf dem archive der hiesigen, nun fast ein und ein halbes jahrhundert blühenden königlichen deutschen geselschaft befinden sich in einem fascikel „Acta die vermischte Correspondenz der Gesellschaft enthaltend. Vol. I" (von mir fortan K. V. C. I. citiert) 17 briefe Gottscheds an den Königsberger professor der weltweisheit und deutschen beredsamkeit Coelestin Christian Flottwell, der seit 1750 zugleich das amt eines rektors an der kathedralschule bekleidete und am 2. januar 1759 starb. Der erste jener briefe führt das datum des 21. august 1743, der lezte ist am 19. juli 1752 geschrieben; mit ausnahme von dreien gehören sämtliche stücke den jahren 1744 und 1745 an. Dass diese briefe nur einen kleinen bruchteil einer sehr lebhaft geführten correspondenz darstellen, beweisen die zahlreichen schreiben Flottwells — es sind weit über hundert —, die über fast alle bände der gewaltigen, auf der Leipziger universitätsbibliothek aufbewahrten Gottschedschen briefsamlung verteilt sind. Der lezte brief von Flottwells hand ist datiert den 20. september 1756 und berührt bereits den einmarsch der Preussen in Sachsen. Mit diesem jahre schliesst überhaupt die 22 folianten umfassende Leipziger samlung. Dass aber trotz aller kriegsunruhen Gottsched mit dem Königsberger freunde noch in fernerem brieflichen verkehr gestanden hat, dafür ist ein zeugnis jenes an Flottwell gerichtete merkwürdige schreiben Gottscheds vom 22. okt. 1757

mit einem postskript vom 1. november über die widerholten und eingehenden unterredungen, deren ihn könig Friedrich der grosse im oktober dieses jahres wenige tage vor der schlacht bei Rossbach gewürdigt hatte. Dieses hochbedeutsame dokument, welches zuerst in den Neuen Preussischen provinzial-blättern 3. folge bd. IV. (Königsb. 1859) s. 295—301 nach einer auf der stadtbibliothek zu Elbing aufbewahrten, von dem rektor Joh. Lange († 1781) herrührenden kopie zum abdruck gelangte, konte von mir in meiner schrift Friedrich der grosse und die deutsche poesie (Halle 1884) s. 87 fgg. leider wider nur nach jener, einige schreibfehler enthaltenden abschrift mitgeteilt werden. Vergebens habe ich auf dem archiv der hiesigen deutschen geselschaft und an anderen stellen dem original nachgespürt.

Flottwell, ein mann ohne geistige selbständigkeit und schriftstellerische erfindungskraft, war ein unbedingter anhänger Gottscheds. Sein evangelium war die „Critische dichtkunst“, deren regeln auch in weiteren kreisen zur geltung zu bringen, er sich eifrigst bemühte. Um in diesem sinne wirken zu können und um sich zugleich an der universität ein grösseres ansehen zu verschaffen, hatte er noch als magister legens im jahre 1741 eine deutsche geselschaft gestiftet, die seit 1743, mit einem staatlichen privilegium ausgestattet, den titel einer „königlichen“ führte. Flottwells beziehungen zu Gottsched waren die engsten. Wol gegen niemand hat sich dieser in seinen brieflichen mitteilungen so wenig zwang auferlegt, wie gegen seinen schildknappen in Königsberg, da er seiner unbedingten ergebenheit gewiss war. Andrerseits berichtet auch Flottwell seinem meister und freunde mit der grössten offenheit, was in den kreis seiner interessen und sorgen tritt; insbesondere versorgt er ihn aber mit neuigkeiten aus der hauptstadt Ostpreussens, die stets mit lebhafter teilnahme entgegengenommen werden. Diese oft sehr umfangreichen berichte gewähren einen tiefen einblick in das litterarische und geistige leben, in die geselschaftlichen und akademischen zustände der Pregelstadt. Aus den briefen Flottwells und denen zahlreicher anderer Königsberger gelehrten und schöngeister an den berühmten landsmann in Leipzig weht dem leser recht eigentlich die geistige luft entgegen, welche die Albertina vor der Kantischen epoche erfülte. Übrigens sei hier noch bemerkt, dass Flottwell, was bei einem gelehrten jenes zeitalters gewiss auffallen muss, mit vorliebe fragen der hohen politik berührt. Eine besondere anregung dazu gab ihm wol sein verkehr mit vornehmen, im diplomatischen dienste tätigen personen.

Als Danzel in seinem buche „Gottsched und seine zeit“ den litterarhistorischen schatz hob, der in dem zu Leipzig befindlichen Gott-

schedschen briefwechsel ruhte, hat er die nach Königsberg reichenden beziehungen, als ihm zu fern liegend, nur flüchtig gestreift. Gottsched hing an seiner heimat Ostpreussen mit aufrichtiger liebe, in diesem punkte zeigt sich der sonst so steife lehrmeister bisweilen von einer menschlich liebenswürdigen seite[1]. Auch als er auf der höhe seines ruhmes stand, waren seine gedanken und wünsche dorthin gerichtet, wo seine wiege gestanden. Aufs eifrigste war er bemüht, seinem „vaterlande“ und seinen landsleuten zu ansehen draussen im reiche zu verhelfen. Neue nahrung gewann diese anhänglichkeit, als er im juli 1744 die heimatsstadt mit seiner „freundin“ von Danzig aus besuchte. Das gelehrte paar genoss damals die gastfreundschaft Flottwells, der mit seiner mutter und seinen schwestern einen gemeinschaftlichen haushalt hatte.

In Königsberg wurden Gottsched und seiner gattin so viele ehrenbezeugungen und beweise der freundschaft von seinen landsleuten zu teil, dass die erinnerung an diesen besuch bei beiden stets mit dem gefühl der dankbarkeit gepaart blieb. Am 10. august 1744 schreibt Gottsched unter dem unmittelbaren eindruck der Königsberger tage aus Danzig an Flottwell: „Ob ich übrigens gleich Preussen verlassen habe, so habe ich doch eine erneuerte und verstärkte Liebe gegen mein Vaterland, und eine wahre Hochachtung gegen den guten Theil meiner werthesten Landsleute mitgenommen. Diese werde ich bis in mein Grab zu erhalten wissen, und bey aller Gelegenheit mündlich und schriftlich blicken lassen“. (K. V. C. I.)

Andrerseits hielten die Königsberger freunde noch an ihm fest, als sein ansehen in Deutschland bereits völlig gebrochen und sein name den meisten ein gegenstand des hohnes und der verachtung geworden war. Noch am 20. april 1756 versichert Flottwell den Leipziger freund seiner unwandelbaren treue: „Die jungen herrn hüpfen

1) Man vergleiche aus seinen gedichten z. b. die 1728 seinem vater zum 60. geburtstage übersante ekloge (abgedruckt in der Crit. dichtkunst[1] s. 407), in welcher der durch ein „seltnes Schicksal“ in „Sachsens Paradies, das fette Meissnerland“ gebrachte fremde hirt Prutenio in folgenden „strengen seufzern“ sich ergeht:

O dass mich doch kein Wind nur einen halben Tag
Zu dieser Hirten Zahl in Preussen führen mag!
Wie munter würde da mein treues Herze springen!
Wie würde mir die Lust durch Mark und Adern dringen!
Wie eifrig wollt' ich da durch alle Hütten gehn
Und mündlich überall die Gunst und Huld erhöhn,
Die mir vor hunderten, die meines Gleichen waren,
In Proben mancher Art, zehn Jahre wiederfahren. O. E.

zwar um uns ältere herum, wie die Spechte. Sie verfolgen uns mit Neid, mit Spott, mit neuen Gedanken; und Gott weiss, dass so wie aus der Jurisprudenz in Preussen, so besonders nunmehr aus der ganzen Philosophie eine wächserne Nase gemacht wird ... Wer nun weder Zeit, noch Jahre, noch lust hat, diese Tändeleien zu erforschen, der heist ein Ignorant. Und dennoch bleibts dabey: Dieses ist die beste Welt. Bleiben Sie nur mein alter Gönner und Vertheidiger, so soll mir diese obgleich unter Arbeiten u. Ketten saure Welt allezeit die beste bleiben". (Gottschedsche briefsamlung in Leipzig bd. XXI. Ich bezeichne sie fortan mit L.) Auch in der deutschen geselschaft blieb Gottscheds einfluss im ganzen bestehen, so lange Flottwell ihr als direktor vorstand (bis zum januar 1758). Vergebens hatten sich einige mitglieder bemüht, einen neuen geist einzuführen.

Um eine probe der zwischen Gottsched und Flottwell geführten correspondenz zu geben, teile ich das lezte jener 17 auf dem archiv der hiesigen deutschen geselschaft erhaltenen schreiben Gottscheds mit. Es ist vom 19. juli 1752 und eignet sich besonders zur veröffentlichung, weil es einen in sich geschlossenen inhalt bietet. Es betrift nämlich die bekante dichterkrönung des baron von Schönäich, dessen im jahre 1751 erschienenes plattes epos „Hermann, oder das befreyte Deutschland" von Gottsched ausersehen war, den Messias Klopstocks zu verdrängen. Der brief, am tage nach der feier verfasst, ist ein unmittelbarer gefühlserguss des krampfhaft nach einer stütze suchenden diktators und darum von eigenartiger wirkung. Er ergänzt mehrfach die darstellung des aktes im „Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit" II. bd. (1752) s. 627—630.

Hochedelgebohrner und Hochgel. insonders hochzuehr. HE. Professor
sehr werther Herr Gevatter[1].

Nun muss ich E. H. eine entsetzliche, merkwürdige, erstaunliche und so lange Leipzig eine Universität ist, d. i. 343 Jahre her, unerhörte Neuigkeit berichten, die sich kein Mensch noch vor drey Wochen, oder 14 Tagen so arg träumen lassen, und die ich dennoch zum Vergnügen der Stadt und aller Wohlgesinneten glücklich ausgeführet habe. Was meynen Sie wohl? Ich habe was gethan, das noch keiner vor mir in Leipzig gethan hat: und Salomon mag sagen was er will, so ist doch gestern was Neues unter der Sonnen geschehen. Kurz und rund, ich habe einen Poeten gekrönet und zwar öffentlich, prächtig, mit vielen Solennitäten, und Anstalten, ja cum paucis et Trompetis, dass die ganze Stadt dabey rege geworden ist. Und nun rathen Sie

einmal, wen? Ich weis nicht, werden Sie sagen. Aber Sie kennen ihn, und er geht ihnen so nahe an, dass Sie mir dafür danken müssen. Ich? Ja freylich Sie, nebst der ganzen kön. D. Gesellschaft: Denn es es (*sic!*) ihr Mitglied, ihr Ehrenglied, ihre Zierde und Krone, der HE. Baron von Schönäich![2]

Da haben Sie nun die kurze Geschichte: mehr werden Sie aus meiner Einladungsschrift, Rede, und den Gedichten vernehmen, die nun zusammengedrucket, und mit einer kleinen Erzählung begleitet werden sollen[3]. Nur eins müssen Sie noch wissen. Es war gestern der hohe Geburtstag unsrer Königl. Chur-Prinzessinn, einer grossen Beschützerinn der Musen, ja der zehnten Muse selbst[4]. An diesem Tage nun, kam alles was von unsrer Generalität, von Hof und Kammerräthen u. s. w. galant seyn wollte, ins philosoph. Auditor: und die Menge der Zuhöhrer von allen Facultäten, sonderl. der Studenten war so gross, als hie noch nie, weder bey Magister Promotionen, noch bey der Buchdrucker Jubelrede 1740. so gross gewesen. Ein junger Baron Seckendorf, ein Neffe des Feldmarschalls Grafen von Seckendorf, der ihn studiren lässt, und in meine Aufsicht gegeben, vertrat des abwesenden Dichters Stelle, und las nicht nur seine Danksagungsode ab, sondern sagte auch auswendig einen Glückwunsch an denselben auf der obern Catheder, mit guter Parrhesie her[5]. Kurz mein ganzer Actus, ist, ringentibus licet collegis quibusdam paucioribus, et multa mala ex parte Studiosorum minantibus, mit der grössten Stille, Aufmerksamkeit und Ordnung vorgegangen[6]; so dass sie nunmehr alle beschämt sind, und sich ärgern. Sonderl. war mir der itzige Rector Prof. Christ, Prof. Poes. zuwider[7]; hauptsächl. weil er in der Facultät, da ich es als Decanus vortrug, nicht zugegen war, und ob er gl. Prof. Poes. ist, um die Krönung eines Dichters nicht eher was gewusst, als bis ich schon die Anstalten dazu machete. Hier half nun sein Einwenden nichts: ich hatte die Pluralität, ja, ausser ihm, die Einhälligkeit, und liess mich nichts irren, obgleich noch Sonntags vorher, der Senior Facultatis durch ihn auch furchtsam ward, und mirs rieth die Sache 8. Tage zu verschieben, bis man aus Dresden vom Ober Consist. Antwort einholen könnte. Allein ich gab nicht nach, weil ich es für lächerlich hielt anzufragen, ob wir etwas thun dörften, wozu uns der König selbst als Vicarius Imperii, 1741. die Kaiserl. Vollmacht gegeben hatte[8]. Die Wahrheit zu sagen: so war dieses von uns, auf meinen Antrag, als ich auch Decanus war, gesuchet worden[9]: und nun habe ich auch in der Krönung selbst die Jungferschaft dieses Rechtes davon getragen.

Da nun diese ganze Sache der kön. D. Ges. zu Kön. haupts. mit zu Ehren gereicht; da der Baron ihr Ehre machet, und noch ferner machen wird, da er sie so schön beschenket hat[10]: so wäre es wohl nicht unrecht, wenn man ihm einen Glückw. im Namen der Kön. Gesellschaft überschickte, den ich mit zu der Sammlung könnte drucken lassen. Dieses ist die Haupt Absicht meines Briefes, den E. H. geneigt zur Erfüllung zu bringen bedacht seyn werden: und zwar je eher, je lieber, denn die kleine Sammlung muss hier innerhalb 4 Wochen fertig seyn[11]. Man kann unmaassgeblich darinn darauf dringen, dass Lorberkränze sonst von Kaisern mit eigener Hand gegeben worden, und im grössten Ansehn gestanden. Nachmals hätten die Comites Palatini sie zwar durch den Misbrauch verächtlich gemachet*. Daher die Fürsten sie ganzen Corporibus zu verwalten aufgetragen hätten: wie denn die Phil. Fac. zu Wittenb. unter unseres sel. Königes Vicariate es erhalten, in Göttingen aber die ganze Universität es erhalten, und selbst vor 2 Jahren in Gegenwart des Königes ausgeübet. Aber mit solcher Anstalt und Herrlichkeit als wir es gemachet, pro dignitate et antiquitate Academiae nostrae, ist es noch nirgends geschehen[14]. Machen Sie doch dem würdigen HEn Präsidenten[15] ihrer Gesellsch. und allen Mitgliedern meine Empfehlung. Versichern Sie HEn. D. Hartmannen meiner Ergebenheit, mit dem Vermelden, dass ich noch nichts gewisses von der Verkaufung des Cabinettes sagen kann, aber noch immer Hoffnung bekomme, es anzubringen[16]. Man muss der grossen Herrn ihre gute Stunde erwarten: denn bisweilen ist es ein blosser Eigensinn, wenn sie was thun, das gut und klug ist.

An die wertheste Fr. Gevatterinn, und mein liebes Pathchen bitte ich mich ergebenst zu empfehlen[17]. Die wertheste Mama, und Frau Schwester, nebst dem HEn Bruder finden hier auch von mir und meiner Lieben, die das kalte Fieber gestern zum dritten male gehabt, die Versicherungen, von unsrer Hochschätzung[18]: ein gleiches ergeht, an das vornehme Sahmische[19] und Lestockische Haus[20]. Auf mein neuliches bitte ich mir auch Antwort aus[21]. Alle Ihre Mitglieder seufzen nach Antworten, und dem Drucke Ihrer Schriften. Wie? Wenn die Gesellschaft vierteljährig kleine Sammlungen von 6. Bogen herausgäbe. So käme jährlich ein Bändchen vom Alphabethe auf unsre Messe[22].

*) Daher hätte ich beynah gestern, (wie HE. D. Qu.[12] bey der Introduction des D. Lysius Sen. im Löbenicht)[13] das Lied singen lassen: O Herre Gott Dein göttl. Wort ist lang usw.

Ich bin, und beharre aufrichtigst
E. Hochedelgeb.
Meines hochgeschätzten Herrn Gevatters
Leipz. d. 19 Jul. treuergeb. Diener
1752. Gottsched.

NB. Die gestr. Solennität kostet über 30 Thl. und kostet dem Bar. keinen Pfennig. Die Facult. thut es theils gratis, theils trage ich, theils Breitkopf[23].

P. S. Machen Sie doch an den würdigen Übersetzer meiner Rede von Wien einen ergeb. Empfehl. Ich verdiene die Ehre nicht, die er mir gethan; ich habe aber die Zeit noch nicht gehabt sie ein wenig zu übersehen. Ehestens antworte ich ihm selbst mich zu bedanken[24].

Anmerkungen.

1) Gottsched war pate der tochter Flottwells, Johanna Cölestine, die ihm, nachdem er sich im jahre 1746 mit jungfer Maria Lovisa Lübekin vermählt hatte, 1749 geboren war. In einem briefe vom 25. sept. 1749 teilt er Gottsched dieses ereignis mit und fügt folgende worte hinzu: „2 Tage darauf [nach der geburt] nahm ich mir die freyheit in das Taufbuch nebst unseren HErrn Ober Marschall [d. i. Johann Ernst von Wallenrodt, geh. etats- und kriegsminister und obermarschall, von 1743 bis 1766 protektor der deutschen geselschaft] und Oberhofprediger [d. i. D. Johann Jacob Qvandt, 1743—1772 präsident desselben vereins, s. unten anm. 12] als zweenen gegenwärtigen Johannes, den dritten in der Person E. M. aufzeichnen zu laßen, und meine Tochter wurde Johanna Cölestina getaufet". (L. XIV. bd.)

2) Schönäich war auf anregung Gottscheds am 13. april 1751 zum ehrenmitgliede der geselschaft ernant worden. Von seiner hand finden sich auf dem archiv derselben vier an Flottwell gerichtete briefe aus den jahren 1751 und 1752 (K. V. C. I) sowie eine dichtung „Friederich Wilhelm", welche in Königsberg zum druck befördert werden solte. Schönäich feiert darin den haushälterischen und tätigen könig Friedrich Wilhelm I. und stelt diesem den ersten preussischen könig gegenüber, dessen verschwendung und eitelkeit er in der weise der Memoires de Brandenbourg scharf tadelt. Flottwell konte für dies poetische machwerk in Königsberg nicht censur erhalten und schickte es an die Berliner akademie der wissenschaften. „Allein Mons. Pelloutier (der bibliothekar der akademie) antwortete mir: er glaubte, die Gesellschaft wolte die Acad. in Versuchung führen, daß sie auf den Grosvater ihres Stifters gesalzene Asche streuen wolte: die Memoires wären du main de Maitre und Keiner würde an eine Censur denken wenn das nicht wäre". (Brief Flottwells an Gottsch. 26. dec. 1752. L. XVII. bd.)

3) Noch im jahre 1752 erschien bei B. Chr. Breitkopf in Leipzig „Der Lorberkranz, welchen der Hoch- und Wohlgebohrne Herr, Herr Christoph Otto, des H. R. R. Freyherr von Schönaich, von E. löbl. philosophischen Facultät zu Leipzig feyerlichst erhalten hat". 4° (von J. J. Schwabe). Der inhalt dieser samlung ist folgender: 1. Die lateinische einladungsschrift Gottscheds, des damaligen decans der philosophischen fakultät, vom 16. juli nebst der deutschen übersetzung. Gottsched gibt mit aufwand grosser gelehrsamkeit eine geschichte der dichterkrönungen und teilt das

diplom mit, durch welches könig und kurfürst Friedrich August als reichsvicar am 28. december 1741 „dem philosophischen Orden zu Leipzig" die volmacht erteilt „geschickte und in der Poesie vortreffliche Personen . . durch Aufsetzung des Lorberkranzes und Uebergebung des Ringes zu gekrönten Dichtern zu machen und zu erklären" (s. 41). Elf jahre habe das recht geruht; da sei der freiherr von Schönäich wegen seines heldengedichts Hermann, das Gottsched Tassos befreitem Jerusalem und Voltaires Henriade an die seite stelt, von der fakultät des lorbeers für würdig befunden worden. 2. Die von Gottsched bei der feier am 18. juli gehaltene rede, lateinisch und deutsch. Hierin sucht Gottsched die behauptung zu erweisen, „daß unsere Muttersprache mit Recht unter die gelehrten Sprachen zu zählen, und wo nicht für gelehrter, doch gewiss für eben so gelehrt zu achten sey, als die griechische zu Alexanders, und die römische zu Kaisers Augusts Zeiten gewesen" (s. 68). Zum schluss ruft er den baron v. Schönäich feierlich „zu einem kaiserlich gekrönten Poeten" aus. 3. Vier auf die feier bezügliche gedichte, deren erstes die „Danksagungs-Ode des neugekrönten Dichters" ist, ein herzlich schwaches poëm.

Im Neuesten aus der anmutigen gelehrsamkeit 1753 s. 46—57 erschien eine inhaltsangabe jener festsamlung und s. 57—59 zu ehren des gekrönten barons eine lateinische ode von D. Erdm. Kupitz. Im 2. bande derselben zeitschrift (1752) findet sich s. 627—30 der bericht „Zuverläßige Nachricht von der den 18ten des Heumonaths geschehenen ersten poetischen Krönung in Leipzig". Schönäich († 1807) erlebte es noch, dass das fünfzigjährige andenken dieser krönung im jahre 1802 zu Leipzig feierlich erneuert wurde (K. H. Jördens Lexikon deutscher dichter und prosaisten, 4. bd. s. 607—8 anm.).

4) Das lob, welches Gottsched hier und an anderen stellen dieser fürstin spendet, war keine servile schmeichelei. Maria Antonia Walpurgis, eine tochter des kaisers Karl VII., geb. am 18. juli 1724 in München, seit dem jahre 1747 mit dem edlen sächsischen kurprinzen Friedrich Christian vermählt, war eine ausserordentliche, von den zeitgenossen viel bewunderte frau. An ihr fanden künste und wissenschaften eine eifrige gönnerin, ja sie trat auf dem gebiete der musik und dichtkunst mit eigenen erzeugnissen hervor, so dass die arkadische schäfergeselschaft zu Rom sie unter ihre mitglieder aufnahm. Daneben zeigte sie für staatsgeschäfte verständnis und geschick und hat in der politischen geschichte Sachsens eine nicht unbedeutende rolle gespielt. Gottsched hat sich um die gunst der kurprinzessin und ihres gemahls durch überreichung von büchern und gedichten unausgesezt bemüht und sah diese bemühungen von erfolg gekrönt. Vgl. Danzel, Gottsched und seine zeit s. 314 fgg.

5) Das glückwunschgedicht des barons von Seckendorf (in der festschriftensamlung „Der lorberkranz" s. 98—101) feiert zum schluss nach Gottscheds anweisung die kurprinzessin:

„Doch, welch ein lichter Glanz umgiebt mich auf einmal?
Mich dünkt, Minerva selbst erhellet diesen Saal!
Es ist was göttliches, und streuet Licht und Schimmer:
Antonia erscheint, der Preis von Frauenzimmer!" usw.

Der grund, weshalb der dichter des Hermann nicht persönlich in Leipzig anwesend war um die ihm zugedachten ehren entgegenzunehmen, lag an der eigentümlich kläglichen stellung, die ihm von seinen eigensüchtigen und launenhaften eltern zugewiesen wurde. Er wurde wie ein unmündiger knabe behandelt und in allen seinen schritten überwacht, so dass er an eine reise nach Leipzig nicht zu den-

ken wagte. In seinen briefen an Gottsched gibt er bisweilen seinem unwillen über die unwürdige behandlung bitteren ausdruck. Vgl. Danzel a. a. o. s. 377. 378. 379. 381.

6) In dem dem Neuesten aus der anmuthigen gelehrsamkeit 1752 eingefügten festberichte heisst es auf s. 630: „Die ganze feyerliche Ceremonie ist mit der schönsten Ordnung, bey ungemeiner Stille und Aufmerksamkeit einer unzählbaren Menge von Zuhörern, darunter einige vor großer Hitze fast in Ohnmacht gesunken, vollzogen worden, und hat beynahe zwo Stunden gewähret“.

7) Johann Friedrich Christ (1700—1756), besonders bekant durch seine leistungen auf dem gebiete der archäologie, bekleidete seit 1739 die ordentliche professur der dichtkunst an der Leipziger universität.

8) Vergleiche anm. 3.

9) Davon steht in den für die öffentlichkeit berechneten berichten nichts.

10) Da nach den gesetzen der Königsberger deutschen geselschaft die Membra honoraria verpflichtet waren, „ein schönes zur deutschen Sprache gehöriges Buch zur Geselschafts Bibliothec einzuliefern“, so hatte Schönäich Chr. G. Jöchers Allgemeines gelehrten-lexikon (4 bände in 4⁰. Leipzig 1750—51) eingesant. Dies „prächtige Geschenk“ wurde am 22. april 1752 der geselschaft von ihrem direktor übergeben (protokoll). Noch heute steht das schöne, in braunes leder gebundene exemplar in der geselschafts-bibliothek.

11) Dieser aufforderung wurde sofort entsprochen. Schon am 7. august meldet Flottwell: „Ich eyle gehorsam zu seyn und die freude der Gesellsch. in beyliegendem gedicht zu bezeugen“. (L. bd. XVII.) Der „Glückwunsch der königl. deutschen Gesellschaft zu Königsberg an den Freyherrn von Schönaich als ihr werthestes Ehrenglied“ ist der samlung „Der Lorberkranz“ usw. eingefügt (s. 102—104) und findet sich wider in „Der Königlichen deutschen Gesellschaft in Königsberg Eigene Schriften“. Erste samlung. Königsberg 1754. S. 368—71. Der titel des gedichts stamt von Gottsched. Das gedicht erhebt sich in nichts über den durchschnitt der poetischen machwerke, welche aus dem kreise der Gottschedianer hervorgiengen. Hier mögen die lezten, in eine ahnungsvolle hofnung ausklingenden verse stehen:

„Die Muse feure dich, gekrönter Dichter, an,
Schwing dich noch höher auf, so hoch, als Maro kann.
Dein seltnes Beyspiel wird noch manchen Geist entzünden,
Und Leipzigs weise Hand mehr Lorberzweige winden.
Sagt, späte Zeiten! ihm dafür den ächten Dank!
Sein blühender Parnaß erhöh der Dichter Rang.
Der edelste Geschmack wird ferner sich verbreiten,
Wer weis, was bald geschieht? = = = Auf, schafft uns neue Seyten!“

Der verfasser war der senior der geselschaft, M. Johann Gotthelf Lindner, später rektor in Riga. Er kehrte im jahre 1765 als professor der dichtkunst nach Königsberg zurück und eröfnete am 25. januar 1766 die seit 1758 infolge der russischen occupation aufgehobene geselschaft als deren direktor wider. (Protokoll der ges.)

12) Gemeint ist D. Johann Jacob Qvandt, preussischer oberhofprediger und erster professor der theologie zu Königsberg, geb. 1686, † 1772. Er war präsident der deutschen geselschaft und mit Gottsched schon von dessen Königsberger zeit her bekant und befreundet. Er wurde von seinen zeitgenossen als kanzelredner viel bewundert, besonders, weil er sich bemühte, in einem reinen und fliessenden

deutsch zu predigen. Friedrich II. erklärte ihn noch 1781 für den einzigen redner Deutschlands. Vgl. L. E. Borowski, Biographische nachrichten von dem denkwürdigen preussischen theologen D. Johann Jacob Qvandt usw. Königsberg 1794. G. Krause, Friedrich d. Gr. und die deutsche poesie s. 96.

13) In der ersten hälfte des vorigen jahrhunderts lebten in Königsberg zwei theologen namens Lysius, vater und sohn. Der ältere, D. Heinrich L. (1670—1731), wurde im jahre 1721 theologus primarius an der Albertina und erhielt zugleich das pfarramt der Löbenichtschen kirche; vgl. D. H. Arnoldts Historie der Königsbergischen universität. II. teil. (Königsb. i. Pr. 1746) s. 168. Über des Lysius theologische streitigkeiten s. Arnoldts Kirchengeschichte des königreichs Preussen (Königsberg 1769) VIII. buch. 13. kapitel. Wenn Flottwell am 7. august 1752 nach Leipzig schreibt: (D. Qvandt) „hat ihr Gedächtniß recht bewundert, daß Sie noch an Lysii Einführung gedenken" (L. bd. XVII), so wird man das erstaunen des oberhofpredigers über Gottscheds gutes gedächtnis gerechtfertigt finden.

14) Diesen anweisungen Gottscheds in bezug auf den inhalt des glückwunschgedichtes haben die Königsberger nicht entsprochen. Das von M. Lindner verfasste gedicht ergeht sich in mehr algemeinen redewendungen zum preise Schönäichs und seines Aristarchs. In jenem bereits angeführten schreiben Flottwells vom 7. august 1752 (L. XVII. bd.) heisst es: „hätten wir mehr Zeit gehabt, so hätten wir eine kleine historie der Preuß. gekrönten Dichter hinzugefügt; doch dieses bleibt auf eine andre Zeit ausgesetzt". In der 1754 herausgegebenen ersten Samlung eigener schriften hat die geselschaft dies versprechen eingelöst; hier findet sich s. 372—402 ein stück „Kurzgefaßte Nachricht von den gekrönten Poeten in Preußen".

15) D. Qvandt.

16) D. Melchior Philipp Hartmann, professor primarius der medicin an der Königsberger universität, geb. 1685, † 1765, war hausarzt der alten mutter Gottscheds und der Flottwellschen familie. Er war im besitz kostbarer samlungen „von Müntzen, Naturalien, Börnstein und andern curiosis in Anatomicis und Botanicis", die zum teil noch von seinem vater, dem 1707 verstorbenen professor der medicin Philipp Jacob H. stamten. Pekuniäre verhältnisse hatten M. Ph. Hartmann genötigt, so schwer es ihm ankam, an den verkauf der ausserordentlich wertvollen und mit grossen kosten und mühen zusammengebrachten samlungen zu denken, und er hatte sich, da Gottsched so viele vornehme bekantschaften besass, an diesen mit der bitte gewant, den verkauf zu vermitteln. Diese angelegenheit durchzieht seit dem jahre 1745 immer wider die briefe Flottwells an Gottsched, bisweilen stelt sich auch Hartmann selbst mit einem schreiben ein. Trotz aller bemühungen und trotzdem im Neuen büchersaal der schönen wissenschaften u. freyen künste IX. bd. (1750) s. 362—368 eine „Nachricht" von diesen samlungen erschien, gelang es Gottsched nicht, den wunsch des „preussischen Galens" zu erfüllen. Da verkaufte im jahre 1754 Hartmann selbst sein bernstein-kabinet für 800 taler nach England (br. Flottwells an Gottsched 25. juni 1754 L. XIX. bd.) und im folgenden jahre das münz-kabinet und die naturaliensamlung nach Petersburg (br. Flottwells an Gottsched 25. nov. 1755 L. XX. bd.). In D. H. Arnoldts Fortgesezte zusätze zu seiner historie der Königsbergschen universität usw. (Königsberg 1769) findet sich auf s. 13 bei der erwähnung der Hartmannschen samlungen bemerkt, dass die naturalien an die akademie in Moskau verkauft seien.

17) Vergleiche anm. 1.

18) Vgl. s. 204. Von den beiden schwestern Flottwells war die eine im anfange des jahres 1749 gestorben, die andere hatte sich in eben demselben jahre mit dem

„Kön. Rath hofgerichts Secret. u. Bothenmeister Sand“ vermählt. Über die lebensstellung seines bruders, der Theodor hiess, habe ich nichts genaueres ermitteln können, obgleich er auch sonst in dem briefwechsel zwischen Gottsched und Flottwell erwähnt wird.

19) Reinhold Friedrich von Sahme (1682—1753) gehörte seit dem jahre 1751 dem neuerrichteten perpetuirlichen tribunal- und pupillencollegium an, nachdem er vorher erster professor der juristischen fakultät und direktor und kanzler der universität gewesen. Er hatte sich des vertrauens von drei preussischen königen zu erfreuen gehabt und wichtige und verantwortungsvolle ämter bekleidet. Eine reihe juristischer schriften ist von ihm verfasst worden. Sein haus und das des professor Hartmann hatte sich Gottsched und dessen gattin bei ihrem besuche in Königsberg im jahre 1744 besonders freundlich erwiesen. In beiden familien muss ein anregender, geistig gehobener ton geherscht haben. In beiden bildeten anmutsvolle, höheren geistigen bestrebungen zugängliche töchter die hauptzierde. Frau Gottsched hatte sich derselben bei ihrer anwesenheit in Königsberg mit besonderer teilnahme angenommen, was ihr durch eine schwärmerische verehrung vergolten wurde. Die vornehmen fräulein hatten eine art akademie gebildet und lagen aufs eifrigste der musik und der dichtkunst ob. Flottwell hatte als ein berufener Apollo diese lieblichen musen geleitet, bis Hymens hand den bund nach und nach auflöste.

20) D. Johann Ludwig L'Estocq (1712—1779), krieges- und stadtrat, professor der rechte und ehrenmitglied der Königsberger deutschen geselschaft. Er war seit 1745 mit „Maria Eleonora Hintzin verwittibte Reussnerin“ vermählt, deren erster gatte Johann Friedrich Reussner der inhaber der hof- und akademischen buchdruckerei gewesen. L'Estocq hatte sich das alte Reussnersche privilegium übertragen lassen, aber schon 1750 die officin an den hofgerichtsrat Cabrit verkauft, vgl. (Meckelburgs) Geschichte der buchdruckereien in Königsberg (Königsberg 1840) s. 35. L'Estocqs frau war Gottsched zu grossem danke verpflichtet, da dieser nach dem tode ihres ersten mannes in einer seinem herzen ein höchst rühmliches zeugnis ausstellenden weise bemüht gewesen war, mit hülfe Breitkopfs ihr die weiterführung und verbesserung der druckerei zu erleichtern. Ihre briefe an Gottsched bekunden eine gescheute, klar denkende frau. Der bekante ostpreussische patriot und schriftsteller Johann George Scheffner, der als student eine zeit im hause L'Estocqs gelebt, rühmt ihr „eine für ihre Zeiten ganz ausgezeichnete Bildung“ nach; vgl. Scheffner, Mein leben usw. (Leipzig 1823) s. 61.

21) Gottsched bezieht sich hier auf ein schreiben vom 3. mai 1752, auf welches einzugehen mich zu weit führen würde.

22) Erst im jahre 1754 erschienen bei Johann Heinrich Hartung in Königsberg „Der Königlichen deutschen Gesellschaft in Königsberg Eigene Schriften in ungebundener und gebundener schreibart. Erste Sammlung.“ 8°. Allerlei schwierigkeiten, welche der verleger bereitete, hatten den druck sehr verzögert. Die dem buche vorausgeschickte widmung an könig Friedrich II. hatte Gottsched auf bitten Qvandts und Flottwells verfasst. Der leztgenante schrieb am 8. märz 1754: „Wegen der Dedic. werfen wir uns in Dero Arme; Sie kennen den hoff, und wir wollen mit ihrem schönen Witz wuchern“. (L. XIX. bd.) Gottsched wagt sich in dieser widmung mit einem leisen tadel gegen des königs litterarischen geschmack hervor: „Eure Königliche Majestät geruhen allergnädigst, dieß allerunterthänigste Opfer einer einheimischen Gesellschaft, mit eben so heitern Blicken anzusehen, als diejenigen sind, deren sich ausländische Musen zu erfreuen haben“.

23) Schluss der seite; zu ergänzen ist natürlich: die Kosten. Das noch folgende postscriptum steht am rande derselben seite.

24) Ein mitglied der Königsberger deutschen geselschaft, Christoph Heinrich von Schröderß, hatte die lateinische rede Gottscheds „Singularia Vindobonensia“ usw. übersezt. Flottwell hatte die arbeit nach Leipzig mit folgender bemerkung gesant: „HE. v. Schröderß .. hat bey fleißiger Lesung Dero Schriften sich besonders in die trefliche Rede und Reisebeschreibung von Wien verliebet. Er hat sie, wie es scheinet, mit vielem fleiß übersetzet, und er war feurig genug, sie sogleich auf seine Kosten drucken zu laßen, wenn er nicht vorher die Erlaubnis vom Vater des Kindes haben müste und wenn er nicht befürchtete, daß der unschuldigste Lobspruch auf Franciscum in Preußen verdächtig wäre“. (Brief Flottwells v. 11. mai 1752. L. XVII. bd.)

KÖNIGSBERG I. PR. G. KRAUSE.

BERICHT ÜBER DIE VERHANDLUNGEN DER DEUTSCH-ROMANISCHEN SECTION DER XXXXI. VERSAMLUNG DEUTSCHER PHILOLOGEN UND SCHULMÄNNER IN MÜNCHEN.

Erste sitzung.

1. Die deutsch-romanische section constituierte sich donnerstag den 21. mai, vormittags; an den sitzungen beteiligten sich im ganzen etwa 30 mitglieder.

Die zu gesonderter sectionssitzung nicht in erforderlicher anzahl erschienenen Romanisten lassen durch herrn prof. Freymond erklären, dass sie den anschluss an die germanische section dem an die neusprachliche vorziehen. Es erfolgt die wahl der herren prof. dr. Brenner und privatdocent dr. Golther zum ersten, bz. zweiten vorstand und der herren dr. K. Borinski und dr. R. Otto zu schriftführern, von denen sich der lezte das romanische gebiet vorbehält. Auf den vorschlag des herrn prof. Osthoff wird für den nachmittag eine gemeinschaftliche sitzung der section mit der indogermanischen angesezt und danach die reihenfolge der angemeldeten vorträge bestimt.

2. Vortrag des herrn dr. B. Kahle „über den altnordischen vokalismus auf grund der skaldenreime“ (abschnitt aus einem demnächst erscheinenden werke über die sprache der skalden auf grund der binnen- und endreime). Der vortragende orientiert über das material, ausgaben (Gislason, Wisén, Unger, Gering) und chronologische begrenzung (800 bis mitte des 14. jh.), erörtert die für den lautstand in frage kommenden verhältnisse der skaldenmetrik — gleiche vocale und conss. (aðalhending) in den binnenreimen der geraden zeilen, gleiche conss. (skothending) in den binnenreimen der ungeraden — und geht alsdann auf die erscheinungen des *u*-(*v*)-umlauts ein. *u* (*v*) ist erhalten oder geschwunden in der historischen zeit (beispiele mit geschwundenem *u* nom. n. pl. von *a*-stämmen: *band : randa* [Þjóþolfr ór Hvini]; nom. sing. v. fem. *a*-stamm: *hall : allan* [Sighvatr]; beispiele mit erhaltenem *u*: *dagr : fagrum* [Sighvatr], *alls : snjallum* [Einarr Skúlason]. Bei denselben dichtern formen mit umlaut im reim, wie *ǫndurgoþs : hǫndum* [Þjóþolfr]).

Die frage nach dem umfang des auftretens des umlauts beantwortet Paul (Beitr. VI) für das gesamtgebiet des nordischen und erklärt die ausnahmen durch analogie. Kock (Ark. IV = Beitr. XIV) unterscheidet zwei perioden. In der älteren bei geschwundenem *u* überall eingetreten, wird er in den ostnord. sprachen stark durch analogie verdunkelt. In der jüngeren wird der umlaut durch ein noch daste-

hendes *u* bewirkt. Island und gewisse gegenden Norwegens erhalten den umlaut. Dagegen wendet sich Wadstein (in „fornnorska homiliebokens ljudlära"), indem er den älteren umlaut gleichfals im gesamten gebiet des nordischen annimt. Anders ist die sachlage bei erhaltenem *u*. Bietet Dänemark ganz wenige umgelautete formen, so werden sie im ostnorwegischen zahlreicher, im westnorwegischen und isländischen ist der umlaut so gut wie ganz durchgeführt. Er weist auf die analogen umlautsverhältnisse im ahd. bei *i, j* hin, wo in einzelnen dialekten gewisse consonanten hindernd einwirken, in anderen nicht. Die hindernden consonanten im altn. hierfür anzugeben, sei man nicht in der lage.

Der ansicht Wadsteins ist zuzustimmen. Hinsichtlich des materials sei es zweifelhaft, ob gewisse hss. rein norwegisch sind oder isländische einflüsse enthalten. Für die spätere zeit sind die im „Diplomatarium norwegicum" befindlichen aktenstücke (testamente u. ä.) für die wirklich gesprochene sprache von wichtigkeit. In den kanzleien hätte sich isländische tradition bilden können. Auffallend verbindungen mit verschiedener behandlung des *a* (*ǫllum : mannum,* dagegen *allum : mǫnnum*). 7 aktenstücke haben nur *ǫ*, 13 nur *a*. Diese aktenstücke sind aus dem westlichen Norwegen.

Brenner im Altnord. handbuch meint, der unterschied sei als flexionsmittel bedingt. Wadstein schliesst sich dem im wesentlichen an. Den tatsächlichen verhältnissen entspricht das nicht ganz, wie das vorkommen von acc. plur. = nom. sg. beweist.

Lyngby (Tidskr. f. phil. II, 296 fg.) widerspricht, dass die aussprache des *a* der schrift gemäss angenommen werde; *a* sei graphische darstellung für *ǫ*. Ähnlich Brenner a. a. o. Wie man sich auch entscheiden mag, ob für altes oder analogisch widerhergesteltes *a*, man muss annehmen, dass die reime auf *a* auch wirkliches *a* enthalten. Unreinheit der reime ist ausgeschlossen wegen fülle der beispiele auch bei formstrengen dichtern.

Unterschied zwischen altisl. und norw. skalden besteht nicht. Noch bei Einarr Skúlason, mitte des 12. jahrhunderts finden sich *a*-formen. Nach ihm schwinden die nicht umgelauteten formen gänzlich. Norwegische einflüsse sind ausgeschlossen, da grade damals die *a*-formen in Norwegen durchdringen und das plötzliche aufhören dieses einflusses nicht zu erklären wäre. In Island um 1000 entstandene verse der Kristni-saga bringen *a* für *ǫ* bei erhaltenem *u*.

Für den umlaut von *ā* finden sich nur wenige fälle; (*v*-umlaut unsicher s. Noreen Altn. gr. § 71). Bei *e* ist es das verdienst Lefflers auf den unterschied von *v*- und *u*-umlaut hingewiesen zu haben. Sowol altes *e* als umlaut-*e* wird zu *ø*. Gegen die frühere meinung, dass *vi* oder *vj* den umlaut bewirke, wies Leffler (aus isl. und norw. hss.) die gesonderte wirkung erst des *i*- und dann des *v*-umlauts nach. *ø* ist überhaupt ein seltener laut. *v*-umlaut auf *e* zeigt sich erst nach 1151 in den gedichten des Einarr Skúlason. (*sverþs : gerþu* [Eilifr Guþrunarson], *gekk : stekkva* [Bjǫrn h. krapphendi]). *i*, wurzelbeginnend vor *ng* und *nk* zeigt zuweilen umlaut, zuweilen nicht (> *y*). Sichere beispiele für *i*-formen vom 10.—14. jahrh. Daher ist *i* wider einzusetzen in den von Gíslason (*om helrim*) gebrachten beispielen im reim auf *tyggi*.

Für **brechung** bringt Noreen (Gr. d. germ. phil. I, 446) beispiele aus westnorw. und isl. handschriften, *io* nicht *iǫ* (Wadstein aus der orthographie des Norw. homilienbuches). Brate (Beitr. X) zeigt chronologisch, dass im 9. jh. die brechung noch nicht eingetreten sei. Zimmer (Ztschr. f. d. a.) belegt aus irischen Ulster-annalen 847 *erell,* 892 *ierll,* 917 *iarla.* Die ältesten sicheren beispiele ende des 9. jahrhun-

derts *leikblaþs : fjaþrar. okbjǫrn : Mǫrna* [Þjóþolfr.], woraus zugleich ersatz des *o* durch *ǫ* erhelt. Einfluss der cons. (*r*, *l* Noreen) auf brechung unsicher, da diese an und für sich häufig an diesen stellen sind.

In einem excurse am schluss glaubt der vortragende eine praeteritalform mit *e* nachweisen zu können (*hélt : réltan* [Þorkell Skallason, Heimskringla 621, 22a]). An eine kürzung in *réltan* glaubt vortr. nicht.

In der discussion bringt prof. Fischer an dem vorkommen von doppelformen bei denselben dichtern die analogen verhältnisse im mhd. zur sprache. Dr. Mogk interpelliert hinsichtlich einer frühen verkürzung bei *véltan.*

Zweite sitzung.

1. Am 21. mai nachmittag 3½ uhr hielt vor der vereinigung der deutsch-romanischen und der sprachvergleichenden section herr prof. dr. Osthoff einen vortrag „über eine bisher nicht erkante praesensstambildung im indogermanischen“ [1].

Er geht von den germanischen formen **standan* (got. as. *standan*, ahd. *stantan*, aisl. *standa*, ags. *stondan*), *windan* (got. as. *windan*, ahd. *wintan*, aisl. *vinda*), *swindan* (ags. *swindan*, ahd. *swintan*) und *slindan* (got. *fraslindan*, ahd. *slintan*) aus, die er in **sta-nd-an*, **wi-nd-an*, **swi-nd-an* und **sli-nd-an* zerlegt und der reihe nach mit den wurzeln **stā-* in lat. *sta-re*, gr. *ἕ-στη-ν*, **wī-* in lat. *vi-ere*, *vi-men*, ahd. *wi-da* „salix“, gr. *ἰ-τέα*, **swi-* in ahd. *swi-nan*, ap. *swi-ma*, **slai-* in gr. *λαι-μός λαῖ-τμα* verbindet. Bei *standan* weist auf eine solche zerlegung noch das praeteritum got. *sto-þ*, altisl. *stó-đ*, ags. as. *stôd*, ahd. (bei Tatian) *stuo-t* und das altisl. particip *sta-đenn* hin, während bei den übrigen wörtern die praesensstamform auf die ausserpraesentischen verbalformen übertragen, bei *slindan* und *windan* sogar als reine verbalwurzel angesehen und auch zu nominalen neubildungen wie ahd. mhd. *slunt*, got. *wandus*, altisl. *vǫndr* benuzt wird.

Zu diesen 4 beispielen treten einige ableitungen von *u*-wurzeln, die aber in weniger durchsichtiger gestalt vorliegen. Germanische praesentien wie lat. *rumpo tundo pungo* mit *u* + nasal + consonans und dem ablaut *-unx -aux -ux* (wo *x* einen beliebigen geräuschlaut bezeichnet) wurden nämlich entweder im anschluss an die verba der klasse **beudō* (got. *biuda*), mit denen sie im praeteritum und participium gleichen ablaut hatten, durch formen mit *-eu-* ersezt, für **rumbō* trat also **reubō* ein (altisl. 1 plur. *rjúfom*); oder es wurde, nachdem der nasal aus dem praesens in die ausserpraesentischen formen verschlept und die reihe **rumb-* **raub-* **rub-* durch **rumb-* **ramb-* **rumb-* ersezt war, eben von diesen nasalierten neubildungen aus nach dem muster der klasse **bind-* **band-* **bund-* *i* auch ins praesens eingeführt und **rumbō* zu **rimbō* umgestaltet. Gerade diese veralgemeinerung von *i* auf kosten von *u* zeigt sich im germ. ja öfter bei praesensbildungen, die wie die *sk-*, die *nu-*, die nasalinfigierenden und die „aorist“-praesentien von hause aus tiefstufigkeit der wurzel erforderten. So erklärt sich ahd. *tretan*, ags. as. *tredan* als neubildung neben got. *trudan*, altisl. *trođa*, ahd. (bei Otfr.) *firspirnit* neben ags. ahd. *spurnan*, got. *du-ginnan*, ags. *â-ȝinnan*, ahd. as. *bi-ginnan* neben mnl. *beghonnen* (idg. **kn̥w-*, auch in abg. *-čín-ą* < *-čínvą*), got. ags. ahd. *winnan* neben vorauszusetzendem germ. **wunnan* (*idg. *wn̥w-*, vgl. altind. *vanóti*), got. as. ahd. *rinnan* neben mnl. *ronnen* (vgl. altind. *r̥ṇóti r̥ṇvati*, gr. *ὄρνυμι*), — ags. *ryne* und got. *runs* sind demnach in einer zeit entstanden, wo das praeteritum **ran* lautete an stelle von älterem

1) Den bericht über diesen vortrag verdanken wir herrn dr. L. Sütterlin.

ar und jüngerem *rann* —, ahd. *in-trinnan* neben **trunnan*, von der idg. wurzel *der-* in altind. *dr̥ṇâti dadâra*, got. *tairan tar,* und endlich got. *þriskan*, ahd. *drescan* neben einem zu erschliessenden, mit lat. *tero* verwanten germ. **þru-skan.* In dieser weise werden nun auch zu nasalinfigierenden praesentien mit *u* neue formen mit *i* geschaffen. So trat ags. *wrinȝan,* ahd. *ringan* an die stelle eines älteren germ. **wru-n-gō,* dessen wurzel **wurg* = idg. **wr̥gh* in ahd. *wurgen,* mhd. *würgen,* abg. *vrŭgą* und dessen praeteritum und particip in mhd. *erwarg erworgen* vorliegen. Wurzelhaftes, nicht aus *r̥* entwickeltes *u* wurde dagegen in got. *stiggan* „stossen“ und in ags. *đrintan* „schwellen“ ersezt, da *stiggan* zu altind. *tuj-* „schlagen“ und *đrintan* zu altisl. *þrútenn* „geschwollen“, got. *þrûtsfill* „aussatz“, mhd. nhd. *strotzen* gehört.

Darnach lassen sich auch einige germ. praesentien auf *-indō* als umgestaltungen älterer zu *u*-wurzeln gehörenden formen auf *-undō* auffassen, bei denen *-nd-* wie bei *standan* praesensbildung war. Das gilt von ags. *đindan* „schwellen“ neben lat. *tu-meo,* gr. τύ-λος, germ. **tindan* „zünden, brennen“ (got. *tundnan tandjan,* ahd. *zunten*) neben gr. δαίω δε-δαυ-μένος, altind. *dunóti* und der an die stelle eines älteren **tunnan* eingetretenen *nn*-bildung mhd. *zinnen,* endlich ags. *hrindan,* altisl. *hrinda* „stossen“ neben gr. κρούω κρουαίνω.

Die in diesen 7 germanischen beispielen vorhandene praesensbildung *-nd-* geht nach ausweis anderer idg. sprachen auf ursprachliches *-nt-* zurück. Zu den erwähnten germ. formen gesellen sich nämlich zunächst 3 aus den slavisch-litauischen. Lit. *j-u-nt-ù* „durch das gehör gewahr werden“ gehört, da es prothetisches *j* hat, zu gr. ἀΐω, abg. *u-mŭ,* got. *ga-umjan,* lit. *pu-nt-ù* „schwellen“ zu lett. *pu-ns* „auswuchs am baum“, abg. *kręta,* das sich aus *kręt(t)nąti* „drehen“ erschliessen lässt, zu lat. *curvus,* gr. κορωνός κυρτός. Aus dem indoiranischen endlich sind altind. *kr̥-nt-áti,* av. *kere-n̄t-aiti* „schneidet“ neben gr. κείρω, ahd. *sceran* sowie altind. *kr̥-ṇát-ti* „spint“ zu erwähnen, mag dieses *kr̥ṇátti* nun zu dem eben angeführten abg. *kręt(t)nąti* oder zu lat. *colus,* gr. κλώθω κλώσκω zu stellen sein.

Die flexion scheint auch bei unserer praesensklasse ursprünglich nicht ganz einheitlich gewesen zu sein. Denn altind. *kr̥-ṇát-ti* weist auf athematische flexion und einen wechsel idg. **stn-net-mi* **stn-nt-més* hin, während altind. *kr̥-nt-á-ti,* av. *kere-n̄t-ai-ti* und lit. *ju-nt-ù* eine thematische flexion mit *-o- -e-* voraussetzen. Mit den nasalinfigierenden praesentien müssen die *net*-praesentien in enger berührung gestanden haben. Einerseits wurde das *t* der endung *-net-* wurzelhaft, indem man nach dem muster von fällen wie altind. *rararja* neben *r̥-ñ-j-* z. b. zu *kr̥-nt-* auch *ca-karta* schuf. So erklärt sich wol auch das *þ* in got. *stō-þ* (für **stō*) neben *sta-nd-an.* Andererseits aber kam bei der sogenanten nasalinfigierenden klasse neben dem lautlich allein berechtigten und erst auch allein vorhandenen eingeschobenen nasal *n* eine stärkere „infixsilbe“ *ne* auf: nach dem verhältnis **wi-nt-més* zu *wi-nét-mi* bildete man zu **li-n-q-més* auch *li-né-q-mi.* Ursprünglich lautete die starke form des praesensbildenden elementes bei der 7. altind. klasse ganz anders. Nach dem nebeneinanderliegen von *u-n-d-a* und *ud-en-* liesse sich vermuten, dass neben *li-nq-* diese stärkere form *liq-en* gelautet habe. Aber armenische verba wie *ełanem* „verlasse“ und die griechischen auf *-άνω* wie λιμπάνω zeigen, dass vielmehr *-an-* die starke form des praesensbildenden elementes dieser klasse gewesen ist.

In unserer *net*-praesensklasse ist aber das suffix nicht auf diese bis jezt allein erwähnte form beschränkt. Vielmehr findet sich entsprechend dem wechsel von tenuis und media im wurzelauslaut — vgl. lat. *pando* und *pateo, pango* und *pacis-*

cor[illegible] neben *-net- -nt-* auch der ausgang *-ned- -nd-*. Lautgesetzlich berechtigt wird dieses *d* nur in der schwachen form *-nd-* gewesen sein, da sich die wurzelschliessende tenuis wol nur zwischen nasalen, hier also nur in fällen wie **stn-nt-més*, in die media verwandelte (**stnnd-més*). Dann wurde *d* in die starke form *ned* übertragen. So lassen sich mehrere verba auffassen: altind. *trnádmi trndmás* „durchbohren" von wurzel *ter-* in gr. *τείρω τορεῖν*; altind. *chinádmi chindmás* „abhauen", lat. *scindo* von wurzel *skhi-* in lat. *de-scisco*; altind. *bhinádmi bhindmás* „spalten", lat. *findo* von wurzel *bhi-* in ahd. *bîhal* „beil", gr. *φιτρός*, lat. *fi-nis*; avest. *merendat* „tötete" von wurzel *mer-* in lat. *morior*; gr. *ἐκ-φλυνδάνω* „brechen auf" (von geschwüren) neben *φλέω φλύω*, lat. *fluo*; lat. *fundo* neben altind. *dhunóti* „schüttelt", gr. *θυνέω θύω*, altisl. *dýja*; lett. *juds* „verschwinden" (aus **jundu*) neben lit. *żuvù* „komme um"; abg. *bądą* (aus **bu-nd-om-*) neben gr. *φύω*, lit. *bûti*, abg. *byti*.

Aus diesen praesentien auf *-net- -nt-* und *-ned- -nd-* entwickelten sich, wie schon teilweise ausgeführt wurde, in folge des einflusses der nasalinfigierenden klasse häufig kürzere formen auf *-t* und *-d*, die wie reine verbalwurzeln verwendet wurden. *t* liegt abgesehen von dem schon oben erwähnten got. *stōþ*, altisl. *stađenn* z. b. vor in gr. *κέρτ-ομος* (für **κέρτ-αμος* durch beeinflussung von *τομός* „schneidend"), lit. *kertù*, altind. *ca-karta* (perf.) neben *kr-nt-áti* und gr. *κείρω*; in got. *skaidan*, ahd. *sceidan* neben altind. *chinádmi*, lat. *scindo*; *d* dagegen ist enthalten in altind. *bhedati*, got. *beitan* und *báitrs*, lat. *fidi* neben altind. *bhinádmi*. Auch wo kein praesens auf *-nt-* oder *-nd-* in den einzelsprachen wirklich mehr nachweisbar ist, kann wurzelschliessendes *t* oder *d* in der angegebenen weise entstanden sein; so vielleicht in got. *giu-tan*, ahd. *giozan* neben gr. *χέω*, altind. *juhóti*; in ahd. *fliozan*, ags. *fleótan*, lit. *plústu plú-dau* neben ahd. *ir-flau-en* „spülen, waschen", gr. *πλέω*, lat *pluit*, abg. *plovą*; ferner in ahd. *sliozan*, lat. *clau-do* neben lat. *clavis*, gr. *κλείς*, in gr. *κλύζω*, got. *hlutrs* neben lit. *szlůju*, lat. *cloaca*, altlat. *cluo*; in mnd. *mûtn* „das gesicht waschen", gr. *μύδος* neben abg. *myją*, lett. *mauju*; möglicherweise auch in gr. *τένδω*, lat. *tondeo* neben *temno*. Hierher gehören zum schluss wol auch die nur in einer sprache vorhandenen gr. *χλιδή χλιδάω* neben *χλίω χλιαίνω* und lat. *cudo* neben ahd. *houwan*, abg. *kovą*, lit. *káuju*.

2. Es folgt sodann ein vortrag des herrn dr. Borinski (München): Grundzüge des systems der artikulierten phonetik[1]. Der vortragende erörtert die notwendigkeit rein methodischer untersuchungen, wie sie für die naturwissenschaft längst eingeführt seien. Er bespricht die principielle unsicherheit der philologie und historischen sprachforschung hinsichtlich ihres materials und seiner wirkungen, sowie die pflicht der forschung hier einzusetzen. Es handle sich nicht um aufstellung eines beliebigen subjectiven systems, sondern um kritische darstellung der die phonetischen ausdrucksmittel ermöglichenden systematik. Hier tritt zunächst hervor die notwendigkeit einer auseinandersetzung mit dem melisch-phonetischen ausdruck (musik); ferner der abgrenzung vom thierischen schrei, vorwürfe die den alten harmonikern und grammatikern viel geläufiger waren. Auf die natur des artikulierten ausdrucks eingehend, erörtert der vortragende die ursachen einer speciellen lautforschung, ihres problems und der in ihr zu unterscheidenden richtungen, der grammatischen, lautphysiologischen (anatomischen) und physikalisch-akustischen. Er nimt die grammatische als naive auffassung des lautmaterials gegen manche der ihr von den phonetikern gemachten vorwürfe in schutz, zeigt das dilemma, in das die lautphysiologische

1) Der vortrag erscheint vollständig und von [illegible] im verlage der G. J. Göschen'schen buchhandlung in Stuttgart.

richtung bei ihren beobachtungen gerate, und dass sie gefahr laufe, die linguistischen aufgaben vergessend, sich in eine algemeine charakteristik im Baconschen sinne zu verlieren. Die akustische richtung, deren geschichte und resultate kurz beleuchtet werden, sei bisher in der linguistischen debatte der lautphysiologischen gegenüber im nachteil gewesen, obwol sie den vorzug zu den kriterien der lautauffassung hinzuleiten schon äusserlich aufweise. Von Helmholtz' und seiner vorgänger bekanten untersuchungen über die der tonempfindung innewohnenden wahrnehmungskriterien ausgehend, erörtert er die bez. stellung der spec. lautempfindung und gelangt nach musterung des standes der physiologischen und psychologischen forschung zur vorlegung einer methode, die herausbildung des schematismus qualitativer momente in empfindungsreihen (skalen) überhaupt zu fixieren. Vermittelst dieser theorie beleuchtet er nun die verhältnisse der lautskala und stelt dem die bisherigen auffassungen mit ihren für theorie und praxis gleich verderblichen consequenzen gegenüber. Ferner weist er auf die möglichkeit von hier aus den phonetischen controversen im sinne des ausgleichs beizukommen, sowie auf den gewinn für die wissenschaftliche charakteristik der laute und ihrer graphischen fixierung.

Hieran schliesst sich im zweiten teile des vortrags die erörterung der erscheinungen des lautwandels. Auch hier vom laute als ausdrucksmittel ausgehend zeigt er, wie dem laute ebenso wie dem tone das streben zu neuen stufen überzugehen, innewohne. In parallele mit der darauf sich gründenden strengen musikalischen setzkunst erörtert er die weniger leicht zu fixierenden aber in ihrer beschaffenheit durchaus gleichen normativen lautbeziehungen (lautgesetze), mit denen die sprachwissenschaft auf schritt und tritt operiert, ohne doch die objective formel für sie so leicht finden zu können. Die gesetzlichkeit im lautwandel wird nun auf durchgehende, mechanische bezw. organische gesetze zurückgeführt und im interesse ihrer reinen erfassung gegen die anwendung des terminus „lautgesetze" für die einzelnen tatsachen der historischen sprachänderungen einspruch erhoben. Vortragender weist sodann die in der lautänderung wirksamen anstösse in der tönung (accentuierung) auf, skizziert ihre hauptsächlichen erscheinungsformen und zeigt wie der streit über die ausnahmslosigkeit ihrer wirkung sich von selbst erledige. Das analogische princip glaubt er scharf hiervon abtrennen zu müssen und reiht es den architektonischen principien der sprachbildung als leztes und mächtigstes an.

Die sprachbildung als solche stelle den dritten teil der aufgabe dar. Man könne an ihr nicht vorüberschleichen und das falsch gestelte in ihren problemen nur methodisch aus der debatte hinausschaffen. Vortragender zeigt, wie sie sich der historischen sprachwissenschaft unablässig aufdrängen nicht blos in dem sie gefährdenden wissenschaftlichen unkraut, sondern auch in ihren eigenen unentbehrlichen hülfsmitteln (wurzeln, erschlossene formen, ursprache, neubildungen). In engem zusammenhang stehen die schon die alten lebhaft beschäftigenden fragen nach den factoren des veränderten wortgebrauchs. Vortragender zeichnet die hierbei massgebenden grundanschauungen und findet ihren wissenschaftlichen boden in der früh hierfür berechneten disciplin der algemeinen poetik. Er schliesst mit einem hinweise auf den wert der wahrscheinlichkeitsbeweise und der beobachtung der lebenden sprache selbst in ihren niedrigsten oder individuellen erscheinungen für das begreifen historischer sprachänderungen in ihrer continuität.

In der discussion weiss dr. Sütterlin sich mit dem vortragenden in dessen auseinanderlegung der gesetzlichkeit im lautwandel eins, gibt die notwendigkeit einer strengen und durchgreifenden rücksichtnahme auf die akustische wertung zu und

nimt schliesslich die spec. indogermanische sprachforschung hinsichtlich ihrer heranziehung imaginärer stützen, sowie einiger als veraltet zu betrachtender werke linguistischer palaeontologie (Pictets Origines) in schutz.

Dritte sitzung.

1. Dr. E. Henrici (Berlin) machte bei beginn der sitzung einige mitteilungen über den „Jahresbericht über die erscheinungen auf dem gebiete der germanischen philologie“, welcher bei C. Reissner (Leipzig) erscheint und jezt im 12. jahrgang vollendet ist. Zu einer gedeihlichen fortführung des unternehmens seien drei dinge erforderlich: eine erhöhte abonnentenzahl, weil die gesteigerten herstellungskosten in den lezten jahren den schon geringen ertrag noch mehr vermindert haben; die regelmässige zusendung aller neuen publicationen, weil die beschaffung derselben den einzelnen mitarbeitern oft recht schwer falle; endlich der zutritt neuer mitarbeiter, weil die bearbeitung zu grosser gebiete durch einen referenten bedenklich erscheine. In allen drei beziehungen erbat der redner die teilnahme der fachgenossen wie der verleger.

2. Alsdann spricht derselbe redner über „einige grundsätze der Iweinkritik“. Die für eine textherstellung notwendige untersuchung des handschriftenverhältnisses ist nach Lachmann (1843) von Paul (1874) und Oscar Böhme (1890) unternommen worden. Der leztgenante geht von einer vergleichung mit dem Wigalois aus und gelangt zu der meinung, dass Wirnts handschrift das original für alle vorhandenen sei. — Der vortragende zeigte dem gegenüber, dass auf grund des vorhandenen materials sich zwar das verhältnis einzelner handschriften zu einzelnen aber nicht aller zum original Hartmanns feststellen lasse, weil jede an einer stelle sichere kombination durch die beobachtung an anderen widerlegt werde. Während aus gemeinsamen zusätzen sich Bb, H, ab, br, cf, pr, EJap als gruppen erweisen und ebenso aus starken änderungen Eapr, Bz, DJbc, also stets majuskel und minuskel gemischt erscheinen, treten 7695—7702 alle älteren handschriften (vor der mitte des 14. jahrhunderts) zu einer gruppe zusammen und gegenüber den jüngeren Jabdlpr, welche die bezeichneten verse hinter 7716 stellen; cfz fehlen an der stelle. Eine ähnliche allen beobachteten verhältnissen zuwiderlaufende gruppierung findet sich 3998, ADEfl gegen Jabcdprz, während B beide lesarten vereint! Auch 3944 und 3945—48 durchbrechen alle ordnung; bemerkenswert sind ferner 3372. 4110. 4583. 4590. 4795. 6919; die lezte stelle kehrt wider alles sonst gesicherte um. — Der vortragende ist daher der überzeugung, dass bei der behandlung der sinnvarianten Lachmanns bevorzugung von A wol berechtigt war und noch die meiste gewähr gibt, des dichters fassung wider zu erlangen. — Ganz anders steht die sache mit der sprache; dass Lachmann auch diese auf A gründete, war ein verhängnisvoller fehler, wie schon Paul richtig bemerkte: denn A ist mittel-, zum teil sogar niederdeutsch. Dass seine schreibung wertlos sei, zeigte der vortragende an einem beispiel. Lachmann gründete auf A die unterscheidung von *und*, *unt*, *unde;* aber die handschrift selber sezt *vn̄*, *v*ⁿ, *vnd*, *vnde*, *vnt* je nach dem raume, der noch auf der zeile war, oder ganz wilkürlich, wie 691 lehrt: hier sezt A *vnde angestlicher* für *unangestlichen,* es löste also das in der vorlage gefundene *un* oder *vn* eigenmächtig zu *vnde* auf. — Von den übrigen alten handschriften sind EJK oberdeutsch mit verschiedener dialektfärbung, D vielleicht böhmisch, CG mitteldeutsch, M niederdeutsch; nur BFHNO bieten des dichters sprache in sich und mit den reimen übereinstimmend. Es kann daher kaum ein zweifel sein, dass *B*, die einzige volständige handschrift der lezten

gruppe, die grundlage für die sprachliche widerherstellung des gedichtes sein muss. Diese handschrift hat der vortragende deshalb auch seiner soeben (Halle, Buchhandlung des waisenhauses) erschienenen ausgabe des Iwein zu grunde gelegt.

3. Es folgt ein vortrag des herrn dr. Wunderlich (Heidelberg) über: „die deutsche syntaxforschung und die schule“[1]. Die syntaxforschung ist ein stiefkind der philologie. Die textkritik hält die roheste satzstellung zu gunsten der versglättung für angezeigt. Es fehlt zwar nicht an schulprogrammen und ebensowenig an dissertationen über syntaktische fragen. Aber es bleibt meist bei statistischen erhebungen ohne positive resultate. Dabei steht im gespräch und selbst in zeitungen sprachliche polemik in blüte, ebenso das schelten auf die schule. Der deutsche unterricht aber komt in ihr zu kurz. Die orthographie ist zum teil geregelt, laut- und formenlehre kann durch germanistische lehrer im einzelnen normiert werden; schwieriger aber ist es den grossen zusammenhang in der syntax aufzuhellen. Die syntaktische schulung der lehrer lässt zu wünschen übrig. Die kläger selbst sind in ihrem sprachgefühl oft sehr unsicher.

Der vortragende geht auf die unter dem titel „Sprachdumheiten“ in den „Grenzboten“ erschienenen artikel ein. Der verfasser dieser aufsätze, offenbar ein erfahrener schulmann, betrachte die sprache als kunstwerk.

Demgegenüber tritt der, der die sprache als verkehrsmittel auffasst. Den vorwurf der „papiersprache“ teile der verfasser mit O. Schröder. Allein man dürfe rede- und schriftsprache nicht als völlig gleich behandeln. Die leichte form der rede ist, wenn sie aufs papier gebant wird, durchaus nicht immer so leicht lesbar. Die natürliche rede arbeitet nicht mit vorausgedachten gedanken. Pausen zu vor- und rückschau sind ihr meist nicht möglich. Sie bevorzuge daher die parataktische satzfügung; die schrift dagegen könne zur periodischen greifen. Wenn man eine wortfügung, die das auge verlezt, vorliest, so gewährt das keine stichhaltige verteidigung. Das ohr prüft flüchtig, das auge nachhaltig. Der vortragende begründet dies im einzelnen hinsichtlich mehrerer pronominal- und partikelformen, berücksichtigt die begleitung der geberdensprache, die verschiedenartigkeit der korrektur. Der redende kann nur nachtragen (nachtragsfügungen). Es gebe mehr stilformen, als man gewöhnlich annehme. Auf verschiedenheit der stilformen beruhe z. b. komische wirkung. Ein hauptunterschied sei der zwischen mündlicher und schriftlicher mitteilung.

Was das sprachgefühl im algemeinen anlangt, so könne man ihm nicht so enge schranken ziehen. Wenn es sich z. b. gegen die flexionsunterlassung in der appositionellen bezeichnung bei titeln auflehne, so könne man dies gelten lassen. Gegen den vorwurf aber, dass man statt der alten präpositionen umschreibungen gebrauche, müsse man erinnern, dass auch die alten, sich abnützenden praepositionen umschreibungen gewesen seien. So strenge scheidungen im wortgebrauche, wie zwischen *her* und *hin* lassen sich nicht durchführen, da hierbei das jeweilig herschende interesse den ausschlag gebe. Gegen die gelenkigkeit der sprache der kinder wird bei pedantischer strenge in solchen dingen gesündigt, die freiheit der ausdrucksweise gefährdet. Das eigentümliche in der mundart werde syntaktisch zu wenig berücksichtigt (vgl. Binz, Zur syntax der Basler mundart, diss. Basel 1888). Das buch von Franke, Reinheit und reichtum der deutschen sprache sei vom sprachverein gekrönt, ohne dass es das syntaktische berühre.

1) Der vortrag ist in erweiterter gestalt abgedruckt in der beilage zur Algemeinen zeitung nr. 139 vom 18. juni 1891. Red.

In dieser frage frische mit vernünftiger strenge zu paaren, sei sache der pädagogen. Dazu gehöre aber, dass die deutsche schulgrammatik ihre aufgabe besser erfasse. Sie führe oft sprachungeheuer an zur illustration von regeln und ausnahmen. Den früheren schriften zur schulreform fehlte es noch an einer darstellung der deutschen syntax. Nun aber sei das ebenso sehr angegriffene als ausgenüzte buch von Oskar Erdmann vorhanden, von dem die anregung zu grösserer tätigkeit auf diesem gebiete erhoft werden könne.

Der vortragende schliesst mit einem hinblick auf die nötige abgrenzung gegenüber fremdsprachlichen einflüssen (lateinisch schon bei Otfrid). Im französischen und englischen unterricht seien die principiellen unterschiede hervorzuheben.

In der discussion interpelliert prof. Brenner über die deklination des wortes *herr* als pronomen in schwäbischen urkunden; dr. Hermanowsky über „echte und unechte" praepositionen. Ausserdem erfolgen bemerkungen über die stellung des finiten verbs und die auslassung der hilfsverba.

4. Vortrag des herrn dr. W. Golther: „Are Þorgilsson und seine werke". Im gegensatz zu Björn Magnússon Ólsen (Aarböger f. nord. oldkyndighed og historie 1885, 341 fgg. u. Tímarit hins íslenzka bókmentafélags 10, 214 fgg.) vertrat der vortragende die ansicht, dass Are nur zwei werke, eine verlorene, umfangreiche ältere Íslendingabók, aus der die Landnáma und Kristnisaga flossen, und die erhaltene Ib. verfasst habe. Gerade die von Ólsen beigezogenen stellen zeugen hiefür, indem Sturlunga kap. 12 und Landnáma V, 12 (Islendingasögur 1, 312 fgg.) zusammen den inhalt der älteren Ib. repräsentieren, aus welcher durch kürzung die zwei stellen der erhaltenen Ib. (bei Möbius s. 4, 26 und s. 13, 30) hervorgiengen. Ólsens hypothese, dass der wortlaut von 3 quellen (der alten und jüngeren Ib. sowie einer besonderen Landnáma Ares) vorliege ist nicht stichhaltig. Abgesehen von gezwungenen und unrichtigen auslegungen im einzelnen sind die drei stellen von Ólsen in falsches abhängigkeitsverhältnis zu einander geseзt. Herr prof. v. Maurer erklärte seine zustimmung zu den ausführungen des vortragenden unter hinweis auf seine demnächst in der Germania (36, 61 fgg.) erscheinende abhandlung über Are und seine werke.

Der schriftführer der section

MÜNCHEN. DR. KARL BORINSKI.

LITTERATUR.

Grundriss der germanischen philologie, herausgegeben von **H. Paul.** I, 3—5 (s. 513—1024). II, I, 2—4 (s. 129—496). II, II, 2 (s. 129—256). Strassburg, Trübner 1890. 1891. 12 m.

Die früher erschienenen hefte dieses unternehmens hat referent in dieser zeitschrift XXII, 462 fg. XXIII, 365 fg. besprochen; die seitdem veröffentlichten sechs behandeln gegenstände, welche zu den hauptfächern der deutschen philologie gehören.

Die drei hefte des ersten bandes bringen die grammatik zum abschluss. Auf Noreens geschichte der nordischen sprachen folgt die geschichte der deutschen sprache von O. Behaghel. Sie fasst in knapper und doch sehr reichhaltiger darstellung die grammatik der hoch- und niederdeutschen sprachen einschliesslich der mundarten zusammen, so dass von einem construierten urdeutsch aus die einzelnen sprachlichen kategorien verfolgt werden. Diese darstellungsweise sezt freilich beim leser ein ziem-

liches mass von kentnissen und von aufmerksamkeit voraus, gewährt aber auch vielfach lehrreiche übersichten. Bei so viel umfassendem inhalt kann es nicht fehlen, dass einzelnes bedenklich erscheint. Referent möchte zunächst zwei punkte von tiefgreifender bedeutung hervorheben.

S. 541 heisst es: „Den meisten anspruch tonangebend [für die bildung der mittelhochdeutschen litteratursprache] gewesen zu sein, hätte das ostfränkische; denn es lässt sich wol kein fall nachweisen, wo an stelle einer angeborenen sprachlichen eigentümlichkeit eine solche erschiene, die jener mundart fremd wäre". Hier ist ein gegenzeuge anzuführen, der aber auch wol völlig ausreicht: Wolfram von Eschenbach. Die eigenheiten seiner sprache sind doch gewiss als seiner ostfränkischen mundart angehörig anzusehn: jene vermischung von *i* und *ie*, *u* und *uo*, die aus den reimen hervorgeht; jene verwendung von *wênic*, wofür einige handschriften *lützel* einsetzen; jene construction von *gein* mit dem accusativ (Parz. 452, 28) usw. Dass er in vielen dieser abweichungen vom gewöhnlichen mittelhochdeutsch mit dem neuhochdeutschen übereinstimt, bestätigt nur ihre mundartliche herkunft; denn das nhd. richtet sich ja wesentlich nach dem mitteldeutschen, wo es die mittelhochdeutsche, d. h. alemannische grundlage verlässt. Dass das alemannische wirklich der boden des mhd. war, fühlen heute noch die am Oberrhein heimischen: sie empfinden beim lernen des mhd. beständig die verwantschaft ihrer mundart mit der mhd. schriftsprache: das wird jeder gehört haben, der einmal Schweizer, Elsässer, Badenser im mhd. zu unterrichten hatte. Diese verwantschaft zeigt sich nicht nur in den lauten, sondern auch im genus der substantiva, in wortwahl und wortgebrauch, in der syntax. Was wollen diesen zahlreichen übereinstimmungen gegenüber die paar volvocalischen endungen alemannischer urkunden besagen, die man zum hebel gebraucht hat, um die von selbst sich aufdrängende, schon von Bodmer ausgesprochene erkentnis von der alemannischen grundart des mhd. umzuwerfen!

Auf derselben s. 541 wird von der kanzleisprache, als dem ausgangspunkt der neuhochdeutschen sprachentwicklung gesprochen, dabei aber völlig verschwiegen, dass dieser nhd. charakter zuerst und zwar in den hauptpunkten durchaus entschieden um 1350 in Böhmen auftritt. Das hat Müllenhoff mit volgiltigen belegen gezeigt; referent hat weitere beweismittel beigebracht. Wo ist diese denn doch sehr wesentliche tatsache widerlegt worden? Die widerspruchsvollen bemerkungen von v. Bahder, Grundlage des nhd. lautsystems s. 3 fg. sind doch keine widerlegung. Referent muss diese klage um so mehr betonen, als sich bereits stimmen hören lassen, welche geradezu die vertreter der angeführten wissenschaftlich begründeten ansichten verhöhnen. Prof. Brenner in einer recension meiner mhd. gramm. nebst wörterb. zu der Nib. not sagt in den Blättern für das bayerische gymnasialschulwesen 1890, 480: „Martin hat sonderbare dinge stehen lassen: das alemannische am Oberrhein soll dem mhd. am nächsten gestanden haben; am Main wurde statt *uo ū* gesprochen, in Böhmen habe die deutsche bevölkerung einen mischdialekt ausgebildet . . ." Da die redaction dieses bayrischen schulblattes eine entgegnung nicht berücksichtigt hat, so möchte ich die gelegenheit nicht vorübergehen lassen öffentlich zu einer wissenschaftlichen widerlegung oder zur anerkennung der auch von mir vertretenen annahmen aufzufordern.

Noch ein principieller punkt bedarf der erörterung. S. 598 sagt Behaghel: „Die theateraussprache von *t* als tenuis aspirata ist ein reines kunstprodukt"; s. 588 wird das etwas deutlicher und vorsichtiger erläutert. Es ist ja möglich, dass das bestreben, den orthographisch überlieferten unterschied von *d* und *t* auch phonetisch

geltend zu machen, auf die aspiration des anlautenden *t* hingewirkt hat: aber die theatersprache hat dies bestreben gewiss in keiner weise gefördert, geschweige denn hervorgerufen. Überhaupt wird der bühnensprache vielfach eine weit übertriebene bedeutung beigelegt. Von irgend einem einfluss auf die umgangssprache, von irgend einer mustergiltigkeit kann höchstens seit Lessings auftreten, also rund von 1750 ab, als von einer möglichkeit geredet worden. In wahrheit aber hatte noch Goethe um 1800 als theaterdirektor seine liebe not damit den schauspielern die aussprache der gebildeten kreise beizubringen: siehe z. b. Goethes gespräche herausg. von W. freiherrn v. Biedermann 1, 219. Von ausdrücklichen festsetzungen über die bühnenaussprache z. b. des *g* wüste ich erst aus den 70er jahren unseres jahrhunderts. In jedem fall folgt das theater der sprache der gebildeten kreise erst nach. Auf diese und auf das ganze volk hat vielmehr ein anderer faktor massgebend eingewirkt, der wenigstens bei Behaghel nicht genügend hervorgehoben wird, die kanzel. Man kann sagen: von 1350 bis 1550 ist das neuhochdeutsche kanzleisprache; von da bis wenigstens 1750 ist es kanzelsprache. Der schulunterricht schloss sich der kanzel an. Ein beispiel ihrer wirksamkeit ist das nhd. *vater* mit langem *a*, neben *gevatter* mit kurzem. Der oberdeutsche spricht mundartlich *vater*, und noch Goethe sprach so, wie aus Goethes gespr. 8, 344 zu entnehmen ist. Die vermutung liegt nahe, dass das lutherische *Vāter unser* die dehnung auch nach Süddeutschland brachte; so wird auch das *gieb* sein *ī* erhalten haben. Übrigens soll nicht geleugnet werden, dass gerade im ernsten schauspiel die dialektische aussprache besonders störend erschien, wofür ein beispiel die in Danzels Gottsched 266 berührte Strassburger aufführung gibt; nur dass nicht von Gottscheds Cato, sondern vom Polyeuct der frau Link die rede ist (s. Jahrbuch des Vogesenclubs VII, 118). Auch mögen die wanderungen guter truppen oder gastspiele hervorragender schauspieler zur verbreitung der neuhochdeutschen musteraussprache beigetragen haben.

Von streitigen einzelheiten berühre ich nur noch auf s. 609 *wānschaffen*, das allerdings auch Lexer mit *ā* schreibt. Es ist, wie die belege zeigen, aus dem niederdeutschen entlehnt, wo *wan-* vielfach als negationspartikel erscheint: *wanhöde* vernachlässigung, *wanhöp*, *wanruchtich* usw. und solte ebenso wie *wanwitze* mit kurzem *a* bezeichnet sein.

S. 530 ist boische einwanderung wol für slawische e. gesezt. Ebenda ist die behauptung irrig, dass seit der Hussitenbewegung das deutsche in Böhmen fortdauernd rückschritte gemacht habe: der anschluss der böhmischen brüder an Luther hat das deutschtum in Böhmen gefördert, die gegenreformation seit 1620 hat das tschechische unterdrückt, und zwar mit gewalt und mit fast volständigem erfolg, soweit es sich um die litteratur handelt.

S. 531 wird von den deutschen eigennamen in urkunden gesagt, dass sie ausser St. Gallen in den deutschen stamlanden erst seit dem 9. jahrhundert erscheinen: Weissenburg und Murbach bieten sie doch schon um 700. — Die s. 335 angegebene abgränzung des niederdeutschen vom mitteldeutschen weicht sehr stark ab von der durch Richard Andree im Globus LIX n. 2 und 3 (mit einer sehr hübschen karte) bestimten: wo das richtige liegt, ist vielfach wol noch zu untersuchen. — S. 625 wäre für die genusübergänge wol zu bemerken gewesen, dass zwischen mhd. und nhd. der unterschied öfters auf andere mundartliche grundlage zurückgeht: z. b. *blume* ist fem. im nhd. wie bei Otfrid, mhd. masc. Vergleiche hierfür namentlich die reichen samlungen in Weinholds Mhd. gramm. § 309—311.

Von druckfehlern notiere ich die folgenden: s. 527 *Schmierlach* st. *Schnierlach*, 539 *Telft* st. *Telfs*, 560 *Swâbe* st. *Swâp*, ebd. *kürzung von* st. *kürzung vor*, 596 ***hwarđum*** st. ***hwurđum***. Öfters ist *đ* für *d* gesezt worden.

Als 6. teil des V. abschnittes schliesst sich an: Geschichte der niederländischen sprache von Jan te Winkel, also von einem Niederländer, dem zunächst die correctheit des deutschen ausdrucks lobend nachzusagen ist, abgesehen von wenigen hollandismen, wie *ausgewichen* für *geflüchtet*, *blieb über* anstatt *blieb übrig* u. ä. *Hünde* s. 688 ist druckfehler. Die anordnung lässt zu wünschen übrig; von den verschiedenen orthographischen systemen ist s. 641 fgg. und wider, aber ausführlicher, s. 658 fgg. die rede; ebenso wird der einfluss des französischen mehrmals behandelt. Dies liegt zum teil an der erweiterung des gesichtskreises, in welchen von te Winkel auch wortbildung und syntax hineingezogen werden, während sonst meist nur laut- und flexionslehre behandelt worden sind. Diese mannigfachen gegenstände erscheinen allerdings öfters in einer unerwarteten verbindung und reihenfolge behandelt. Bei den differenzen zwischen holländisch und flämisch ist das leidige confessionelle element, welches auf die trennung und auseinanderhaltung besonders hingewirkt hat, nicht angeführt. Einzelnes erscheint unrichtig. S. 648 „In *smoel* neben *muil* haben wir wol ein späteres westfälisches oder rheinisches lehnwort mit nicht verstandenem *s* aus *das mûl*". Hier wäre schon *das* anstatt *dat* auch für die nächsten nachbarn der Niederländer nicht anzunehmen. Vielmehr haben wir ja in *schmollen*, mhd. *smielen* das verb, zu dem das nl. substantiv gehört. S. 670: „Sehr eigentümliche imperative sind im mnl. *sich* von *sien*, *lach* von *laen* neben *laten*, *dwach* von *dwaen*, *slach* von *slaen*, *doch* von *doen*, *ganc* von *gaen*, *stant* von *staen*". Hier hätten doch wol die aus älteren, im hochd. erhaltenen formen ganz leicht erklärbaren *sich* usw. von den beiden analogieformen *lach* (auch mhd.) und *doch* getrent werden müssen. S. 682 werden die weiblichen bildungen *graefnede*, *swaesenede* und *geselnede* auf zusammensetzung mit altsächs. *ides* zurückgeführt: schwerlich mit recht; lautlich entsprechen vielmehr völlig ableitungen auf mlat. *ata*, wie *mansionata* auch *mesneda* ergibt (s. Ducange). 685 „*oorlog* (aus *urlugi*) bedeutet das flamme verursachende; vgl. ags. *orlege*, mhd. *urlüge* . . ."; diese mhd. form ist erst in jungen quellen und vermutlich mit langem *ü* überliefert; auch ist die bedeutung des verursachens abzulehnen, da mhd. *ur-* (= got. *us*) in den nomina dem mhd. *er-* in verben gleichsteht, also nur hervorgehn aus etwas gemeint ist. Dies zu s. 684; ebenda fehlt die verwendung des praefix *wan* zur negation, wie in *wanconnen*. 686 wird *minne* als verstümmelt aus *minnemoeder* bezeichnet; aber auch das mhd. hat *minne* ohne weitere zusammensetzung für grossmutter oder mutter; ebenso steht es mit den meisten übrigen wörtern, die nach dem verfasser verstümmelt sein sollen. 704 wird der keltische ursprung von *Ryn* und *Nymwegen* mit unrecht angezweifelt. Falsche formen fremder sprachen s. 701 *Friggadagr* und 709 *n'exceptée personne*.

Widerum auf laut- und flexionslehre beschränkt sich 7. die geschichte der friesischen sprache von Th. Siebs. Der nicht eben reiche sprachschatz des friesischen wird klar und übersichtlich, vielleicht etwas breit dargestelt, mit vorsichtiger betonung des sicheren und des ungewissen. Der volksname wird aus got. *fraisan* erklärt: „die in gefahr (d. h. in wassergefahr) schwebenden"; warum nicht *die erprobten?* oder *die kühnen?* der uralte name wird doch wol ein auszeichnendes lob sein; und nach den zeugnissen der alten lebten die Chauken noch mehr als die Friesen in gefährdeter lage.

Um so reicher erscheint dem friesischen gegenüber die geschichte der englischen sprache, von Kluge bearbeitet, dem für die geschichte der französischen bestandteile D. Behrens, für die syntax E. Einenkel zur seite getreten sind. Es ist eine überaus grosse fülle an tatsachen und, wie Kluge selbst hervorhebt, eine noch grössere fülle von anregungen zu weiterer forschung, die sich hier darbietet. Für das mittelenglische ist namentlich ten Brinks buch über Chaucers sprache benuzt worden. Ein paar mal scheinen nicht alle möglichkeiten erwogen worden zu sein: wenn (s. 840) der mangel der palatalisierung in aengl. *scól* darauf zurückgeführt wird, dass lat. *scola* erst später als *scrinium* (*shrine* gegenüber von *school*) u. a. eingeführt worden sei, so lässt sich doch wol auch denken, dass der beständige gebrauch des fremden wortes in der klosterschule auch die fremden laute geschüzt habe. Widerholungen sind auch in diesem beitrage Kluges nicht vermieden: s. 870 wird sogar dieselbe belegschrift z. 9 und z. 14 angeführt. Der abschnitt über die syntax ist übermässig knapp: s. 911 heisst es, dass *stiche* usw. „ihr geschlecht ändern"; welches sie vorher hatten und nachher erhalten haben, wird nicht gesagt. Schriften von Rosenbauer, Dubislav usw. werden ohne jede nähere angabe citiert. Zum vergleich mit den syntaktischen eigentümlichkeiten des älteren englisch, wofür übrigens wesentlich nur auffallende verwendungen von pronomina und partikeln angeführt werden, dienen altfranzösische, von A. Tobler vermerkte; dass germanische sprachen, insbesondere die niederländische, aber auch das mhd., viel ähnliches zeigen, hätte in einem grundrisse der germanischen philologie wol gesagt werden können.

Als anhang zur sprachgeschichte folgt die bearbeitung der lebenden mundarten. Algemeine grundzüge schickt Ph. Wegener voraus, mit berücksichtigung des Magdeburgischen für die beispiele und mit praktischem sinn für die anleitung zu diesen forschungen. Für die deutschen mundarten gibt F. Kauffmann eine sorgfältige bibliographie. Die skandinavischen behandelt J. A. Lundell, die englischen J. Wright, beide mit eignen methodologischen bemerkungen über geschichte und umfang der mundarten. Vielleicht wäre es nicht unmöglich gewesen, irgendwo die germanische schifferkoine zu behandeln, von der s. 937 mit recht die rede ist und welcher eine gemeinsprache der romanischen seeleute gegenüber stehen soll. Auch das judendeutsch hätte doch wol berücksichtigung verdient, welches — aus kulturhistorischen verhältnissen erklärlich — auch auf das gaunerdeutsch eingewirkt hat. An litteratur für diese beiden leztgenanten fehlt es bekantlich nicht.

Den schluss des ersten bandes bildet die mythologie, welche eigentlich mit der heldensage zusammenhängen und mit dieser den litterarhistorischen teil eröfnen solte; räumliche rücksichten haben wol die abgrenzung der bände bestimt. Die mythologie, von Mogk bearbeitet, liegt bis jezt nur zum teil veröffentlicht vor, so dass ein urteil über diesen ganzen abschnitt besser noch ausgesezt wird. Nur einzelheiten mögen schon jezt zur sprache kommen. Von Müllenhoffs arbeiten, die nach dem urteil des referenten die wege zu einer wissenschaftlichen behandlung der deutschen mythologie überhaupt erst eröfnet haben, fehlt auf s. 995 die zulezt, allerdings nach dem tode des verfassers erschienene: Frija und der halsbandmythus, ztschr. f. d. a. 30, 217—260. — S. 1005 heisst es: „Interessant ist im hinblick hierauf [auf den glauben von dem vorleben der seele] die vorstellung, die der Schwede im mittelalter von der menschlichen seele hatte: er stelte dieselbe dar als kleines kind, das der sterbende aus dem munde hauchte . . Die seelen können also als kinder widergeboren werden". Die angeführte vorstellung ist algemein christlich und durch mittelalterliche bilder in Deutschland und Italien häufig bezeugt: im Hortus deliciarum

der Herrad von Landsberg (in Straubs ausgabe der bilder pl. XXXIII); drei jahrhunderte später bei Diebold Lauber (Geffcken, Bilderkatechismus des 15. jahrh., tafel XI und XII); auf dem bekanten „Triumph des todes“ im Campo santo zu Pisa, der Orcagna zugeschrieben wurde, und noch später auf italiänischen bildern (Denkm. der kunst, volksausg. tafel 62). — Zu s. 1014 „*valr* = die leichen, toten, *valkyrja, välcyrie* totenwählerin“ durfte nicht verschwiegen werden, dass es sich bei *wal* nach allen zeugnissen (wie es ja jezt noch in „Walstatt“ der fall ist) um die im kampfe gefallenen handelt; dass ferner die verwantschaft einerseits mit wählen, andrerseits mit wälzen und wallen auf die vorstellung von den im gewaltsamen tode sich umwälzenden, sich übereinander wälzenden sterbenden hinweist. Die verbreitung der wörter *wal,* wie sie zumal durch den gebrauch in zusammengesezten namen sich kundgibt, und der zusammenhang mit dem kriegerleben geben auch dem begriff der walküre im alten Germanenglauben eine vorzügliche stelle, und es ist wol grund vorhanden anzunehmen, dass erst mit dem verblassen dieser vorstellung sich die — vielleicht an sich älteren — vorstellungen von dem geistergesindel der maren, truden, hexen usw. wider in den vordergrund gedrängt haben. Den griechischen keren vergleichbar, stehen die walküren recht mitten in der heroischen weltanschauung; die nornen erscheinen ebenfals in solcher besonderer beziehung zu kampf und tod, so dass sie wol als veralgemeinerung jenes schicksalsbegriffes gelten dürfen.

Von Mogk ist auch die geschichte der norwegisch-isländischen litteratur verfasst, mit deren beschluss das 2. heft des I. bandes, I. abteilung begint. S. 136 erhält Gautier, der dichter der lat. Alexandreis, mit unrecht noch den vornamen Ph(ilipp?).

Hieran schliesst sich die Geschichte der schwedisch-dänischen litteratur von H. Schück. S. 149 ist Genoveva wol ein Lapsus calami für Griseldis. Die geschichte dieser an sich weder durch inhalt noch durch form anziehenden litteratur hätte vielleicht durch die besondere rücksicht auf deutsche, natürlich meist niederdeutsche vorbilder und parallelen noch einen eigenen wert erhalten können; dazu wäre s. 151 bei den Dyre-rim (vgl. s. 432), dem Broder Rus (vgl. s. 431) und sonst gelegenheit gewesen.

Für deutsche leser tritt mit der althoch- und altniederdeutschen litteratur, deren geschichte Kögel geschrieben hat, wider das heimatliche interesse hervor. Kögel hat die dürftigkeit und lückenhaftigkeit der quellen durch kritische behandlung aufzuheben gesucht, auch manches neue geboten, dem jedoch referent keineswegs durchweg zustimmen kann. S. 163 heisst es vom Wiener hundesegen, es sei dabei nicht an einen hirten zu denken . . „Auch bleibt der hirtenhund bei der herde und läuft nicht durch wald und feld“. Hier gibt aufschluss, was bei Schmeller B. wb. II², 902 über die wolfssegen mitgeteilt wird und auffallender weise auch von Müllenhoff in den denkmälern nicht benuzt worden ist. In diesen wolfssegen wird das vieh vor wolf und wölfin sowie vor dieben in schutz genommen, wenn es *zu holez und zu veld . . zu waid und zu wasser geht.* Für die weidenden tiere ist also der wolfssegen bestimt, und die einfügung der hunde und hündinnen ist eine verdrehung des echten textes, die allerdings wol ein jäger (oder ein hundezüchter?) vorgenommen haben mag. Dass der h. Martin als hirte genant wird, stimt zu einem lateinischen liedchen bei Du Méril, Poésie du M. A. 111: *O Martine, pastor egregie, Nos a lupi defendas rabie Saevientis.* — S. 165 fehlt der Züricher milchsegen: Germ. 22, 352 fg. — S. 166 ist die vermutung, dass die Germanen in der schlacht den rhythmus ihrer gesänge durch anschlagen der schwerter an die schilde markiert hätten, durch die angeführten Tacitusstellen schwerlich gerechtfertigt. Dagegen hätte bei

anführung von Tac. Germ. 3 der barditus wol auch erwähnt und erläutert werden können. — S. 168 wird die annahme von germanischen klageliedern an der bahre vor der bestattung durch die griechischen, römischen und slavischen beispiele nicht genügend gestüzt, zumal Tacitus ausdrücklich den gegensatz gegen die römische totenfeier hervorhebt. — Nach s. 171 „hatte Notker der Deutsche über undankbare klosterschüler zu klagen, die verslein auf ihn machten"; aber Henrici QF. 29, 187 zeigt, dass die als zusatz Notkers bezeichnete stelle schon bei Augustinus steht. Auf der folgenden seite ist die übersetzung von *ersazta* durch „sezte an", die Müllenhoff gegeben und durch beispiele gestüzt hatte, sehr burschikos durch verweis auf das setzen („ponieren") der studenten abgetan worden. Für die spotlieder hätte auf Ztschr. f. d. a. 18, 261 fg., 33, 437 fgg. verwiesen werden sollen; ebenso wegen der rätsel und sprichwörter auf Voigt Ztschr. f. d. a. 30, 260 fgg. 352, sowie auf dessen ausgabe der Fecunda ratis von Egbert von Lüttich (Halle 1889). — Besonders ausführlich ist das Hildebrandslied behandelt; aber referent bedauert sagen zu müssen, dass er gerade hier viel zu beanstanden findet. Zunächst hätte unter den hilfsmitteln hier wie sonst auch das facsimile in Könnekes bilderatlas angeführt werden sollen. S. 176 behauptet Kögel: „Die herschende meinung ist seit Holtzmann, dass ein Niederdeutscher habe hochdeutsch schreiben wollen". Referent kann versichern, dass alle ihm persönlich bekanten germanisten diese meinung nicht geteilt haben; und wenn K. auf die inzwischen gestorbenen keine rücksicht nehmen will, so leben doch noch Rieger, Heinzel u. a., die sich für den niederdeutschen ursprung des liedes ausgesprochen haben. Kögel nent Müllenhoffs beweisgründe für diesen ursprung dürftig: uns schienen sie schlagend. Was sonst schon Lachmann über die niederdeutsche syntax des liedes gesagt hat, verschweigt er; ebenso die behandlung des lautstandes und wortvorrats durch Socin, Schriftsprache s. 54 fgg., während doch bei diesem mit recht auch das bemerkt ist, was vom sächsisch-niederdeutschen ab- und auf einen grenzdialekt hinweist. Dazu komt übrigens noch der gebrauch der praep. *in*, die as. durch *an* vertreten ist. — Kögel behauptet, dass *urhettun* als „kämpfer" aus dem ahd. nicht verständlich sein würde, wol aber aus dem niederdeutschen sprachkreise, wenn es auch im as. zufällig nicht belegt wäre. Warum soll nun das fehlen der bedeutung im ahd. nicht auch zufall sein? Die in den Gl. Ker. 251, 29 überlieferte bedeutung von *urheizzo* = *suspensus* kann übrigens doch nur ebenso tropisch verstanden werden, wie in dem unmittelbar vorhergehenden *piheizit* = *suspendit, pollicetur*; oder wie soll die sinliche bedeutung von „hängen" dem mit *heizzan* zusammengesezten worte zugekommen sein? *urheizzo*, als „kämpfer" gefasst, führt auf den begriff des nord. *heitstrengja*, worüber Grimm, RA. 900 zu vergleichen ist und wovon, ohne die speciell nordischen formen, Beówulf 676 fgg. ein beispiel gibt. Wie es aber möglich war, diesen begriff lat. durch *suspensus* wider zu geben, darüber möge eine vermutung gestattet sein. Manche ausdrücke und gebräuche des germanischen fechterwesens sind uralt und können schon bei den römischen gladiatoren üblich gewesen sein, welche grossenteils Germanen waren. (Seneca sagt ep. 70 § 20 in einer überaus drastischen, hier nicht mitteilbaren geschichte: *in ludo bestiariorum unus e Germanis cum ad matutina spectacula pararetur*). Ein beispiel für diesen zusammenhang bietet der umstand, dass, wie der besiegte gladiator um sein leben flehend einen finger emporreckt, so auch im rosengarten die besiegten riesen es tun: Grimms ausg. 1174 *Uf recket im die finger der rise Pûsolt.* Ebenso könte es auch altgermanischer brauch sein, den ich freilich nur aus ritterlicher poesie (Ulrich Lanz. 5429 fgg.) nachweisen kann, dass der sich zum kampf erbietende einen schild aushängte, wie

15*

noch später die meistersinger zum wetsingen aufforderten, indem sie einen kranz aushängten (Wackernagel LG.² § 74, 13). So würde der *urheizo* insofern *suspensus* genant, als er einen schild oder ein sonstiges zeichen der herausforderung aufgehängt hat; und ebenso würde sich die glosse *piheizit* = *suspendit* erklären. Vgl. übrigens auch unten II, 2, 185, wonach der dingfrieden durch einen aufgehängten schild bezeichnet; als „ding" wurde ja auch der gerichtliche zweikampf aufgefasst *(wehadinc)*. Ich könte schliesslich mich noch auf die heutige studentensprache berufen, welche „mit einem hängen" von einem zum duell bestimten gebraucht; ich würde damit dem beispiel Kögels folgen, dessen deutung von *ersazta* s. 172, wie oben bemerkt, sich ebenfals auf die heutige studentensprache stüzt. — S. 177 heisst es zu v. 20, dass *bûr* als „kammer, frauengemach" nicht hochdeutsch sei. Aber hat es hier diese bedeutung? Kann es nicht bedeuten: haus (so übersezt Lachmann, Kl. schr. s. 425) oder auch wohnort? vgl. zu der lezten annahme Heliand 196 *barn an burgun* und 205 M. — Für z. 26 vermutet Kögel *dehtisto* mit verweisung auf ahd. glossen *devotus* = *kideht*: also hier soll das ahd. für das niederdeutsche mit gelten. Allein wie erklärt sich *kideht* etymologisch? Graphisch leichter ist auf jeden fall die conjectur *dechisto*, welche Scherer, Ztschr. f. d. a. 26, 380 eingehend begründet hat, und deren ableitung keine schwierigkeit bereitet. — Zu s. 35 *dat* bemerkt Kögel: Dass-sätze ohne vorhergehenden hauptsatz begegnen zwar auch sonst, aber nicht in dem hier durch den zusammenhang geforderten sinne". Demgegenüber verweise ich auf Lachmanns anmerkung, die ich Ztschr. f. d. a. 34, 281 mitgeteilt habe, und wozu, wie J. Stosch mich mit recht erinnert, ich auch auf Beneckes anm. zu Iwein 7928, Haupts zu Erek 4068, sowie auf Priestereid (Denkmäler² LXVIII) besonders mit dem schluss der dazu gehörigen anmerkung mich hätte beziehen sollen. Auch die heutige volkssprache kent versicherungssätze mit „dass" ohne vorhergehendes verbum: Arnold Pfingstmontag III, 2 (Berwel) *dass ich ne wurr verwitsche!* IV, 5 (Lizenziat) *dass ich als zelle wäj z' Nachts nimm wurr gehn!* IV, 6 (Mehlbrüh) *dass ich's gewiss nit lyd.* Die textveränderung Kögels *hwat* ist somit überflüssig. — Noch weniger zu billigen ist die freilich schon von anderen vorgeschlagene abänderung der alliteration in v. 48 *riche : reccheo.* Mit solchen gewaltsamen mitteln die folgerung Lachmanns, dass das lied in einem niederdeutschen grenzdialekt gedichtet sei, beseitigen ist nichts als eine petitio principii. — In bezug auf die sage vermutet Kögel s. 180, dass Theodorich als verbanter an die stelle des von Odoaker abgesezten Romulus getreten sei: aber wenn selbst die grösten römischen kaiser und feldherrn von der deutschen heldensage volständig vergessen worden sind, so hatte sie für eine derartige puppe doch erst recht kein gedächtnis. — Schliesslich wird das gespräch von Hildebrant und Hadubrant als das tragische gegenstück zu dem von Glaukos und Diomedes bezeichnet: wem ist mit solchen ganz fern abliegenden vergleichen etwas gedient?

Begreiflicherweise kann im übrigen Kögels litteraturgeschichte nicht ebenso eingehend kritisiert werden. Nur noch zu den ältesten und wichtigsten denkmälern seien folgende bemerkungen gestattet. Für den altsächsischen ursprung des Wessobrunner gebets wird s. 196 geltend gemacht, dass ahd. *want* nur *paries* bedeute, nicht wie as. **went* grenze, wofür als beweis as. *giwand* angeführt wird. Aber aus mhd. *gewende* neben *gewande* „ackermass" ist für das ahd. simplex dieselbe bedeutung zu erschliessen, und das aus den Nib. 1280 bekante *wende* komt ebenfals in betracht. So ruht der beweis Kögels für den mittelteil des denkmals auf schwacher stütze. — Für das Muspilli wird s. 212 trotz des im as. überlieferten *mudspelli*

eine zusammensetzung des wortes mit *mû-* angenommen, das sonst nur in *mûwerf* maulwurf erscheint und wofür keinerlei verwantschaft nachzuweisen ist, so dass auch hier zweifel bleiben. Dass das gedicht vom muspilli rein bairischen dialekt habe (s. 212), ist auch zu viel behauptet: s. Piper, Ztschr. f. d. ph. XV, 89 fgg. und jezt H. Garke, QF. 69, 33 fg.

Bei Otfrid ist in der anm. zu s. 216 der gebrauch grammatisch falscher formen im reim den schreibern zur last gelegt worden: aber da eine handschrift sicher, zwei andre vermutlich unter den augen des dichters entstanden sind, durften sich die schreiber da wol solche wilkür erlauben? — Die auf derselben seite (nach Olsen) behauptete gleichzeitigkeit der drei rhythmischen widmungen wird dadurch sehr in frage gestelt, dass die widmung an Salomo gleich der an könig Ludwig das akrostichon auch in den schlussconsonanten der vorlezten reimzeile durchaus rein hält, während die an die S. Galler ungenau bindet: 42. 62. 108 *thaz — was*, 48 *in — firnim*, 72. 130 *ein — heim*, 129 *forn — fol*. Das deutet doch auf ältere abfassung; oder soll es Otfrid mit der metrik seinen freunden gegenüber minder genau genommen haben, als gegen seine vorgesezten? — S. 216 soll Otfrid seine freunde in S. Gallen sicher besucht haben: woher wissen wir das? kennen lernte er sie ja in der klosterschule zu Fulda. — S. 217 heisst es: Otfrid habe („nach fremdem muster, wie man jezt glaubt“) die zahl der hebungen des halbverses auf vier erhöht: das *man* ist doch nur von einem teile der germanisten zu verstehen. Wenigstens referent hält die Lachmannsche lehre von der ursprünglichkeit des vierhebigen kurzverses für durchaus nicht erschüttert und weiss sich auch hier mit vielen fachgenossen eines sinnes. — Endlich ein beispiel, wie Kögel sogar die in dem grundrisse selbst ausgesprochenen ansichten und angaben anderer, vielleicht unabsichtlich, übersieht: s. 186 wird mit berufung auf Wattenbach[5] I, 319 fg. die bekante stelle der Quedlinburger annalen über die sage von Ermanrich und Dietrich als wertloses zeugnis abgewiesen, während s. 34 Sijmons doch schon bemerkt hatte, dass die angefochtene echtheit von H. Lorenz (Germ. 31, 137 fgg.) mit guten gründen verteidigt worden sei.

Mehrere, allerdings kleinere und minder wichtige denkmäler sind ganz übergangen worden: so das Abecedarium Nortmannicum MSD. V, die Baseler recepte MSD. LXII, der ordo ad dandam poenitentiam MSD. LIII, Ztschr. f. d. a. 21, 273 fg., der priestereid MSD. LXVIII, die Hamburger und Würzburger markbeschreibung (eb. LXIII. LXIV), die Essener und Freckenhorster heberollen. Die übergehung der glossenlitteratur wird man ebenso bedauern. Geschahen diese auslassungen zur raumersparnis? Aber dann hätte doch lieber s. 189 der jezt volkommen gleichgiltig gewordene streit über die z. 56 des Ludwigsliedes übergangen werden sollen, deren lesung längst völlig sicher gestelt worden ist. Ebenso hätten von den lateinischen gedichten historischen inhaltes aus der Merowinger- und Karolingerzeit (s. 191) diejenigen wegbleiben können, die keine deutsche grundlage, nicht einmal einen deutschen dichter haben.

S. 199, z. 4 ist anstatt: „zu Yorkshire geboren“ zu lesen „in Y. g.“ S. 200 heifst es von Reinwald, er sei durch sein freundschaftsverhältnis zu Schiller bekant; warum nicht kurz: Schillers schwager? Die frage, von wem die Glossae Lipsianae Ztschr. f. d. a. 13, 335 fgg. herausgegeben seien, ist durch den hinweis auf den damaligen herausgeber der zeitschrift selbst leicht zu beantworten.

Den erwartungen, die wenigstens der referent einem grundrisse gegenüber hegt, entspricht die behandlung besser, welche F. Vogt der mittelhochdeutschen litteratur hat angedeihen lassen (s. 245—418). Knapp und doch anschaulich werden die resultate

der bisherigen forschung vorgelegt und durch den hinweis auf eine gut ausgewählte zahl von belegstellen und belegschriften die einzeluntersuchung weiter gewiesen. Die stellung, die der verfasser den einzelnen streitfragen gegenüber einnimt, könte referent nicht immer teilen; doch freut er sich namentlich darüber, dass Vogt in der frage nach dem ursprünglichen text der Nibelungen die handschrift A bevorzugt (s. 316): damit ist ein gemeinsamer boden gefunden, von dem aus die verschiedenen hypothesen über die entstehung dieses gedichts, unter denen referent die Lachmanns und Müllenhoffs noch immer für die einzig wahrscheinliche hält, gegen einander abgewogen werden können. Hoffentlich nimt Paul in einer späteren neuen auflage des grundrisses (bei s. 133 des I. bandes) rücksicht auf die stellung seines mitarbeiters.

Nur auf zwei stellen möchte referent kritisch eingehn. S. 251 wird die entstehung des Annoliedes bald nach dem tode des heiligen (1075) angesezt. Referent hält die zuerst von Kettner eingehend begründete annahme einer abfassung im jahre 1106 für sicher. Die absicht des dichters ist unzweifelhaft, die nach dem unerwarteten tod Heinrichs IV. zur unterwerfung unter die geistliche obergewalt gezwungenen Kölner mit diesem loos auszusöhnen. Daher wird die stadt Köln und Anno zugleich gepriesen; ja der einzige fleck, der die brust des heiligen verunziert hat, ist sein unversöhnlicher hass gegen die stadt. Der schwung des liedes entspricht der edlen grossmut, welche der dichter seiner siegreichen partei anempfiehlt, eine grossmut, welche gewiss zugleich die höchste klugheit genant werden muss. So lange Köln noch kämpfte, wäre eine solche milde leicht als zeichen der schwäche erschienen; auch müste, bei früherer abfassung, irgendwo eine bedingung ausgesprochen sein, irgendwo das subjektive moment der meinung des dichters hervortreten. Zu diesem zeitansatz passt es nun auch vortreflich, dass v. 505. 6 Mainz als ort der königsweihe bezeichnet wird: nicht bloss Rudolf von Schwaben ward hier gekrönt, sondern auch Heinrich V. erhielt hier 1106 die reichsinsignien und ward von den legaten noch besonders durch handaufleguug geweiht: Giesebrecht, Kaiserzeit 3[4], 747.

Sodann behauptet Vogt s. 325, dass die lyrik der vaganten erst mittels der lyrik der vulgärsprachen, der deutschen volksmässigen wie der französisch-provenzalischen die ausbildung erfahren habe, in der sie uns aus der Beurener handschrift entgegentritt. Man wird unterscheiden müssen: einzelne lateinische stücke, auch solche die bereits die volle kunst zeigen, sind sicher älter, und sie müssen uns als zeugnisse dienen für die priorität der lateinischen lyrik, die von der kirchlichen dichtung ausgegangen, an den mustern der antike sich entwickelt hatte. Doch das bedarf weiterer ausführung, als sie hier möglich ist. Für jezt nur noch die bemerkung, dass Vogt s. 326 mit unrecht die strophenform des Eckenliedes als vorbild für die lateinische Carm. Bur. nr. 180 bezeichnet. Abgesehen davon, dass die übereinstimmung, wie Vogt selbst hervorhebt, nur „fast ganz genau“ ist: warum soll nicht das umgekehrte verhältnis obwalten? die bildung der strophe stimt weit mehr zu lateinischen, französischen, niederländischen formen als zu deutschen. Ähnlich sind z. b. in Bartschs Pasturellen 135, 22. 306, 1. Zwei punkte sind dabei massgebend: einmal die reimstellung aabccb, von welcher F. Wolf, Sequenzen und leiche s. 33 sagt: „Natürlich gieng eine so durchaus volksartige form auch sehr bald von der mittellateinischen in die vulgarpoesie über und erscheint auch hier, was wol zu beachten ist, am häufigsten in geistlichen moralisch-ascetischen und volksmässigen gedichten“. Die deutsche volkspoesie hat sie auf jeden fall erst später und gewiss durch die dichtungen in anderer sprache erhalten; und zwar liegt es weit näher an die latei-

nische, geistliche zu denken als an die romanische, ritterliche. Zweitens ist das einschiebsel der jambischen dipodie vor der lezten reimsilbe der lateinischen strophe in der lateinisch-romanischen dichtung beliebt und ursprünglich, nicht aber in der deutschen; man begreift, dass der deutsche dichter sie durch eine dreihebige, klingende zeile ersezte.

Die mittelniederdeutsche litteratur ist von H. Jellinghaus bearbeitet worden (s. 419—452), der mit recht darauf hinweist, dass er sich kaum auf vorgänger stützen kann, wenn er das ganze reiche, aber nur selten ästhetisch wertvolle schrifttum Niederdeutschlands zusammenfasst. Die abhängigkeit von Oberdeutschland, vom verfasser fast unwillig geschildert, macht ein einheitliches bild ziemlich unmöglich. Um so nützlicher wird für die weitere einzelforschung die gebotene übersicht sein. S. 430 war anstatt Jan Deckers zu lesen: Jan de Clerc (oder Boendale: s. 471). S. 451 wird Eulenspiegel „der die städter verhöhnende abenteurer aus dem bauernstande“ genant: ist nicht vielmehr anzunehmen, dass die spässe über die einzelnen handwerke aus der misgunst dieser selbst gegeneinander herstammen?

Für die von Jan te Winkel geschriebene geschichte der niederländischen litteratur lagen dagegen zahlreiche und teilweise vortrefliche vorarbeiten vor. Das 16. jahrhundert ist hier mit in den kreis der darstellung hineingezogen worden, wie schon die mnd. litteraturgeschichte (und diese zwar noch in weitergehendem masse) die neuzeit einbegriffen hatte.

Mit dem anfang der friesischen litteratur, deren geschichte Th. Siebs übernommen hat, schliesst das 4. heft des II. bandes, I. abteilung ab.

Von der 2. abteilung des II. bandes ist inzwischen nur ein heft erschienen, worin zunächst Amira das recht zu ende bringt (s. 129—200): eine reichhaltige, wolgeordnete arbeit, für den ref. sehr lehrreich. Zu s. 137, wo als isländischer ausdruck für kinder der geschwisterkinder „andere brüder“ angeführt wird, kann bemerkt werden, dass auch das Elsässische (gegend von Colmar) *'s andere(n) kinder* für dasselbe verhältnis gebraucht.

Dagegen ist der XII. abschnitt: kriegswesen von A. Schultz überaus summarisch behandelt worden (201—207). Das empfohlene buch von Jähns dürfte philologisch betrachtet nicht befriedigen.

Der XIII. abschnitt: sitte fasst zunächst die skandinavischen verhältnisse ins auge (208—252). Der verfasser dieser abtheilung, Kr. Kålund, bringt ein reiches material zusammen, bei dem man nur gern die einzelnen zeiträume noch mehr unterschieden sähe, da nur so der wert der einzelnen nordischen zeugnisse für die erkentnis der urgermanischen zustände geprüft werden kann. Und auf diese ergänzung scheint doch die 2. abteilung, worin A. Schultz die deutsch-englischen verhältnisse bespricht, sehr zu rechnen, da er nach wenigen vorbemerkungen nur auf die ritterlichen zeiten näher eingeht. Vielleicht bringt auch die fortsetzung noch die wünschenswerte darstellung der altgermanischen sitte nach.

STRASSBURG. E. MARTIN.

Prolegomena zu einer urkundlichen geschichte der Luzerner mundart, von dr. **R. Brandstetter.** Einsiedeln 1890. 88 s. 8.

Der verfasser der vorliegenden schrift hat im jahre 1883 in seiner dissertation „Die zischlaute der mundart von Bero-Münster“ (kanton Luzern) behandelt. Diese schrift bewies bereits gründliche kentnis des weitern gebietes, das nun gegenstand

der vorliegenden ist und eine noch ausführlichere behandlung erfahren soll. Die Prolegomena zeigen, dass der verfasser auch der grössern aufgabe, die er sich stelt, durchaus gewachsen ist, und erwecken günstige erwartungen von dem künftigen werke, dem der verfasser vielleicht nur etwas zu viel schon vorweggenommen hat; denn er bespricht nicht nur plan, methode und quellen desselben, sondern er gibt auch schon zahlreiche proben des stoffes und der bearbeitung und einen ausblick auf ziele und resultate (s. 80—88). Wir kennen die dimensionen und proportionen, in denen der bau errichtet werden soll, noch nicht, möchten aber dem verfasser raten, denselben nicht zu weitläufig anzulegen und auszuführen; denn wenn vor kurzem Kaufmann über die geschichte der schwäbischen mundart ein buch schreiben konte, so handelt es sich hier um ein viel engeres gebiet. Andrerseits kann freilich ausführliche behandlung eines solchen um so gründlicher und erschöpfender sein und einzelheiten von besonderm interesse ans licht ziehen; nur wird es ratsam sein auch beim kleinsten immer das interesse der gesamtwissenschaft im auge zu behalten und in der fülle des stoffes zufälliges von wesentlichem zu unterscheiden.

Beschreibung lebender schweizerischer mundarten haben wir seit 15 jahren eine ganze reihe erhalten, darunter sehr gute, aber vorläufig wol auch genug; geschichte einer mundart noch keine. Es ist also ein wirkliches verdienst, einmal das verhältnis aufzusuchen und darzustellen, in welchem die gesprochene volkssprache der gegenwart zu der geschriebenen der ältern zeit steht. Dabei erhebt sich aber sogleich die frage: wie kann aus schriften der ältern zeit die damalige (jeweilige) mundart herausgelesen werden? welches sind die quellen, aus denen die ältere mundart geschöpft werden kann, und nach welchen grundsätzen müssen sie zu jenem zwecke verwertet werden? Die art, wie der verfasser dabei zu werke geht, verdient volle zustimmung durch die vorsicht und umsicht, die er anwendet (s. 64 fgg.); denn dass wir auf einem unsichern boden stehen, verhehlt sich der verfasser keinen augenblick. Vor allem muss in der geschriebenen sprache der ältern zeit eine kanzleisprache (s. 29 fgg.) unterschieden werden von schriftstücken oder stellen, in denen volkssprache mehr und weniger unmittelbar zu tage tritt oder zu grunde liegt. Es sind darnach primäre, secundäre und tertiäre quellen der ältern mundart zu unterscheiden (s. 39 fgg.).

Richtig und wichtig ist innerhalb der mundart die unterscheidung zweier schichten, algemein üblicher und bloss von den gebildeten gebrauchter wörter (s. 14). Weniger tiefgehend ist der unterschied zwischen gewöhnlichen und euphemistisch entstelten oder nur in formelhaften verbindungen vorkommenden wörtern (s. 15 fgg.). Bemerkenswert sind die angaben über eine absichtlich entstelte sprachweise, welche vom verfasser (s. 17) Rotwelsch genant wird, dergleichen doch auch in harmloser weise bei kindern vorkomt.

Die ältesten sichern belege von mundart findet der verfasser (s. 26) in ortsnamen aus dem ende des XII. jahrhunderts; die mundart soll aber „natürlich lange vorher bestanden haben“ (s. 28). Dieser zusatz hätte wol wegbleiben dürfen, da zeit und art jenes ältern bestandes uns unbekant sind. Die erste periode der mundart soll von dem genanten zeitpunkt bis gegen ende des XIV. jahrhunderts reichen; die zweite von da bis auf die reformation; die dritte bis heute. Diese ansätze mögen aus algemein geschichtlichen gründen richtig sein; was der verfasser von sprachlichen merkmalen anführt, würde kaum genügen. Den auffallenden mangel an abstrakten substantiven in der heutigen mundart erklärt er (s. 27) als folge der stagnation und verrottung aller verhältnisse im XVII. und XVIII. jahrhundert; aber

jener mangel liegt wol im wesen der mundart und des gemeinen volkslebens überhaupt. Zwischen volks- und kanzleisprache soll (nach s. 30) zu allen zeiten „eine tiefe kluft“ bestanden haben und doch (nach s. 31) eine starke gegenseitige beeinflussung — was kaum vereinbar ist. Richtig wird sein, dass die kanzleisprache der mittelhochdeutschen schriftsprache (wenn oder soweit eine solche bestand s. 32. vgl. 58) näher stand als der mundart. Urkunden des XIII. jahrhunderts zeigen noch endungen mit vollen vokalen, während diese in andern abgeschwächt sind; schriftstücke der ersten art haben zugleich mehr mundartlichen charakter. Fein beobachtet und wichtig sind die für die vokale der bildungssilben aufgestelten gesetze (s. 59 fgg.); dennoch verhalt sich der verfasser zu der frage der lautgesetze unentschieden (s. 61), wie er denn auch s. 47 in der Luzerner mundart zwei formen und s. 62 zwei vokale neben einander bestehend findet. — S. 55 gibt ein hübsches beispiel eines rückschlusses von vokalqualität auf consonantische. Merkwürdig ist die auch in andern mundarten vorkommende schwächung von vokalen haupttoniger silben im ersten teil von zusammensetzungen; dagegen scheint das *-s* als durchgängige endung des genetiv auch im plural und weiblicher wörter der Luzernischen mundart eigen (s. 71).

Zum schluss einige ergänzungen und vielleicht berichtigungen. Der verfasser zeigt scharfe phonetische unterscheidungen, z. b. s. 10 5 stufen von fortis, welche ihm nicht jedermann leicht nachempfinden wird; wenn er (s. 11) in nhd. *nachmittag* alle 3 silben gleich starktonig findet, kann ich ihm nicht beistimmen, da ich die dritte merklich stärker finde als die zweite. — Das auf s. 20 in frage gestelte wort *thunhering* kann wol nur den thunfisch bedeuten, der vom häring zwar in der grösse sehr verschieden ist, aber wie jener eingesalzen schon im XV. jahrhundert importiert worden sein wird. — *wan* s. 42 ist das verkürzte mhd. *wande*, weil. — S. 48 wird *ister* als nebenform von *istig* genommen und *einsdar* eine ungeheuerliche form genant; aber s. 70 wird dies richtig dem nhd. *immerdar* gleich gesezt, und wir haben im Idiotikon (I, 532) keine andere erklärung zu geben gewusst. — S. 68 wird das *-is* von *vergebis* dem von *büebschis* gleichgestelt, und in der tat ist es beide mal aus *-enes* entstanden, doch mit dem unterschied, dass im ersten der genetiv eines part. prät. zu grunde liegt, im zweiten der des infinitiv, also eigentlich *-ennes*. — Ob *gefecht* = lärm (s. 76) auf mhd. *gevehte* beruht, ist fraglich; s. Id. I, 644. — S. 86 werden *g'stolen* und *g'stolnig* doppelformen des part. perf. genant; aber das zweite ist doch nur erweiterung des ersten durch *-ig*, in a d j e c t i v i s c h e r bedeutung. — S. 87. Warum die aussprache *ai* von *au* in *blau*, *grau* usw. einst herschend gewesen sein müsse, verstehe ich nicht. — Die erklärung von *gehigelle* s. 77 fg. scheint mir sehr fraglich, bzw. der unterschied der schreibung mit *l* oder *ll* nicht unwesentlich. Im Berner oberland wird allerdings das *l* der diminutivbildungen verdoppelt, aber für die Luzerner mundart gilt dies nicht. Ich sehe in dem fraglichen wort eine zusammensetzung mit dem im Idiot. II, 210 besprochenen alten *gelle*, *pellex*. — S. 81. In *z'best* könte *z* allerdings = *ds*, *das* sein, wo der artikel wirklich so lautet, nicht zu blossem *s* verkürzt ist. Da aber die formel *z'best rede* auch in mundarten vorkomt, wo der artikel nur *'s* lautet (z. b. in Zürich), so muss die annahme der präposition offen bleiben; der casus wäre aufzufassen wie in *z'letst*, zulezt. — S. 82 scheint der verfasser wirkliche umschreibung des dativ durch die präposition *in* anzunehmen; ich verweise aber auf Idiot. I, 290.

ZÜRICH, OKTOBER 1890. L. TOBLER.

Blattner, H., Über die mundarten des kantons Aargau. (Leipziger dissertation.) Brugg 1890.

Die vorstehende abhandlung zerfält in drei teile: einteilung der mundarten des kantons Aargau, phonetik, vocalismus der Schinznacher mundart. Die mundart des ortes Schinznach, aus welchem der verfasser stamt, repräsentiert ihrer geographischen lage nach ungefähr das mittel unter den dialekten des kantons Aargau. Der verfasser unterscheidet sechs gruppen, deren umfang ein übersichtlich gehaltenes kärtchen veranschaulicht. Die südwestliche gruppe, die mit dem dialekt der angrenzenden kantone Bern und Solothurn ziemlich übereinstimt, teilt Blattner dem „deutsch-burgundischen“ sprachstamme zu; er glaubt sogar, es könte aus den heutigen mundarten ein beweis für oder gegen die zugehörigkeit der Burgunden zu den Ostgermanen erbracht werden. Von den sechs charakteristica, die Blattner s. 17 für das alemannisch-burgundische aufführt, können indes fünf ebensogut rein alemannisch sein, und es bleibt als wesentlich nur die vocalisierung des *l* zu *u*. Aber diese komt auch anderwärts vor: sie ist nichts als eine folge schwerfälliger articulation. Ich muss gestehen, dass ich mich gegen die methode, aus diesem moment, wie Blattner es tut, einen schluss auf altgermanische dialektverhältnisse zu ziehen, skeptisch verhalte. Auch die möglichkeit, jene palatalisierung durch romanischen einfluss zu erklären, ist principiell abzuweisen. Die sprachgeschichte lehrt, das es schon weit gediehen sein muss mit der gegenseitigen durchdringung zweier sprachen, bis das lautsystem davon inficiert wird. Die westlichen dialekte der deutschen Schweiz sind nun aber durchaus keine bastardsprachen, sondern im gegenteil sehr altertümlich.

Blattner scheint die beiden arbeiten von Ludwig Tobler: „Ethnographische gesichtspunkte der schweizerischen dialektforschung“ und „Die lexikalischen unterschiede der deutschen dialekte“ nicht zu kennen. Hier ist ganz besonders der eigenartige wortschatz der schweizerischen südwestgruppe herausgehoben; aber auch er ist nicht durchschlagend für die annahme eines deutsch-burgundischen sprachidioms.

Wir wollen damit nicht a priori die möglichkeit von der hand weisen, dass eine deutsch-burgundische sprache sich wirklich entweder rein oder mit dem alemannischen vermischt erhalten habe; aber vom boden der heutigen dialekte aus ist dieser beweis nicht zu führen. Erst wenn uns aus der geschichte, aus dem recht, aus gewissen gruppen von orts- und personennamen und namentlich aus dem häuserbau die notwendigkeit dargetan sein wird, für die deutsche Westschweiz burgundische elemente anzunehmen, können wir uns dazu verstehen, auch ihre sprachlichen abweichungen, sofern sie sich als alt erweisen, auf diese quelle zurückzuführen. Dass man aber gar noch für die scheidung von ost- und westgermanisch hieraus material gewinnen könne, ist eine utopie. Die altburgundischen sprachreste geben uns ja nicht einmal einen sicheren bescheid, und es scheint mir, dass, abgesehen vom nordischen, seit dem 6. jahrhundert die unterscheidung von ost- und westgermanisch überhaupt gegenstandslos geworden ist.

Im zweiten abschnitte „phonetik“ unterscheidet Blattner für die spiranten *f*, *s*, *sch*, *ch* die drei stufen lenis, longa, fortis. Das verhalten der Frickthaler mundart (s. 36 und 37) zeigt, dass es besser gewesen wäre, in übereinstimmung mit anderen dialektarbeiten zu sagen: lenis, fortis, geminata. — „Die longae stehen ohne rücksicht auf die quantität des vorhergehenden vocals im innern der silbe als erste componenten doppelter oder dreifacher consonanz, z. b. lu*r*d, ha*n*d, ro*s*d, rô*s*d, wa*l*d, rä*χ*d“. Richtiger und umfassender ist dieses gesetz von Heusler: „Consonantismus von Basel-Stadt“ § 27 formuliert worden: „Treffen zwei oder mehr stimlose laute

zusammen, so erhalten ihre articulationen eine gewisse mittlere intensität, kräftiger als die der lenis, schwächer als die der fortis. Wir können für diese laute die bezeichnung neutrale brauchen". Die sonoren *n, m, l* nimt Heusler allerdings von dieser regel aus; es kann da dialektverschiedenheit vorliegen.

Manches zum kapitel der phonetik könte gelernt werden an der beobachtung der art und weise, wie die von lautphysiologischen theorien unbeeinflussten dialektschriftsteller sich die mundartliche orthographie zurecht machen; ebenso an den typischen schreibfehlern der schuljugend, aus den landesüblichen aussprachen des schriftdeutschen, lateinischen usw.

Der „vocalismus" endlich gibt zu wenig und zu viel. Zu wenig, wenn man ihn mit der gleichzeitig erschienenen dissertation von E. Hoffmann: „Der mundartliche vocalismus von Basel-Stadt" vergleicht; den vocalismus der unbetonten silben tut Blattner auf zwei seiten ab; zu viel im hinblick darauf, dass der vocalismus der Schinznacher mundart sich von demjenigen, den Winteler und Stickelberger dargestellt haben, nicht wesentlich unterscheidet. Blattner hätte verdienstlicher getan, von der ganzen lautlehre nur das abweichende anzugeben und dafür die flexions- oder die wortbildungslehre ausführlich zu behandeln. Dass auf diesen gebieten noch wenig hand angelegt worden, ist um so bedauerlicher, als gerade hier die mundart in raschem zerfall begriffen ist.

Von einzelheiten habe ich folgendes notiert: der ausdruck s. 8 *rubis und stubis* „mit stumpf und stiel" kann nicht aus „rauchend und staubend" erklärt werden; die synonyme wendung in anderen dialekten „mit rumpf und stumpf" dürfte auf die richtige fährte führen. S. 11: die palatalisierung des *ch* zum *ich*-laute im dialekt des westlichen Berner oberlandes erfolgt nicht nach vocal, sondern im anlaut: *i chume* ich komme, *chu* kann (Stalder, Dialektologie s. 62), *chæs* käse, *chnecht* knecht (Bachmann, Gutturallaute s. 11). S. 13: das spätere burgundische gebiet hat sich weit über das Aarethal hinaus erstreckt, denn im 10./11. jahrhundert war nach dem zeugnis Wippo's Basel eine burgundische stadt. S. 17: In *öis* „uns", *öiser* „unser" ist *öi* doch ersatzdehnung, wie die zwischenform *üns* beweist, deren umlaut von der accusativform *unsih* herzurühren scheint. S. 19: *vermäiken* und *verschmoiken* sind zwei ganz verschiedene wörter; das erste hängt mit *meucheln* zusammen, das zweite mit mhd. *versmiegen*. S. 27 z. 7 v. u. lies „nachfolgende" st. „vorangehende".

S. 56: aus dem offenen *u* in *summer* „sommer" lässt sich nicht schliessen, dass die längung der consonanz in diesem worte besonders früh erfolgt sei, da ja alle mhd. *ŭ* zu *ù* geworden sind. S. 72: „endung *-i* aus ahd. *-ida*" scheint irtümlich in den text geraten zu sein.

S. 73: *öpis* aus *ëtewaz* erklärt sich nicht aus analogie, sondern aus einer eigentümlichen alemannischen erhöhung von nebentonigem *e* zu *i* wie in der durch das unterscheidungsbedürfnis erhaltenen form *lebti* < *lèbetè vivezet*. Vgl. über dieses gesetz die citierte abhandlung von Hoffmann § 222 fgg.

S. 74: ein blick in Weinholds mhd. gramm. und auf den angrenzenden dialekt der landschaft Basel hätte dem verfasser sofort gezeigt, dass die verwendung der conjunctivform *sin* für *sint* längst etwas ganz gewöhnliches ist.

Die untersuchung moderner dialekte hat nach unserer anschauung vor allem zwei zielpunkte ins auge zu fassen: 1) in principieller hinsicht aufschluss über die bedingungen, unter denen die sprachentwicklung sich volzieht; 2) in historischer hinsicht rückschlüsse auf frühere sprachperioden. Es ist klar, dass das studium der

lautphysiologischen untersuchungen von Winteler, Kräuter, Sievers, Trautmann hiefür allein nicht genügt. Wie man, ohne sich auf phonetische subtilitäten einzulassen, aus der vergleichung der heutigen mundart mit der urkundensprache überraschende resultate für die sprachgeschichte des mittelalters gewinnen kann, zeigt die [s. 231 fg. besprochene Red.] ausgezeichnete schrift von R. Brandstetter: „Prolegomena zu einer urkundlichen geschichte der Luzerner mundart“ (Einsiedeln 1890). Der verfasser unserer abhandlung verrät durch seine einleitenden bemerkungen über das schwinden echt mundartlicher redeweise, über die eigenheiten der einzelnen dialektgruppen, über zufällige einflüsse auf die lautgestaltung eines ortes, über den unterschied von stadt- und landmundart (§ 13) eine scharfe beobachtungsgabe; aber es mangelt ihm noch an kentnis der eigentlichen philologischen litteratur und an belesenheit in den älteren sprachdenkmälern. Für das historische hätte er unbedingt Jahn's „Geschichte der Burgundionen“ und die Fontes rerum Bernensium benützen sollen. Werden diese lücken ausgefült, so soll es uns freuen, ihm auf dem felde der mundartenforschung wider zu begegnen.

BASEL, DEC. 1890. ADOLF SOCIN.

A comparative glossary of the Gothic language, with especial reference to English and German, by **G. H. Balg,** Ph. D. With a preface by Prof. **Francis E. March.** Mayville, Wisconsin 1887—1889.

Dies buch, ein statlicher band von 667 seiten in vorzüglichem druck, liefert einen erfreulichen beweis, dass jenseits des Atlantischen oceans das studium germanischer sprachgeschichte im aufblühen begriffen ist.

Prof. March sagt darüber in seiner vorrede folgendes: „*This glossary is largely occupied with comparatir etymology, but it should not be judged as a scientific dictionary merely, but also as a practical handbook to illustrate and ground the study of English by etymological study of its Gothic relations, and to aid in making comparatir filology interesting. Hense the large number of English derivatirs fully explaind, the explanation not being confined to the Gothic elements of the English words*“.

Die einrichtung des buchs wird durch ein beispiel am besten dargelegt werden. Unter *hlaifs* werden zuerst von 56 bibelversen und stellen der Skeireins, wo das wort erscheint, 12 in der reihenfolge der biblischen schriften angeführt. Sie enthalten belege für sämtliche casus, auch für die zwei nominativformen *hlaifs* und *hlaibs;* ein beleg für den accusativ *hlaib* wird vermisst; auch ist die nominativform *hlaibs* nicht erwähnt. Der dativ und accusativ des plurals sind je dreimal belegt. Nun folgen die entsprechenden alt-, mittel- und neuenglischen, sowie die alt-, mittel- und neuhochdeutschen formen; altnord. *hleifr* ist nicht erwähnt. Sodann werden die englischen zusammensetzungen *hlâf-ward* = *lord, hlâf-dige* = *lady, hlâf-mæsse* = *lammas* besprochen. Das lezte wort gibt dem verfasser anlass zu einem excurs über *mæsse,* neuengl. *mass,* nhd. *messe,* lat. *missa.* Die zweite bedeutung des deutschen *messe* = jahrmarkt führt ihn auf engl. *fair, feriae, feier.*

Am schlusse des buches sind zehn verzeichnisse der besprochenen griechischen, lateinischen, alt-, mittel-, neuenglischen, altnordischen, altniederdeutschen, alt-, mittel-, neuhochdeutschen wörter beigegeben.

Das glossar ist gewiss geeignet das verständnis des englischen zu fördern und die teilnahme an diesem studium zu beleben und zu verbreiten, und der von dem

verfasser auf seine samlungen verwante fleiss verdient um so mehr anerkennung, da die beschaffung der litterarischen hülfsmittel für ihn mit grossen schwierigkeiten verbunden war, s. Introductory remarks s. XI.

Für uns in Deutschland wäre ohne zweifel ein neues gotisches glossar mit volständigen belegstellen, eindringender behandlung der wortbedeutungen, aufzählung der entsprechenden wortformen in den übrigen germanischen sprachen eine erwünschte gabe. Solche forderungen erfült nun freilich Balgs Glossary nicht in ausreichendem masse. Die belegstellen sind, wie wir sahen, nicht volständig aufgeführt; in der zweiten hälfte des werkes (von wo an?) sollen sie es nach des verfassers angabe meist (*for the most part*) sein; erst ein für später versprochener anhang soll die fehlenden citate nachbringen. Was die behandlung der wortbedeutungen betrifft, so versichert der verfasser grosse mühe auf genaue übersetzung der gotischen worte verwant, ausser den vorhandenen lexikalischen hülfsmitteln den griechischen text, sowie die englischen und deutschen bibelübersetzungen zu rate gezogen zu haben. Das lezte war eine überflüssige mühe; neben dem griechischen text kommen zur feststellung der bedeutungen nur die Itala und Vulgata, einige kirchenväter, und höchstens noch die ältesten deutschen versionen resp. evangelienharmonien in betracht. Ein tieferes eindringen in die bedeutung der gotischen worte vermisse ich nicht selten. Was bedeutet z. b. *af* in *afdrugkja*, *afetja*, *miþ* in *miþsatjan* I. Kor. XIII, 2? Wie kommen *fraqiman*, *usqiman* zu den bedeutungen „verzehren“, „töten“ und der dativrection? Wie hängen die beiden bedeutungen von *dis* in *distairan*, *disniman* zusammen? Was bedeutet *gawairþi*?

Die aufzählung der entsprechenden worte in den übrigen germanischen sprachen bedarf ebenfals der vervolständigung. Wir sahen oben, dass zu *hlaifs* das altnordische *hleifr* nicht angegeben ist; zufällig ist mir noch das fehlen von altnord. *fugl* unter *fugls* aufgefallen; im buchstaben B vermisse ich die altnordischen parallelen zu *badi*, *andbahts*, *bairgan*, *bairgahei*, *baurgs*, *bairhts*, *banja*, *basi*, *batiza*, *bidjan* usw.

Die vorstehenden bemerkungen würden ihren zweck verfehlen, wenn sie den verfasser entmutigten. Möge ihm erfolg und anerkennung in seiner heimat nicht fehlen und eine neue ausgabe des Glossary recht bald die vorhandenen mängel beseitigen!

ERFURT, IM SEPT. 1890. F. BERNHARDT.

Hartmann von Aue als lyriker. Eine litterarhistorische untersuchung von **F. Saran.** Halle a. S., Niemeyer. 1889. 112 s. 2,40 m.

An litterarhistorischen untersuchungen über Hartmann von Aue haben wir eher überfluss als mangel. Die wenig zahlreichen und wenig sicheren anhaltspunkte, die für den lebensgang des dichters und die reihenfolge seiner werke, insbesondere auch der lyrischen, bisher in betracht kamen, sind so vielfach besprochen und so verschieden verwertet, dass wol alles vorgebracht schien, was einen für diesen oder jenen standpunkt, vielleicht auch für die überzeugung einzunehmen vermochte, dass wir über das, was der eine so, der andere so entschieden zu haben meinte, überhaupt nichts wissen können. Eine neue behandlung dahin gehöriger fragen wird daher ihre berechtigung vor allem durch die beibringung neuer, bisher nicht bekanter oder wenigstens nicht beachteter tatsachen zu erweisen haben. Solche aufzudecken und auszunutzen hat sich der verfasser der vorliegenden schrift bemüht. Im vorhanden-

sein oder fehlen des auftaktes bei den lyrischen, der senkungen bei den reimpaargedichten glaubt er ein kriterium für die spätere oder frühere abfassungszeit der einzelnen werke Hartmanns gewonnen zu haben.

Die zeitbestimmung der lieder geht natürlich von den auf den kreuzzug bezüglichen aus, wobei angenommen wird, dass Hartmann sich der fahrt Barbarossas angeschlossen habe, da für diese nach des verfassers meinung auch die beziehungen zwischen den betreffenden liedern und den predigten sprechen, welche gerade zu diesem 3. kreuzzuge auffordern. Das beim antreten der fahrt gedichtete *ich var mit iuwern hulden* MF 218, 5, in welchem der auf Saladin bezügliche vers nun natürlich im anschluss an Grimm und Paul gedeutet wird, gehört demnach in den anfang des jahres 1189; vor ihm liegen die einzelne kreuzzugstrophe 211, 20 und die unter dem frischen eindruck der kreuznahme gedichteten strophen 209, 25 fgg., die etwa in den april des jahres 1188 zu setzen sind. Vor diesen widerum ist str. 206, 10 verfasst, welche den tod des herren erwähnt, jedoch ohne das ereignis schon mit dem entschlusse zur kreuznahme in verbindung zu bringen. Zugleich wird in ihr der auflösung eines liebesverhältnisses gedacht, auf welche sich auch die übrigen strophen desselben tones beziehen; und da die erste unter ihnen im winter abgefasst sein muss, so wird die entstehung des ganzen tones in den winter von 1187/88 zu verweisen sein. Auf das nächste verwant sind diesen strophen die MF 207, 11 mitgeteilten, welche die aufsage des minnedienstes in einer weise behandeln, die voraussetzen lässt, dass sie nicht lange vor den ersteren verfasst wurden; und da nun endlich andrerseits die str. 207, 11 eine direkte beziehung auf eine strophe des tones 206, 19—207, 10 enthält (vgl. v. 207, 11 mit 206, 28), so wissen wir, dass 206, 19 fgg. vor 207, 11 fgg. gedichtet sein muss, und wir haben somit für 6 töne eine bestimte, vom beginn des jahres 1189 rückwärts zu verfolgende reihe gewonnen. Dieser reihenfolge nun entspricht eine almähliche veränderung in der behandlung des auftaktes: in dem lezten gedichte (218, 5) fehlt dieser nirgends, in einigen der früheren fehlt er schon hie und da; augenscheinlich ist hier eine almähliche vervolkomnung der kunst des dichters festzustellen, welche geeignet ist, auch auf die reihenfolge der ausserhalb jener gruppe von 6 tönen liegenden lieder licht zu werfen. Sie alle zeigen in dieser beziehung erheblich mehr unregelmässigkeiten als eben jene kurz vor den kreuzzug fallende gruppe, und andrerseits lassen sie auch widerum unter sich beträchtliche abstufungen wahrnehmen. Darauf gründet der verfasser ihre chronologische bestimmung. Das verhältnis der fälle, in welchen innerhalb eines tones der auftakt fehlt, zur gesamtzahl der verse dieses tones drückt er in procenten aus, gibt eine genau nach diesen procentzahlen geordnete tabellarische übersicht über Hartmanns sämtliche lieder, nimt an, dass ihre abfassungszeit ganz dieser ordnung entspreche und sucht dann schliesslich in einem besonderen kapitel auch den dichterischen entwickelungsgang unseres sängers durchaus diesem schema gemäss zu konstruieren.

Die untersuchung ist zunächst recht geschickt an einen festen punkt angesponnen; aber sie verliert sich schliesslich in so unsichere combinationen, wie sie nur je über die reihenfolge der lieder Hartmanns angestelt sind. Das mathematische aussehen, welches die grundlage der chronologischen aufstellungen des verfassers zeigt, darf über den grad ihrer zuverlässigkeit nicht täuschen. Einmal sind schon die zahlen, auf welchen die procentberechnungen fussen, viel zu gering, als dass diese ein richtiges bild von dem wechselnden gebrauche des auftaktes bei unserm dichter geben könten. Es ist ja schon verwirrend, wenn z. b. von dem nur 7 verse enthaltenden liede 211, 20 fg. gesagt wird, die zahl der auftaktlosen verse betrage hier 0,00 prozent;

denn nicht auf 100, sondern auf 7 verse findet sich hier kein vers ohne auftakt, und man kann durchaus nicht behaupten, dass der dichter, wenn er dies lied auf 100 verse gebracht hätte, auch den übrigen 93 versen stets den auftakt gegeben haben müste, nur deshalb, weil er ihn den 7 ersten gab! Damit hängt zusammen, dass die differenzen zwischen den einzelnen gedichten nach der tabelle des verfassers viel grösser erscheinen als sie tatsächlich sind. So stehn in ihr den 0,00 procent des genanten tones 2,22 procent des 1. tones gegenuber; aber nicht diese zahl, sondern die zahl 0,31 würde die differenz der beiden im gebrauch der auftaktlosen verse ausdrücken; denn da in dem 45 verse umfassenden 1. tone zweimal der auftakt fehlt, so würde das gleiche verhältnis in einem gedichte von 7 versen imaginär durch die angegebene zahl, faktisch eher durch das fehlen als durch das vorkommen eines solchen falles seinen ausdruck finden. Den erwähnten 2,22 procent des 1. tones (MF 205, 1) folgen als nächsthöchste zahl 9,00 procent des 10. tones (MF 214, 12). Der verfasser sieht darin „einen ganz auffallenden sprung, der nach der sonst zu beobachtenden stetigen zunahme der procentzahlen nicht natürlich und organisch sein kann“. Er glaubt, diese lücke in der fortschreitenden kunst des dichters dadurch ausfüllen zu müssen, dass er vielleicht die abfassung der verlorenen, von Gliers erwähnten leiche, „ohne zweifel“ aber das 1. büchlein (soweit der verfasser dasselbe für echt hält) zwischen die der so sehr verschiedenen beiden töne sezt. Und worin besteht denn nun tatsächlich dieser grosse, ganz auffallende unterschied? In den 45 versen des einen tones fehlt der auftakt zweimal, in den 22 versen des andern fehlt er — auch zweimal! Dies das wirkliche verhältnis, welches lediglich durch die hier ganz verfehlte procentrechnung zu dimensionen aufgebauscht wird, die den verfasser wie den leser in die irre führen.

Aber damit noch nicht genug; der verfasser hat bei der aufstellung seiner tabelle entweder ganz vergessen, dass dieselbe die fortschreitende regelung des auftaktes veranschaulichen soll, oder er sieht diese regelung ausschliesslich in dem gleichmässigen setzen, nicht auch in dem gleichmässigen fehlen des auftaktes, und ebensowenig in dem bestimten wechsel von versen mit und ohne auftakt; denn nach seiner übersicht steigen unterschiedslos mit der zahl der auftaktlosen verse eines tones auch jene procentzahlen, deren almähliches anwachsen uns immer weiter zurück auf die stufen geringerer kunstfertigkeit des dichters führen soll; die denkbar niedrigste stufe derselben würden wir demnach mit der denkbar höchsten procentzahl erreichen, d. h. in einem consequent ganz ohne auftakt gebauten gedichte! Ein solches findet sich nun allerdings bei Hartmann nicht, wol aber gebraucht er strophenschemen, welche das fehlen des auftaktes an bestimter stelle erheischen. So erfordert das grundschema des tones 213, 29 augenscheinlich 4 auftaktlose stollenverse, während von dem siebenzeiligen abgesang gleichfalls 5 verse ohne auftakt bleiben, 2 dagegen, nämlich der zweite als der einzige zweihebige und der schlussvers, sich durch auftakt abheben. Die erste strophe zeigt diese reguläre form (denn z. 37 statt des handschriftlichen *daz* nicht mit Haupt *deich*, sondern mit Saran *daz si* einzusetzen, haben wir keine veranlassung); die zweite weicht darin ab, dass sie ausser den angegebenen auch zwei anderen versen des abgesanges noch den auftakt verleiht; das auftaktschema wird also hier in einem liede von 22 versen zweimal vernachlässigt; das ist genau dasselbe verhältnis, wie es in dem vorhin besprochenen liede 214, 12 vorlag. Nach des verfassers berechnung steht dagegen 213, 29 mit nicht weniger als 68,20 procent als ein gedicht, in welchem „das gefühl für die bedeutung des auftaktes noch gar nicht existiert“, ganz am anfang, 214, 12 mit 9 procent ganz am

ende der vor der „grossen lücke“ liegenden liederreihe. — Und so wie hier werden denn auch in einem gedichte, welches regelmässig verse ohne und mit auftakt wechseln lässt, die auftaktlosen ganz mechanisch zu einer zahl zusammenaddiert, die uns den grad der unregelmässigkeit des auftaktes veranschaulichen soll. Es ist das lied 212, 13, dessen versanfänge folgendes streng geregelte schema zeigen: –́, × –́, –́, × –́; –́, × –́, × –́, × –́. Die einzige unregelmässigkeit zeigt die dritte strophe (die nach dem verfasser übrigens ganz selbständig sein soll) darin, dass sie im anfange des abgesanges den vers mit auftakt dem auftaktlosen nicht wie in den beiden ersten strophen folgen, sondern vorangehen lässt. Das kann uns, bei der im übrigen besonders künstlichen gestaltung des auftaktes, natürlich nicht hindern, dies lied unter diejenigen zu zählen, in welchen der dichter dem auftakte am meisten aufmerksamkeit zugewant hat; es würde von dieser seite aus gar kein bedenken dagegen vorliegen, das gedicht noch hinter die kreuzzugslieder zu setzen. Nach des verfassers tabelle dagegen folgt es mit 37 procent auftaktloser verse unmittelbar auf die beiden töne, in welchen sich noch gar kein gefühl für die bedeutung des auftaktes verrät! — Die beigebrachten proben werden genügen, um zu zeigen, dass des verfassers berechnungen und die auf diese gegründete hypothese von der reihenfolge der Hartmannschen lieder durchaus verfehlt sind. Gewiss wird es richtig sein, wenn man die lieder mit strenger regulierung des auftaktes für jünger hält als die mit freier behandlung desselben; aber illusion ist es, wenn man glaubt, dass man auf grund eines ganz minimalen mehr oder weniger in der einen oder in der andern richtung nun auch jedem einzelnen gedichte seinen bestimten platz in der gesamtreihe anweisen könne. Und wenn man, von der chronologie ganz absehend, lediglich zur veranschaulichung der grösseren oder geringeren regelmässigkeit des auftaktes eine übersichtliche reihe der lieder aufstellen wolte, so müste diese doch ganz anders ausfallen als die vom verfasser construierte.

Neben dem fehlen des auftaktes kommen nach dem verfasser noch zwei (in seiner tabelle jedoch nicht berücksichtigte) metrische unregelmässigkeiten in betracht: zweisilbiger auftakt und zweisilbige senkung. Beides stelt er in näherem anschluss an die handschriften gegen Haupts text mehrfach her. Ich bin gewiss weit davon entfernt, diesen nicht für verbesserungsfähig zu halten, und sicherlich verdient besonders die frage erwogen zu werden, ob die metrischen rücksichten, welche Lachmann und Haupt veranlassten, von der überlieferung abzuweichen, überall berechtigt sind; aber es muss zu diesem zwecke im zusammenhange geprüft werden, welchen grad von zutrauen denn die handschriften bei den hier in betracht kommenden dingen verdienen, inwiefern sie sich durch verschiedenen gebrauch in analogen fällen selbst corrigieren usw. Nur so lassen sich sichere grundsätze gewinnen, und diese müssen dann consequent angewendet werden. Aber in dieser beziehung lässt des verfassers verfahren gar manches zu wünschen übrig. Warum stelt er z. b. 210, 33 den auftakt *ich wil* gegen Lachmann im anschluss an die überlieferung her, nicht dagegen 209, 36 *der sin* und 210, 2 *beidiu*? gerade in dem vom verfasser hergestelten verse haben BC sicherlich nicht an zweisilbigen auftakt, sondern fälschlich an 4 hebungen statt dreier gedacht, ebenso wie in den beiden unmittelbar vorangehenden 210, 31/32; so gut wie diese war auch 33 zu bessern. Hält auch der verfasser den vers *diu werlt lachet mich triegent an* metrisch für unmöglich, da er er hier stilschweigend die änderung hinnimt? eine bemerkung darüber schiene doch notwendiger als die, dass hier *triegende* mit elision des *e* zu lesen sei. Warum schliesst er sich nicht den handschriften auch da an, wo sie eine senkung fehlen lassen, wie 205, 4; und

warum stelt er die zweisilbige senkung, die sich doch Hartmann gestatten soll, so wenig consequent her wie den zweisilbigen auftakt? Zu 217, 24 ist gegen Haupt und gegen das metrum *ware* angeblich nach C hergestelt, aber in C steht Haupts *war* entsprechend *wer*; auch zu 218, 26 ist eine das metrum verschlechternde lesart als aus C stammend aufgenommen, während dort tatsächlich etwas ganz anderes steht usw. Alles in allem fühlt man sich bei den kritischen bemerkungen des verfassers — trotz der sicherheit, mit der auch sie vorgebracht werden — doch nicht auf sichererem boden als bei seinen aufstellungen über die reihenfolge der lieder.

Das auseinanderlegen der strophen eines tones in verschiedene einzelne lieder treibt der verfasser sehr weit; entschieden zu weit, wenn er — abgesehen von äusseren kriterien — mehrstrophige lieder nur da anerkennen will, wo ein klarer und ungezwungener gedankenfortschritt statfindet, dagegen nicht, wo sich ohne solchen die einzelnen strophen eines tones um denselben gedanken drehen. Die widerholung eines und desselben gedankens in verschiedener form ist nun einmal der alten dichtkunst, der epischen sowol wie der lyrischen, in weit grösserem umfange geläufig, als es dem modernen geschmack entspricht; sie diesem zuliebe durch allerlei kritische mittel möglichst einzuschränken, ist ein zwar herkömliches, aber darum noch nicht berechtigtes verfahren. Anders steht es natürlich, wenn die strophen eines tones ganz verschiedene dinge behandeln, augenscheinlich aus unvereinbaren situationen entsprungen sind usw.; doch muss man auch hier behutsamer als der verfasser zu werke gehen, der an der vermeintlichen verschiedenheit der strophen ebenso oft ohne grund anstoss nimt wie an ihrer übereinstimmung. Was er z. b. über abweichende voraussetzungen in den einzelnen strophen des liedes 206, 19 fg. sagt, ist entschieden hinfällig. Mehrfach hat er in der abtrennung einer und der andern strophe schon vorgänger gefunden, und er treibt dann durch isolierung jeder einzelnen strophe die sache auf die spitze, während ich in einigen fällen schon jene teilweise loslösung für unbegründet halte. So z. b. bei dem sechsstrophigen liede 207, 11. Hier hätte nicht einmal die 6. strophe abgetrent werden sollen, wie es in MF geschehen ist; denn diese palinodie der 1. strophe bildet meines erachtens gerade die schlusspointe, zu welcher sich die almählich fortschreitenden gedanken zuspitzen. (1) „Mein versprechen, ihr mein ganzes leben zu widmen, kann ich nicht halten; ich habe mein herz von ihr gewendet; von einem unbesonnenen gelübde muss man sich befreien, ehe man in nutzlosem ringen seine jahre verzehrt; so auch ich; ich räume ihr das feld und werde in zukunft meinen dienst anderswohin wenden. (2.) (Man darf mich deshalb nicht treulos schelten:) untreue war mir stets verhasst; lediglich meine treue hat mich nicht schon eher, soviel ich auch zu leiden hatte, aus ihrem dienste scheiden lassen. Jezt schmerzt mich, dass sie mich ohne lohn lassen will; und doch will ich auch jezt nichts als gutes von ihr reden; ehe ich sie betrübe, will ich lieber zum schaden auch die schuld auf mich nehmen. (3.) Was solte ich auch der jezt böses nachsagen, die ich bisher immer nur gelobt habe? Ich kann ja meinen kummer klagen, ohne sie deshalb schlecht zu machen, meinen kummer, dass sie viele jahre meinen dienst hinnimt und meinem werben um ihre minne doch nur mit feindseligkeit antwortet. Dass ich nie erfolg bei ihr hatte, muss ich mir selbst zum vorwurf machen; hätte sie mich dessen für würdig erachtet, so würde sie mir besser gelohnt haben. (4 = 207, 33) Da ich also auf lohn von ihr, der ich doch so lange gedient, verzichten muss, so bitte ich gott, dass er mir doch éins gewähre: dass es nämlich ihr stets wol ergehen möge; das sei meine rache, dass ich bessere wünsche für sie hege als irgend ein anderer, ihr leid betraure, ihres glückes mich freue.

(5 = 208, 20) Jene jahre, die ich ihr gewidmet habe (vgl. 208, 12 fg. 207, 18) sind doch nicht verloren: fehlte mir auch der minnelohn, so tröstete mich doch freundliche hofnung. Ich wünschte nichts weiter, als dass ich sie wider wie ehedem meine herrin nennen möchte! manchem manne geht's so bis an sein ende, dass ihm niemals liebes widerfährt, dass ihn aber doch immer die hofnung darauf froh macht. (6) (Nun so will ichs denn auch so halten:) um ihretwillen, der ich bisher gedient habe, will ich froh sein, wenn mir der dienst auch nichts genüzt hat; ich weiss, dass meine herrin edel ist; wer die seine fahren lässt, der mag das haben: ihn verdriessen die nutzlos verzehrten jahre; wer so minnet, ist falsch; ich habe es besser im sinne, ich will niemals von ihr lassen". So wird hier das gedankenspiel von der aufkündigung des dienstes aus durch eine stufenleiter versöhnlicher betrachtungen hindurch zur förmlichen zurücknahme jener aufsage geführt. Str. 207, 23 ordne ich wie Paul und Burdach ein. Str. 208, 23 wird (st. *trostet* A *troestet* BC) zu lesen sein *trôste*, denn es geht aus den vorhergehenden wie aus den folgenden versen hervor, dass es sich um den zustand des dichters in den vergangenen, jezt zurückgewünschten jahren vergeblichen und doch hofnungsfrohen dienstes handelt. 208, 39 schliesse ich mich (wie Saran) der handschriftlichen überlieferung an; aber die jahre sind nicht als die zukünftigen, sondern als die verflossenen aufzufassen: diese verdriessen den, welcher den dienst (wegen mangelnder gewährung) aufgibt, natürlich weil sie nun vergeblich hingebracht sind, während sie demjenigen, der, wie jezt der dichter, zur erkentnis gekommen ist, dass nicht nur die gewährung, sondern schon die hofnung beglückt, und der deshalb auch den dienst festhält, *vil unverlorn* sind.

Ein weiteres eingehen auf des verfassers auflösungsversuche muss ich mir hier versagen; so weit wie er wird in dieser beziehung schwerlich sonst jemand gehen. Übrigens schränkt er selbst in einer nachträglichen anmerkung seine ursprüngliche aufstellung etwas ein, indem er die strophen, welche sich ohne gedankenfortschritt um dasselbe thema drehen, wenn auch nicht ein lied, so doch einen strophenkreis bilden lässt, dessen einzelne teile sich der entstehungszeit nach nahe standen, nachher auch alle zusammen vorgetragen sein werden (also doch wol auch von den herausgebern als zusammengehörig zu bezeichnen sind? dass bei den so bezeichneten deshalb die gedankenentwickelung und strophenverknüpfung dieselbe sein müsse wie in der neueren kunstlyrik, hat doch niemand behauptet?). Freilich meint der verfasser, dass auch die ganz verschiedenen situationen entsprungenen, untereinander unvereinbaren strophen eines tones sich zeitlich doch immer wenigstens insofern nahe standen, als Hartmann zwischen solchen niemals strophen eines anderen tones gedichtet hätte. Daraus leitet der verfasser auch das recht ab, bei seinen untersuchungen über die auftaktverhältnisse jeden ton als ganzes zu betrachten, auch wenn er alle seine strophen als selbständige einzellieder ansieht. Das war allerdings notwendig, wenn eine bestimmung der zeitfolge der lieder auf grund der behandlung des auftaktes möglich bleiben solte; denn zwischen jenen kleinen einzelliedern desselben tones würden sich in dieser beziehung nach der vom verfasser angewendeten procentrechnung teilweise ganz riesige differenzen ergeben, welche, auf entsprechende differenzen in der abfassungszeit zurückgeführt, ein sehr wunderliches chronologisches durcheinander von einzelnen bestandteilen verschiedener töne zur folge gehabt haben würden. Aber wenn die abweichungen im auftakt zwischen den einzelnen liedern desselben tones für deren zeitliches auseinanderliegen nichts beweisen, welche beweiskraft bleibt ihnen dann in dieser beziehung noch für die verschiedenen töne? So dichtet z. b. Hartmann im ersten tone vier einstrophige neunzeilige liedchen mit

regelmässig ausgefültem auftakt, eines dagegen, in welchem zweimal der auftakt fehlt; müsten wir demnach nicht das leztere von den vier anderen zeitlich noch weiter abrücken als das zweistrophige lied 214, 12, in welchem auf die 22 verse der beiden zusammengehörigen strophen nur 2 verse mit fehlendem auftakt kommen? Aber in einem falle sollen sich die lieder trotz jener differenz zeitlich nahe stehen, im anderen falle wird ihr so grosses gewicht beigelegt, dass sie nur durch eine längere unterbrechung in Hartmanns lyrischer dichtung erklärt werden kann. Nach des verfassers weise würde die nicht zu berücksichtigende differenz sogar durch die procentzahlen 0 gegen 22, die berücksichtigte durch 2,22 gegen 9 auszudrücken sein. Auch von dieser seite zeigt sich wider, wie wilkürlich und haltlos dieser ganze chronologische aufbau ist.

Besser steht es mit der statistik der in den reimpardichtungen fehlenden senkungen, insofern hier die zahlen gross genug sind, um eine geeignete grundlage für procentberechnungen abzugeben und nicht alzugrossen zufalsschwankungen ausgesezt zu sein. Mit recht unterscheidet der verfasser dabei, ob die senkung zwischen zwei verschiedenen worten oder zwischen zwei silben desselben wortes unterdrückt wird. Er sieht in dem ersten falle eine grössere härte, welche von den genaueren dichtern mehr und mehr gemieden, von einzelnen schliesslich ganz beseitigt wird, während sie sich die zweite freiheit noch gestatten. So lässt sich auch von Hartmanns epischen dichtungen eine reihe aufstellen, in welcher die erste freiheit etwas, die zweite verschwindend wenig abnimt, nämlich: Erec, Iwein, Gregor, armer Heinrich. In dieser folge sind denn auch nach des verfassers meinung diese gedichte entstanden.

Vom ersten büchlein betrachtet der verfasser den in reimpaaren gehaltenen hauptteil für sich; derselbe würde nach der gesamtzahl der fehlenden senkungen hinter sämtliche epen gehören, nach der zahl der zwischen zwei worten fehlenden zwischen Iwein und Gregor, so dass also natürlich der andere fall, das fehlen der senkung zwischen zwei silben desselben wortes, widerum seltener ist als in allen epen. Das stimt nun allerdings nicht zu des verfassers sonstigen chronologischen voraussetzungen; denn er sezt, wie wir bereits sahen, diesen echten teil des ersten büchleins mitten zwischen die lieder in jene „grosse lücke“, die gesamte lyrik Hartmanns aber sezt er noch vor den Erec. Aber jener widerspruch lässt sich nach seiner meinung durch die annahme ausgleichen, dass Hartmann sich in dem büchlein mit seinem nicht der epik, sondern der lyrik aufs nächste verwanten inhalt durch die glättere form des minnegesanges beeinflussen liess. Ich halte nun zwar diese datierung für entschieden unrichtig; denn was es mit jener grossen lücke auf sich hat, haben wir gesehen, und Hartmanns lyrik auch in ihrer am meisten ausgebildeten kunstform für älter als sein episches erstlingswerk halten, heisst meines erachtens auf die verwendbarkeit der zwischen den einzelnen werken waltenden kunstunterschiede für die bestimmung ihrer zeitfolge verzichten. Dennoch kann man ja an sich dem verfasser zugeben, dass ein gedicht wie das erste büchlein auch im versbau durch die lyrik beeinflusst werden konte; nur muss dann dieser einfluss von vornherein in viel höherem grade in dem l e z t e n teile dieses gedichtes vermutet werden, der nicht nur inhaltlich, sondern in der künstlichen reimweise und in der gruppierung der verse auch formell schon der lyrik näher steht als der epik. Es kann uns daher gar nicht wundern, wenn in diesem stücke die senkungen überhaupt und ganz insbesondere die senkungen zwischen zwei verschiedenen worten seltener fehlen als in allen übrigen gedichten Hartmanns; und es ist ungerechtfertigt und entspricht jener vom

verfasser bezüglich der metrik des ersten teiles gegebenen erklärung keineswegs, wenn er hier diesem umstande eine so hervorragende bedeutung beimisst, dass er allein schon die unmöglichkeit beweise, Hartmann als verfasser dieses stückes anzunehmen. Auch was sonst für die annahme beigebracht wird, dass dies „schlussgedicht" (v. 1645—1914) nicht von Hartmann verfasst, ja mit den versen 1—1644 nur durch zufall zusammengeraten sei, hält nicht stich. Der verfasser meint, die verse 1645 fg. könten unmöglich, wie Haupt meinte, als rede des leibes zu denken sein, der 1642 fg. vom herzen aufgefordert war: *nu solt dû lîp hin zir unser fürspreche sîn;* das beweise v. 1679 *mîn lîp vor leide nâch verswant* und v. 1911 *ich hân in dînen gewalt ergeben die sêle zuo dem lîbe, die emphâh* . . . (vgl. auch noch 1903 fg.); denn hier rede doch sicher nicht der leib, sondern der dichter, und der den versen 1—1644 zu grunde liegende gedanke von einer trennung des leibes und der seele und von einem dialog zwischen beiden als selbständigen personen verrate sich im schlussgedichte nirgend. Dem gegenüber ist zu bemerken, dass nach den ausdrücklichen worten der verse 1642 fg. der leib ja von jezt an eben nicht mehr ausschliesslich als leib, sondern als vertreter von leib und herz, also im namen der gesamten persönlichkeit sprechen soll; es ist also keine sonderliche ungenauigkeit, wenn Hartmann ihn schliesslich nicht anders reden lässt, als wenn er, der dichter, selbst spräche. Aber selbst in dem vorangehenden dialog v. 1—1644 ist die trennung keineswegs in dem vom verfasser angegebenen sinne durchgeführt. Denn erstens steht ja dem leibe keineswegs die seele, sondern das von dieser ausdrücklich unterschiedene herz gegenüber, und zweitens deckt sich der *lîp* hier durchaus nicht mit dem begriffe „körper", sondern er umfasst auch einen teil der geistigen kräfte mit; ja wie im gewöhnlichen sprachgebrauche *lîp* die ganze persönlichkeit bezeichnen, *mîn lîp* für *ich* gesagt werden kann, so spricht auch Hartmann in jenem dialoge oft genug einfach selbst, wo der *lîp* das wort hat. So sagt denn der *lîp: ich bin ein freudelôser man* 334, wird vom herzen ebenfals *man* genant 595, spricht öfter dem herzen gegenüber von seinem *muot* und *gemüete*, von den *gedanken*, mit denen er der geliebten nahe ist, 132 fg., von seinem *sin* 1086, seiner *armen sêle* 1431 — ja er spricht sogar von seinem leibe: *daz ich (der lîp!) ûz al der werlt ein wîp ze frowen über mînen lîp für sî hæte niht erkorn* 107 fg. Damit dürfte jenes bedenken wol endgültig beseitigt sein. Dass 1644 einen befriedigenden schluss gebe, kann ich nicht im mindesten zugestehen; die aufforderung 1642 fg., in der *fürspreche* nur als fürsprecher, wortführer verstanden werden kann, hat nur zweck, wenn sie die schlussapostrophe einleiten soll, zu der sich nun herz und leib verbinden und die widerum mit dem hinweis auf die vereinigung der beiden im dienst der geliebten (1903 fgg.) passend endigt. Was endlich die abweichungen des schlussgedichtes von Hartmanns sonstigem sprachgebrauch betrift, so erklären diese sich wol ausreichend aus der ungewöhnlichere ausdrücke und wendungen heischenden reimhäufung.

Auch das zweite büchlein erklärt der verfasser für unecht, indem er die schon von anderen für diese ansicht vorgebrachten gründe hauptsächlich widerum durch seine die fehlenden senkungen betreffenden beobachtungen zu verstärken sucht. Nach diesen würden die senkungen, besonders zwischen zwei verschiedenen worten, im zweiten büchlein weit seltener ausgelassen sein als in allen übrigen dichtungen Hartmanns (s. 51 fg). Ich bin zu einem anderen ergebnisse gekommen. Nach meiner zählung fehlt die senkung in den 826 versen des zweiten büchleins zwischen zwei verschiedenen worten 88 mal, zwischen zwei silben eines wortes 138 mal; in den 826 ersten versen des ersten büchleins komt der erste fall 87 mal, der zweite 91 mal vor.

Danach zeigt sich also in jenem sogar eine merkwürdige übereinstimmung zwischen den beiden büchlein; in diesem dagegen steht das zweite büchlein dem Gregor und Iwein näher, wo in der gleichen verszahl zwischen zwei silben eines wortes die senkung 110mal beziehungsweise 141mal unausgefült bleibt. Ich kann also in diesen verhältnissen keinen grund gegen die abfassung des zweiten büchleins durch Hartmann finden. Vielmehr halte ich dieselbe nach wie vor für das wahrscheinlichste, weil das gedicht für einen plagiator zu gut ist, weil sich auffällige übereinstimmungen mit sicher Hartmannischem eigentum auch in nebendingen zeigen, bei denen an entlehnung nicht zu denken ist, und weil die entlehnung aus Hartmanns sämtlichen werken (und nicht allein aus seinen epen, sondern auch aus seiner keineswegs wie jene mafsgebenden lyrik) in augenfälliger weise statgefunden haben müste, während von anderen dichtern, insbesondere auch von den grösten und bekantesten lyrikern, nichts entlehnt worden wäre; denn dass die verse büchlein 725/26, auf deren übereinstimmung mit Burkhart v. Hohenfels MSH I, 205 str. 3 Saran hinweist, ursprünglich nicht dem büchlein, sondern Burkhart gehören, kann man natürlich nur annehmen, wenn man den späteren ursprung des büchleins schon aus anderen gründen für erwiesen hält.

Von den liedern werden 212, 37 fgg., 214, 34 fgg., 320, 1 fgg. auf ihre echtheit untersucht und die beiden lezten Hartmann abgesprochen; eine sehr wesentliche rolle spielt dabei wider des verfassers oben gekenzeichnete auffassung der auftaktverhältnisse. Ein abschnitt „zur textkritik des schlussgedichtes und des (2.) büchleins“ enthält einige bemerkenswerte besserungsvorschläge. Dankenswert ist der nachträgliche, zur erklärung von *selpwege* dienende hinweis auf Rud. Credners beobachtungen über eine ähnliche fluterscheinung, die an der Ostseeküste der seebär genant wird.

BRESLAU. F. VOGT.

Die lieder Neidharts von Reuenthal auf grund von M. Haupts herstellung, zeitlich gruppiert, mit erklärungen und einer einleitung von **Friedrich Keinz.** Mit einem titelbilde. Leipzig, Hirzel. 1889. 146 s. 2,80 m.

Es war ein sehr dankenswertes unternehmen, Haupts grosser Neidhartausgabe eine wolfeile, nur mit den notwendigsten beigaben versehene textedition zur seite zu setzen. Durch eine kurze einleitung, welche die in den Münchener sitzungsberichten von 1887/88 veröffentlichten Neidhart-untersuchungen des verfassers voraussezt, wird der leser zunächst über Neidharts leben und die gattungen seiner dichtung in klarer und knapper form unterrichtet. Dann folgt der text in einer von Haupt abweichenden anordnung. Die lieder werden in sechs verschiedene gruppen gesondert, die der von Keinz angenommenen entstehungszeit gemäss aufeinander folgen, nämlich: I. Jugendlieder. II. Jiutel und ihre gespielinnen. III. Kreuzlieder. IV. Friderun. V. Bairische lieder der späteren zeit. VI. Österreichische lieder. Dieser ordnung fehlt ja nicht die tatsächliche grundlage. Wir wissen, dass Neidhart einige lieder auf dem kreuzzuge, dass er andere in Baiern und dass er widerum andere später als diese in Österreich dichtete; wir können ferner einigen wenigen der bairischen zeit mit bestimtheit entnehmen, dass sie vor, einer weit grösseren anzahl, dass sie nach dem zerwürfnis mit Engelmar verfasst sind, ein ereignis, dessen dann auch in österreichischen liedern noch gedacht wird. Aber darüber hinaus wird der boden sehr unsicher. Es besteht meines erachtens kein genügender anhalt dafür, gerade die unter I gebrachten lieder und nur sie als jugendgedichte zusammenzufassen, die unter II gesezten alle um ein liebesver-

hältnis zu Jiutel (ein name, der auch nachher in einem österreichischen gedichte (nr. 63) vorkomt), die unter IV um ein verhältnis zu Friderun zu gruppieren; in nicht wenigen fällen sind auch die grenzen zwischen V und VI nicht sicher, und selbst ob die kreuzlieder aus dem jahre 1219 chronologisch gerade unter III an der richtigen stelle stehen, ist zweifelhaft. Mit recht ist schon im Litterar. centralbl. 1889 s. 477 das bedenken erhoben, dass bei der von Keinz angenommenen zeitfolge Wolframs bekante beziehung auf Neidharts dichtung (Willehalm 312, 11), für die doch nach 1219 entstandene lieder nicht mehr in betracht kommen können, keine ausreichende erklärung finden würde. Die dem gegenüber von Keinz im nachtrag zu seiner ausgabe[1] s. 6 aufgeführten stellen aus liedern seiner zweiten gruppe (18, 11 und 21, 11), in denen Neidhart seine freunde einmal wegen des tanzlokals, das anderemal wegen des gegen seine geliebte zu beobachtenden benehmens um rat bittet, kann doch Wolfram nicht im sinne gehabt haben, wenn er sagt, Neidhart würde es seinen freunden klagen, sähe er ein so ungefüges schwert wie das des Rennewart über seinen gauhügel tragen. Das sezt schon Neidharts feindschaft gegen die bauern voraus, klagen über die plumpen und gewalttätigen dörper, wie sie nur in liedern der V. und VI. gruppe, an stellen wie den a. a. o. angezogenen (46, 45. 49[a], 58. 58, 63) sich finden. Aber noch mehr: dass Wolfram gerade bei der beschreibung von Rennewarts riesenwaffe auf diese bemerkung kam, lässt sich nur erklären, wenn er an ein Neidhartsches lied dachte, in welchem ausserdem auch die schilderung eines besonders ungeschlachten schwertes vorkomt. Nun wird aber überhaupt in keinem der lieder aus Ks gruppe I—IV ein schwert erwähnt; erst in gruppe V und VI geschieht es mehrfach. Die eingehendere schilderung eines besonders grossen schwertes zugleich mit der klage an die freunde aber findet sich nur in dem einen liede K 42 (gruppe V). Hier wünscht Neidhart den rat seiner freunde in dem bittern leide, das ihn bedrückt: die geliebte ist ihm feind; die meiste schuld an seinem unglück trägt ein *geteline* mit einem gewaltigen schwerte, so gross wie eine hanfschwinge; dies noch weiter beschriebene schwert bildet den mittelpunkt einer durch zwei strophen hingezogenen scene, und dann folgt wider die klage *lât iu mêre künden mîner swære, die tumben getelinge tuont mir aller leideclîch.* Ich glaube daher, dass Wolfram auf dieses ganz bestimte lied Neidharts anspielt; in ihm aber wird v. 28 fg. der raub von Friderurns spiegel, also auch die feindschaft mit Engelmar schon vorausgesezt. — Bedenklich ist doch auch die beschränkung einzelner perioden hier auf sommerlieder, dort auf winterlieder, so dass in gruppe I und IV nur die erstere, in gruppe V dagegen nur die leztere gattung vertreten ist. Soll denn Neidhart in der doch 10 jahre umfassenden lezten bairischen periode nur noch im winter gesungen haben? oder sollen aus einer periode alle sommerlieder, aus einer anderen gerade die winterlieder verloren gegangen sein? Ich glaube, diese bedenken nicht zurückhalten zu sollen, da sich in unserer litteraturgeschichte traditionen über die zeitfolge von werken leicht in fällen festzusetzen pflegen, in denen chronologische anhaltspunkte erwünscht, aber im grunde nicht vorhanden sind, wobei denn auch wol unterschiede der gattung auf solche der abfassungszeit übertragen werden. Dagegen will ich nicht behaupten, dass die vorliegende ausgabe durch die gewählte anordnung etwas an brauchbarkeit eingebüsst hätte; der hauptsache nach steht in den einzelnen gruppen verwantes beisammen.

1) München 1889. 8. 18 s. Keinz sezt sich hier mit dem kritiker des litterarischen centralblattes und mit O. Puschmann (die lieder Neidharts v. R. Strafsburg i. Westpr. Progr.) auseinander.

Bezüglich der verhältnismässig wenigen stellen, an welchen Keinz einen anderen text bietet als Haupt, kann ich ihm meist zustimmen; so auch in der strophenordnung von nr. 52 und 64; nicht dagegen in derjenigen von nr. 22, sowie in der lesung von 52, 63. 62, 37 (so zu lesen statt 35 in den lesarten, wo auch die angabe fehlt, dass Haupt hier R folgt). Nr. 32, 2 scheint mir doch die von Wilmanns befürwortete lesart von c *strichen* st. *tichen* ganz zweifellos. Der zu 29, 32 fg. erwähnte besserungsvorschlag Pauls besteht nur darin, dass man hier den handschriften C bezw. c folgen soll, und das scheint mir in der tat das richtige; wenigstens wäre die mitteilung dieser lesart hier, wo Keinz selbst bemerkt, dass der sinn des nach Haupt widergegebenen textes unklar sei, doch angezeigt gewesen. Ebenso hätte auch zu der im texte unausgefült gebliebenen zeile 22, 50 der wortlaut der handschriften angegeben werden sollen. In einzelnen fällen, wo Keinz bemerkt, dass in einer handschrift strophen fehlen oder dass die strophenordnung in der handschriftlichen überlieferung oder bei Haupt abweicht, hätte ohne belastung des kritischen apparates angegeben werden können, welche strophen dort fehlen, bezw. wie die strophen dort geordnet sind. Sonst kann ich Keinzs enthaltsamkeit in der angabe von varianten nur billigen. Für den „weiteren leserkreis“, auch für die nächsten zwecke der studierenden, genügt, was er gibt; für kritische übungen aber muss man doch den volständigen apparat herbeiziehen, wie ihn Haupts in jeder seminar- und universitätsbibliothek vorhandene ausgabe bietet.

Das für den „weniger geübten leser“ berechnete wörterverzeichnis, welches ursprünglich nur das Neidhart eigentümliche umfassen solte, wird bei einer zweiten auflage um wörter wie *bar*, *treil*, *lupper*, *ringelbrehe*, *verriden*, *gupfen* 37, 11, *gephnæte* und einige andere zu vermehren sein; auch den von anderer seite schon ausgesprochenen wunsch nach einem namenverzeichnisse (natürlich mit volständigen stellenangaben) werden wir dann hoffentlich erfült sehen. Möchte eine schnelle verbreitung des verdienstlichen werkchens dazu beitragen!

BRESLAU. F. VOGT.

Unechtes bei Neifen. Von dr. **Wilhelm Uhl.** Paderborn, Schöningh. 1888. 222 s. 3 m. (Göttinger beiträge zur deutschen philologie herausg. von M. Heyne und W. Müller IV).

Für die scheidung von echtem und unechtem bietet die überlieferung der gedichte Gottfrieds von Neifen insofern keinen anhalt, als diese, von 8 in späteren handschriften vorliegenden strophen abgesehen, bekantlich allein in C auf uns gekommen sind. Aber die beschaffenheit dieser handschrift selbst lässt nach Uhls meinung gewisse stücke der Neifenschen liedersamlung schlechter beglaubigt erscheinen als andere. In der regel ist nämlich hinter denjenigen liedern, welche weniger als 5 strophen umfassen, vom schreiber ein raum freigelassen, der gerade ausreichen würde, um sie auf 5 strophen zu bringen. Das ist bei 20 liedern der fall[1], während andere 20 wirklich fünfstrophig sind. Aus dieser sachlage schloss man bisher, dass jene ersteren unvolständig überliefert seien, dass aber C durch jene zwischenräume für ihre dereinstige ergänzung aus reicheren quellen vorkehrung getroffen habe. Uhl

1) Nicht bei 19, wie auch Uhl noch nach Haupt angibt. Nach Apfelstedt Germania XXVI, 216 sind nach 29, 21, wo Haupt (einleitung s. VI) das vorhandensein einer lücke bemerkt, 8 zeilen freigelassen. Unrichtig ist es auch, wenn Uhl s. 6 von 21 fünfstrophigen liedern in C spricht; es ist da 28, 17 fgg. mitgerechnet, dessen 5. strophe nicht in C, sondern nur in p überliefert ist.

dagegen hält die fraglichen lieder für volständig und meint, dass die auf sie folgenden lücken nicht für die nachtragung echter, sondern für die aufnahme neu hinzu zu dichtender strophen bestimt waren, durch welche dem von dem samler der handschrift C, nicht aber von Gottfried als bindend erachteten princip der fünfstrophigkeit rechnung getragen werden solte. Daraus folgen dann aber weiter bedenken gegen die echtheit der lezten strophen derjenigen lieder, welche nach der überlieferung wirklich jenen vorschriftsmässigen umfang haben; bei ihnen allen ist von vornherein mit der möglichkeit zu rechnen, dass sie der normalzahl zuliebe schon zusätze erhalten haben, wie die anderen sie noch erhalten solten, und daran lässt sich dann die untersuchung von interpolationen anderer art anschliessen.

Diese neue hypothese mag von vornherein natürlicher erscheinen als die alte; dass sie aber besser begründet sei, bezweifle ich. Uhl fragt: „wenn der schreiber der handschrift C wuste, dass dies oder jenes lied fünfstrophig war, so hatte er doch die fünf strophen desselben schon einmal hinter einander gelesen oder singen gehört; was hinderte ihn nun, das ganze lied mit seinen 5 strophen niederzuschreiben“? Dagegen ist denn doch zu bemerken, dass jemand, der ein lied einmal volständig gehört hat, bei einer unvolständigen niederschrift desselben sehr wol wahrnehmen kann, dass eine und die andere strophe fehlt, ohne dass er deshalb im stande zu sein braucht den wortlaut des fehlenden zu ergänzen. Aber hier bei Neifen liegt die sache noch viel einfacher. Der schreiber oder sein auftraggeber braucht nur gewust oder auf grund einer in sängerkreisen herschenden tradition geglaubt zu haben, dass der berühmte dichter die regel der fünfstrophigkeit befolgte; grund genug um anzunehmen, dass lieder, die in der vorlage diese zahl nicht erreichten, unvolständig seien und sich einst aus anderen quellen ergänzen lassen würden. Dass nun C im algemeinen seine jeweilige hauptvorlage möglichst aus anderen handschriften zu vervolständigen bemüht war, ist ja eine bekante tatsache, die Uhl bei seinen algemeinen ausführungen über die entstehung der samlung C hätte berücksichtigen sollen. So ist es doch erwiesen, dass C beim abschreiben der älteren, bereits mit bildern versehenen samlung BC, deren Uhl freilich auch mit keinem worte gedenkt, nicht nur ganze lieder, sondern auch einzelne strophen aus einer anderen alten, A verwanten samlung einschob. Danach ist es schon an sich höchst wahrscheinlich, dass die lücken in C für entsprechende vervolständigungen ausgespart wurden; und das wird zur gewisheit, wenn wir z. b. sehen, wie einerseits C hinter 2 strophen Ulrichs von Singenberg, die unmöglich ein volständiges lied bilden können, für 3 weitere strophen raum lässt, und wie andererseits diese 3 strophen in der älteren handschrift A sich wirklich vorfinden (MSH str. 47. 48. Pfeiffer str. 36. 37. 39). Dies beispiel ist auch insofern lehrreich, als wir daraus ersehen — was freilich schon in der natur der sache liegt — dass wir den ursprünglichen platz der in C fehlenden strophen keineswegs nur da suchen dürfen, wo C die lücke für sie lässt, nämlich h i n t e r den mitgeteilten, sondern ebensowol zwischen oder auch vor diesen; so enthält C in diesem falle nur die 3. und 5. strophe des liedes. — Dass also die lücken in C durchweg lediglich für nachdichtungen offen gelassen seien, ist sicherlich eine unrichtige annahme; dass sie teils für solche, teils für quellenmässige nachträge bestimt waren, ist möglich, aber nicht sonderlich wahrscheinlich; man darf vermuten, dass sie ursprünglich durchweg durch die erwartung lezterer veranlasst wurden. Damit ist natürlich weder gesagt, dass die lieder, welche der veranstalter der samlung C für unvolständig hielt, wirklich in jedem einzelnen falle unvolständig sein müssen, noch dass die strophen, die er von vornherein oder als nachträge aufnahm, durchweg echt sind; nur bietet jene

besondere einrichtung der handschrift keinen anhalt für die annahme von interpolationen, und für die ermittelung solcher ist man eben lediglich auf form und inhalt der betreffenden lieder selbst angewiesen. Der inhalt aber bietet bei der einförmigkeit der themen des minnegesanges, bei der algemeinheit seiner gedanken und bei dem lockeren zusammenhang der strophen des einzelnen liedes wenig sicherheit; und auch bezüglich der form bleibt zu erwägen, inwieweit gewisse ungleichmässigkeiten derselben etwa einer aus ungleichwertigen quellen geflossenen überlieferung zuzuschreiben und durch emendation zu beseitigen sind, und inwieweit sie andererseits auch aus der verschiedenheit der vom dichter durchlaufenen kunststufen erklärt werden können. Uhl zieht meines erachtens den kreis dessen, was man Neifen an gedanken und formen zutrauen kann, zu eng. So soll Neifen bestimte formkünste innerhalb eines liedes entweder konsequent durchführen oder sie gar nicht anwenden. Es wird daher beanstandet, wenn in einem drei- oder mehrstrophigen gedichte nur einmal der schluss einer strophe durch den ähnlichen wortlaut der folgenden wider aufgenommen wird, wie 30, 20 fg. 43, 35 fgg. — soviel ich sehe nur deshalb, weil sich in éinem nach Uhl echten, dreistrophigen liede eine solche wideraufnahme zweimal findet (51, 27 fgg. 35 fgg,); denn dass bei andern dichtern die vereinzelte form derselben oft genug vorkomt, ist ihm doch wol bekant (vgl. z. b. MF. 124, 38—40. 125, 1). Ähnliches gilt bezüglich der bedenken gegen die beschränkung der anapher auf einzelne strophen eines liedes (28, 18 fgg.) und gegen sporadisches auftreten des rührenden reimes in einigen fällen, während dasselbe in anderen zugelassen wird (27, 17. 27 usw. 34, 22/25. 39, 1. 4, wo übrigens unrichtig bemerkt wird, *heil* (adj.) : *unheil* (subst.) sei eigentlich gar kein rührender, sondern ein identischer reim; vgl. s. 170—71 über den gehäuften reim und Neifen 3, 1 : 5); auch daran, dass Neifen verstreute grammatische reime unbedenklich anwendet, sei gegen die forderung der konsequenz im gebrauch ungewöhnlicher reimformen erinnert. Aber dies und ähnliches hat noch keine entscheidende bedeutung; auch nicht der umstand, dass der verfasser die autorität der handschriftlichen überlieferung doch mit gar zu ungleichem masse misst, wenn er z. b. an 10 korrespondierenden versen des fünfstrophigen echten liedes 19, 32 fgg. acht emendationen vornimt, während er sich gelegentlich der verderbnis eines nach seiner meinung unechten liedes darauf beruft, dass sonst bei Neifen kaum auf 10 strophen eine emendation nötig sei (s. 178). Das wesentlichste kriterium für echt oder unecht ergibt sich dem verfasser doch, wenigstens in den meisten fällen, aus der beobachtung der beschaffenheit, des zusammenhanges und des ausdruckes der gedanken. Diese werden denn bis ins einzelnste zergliedert, und dabei werden an ihre präcision, ihre logische verknüpfung, ihren poetischen gehalt und ihre einkleidung forderungen gestelt, welche häufig mehr dem individuellen geschmack des verfassers als dem charakter des minnegesanges entsprechen. Nicht selten verliert er sich dabei in grübeleien und wortklaubereien, welche die richtige auffassung eines liedes nicht fördern, sonder hindern. Andererseits ist er doch auch bei aller eindringenden sorgfalt seiner untersuchung nicht immer sachlich genug verfahren, um alle mittel der auslegung zu erschöpfen, ehe er dieses und jenes für schlecht, unverständlich oder unsinnig erklärt; und in einzelnen fällen ist sein absprechendes urteil sogar lediglich darauf zurückzuführen, dass er den text misverstanden hat.

Der nachweis, dass unter den liedern, welche Uhl als echt gelten lässt, auch diejenigen, hinter denen sich in der handschrift lücken finden, volständig seien, fusst naturgemäss auf einer noch weniger sicheren grundlage. Nur bezüglich des drei-

strophigen liedes 37, 2 kann ich ihm unbedingt recht geben; dagegen halte ich 24, 21. 42, 21. 48, 9 entschieden für unvolständig, und bei den übrigen ist die möglichkeit, dass dies der fall sei, nicht abzuweisen. Man muss nur festhalten, dass, wie oben bemerkt wurde, die betreffenden strophen durchaus nicht gerade am schlusse des liedes zu fehlen brauchen.

Die begründung der unechtheit ist am besten bei den fünften strophen der lieder 3, 1; 5, 25; 7, 15; 15, 6; 40, 25; 49, 14 gelungen, da des verfassers ausführungen hier durch auffällige metrische unregelmässigkeiten, welche die betreffenden strophen im gegensatze zu den übrigen aufweisen, gestüzt werden. Seinen übrigen athetesen mich anzuschliessen, hindern mich meist die oben geäusserten bedenken. Im ganzen erklärt er 10 lieder mit 34 strophen und 26 einzelne strophen für unecht. Leztere finden sich meist hinter den echten, wobei jedoch vielfach die angestrebte fünfstrophigkeit noch nicht erreicht ist. Der nachdichter ist da nach Uhls meinung mit seiner arbeit nicht fertig geworden; für ihre fortsetzung blieb noch raum zur verfügung. Hie und da aber stehen die interpolationen auch zwischen den echten strophen. Schon auf grund dieser fälle hätte Uhl zugeben müssen, dass doch nicht alles, was er für unecht hält, erst nachträglich in lücken der handschrift C eingefügt sein kann; auch bezüglich der ganz unechten lieder lässt sich diese auffassung nur gegen alle wahrscheinlichkeit und im widerspruche mit Uhls eigenen bemerkungen (auf s. 15 und 16 o.) durchführen.

Im einzelnen mag zu den athetesen folgendes bemerkt werden. Bei lied II (4, 27—5, 24) lässt sich gegen die 5. strophe nichts einwenden, als dass sie an unrichtiger stelle steht. Giske hat in dieser ztschr. XX, 198 fg. meines erachtens als ganz zweifellos erwiesen, dass sie zwischen 2 und 3 gehört, denn ihr anfang knüpft an den wortlaut des lezten verses von 2 an, während ihr eigener schluss widerum durch den 1. vers der 3. strophe aufgenommen wird. Das kann doch unmöglich ein zufälliges zusammentreffen sein, noch dazu in einem liede, in welchem schon ein ganz entsprechendes verhältnis zwischen schluss und anfang der strophen 1 und 2 besteht; dass dasselbe nicht auch zwischen str. 3 und 4 (nach richtiger ordnung 4 und 5) statfinden kann, liegt in der natur der sache, da 4 (5) einen selbständigen schlusssatz bildet, dessen eingang ausdrücklich auf alle vorangegangenen zusammenfassend zurückweist. Und schliesslich ist nun noch die angeblich unechte strophe ausser in C auch noch in ik, und zwar hier wirklich hinter str. 2 (3. 4 bezw. 4. 5 fehlen ik) überliefert. An dem „inneren zusammenhang“ der strophen ist bei dieser reihenfolge nichts auszusetzen, und sehr mit unrecht wirft Uhl Giske vor, dass er denselben hier „wie immer“ unberücksichtigt gelassen habe. Weit mehr scheint mir gegen eine bemerkung Uhls einzuwenden, welche gegenüber allen jenen argumenten schliesslich noch die einzige stütze seiner auffassung bildet: wenn der dichter der fraglichen strophe ausruft „Minne, fessele auch die geliebte oder lass mich los!“ so „begebe er sich dadurch nicht nur von vornherein jedes anspruchs auf gegenliebe, sondern es sei sogar eine grobheit, der geliebten so etwas vorzutragen“! (vgl. z. b. Bartsch SMS VIII, 8, 21—26). — Wir haben in diesem liede einen der fälle vor uns, wo ein nachtrag aus einer bei der ersten niederschrift nicht zugänglichen quelle in die nur mit rücksicht auf den gesamtumfang, nicht auf die strophenfolge des liedes gelassene lücke wirklich schon eingefügt ist.

Zu IX (12, 33—14, 3) ist gegen str. 5 nichts stichhaltiges vorgebracht. Einen widerspruch zum vorhergehenden kann ich nicht bemerken; denn von „froher hofnung auf erhörung“ ist da nicht die rede gewesen; vielmehr hat der dichter nach

der klage über unerwiderte liebe nur die minne um hülfe gebeten und gesagt: „wie glücklich würde ich sein, wenn die liebste mir trost spenden wolte; bei den frauen ist ja die höchste herzenswonne zu finden" usw. Daran schliesst sich untadelig an: „minniglich habe ich der liebsten und der minne gesungen, und doch lässt sie mich traurig dastehen; so muss ichs denn lassen, muss mich von ihr scheiden; aber bessern lohn hätte ich doch verdient".

In III (16, 9—17, 16) stört die 5. strophe nur an dieser stelle; als zweite ist sie ganz am platze; wir erhalten dann in 2 und 3 eine ebenmässige steigerung in der darstellung der minnefreuden: freundliches lächeln und blicken, kuss, umbevanc, ermel flehten bein verschrenken — denn wenn Uhl meint, den leztgenanten ausdruck müsten die zuhörer wol auf den tanz und nur die geliebte auf etwas anderes deuten, so hält er doch die zuhörer für gar zu harmlos; vom tanz ist in der ganzen strophe nicht die rede. Dass in der 5. (richtig 2.) strophe nach *wîbes güete* (z. 8) später (z. 12) fortgefahren wird *dîn vil rôsevarwer munt* mit beziehung auf *wîp*, hat doch nichts bedenkliches. Eine „misliche aposiopese" sieht Uhl in den versen 12—14 nur, weil er Haupts interpunktion nicht beachtet hat; nach ihr ist zu übersetzen: „dein rosiger mund würde, wennn er lieblich lachen wolte, blühen wie die rose im tau".

Von XVIII (23, 8—24, 21) werden str. 4 und 5 für unecht erklärt. Ehe der verfasser v. 24, 3 als sinlos und v. 24, 4—6 als ganz unverständlich auf grund einer übersetzung bezeichnete, welche Haupts interpunktion widerspricht, hätte er sich doch mit dieser abfinden müssen. Nach ihr sagt der dichter 24, 1—3: „sie kann mir wol hülfe senden. Da ich in vielem schmerzlichen verlangen (natürlich „nach ihr") lebe, so ist mein weg zu ihr gebahnt". Es ist also durch die sehnsüchtigen gedanken, welche der sänger zur geliebten wandern lässt, ein weg von ihm zu ihr gebahnt, auf welchem sie nun ihrerseits ihm hülfe senden kann. Dies bild vom wege schwebt ihm auch im folgenden noch vor: „da ich ihr nun mein immer durch die minne gefesseltes herz sende, sehet, so würde ich noch fröhlich werden, wenn es geschehen möchte (wenn das der erfolg dieses sendens wäre), dass ich sie umfinge und sie es gut aufnähme". Zum senden des herzens vgl. auch noch MF 47, 27 fg.; seine fesselung durch die minne bezeichnet der verfasser als ein „falsches bild"; Neifens herz werde nur verwundet, aber nicht gebunden! Metrisch ist v. 24, 13 nicht anstössiger als 23, 37. V. 24, 16 ist natürlich zu lesen *álle untúgent hât si verbórn.* Die leere und weitschweifigkeit der verse 24, 11—15 darf man bei einem liede mit so schwieriger formkünstelei nicht zu sehr urgieren.

Aus XXI (27, 15—28, 17) sucht der verfasser ohne genügenden grund die durch reim mit der 1. und 3. verbundene 2. und 4. strophe auszuscheiden. 27, 25 ist keineswegs unverständlich; es heisst „mir war freude erblüht"; das war in der 27, 15—17 geschilderten, jezt längst entschwundenen frühlingszeit geschehen; daher die dem verfasser unerklärliche „form der vorvergangenheit". 27, 28 *wær mîn sanc erklungen ir* „hätte sie meinen sang gehört"; dann wäre der erfolg der gewesen, dass der dichter (vor freude, durch liebesglück) wider jung würde, während er jezt in sorgen alt geworden ist. Die frage des verfassers zu 27, 31 fg. „was heisst das: frau minne, gib mir deinen rat, oder ich lebe in sehnsuchtspein?" brauche ich wol nur als beispiel dafür anzuführen, wie weit der verfasser seine bedenken gegen die ausdrucksweise der ihm verdächtigen strophen treibt. Zu 28, 11 ist das subjekt aus *ir* v. 8 und *herzeliebe* v. 10 zu folgern: „und wenn sie die liebe auf sich nähme und nicht davon abliesse". Zu 27, 35 fg. hat der verfasser (s. 104) Haupts inter-

punktion falsch verstanden; zusammengehöriges *sô daz* scheidet Haupt nicht durch komma; es heisst: „ich habe nach dem so lieblichen und leuchtend roten munde gerungen, ohne dass mir je meines herzens wunde geheilt wäre“.

XXII (28, 18—29, 35) umfasst in C 4 strophen, in p 5, von denen eine jedoch einem andern liede Neifens angehört (34, 6—15); statt ihrer fehlt in p eine der in C überlieferten strophen (3), während andererseits wider eine der in p vorliegenden (str. 5) in C fehlt; doch ist in C für eine fünfte strophe raum frei gelassen. (Reihenfolge in C: 2. 3. 1. 4. lücke; in p: 1. 2. 5. 34, 6—15. 4). Die nächstliegende annahme ist hier sicherlich die, dass p und C sich gegenseitig ergänzen, dass uns also auch in p diejenige strophe vorliegt, für welche C die lücke liess. Uhl dagegen meint, es seien überhaupt nur 2 strophen dieses liedes echt (28, 18—29, 2), 2 seien in C zugedichtet. Eine fünfte hätte sich C vorbehalten, wäre aber mit ihr hier wie so oft nicht zu stande gekommen. Die nur in p überlieferte str. 5 wäre eine auf grund der von C zugesezten str. 4 verfasste nachdichtung. Aber die notwendige voraussetzung für diese künstliche annahme wäre doch, dass p aus C floss, und das ist offenbar nicht der fall; die abweichungen im texte wie in der reihenfolge der strophen sprechen deutlich genug dagegen, und statt der 3. strophe überliefert ja p sogar eine zu einem ganz andern liede Neifens gehörige. Es ist also tatsache, dass eine von C unabhängige version, bei der es ganz gleichgültig ist, ob sie später als C aufgezeichnet wurde oder nicht, zu einem liede, bei dem C raum für eine mehrstrophe frei lässt, wirklich eine solche überliefert; das ist widerum eine bestätigung für unsere auffassung von der bedeutung der lücken in C. Bezüglich der gründe, mit welchen der verfasser die unechtheit der fraglichen strophen zu erweisen sucht, gelten die oben gegen sein verfahren im algemeinen geäusserten bedenken. Zudem würde die 2. strophe keineswegs einen befriedigenden abschluss bilden; man erwartet entschieden die wideraufnahme des in str. 1 angeschlagenen persönlichen motives.

Von XXIII (29, 36—31, 36) sollen str. 2. 4. 5. 6 unecht sein. Soll auch für dies lied Uhls lückenhypothese gelten, so müste C hier von vornherein eine erweiterung auf sechs strophen vorgesehen haben, was doch, ebenso wie die einrichtung von 27, 15 auf 4 strophen, der grundvoraussetzung des verfassers widerspricht, dass die nachdichter die fünfstrophige form herzustellen beabsichtigten. An str. 5 wird getadelt, man merke erst in der 3. zeile, dass das *nu lache,* womit sie begint, auf den roten mund und nicht auf die frau bezogen werden soll; aber schon die lezten 4 verse der vorangehenden strophe hindurch ist ja niemand anders als der rote mund angeredet! Zu z. 9 *so wirde ich sender fröiden vol* wird *sendiu fröide* für eine „gedankenlosigkeit des nachdichters“ erklärt; warum zieht denn Uhl *sender* nicht zu *ich?* — Wenn der dichter str. 2 sagt, dass zwei in der minne einmütige herzen sich nur *besamen und niht besunder* freuen, so sieht Uhl da ein „grobes hendiadyoin“, welches „die ungeschickte hand des nachdichters verrät“. Str. 4 sind dann die *frœlich stêndiu ougen* „zu tadeln“, wird *hete ich iuwer minne* und *daz ich bî iu wære* als „zu algemein und wenig poetisch“ beanstandet usw. — Str. 6 wird mit Strauch als ein durch str. 2 hervorgerufener spruch aufzufassen sein, der aber doch wegen der beziehung auf 2 und wegen der stilistischen übereinstimmung mit str. 5 bestimt gewesen sein mag, im anschluss an das lied vorgetragen zu werden. Dass ihn Neifen selbst nachträglich verfasste, scheint mir wol möglich.

Den inneren zusammenhang der widerum für unecht erklärten 4. strophe des XXV. liedes (32, 14—33, 32) hat Uhl nicht erfasst oder wenigstens nicht zur geltung

gebracht. Die ganze strophe dreht sich um die bildliche darstellung des minnelohnes als eines wirklichen soldes, eines gutes, welches die *frouwe* dem werbenden verleiht. So hat er denn schon geglaubt, dass er ganz und gar von der klasse der armen geschieden wäre, jezt aber wird er gewahr, dass sie gar nicht daran denkt, ihm lohn zu geben; jeden morgen muss er um gut sorgen (wie einer der jedesmal mit nahrungssorgen für den anbrechenden tag aufwacht), er muss minne borgen — das steht seiner herrin doch gewiss übel an. V. 26/27 sind ganz falsch aufgefasst; in den worten *si wil lônes lân mich in senden sorgen* liegt weder die ungewöhnliche konstruktion *einen eines dinges lân* noch ein merkwürdiges *ἀπὸ κοινοῦ*, sondern eine ganz gewöhliche verbindung vor: sie will mich in bezug auf den lohn in sehnsuchtsvoller sorge lassen. Auch graf Kraft von Toggenburg bringt übrigens sein minnewerben unter das bild vom streben nach gut; dabei wird teils die *frouwe* selbst, teils was sie verleiht als *guot* gefasst (Bartsch, SMS. VI, 6, 10 fgg. 7, 8 fgg.).

Von dem dreistrophigen liede XXVI (33, 33—34, 25) wird die lezte strophe für unecht erklärt. Bezüglich der gegen den grammatischen reim in 34, 22—25 vorgetragenen bedenken (s. 126) bemerke ich, dass der dichter in dem worte *minnenclìch* doch sicher nicht *lìch*, sondern *minne* als stamm empfunden hat; *lìch* gilt ihm hier als suffix, in *gelìch* dagegen als stamm, also variation ein und desselben stammes liegt hier nicht vor. Zu der „hässlichen widerholung“ in v. 22 fg. vergleiche die widerholung an der entsprechenden stelle der vorhergehenden strophe.

Gegen die echtheit der lezten der beiden strophen des XXXV. liedes (42, 1—20) wird kein irgend annehmbarer grund vorgebracht. Wenn der dichter seine liebste bittet, sie möge es ihm zu gute kommen lassen, dass er sie höher als alle weiber schäzt, sie einzig und allein im herzen trägt, so wird das ein seltsamer gedanke genant, denn „dieser ausbedungene reale lohn der erhörung kann unmöglich für blosse gedanken und die kundgebung derselben in anspruch genommen werden“. Dass *minnenclich gedinge und lieber wân* neben einander gesezt werden, wird getadelt, da beide dasselbe bedeuten (vgl. Walther 92, 10. Hartm. 2. Büchl. 93). Zu den worten *daz diu süeze minne twinge sô daz mir an iu gelinge* wird bemerkt: „welche grobheit, das seiner herrin selbst vorzuhalten!“ usw. Ganz wunderlich sind die gegen *dar an* z. 20 vorgebrachten bedenken; natürlich geht es auf den ganzen vorangegangenen satz, worauf ja auch widerum Haupts interpunktion hinweist.

XXXVIII (43, 26—44, 19): ein dreistrophiges lied, von dem nicht nur die 2. und 3. strophe, sondern auch die beiden lezten verse der ersten unecht sein sollen! Dadurch wird dann der pausenreim dieser strophe mit seiner auseinanderreissung des wortes *wîp—lich (: lîp)* Neifen aberkant. Aber eben der umstand, dass an der betreffenden stelle nicht einmal wortschluss vorliegt, macht es doch höchst unwahrscheinlich, dass sich ein nachdichter gerade hier zur einführung eines pausenreimes solte veranlasst gefühlt haben. Des verfassers ausstellungen betreffen besonders die art und weise, wie der z. 29 fgg. ausgesprochene vergleich der eigenschaften der geliebten mit einem kleide in den folgenden versen und strophen ausgesponnen wird. Der gedankengang des ganzen liedes ist etwa folgender: „Der mai hat die natur mit schönem gewande bekleidet, so hat auch meine herrin wonnige kleidung angelegt: es ist ihre güte, schönheit, ehre, reinheit; bei dieser kleidung ist ihr trauter anmutiger leib zu finden. Ach, könte ich doch diesen kleidern nahe sein! dann wäre ich voller freude; so aber muss ich in jammer sterben, voll sehnsuchtskummer nach den kleidern, die ihr so schön stehen. Will sie meinen kummer stillen, so sende sie mir die kleider — durch ihren trauten leib! Dann ist all mein leid dahin“. Dass

der dichter sich danach sehnt, aller der vorzüge seiner geliebten sich in persönlichem beisammensein erfreuen zu können, dass er dabei mit dem bilde von den kleidern spielt, die liebste auffordert sie ihm zu senden, aber so, dass ihr holder leib selbst der überbringer sei, hätte nicht als unsinn u. dgl. bezeichnet werden sollen. Zu 44, 3 wird Haupt getadelt, dass er hier das „flickwort“ *denne* (welches für „einen eines Neifen unwürdigen lückenbüsser“ erklärt wird) in den text aufgenommen, während er in den gleichen fällen 39, 13 und 43, 16 so etwas nur durch eine anmerkung anzudeuten gewagt habe. Aber die fälle sind nicht gleich; hier machte das vorangehende *vröuden* den ausfall eines folgenden *denne* graphisch wahrscheinlich.

Von den 3 strophen des XLV. liedes (47, 10—48, 8) wird zwar keine für unecht erklärt, aber in jeder wird ein vers gestrichen, wodurch widerum ein pausenreim beseitigt und unter zuhülfenahme weitgehender versversetzungen ein ganz anderes metrisches schema erzielt wird. Da zu so durchgreifenden änderungen kein ausreichender grund vorliegt (str. 1 ist der überlieferte text entschieden besser als Uhls herstellung!), da es ferner ganz unerfindlich ist, wie der träger der überlieferung auf eine so verwickelte umformung der strophen gekommen sein solte, so vermag ich in des verfassers construction nichts weiter als ein übrigens geschickt ausgeführtes kritisches spiel zu sehen.

Dass die 5. und lezte strophe des liedes XLVIII (50, 7—51, 19) mit den vorhergehenden nicht zusammenhängt, hebt Uhl mit recht hervor. Ob sie Neifen abzusprechen ist, wage ich nicht zu entscheiden. Es ist ein im tone des vorangehenden liedes verfasster streitspruch gegen die falschen zungen, der immerhin hinter jenem aus besonderer veranlassung vorgetragen sein kann. Z. 15 *diu* (zunge) *valschet in ir herzen und mit sinne* C gibt auch nach Haupts änderung *in ir herze und in ir sinne* keinen befriedigenden sinn. Ich möchte beidemal *mit* statt Haupts *in* lesen; der sinn ist dann: „zugleich mit ihrem herzen, ebenso wie ihr herz (von dessen falschheit schon die rede war) ist auch ihre zunge falsch“. Z. 17 fg. hat Uhl ganz misverstanden und lediglich deshalb dem „nachdichter“ grobheit, geschmacklosigkeit und anderes vorgeworfen. Die worte *ob mich diu süeze reine wil meinen, als ich meine si lieben alterseine* heissen natürlich nicht „wenn mich die süsse reine im herzen tragen will, wie ich sie ganz allein zu lieben vermeine“, sondern „wie ich sie, die liebe, ganz allein im herzen trage“.

Für volständig unecht hält der verfasser die lieder XVII. XXVIII. XXIX. XXXII. XXXIII. XXXVII. XLI. XLIII. (22, 15 fg. 35, 17 fg. 36, 4 fg. 38, 26 fg. 39, 35 fg. 42, 35 fg. 45, 21 fg. 46, 17 fg.). Dazu kommen dann noch die von ihm als volkslieder bezeichneten XXXIX (44, 20 fg.) und XL (45, 8 fg.). Auch hier steht die beweisführung auf recht unsicherer grundlage. Besonders unzulänglich scheint mir, was gegen 45, 21 fg. vorgebracht wird. Nicht richtig ist die bemerkung auf s. 205, dass Haupt diese strophen „für ein lied mit fehlendem ausgange“ gehalten habe. Das wäre eine unbegründete annahme, denn ein anderer abschluss des abenteuers als der durch str. 3 gegebene ist nach den eingangsversen nicht zu erwarten. Haupt hat nur bemerkt, das lied sei sicher unvolständig. In der tat wird zwischen der freundlichen begrüssung, welche das mädchen in str. 2, und der derben abfertigung, welche sie in str. 3 dem dichter zu teil werden lässt, eine strophe mit begehrlichen worten des lezteren fehlen. Auf diese bezog sich dann auch das in der vorliegenden gestalt des gedichtes unverständliche *hien ist der wîbe nicht:* „solche weiber (wie ihr sie da im sinne habt) gibt es hier nicht“. — Vers 39, 3 des XXXII. liedes sieht Uhl „eine unüberwindliche schwierigkeit, zu deren erklärung weder

Haupt noch sonst jemand einen versuch gemacht hat"; es stehe nämlich dort *(daz ir güete mich gewer,) wer ist der mich des verbunde!* Mit dem „verbinden“ weiss er nichts anzufangen, auch *vergunde* zu conjicieren gehe nicht an, so meint er denn, der nachdichter habe dies *verbunde* ohne rücksicht auf den sinn einer stelle wie etwa 13, 23 entlehnt. Aber weder in der handschrift noch in den texten steht *mich*, sondern überall *mir*! Und bekantlich heisst nicht allein *vergunnen*, sondern auch *verbunnen* misgönnen; an verbinden ist natürlich nicht zu denken; der conj. prät. aber ist hier, wo es sich um ein irreales verhältnis handelt, durchaus nicht unrichtig. So war also an dieser stelle gar nichts zu erklären; sie heisst: „(dass ihre güte mir gewährung zu teil werden lasse,) wer ist der mir das misgönnen solte!“.

Zu 46, 26 fg. bemerkt der verfasser: „es gibt doch keinen sinn: fürwahr, mich muss danach verlangen, dass ihr roter mund mir die freude nicht mehren will“! Gewiss, aber deshalb ist eben *mich muoz des belangen* hier anders aufzufassen; es heisst: „die zeit muss mich zu lange dünken, dass“ usw.

Wie viel an den beiden volksmässigen liedern 44, 20 fg. und 45, 8 fg. Neifen wirklich zu eigen ist, wird sich nicht entscheiden lassen; jedesfals liegt kein grund gegen die annahme vor, dass er sie selbst mit unter seine lieder aufnahm; denn mit dem volkslied ist er vertraut, und lieder wie 45, 21 fg. und das wiegenlied 52, 7 fg. sind der gattung nahe genug verwant. Das wiegenlied nimt Uhl viel zu tragisch; in der sentimentalen liebes- und kinderstubengeschichte, die er davon zu erzählen weiss, ist seine phantasie auf seltsame abwege geraten. Nicht ein hauch „rührender wehmut“, sondern leichtfertigen humors liegt auf dem liedchen. Die junge mutter verwünscht die kinderwirtschaft, die sie vom tanze fernhält; sie gibt das kind der amme, damit diese es stille und sie selbst des verdrusses ledig werde.

BRESLAU. F. VOGT.

Theodor Hampe, Die quellen der Strassburger fortsetzung von Lamprechts Alexander und deren benutzung. Bonner dissertation. Bremen, Ed. Hampe. 1890. 110 s.

Ein weiterer schritt zur verteidigung und ausführung der Bonner hypothese, dass Lamprechts Alexanderdichtung keinen grösseren umfang gehabt habe, als die überlieferung in der Vorauer handschrift aufweise. Wie der titel der arbeit zeigt, hält der verfasser es bereits für ausgemacht, dass der Strassburger bearbeiter des Alexanderliedes auf grund lateinischer quellen eine selbständige fortsetzung desselben verfasst habe. Der beweis gilt ihm für erbracht durch Alwin Schmidt in dessen ebenfals auf anregung von Wilmanns verfasster dissertation „Über das Alexanderlied des Alberic von Besançon und sein verhältnis zur antiken überlieferung“ (Bonn 1886). Meine dagegen ausführlich in dieser zeitschrift XX, 88—97 dargelegten einwendungen werden beiläufig zurückgewiesen. Da ich dieselben durch Hampes arbeit nicht als widerlegt ansehen kann, niemand aber in eigener sache richter sein soll, so verweise ich auf dieselben und überlasse die entscheidung andern.

Hampes arbeit zeugt von eingehender, gründlicher beschäftigung mit dem gegenstande. Er hat nicht nur die lateinischen unmittelbaren quellen, darunter eine neue version der Historia (I nobili fatti di Alessandro Magno ed. Giusto Grion, Bologna 1872), sondern auch die französischen, die spanische und die Alexandreis des Walther von Chatillon in den bereich seiner untersuchung gezogen und zeigt überall

eine klare und besonnene auffassung. Aber die ergebnisse, zu denen er gekommen zu sein glaubt, sind zu unbedeutend, als dass sie an dem stande der sache erhebliches zu ändern vermöchten, obgleich doch jeder, namentlich jeder jugendliche forscher geneigt ist, seine resultate möglichst voll und rundlich erscheinen zu lassen.

Die durchforschung der zulezt genanten quellen ergab nur ein negatives resultat. Der verfasser erkent an, dass man sich nach dem bis jezt zu gebote stehenden material bei der betrachtung der verhältnisse der deutschen dichtung zu den französischen epen auf einem recht schwankenden grunde bewegt und den sicheren boden beinahe völlig unter den füssen verliert, wenn man das verhältnis derselben zu dem spanischen gedicht ins auge fasst. Auch eine eigentliche, bewuste benutzung des gedichts Walthers von Chatillon ist nicht nachweisbar. So bleiben wir auf die schon bisher berücksichtigten lateinischen quellen beschränkt.

Hier hatte nun schon meine ausgabe festgestelt, einmal dass neben der Historia Julius Valerius benuzt sei, dann dass das deutsche gedicht VS anfangs mehr der Hist. III, später mehr der Hist. I folge. Schmidt hob hervor, dass für V Valerius hauptquelle gewesen, während die Historia nur nebenbei in betracht gekommen sei, Hampe betont, dass Valerius später mehr zurücktrete, und construiert aus der in S sichtbaren bevorzugung von Hist. I einen hauptgrund dafür, dass S im zweiten teil selbständiger fortsetzer, nicht bloss überarbeiter sei. Seine worte lauten: „Sowol an zahl, wie auch — einige wenige fälle ausgenommen — an gewicht stehen die in der tabelle aufgeführten stellen den im ersten kapitel gegebenen übereinstimmungen von S mit der Hist. I nach; und eben diese tatsache bildet eine weitere stütze für den satz: die handschrift der Historia, welche dem deutschen gedicht (S) zu grunde liegt, stand der Hist. I bedeutend näher, als der Hist. II. III, wenn sie sich auch — das dürfen wir ebenfals aus dieser tabelle schliessen — mit keiner der beiden uns bisher bekanten handschriften der Rec. I (B u. M) gedeckt haben wird“.

Es ist klar, dass bei dieser überaus schwierigen lage der dinge ein sicherer schlus nicht zu ziehen ist. Der möglichkeiten, die man ins auge zu fassen hat, sind zu viele, und keine lässt sich zu einiger wahrscheinlichkeit erheben. Möglich ist sogar, dass derselbe verfasser verschiedene recensionen der Historia gleichzeitig, neben all den andern nachgewiesenen quellen, wie Valerius, Curtius usw. benuzt; so die weiteste annahme. Möglich auch, dass er diese verschmelzung schon in einem lateinischen buch vorfand, wie Lamprecht im Alberich; so die engste annahme. Dies eine unhaltbare vermutung zu nennen, wie Hampe s. 66 tut, wo er selbst sich recht ratlos zeigt, ist etwas zu kühn[1]. Genug, wir wissen es uns vorläufig nicht zu erklären (wie noch vieles andre die quellen des Alexanderliedes betreffende!), dass dasselbe anfangs mehr beziehungen zu Valerius und Historia III, im zweiten teile mehr zu Historia I und Valerius zeigt, während in diesem teile daneben Hist. III reichlich, bis auf den wortlaut benuzt ist.

Grade dies lezte könte man zur stütze der ansicht verwenden, dass S den ganzen Lamprecht, überarbeitet, enthalte. Denn wenn S von vers 2038 den Lamprecht selbständig fortsezte und hierzu Hist. I zu grunde legte, warum folgte er dann an einer grossen anzahl von stellen doch der Hist. III, und zwar auch an solchen, wo es sich gar nicht um den inhalt, sondern um ganz nebensächlichen wortlaut handelte, wie z. b. 3690 *under des wâren zwêne man* = *erant enim quidam ex prin-*

1) Auch Wernher von Elmendorf, der jüngst noch als compilator eigener erfindung verteidigte, ist keiner, sondern nur übersetzer! Ztschr. f. d. a. 34, 55.

cipibus? Und derselbe bearbeiter hat doch in dem teil, welcher die vergleichung ermöglicht, ebenfals zusätze gemacht, welche sich vorläufig nur aus Hist. III erklären lassen, wie vers 287 und 504! Wählte er also gerade so wie Alberich-Lamprecht ganz nach belieben aus verschiedenen lateinischen quellen seinen stoff aus, so sieht man nicht ein, wie aus diesen abweichungen ein solcher gegensatz zwischen V und S construiert werden kann.

Und dies ist unseres erachtens dem verfasser auch im zweiten teile seiner arbeit nicht gelungen, welcher auf grund der von Schmidt kühn aufgebauten charakteristik von V, was die behandlung des stoffes anbetrift, eine wesentliche verschiedenheit beider teile feststellen will. Diese frage hängt eben mit der quellenfrage aufs engste zusammen und kann vorläufig ebenso wenig entscheidend beantwortet werden.

Bleibt das lezte hindernis, aber das schwerste: der schluss von V. Auch hier scheint es auf eine individuelle entscheidung ankommen zu sollen. Werfen wir noch einmal darauf einen blick.

Zunächst ist doch die tatsache nicht wegzuschaffen, dass V seine quelle wilkürlich, ohne grund verlässt. Ein Alexandergedicht, das mit des helden geburt begint und mit der tötung des Darius durch Alexander gegen die geschichte und die benuzten quellen schliesst, ist ein torso. Darüber könte einigkeit herschen unter den unbefangenen. Aber vielleicht ist dieser leib ohne kopf vom dichter beabsichtigt? Schmidt hat dies nachzuweisen versucht, unseres erachtens ohne überzeugende kraft. Die lezten 40 verse von V behalten für uns den schein eines gewaltsamen schlusses. Aber auch dies könte man ja als absicht des dichters erklären, — wenn nur nicht die fortsetzung da wäre, in welcher jene schlussverse später, an andrer stelle in rechter verwendung erscheinen! In rechter verwendung? Dies bestreitet eben Hampe Ihm scheinen sie in S an sehr unpassender stelle eingeschoben zu sein.

Sehen wir zunächst V an: nachdem die schlacht am Granicus von 1209—1384 ausfürlich erzählt worden ist, heisst es: Als Alexanders wunden geheilt waren, rückte er gegen Darius vor und eroberte Sardes. Der perserkönig droht übermütig, Alexander aufzuhängen, und besendet seine vasallen. Er war der gewaltigste könig: 32 könige, 270 grafen, 803 herzöge und viele tausend helden folgten seinem ruf aus aller herren länder. Achtzig verse werden auf ihre aufzählung verwant. — Als Alexander dies hörte, ritt er ihnen entgegen nach Mesopotamien, wo es zum kampf kam. Keine seitdem geschlagene schlacht lässt sich mit dieser vergleichen. Das feld war mit toten bedeckt. Als Alexander durch das schlachtfeld brach, wie viel helden lagen da tot! Und wie früher, so muss es jezt ergehen. „Ihr solt jezt den zins erhalten, den ihr gefordert habt; ich habe ihn euch in das land gebracht“. Mit diesem worte schlug er ihm (dass Darius in der schlacht war und hier gemeint ist, muss man erraten!) das haupt ab. Da endete der kampf. So sagt uns meister Alberich und der gute pfaffe Lamprecht. Das lied ist wahr und recht. Hier schien es ihnen beiden genug. Jezt ist es zeit aufzuhören.

Führen wir uns nun den verlauf der erzählung in S vor. Bis zu der oben durch gedankenstrich bezeichneten stelle herscht übereinstimmung. Dann heisst es:

Und als Alexander vernahm, dass Darius mit einem heer Persien gegen ihn verteidigen wolte, berief er seine mannen, die von Macedonien, und überschritt den fluss. Darius schickte einen brief mit einem wagen mohn an ihn. Alexander antwortete durch eine hand voll pfeffer und kehrte zunächst unter kämpfen zu seiner kranken mutter heim. Auf der rückkehr hat er widerum verschiedene kämpfe auszufechten. Als Darius von seinen siegen hört, will er auf den g e f o r d e r t e n zins

verzichten, doch seine ratgeber sind dagegen. Alexander rückt vor und erkrankt in folge eines bades. Übergang über den Eufrat. Auch des Darius heer rückt vor. Schlacht bei Issus. Des königs angehörige fallen in Alexanders hände. Briefwechsel des Darius mit Alexander und mit Porus. Alexander geht als bote zu Darius. Darius überschreitet den fluss Strage und bereitet sich zur schlacht. Schlacht bei Arbela. Alexander, wie ein gott gewafnet, greift an. Die geschosse fliegen dicht wie schnee. Heerhörner und trompeten erschallen. Alexander ermahnt seine soldaten und rückt vor. Am Strage auf der aue stossen die heere zusammen. Wo sie zusammen kamen, war das feld mit toten bedeckt[1]. Mit schwert und lanze wird gekämpft voll hass. Keine seitdem geschlagene schlacht lässt sich mit dieser vergleichen, wo Alexander dem Darius den zins bezahlte. Dass man je an diesen zins gedacht hatte, reute manchen, der im blute lag. Schilde werden zerschlagen, helme durchschnitten. Darius bedauert sehr, dass er von Alexander den zins verlangt habe. Viele wurden erschlagen, viele ertranken im fluss. Darius floh usw.

Ist es wahrscheinlich, dass ein dichter, welcher selbständig Lamprechts gedicht fortsezte, diese schlussverse so gewant hier einfügte? Oder ist es annehmbarer, dass ein vorschnell schliessender schreiber den schluss, welcher allen in den quellen überlieferten tatsachen ins gesicht schlägt, aus den betreffenden versen kurz zusammenstoppelte?

Wir glauben vorläufig noch bei der annahme beharren zu sollen, dass Lamprecht die ganze Alexandergeschichte in deutsche verse brachte und dass uns die zweite hälfte dieser schätzenswerten dichtung nur in der ziemlich selbständigen und verständigen bearbeitung von S erhalten ist.

FRIEDENAU, NOV. 1890. KARL KINZEL.

Emil Kettner, Untersuchungen über Alpharts tod. Beilage zum programm des gymnasiums zu Mühlhausen in Thüringen. Ostern 1891. Programm nr. 236. 52 s. 8.

Die abhandlung des durch verschiedene kritische arbeiten wol vorbereiteten verfassers zeichnet sich durch klarheit der auffassung und ruhe der darstellung aus. Sie wendet sich gegen die ergebnisse der bisherigen untersuchungen einerseits Martins und v. Muths, welche aus dem überlieferten gedichte einen älteren kern ausscheiden wolten, andrerseits Fr. Neumanns, welcher eine verschmelzung dreier texte nachzuweisen versuchte. In drei abschnitten handelt Kettner über die algemeinen vorstellungen und anschauungen des dichters, die epische technik und den stil des gedichts. Er sucht nachzuweisen, dass weder in den beiden durch die lücke getrenten teilen der dichtung, noch innerhalb derselben in den als unecht bezeichneten stellen ein unterschied vorhanden sei. Dass ein älteres volksmässiges lied unserm epos zu grunde liege, gilt auch Kettner mit recht für ausgemacht; aber der überarbeiter hat nach Kettners meinung nicht bloss den überlieferten stoff mit seiner poesie umgeben, sondern ihn in derselben aufgehen lassen. Aus der betrachtung „ergeben sich nicht so wesentliche unterschiede zwischen dem ersten und zweiten teile, dass sie ihre absonderung von einander rechtfertigen, wol aber solche übereinstimmungen in den algemeinen anschauungen wie auch in einzelnen vorstellungen und äusserungen, die auf die einheit des verfassers schliessen lassen. Hierbei erin-

1) Die gesperten worte sind dieselben, wie in V.

nert manches an die in der spielmannsepik herschenden anschauungen; ja zu manchen der besprochenen stellen liessen sich parallelen aus einzelnen spielmannsepen beibringen. Aber während die spielleute sich mit vorliebe an die alten märchenhaften stoffe halten und das wunderbare und abenteuerliche oft bis zum absurden übertreiben, waltet hier ein psychologisch-ethisches interesse vor, welches das algemein menschliche in den vordergrund treten und das ganze epos aus einer sitlichen idee herauswachsen lässt".

Kann man bisher dem verfasser unbedingt beipflichten, so scheint er doch darin zu weit zu gehen, dass er jede möglichkeit, jüngere bestandteile zu erkennen und auszuscheiden, ableugnet und alle auffallenden unebenheiten und widersprüche damit zu erklären versucht, dass der dichter bloss mit dem mündlichen vortrage und einem hörenden publikum gerechnet habe. Es ist zwar sehr verdienstlich, dass Kettner auf diese lezte tatsache wider einmal nachdrücklicher hinweist und hervorhebt, dass in solchen für den vortrag vor einem grossen publikum ausschliesslich bestimten gedichten manche erscheinungen auf den leser oder gar kritiker einen wesentlich anderen eindruck machen müssen, als auf die hörer; aber es ist nicht zulässig, die kritik dadurch überhaupt unterbinden zu wollen.

Als abfassungszeit der uns vorliegenden dichtung nimt Kettner 1250—60 an.

FRIEDENAU, JUNI 1891. KARL KINZEL.

Dr. **Werner Cordes,** Der zusammengesezte satz bei Nicolaus von Basel. Leipzig, Gustav Fock. 1889. XI, 236 s.

Im wesentlichen hat Cordes dieselbe arbeit für Nic. von Basel geliefert, wie Roetteken für Berthold von Regensburg. Auch die anordnung berührt sich natürlich vielfach, nur dass Cordes bei der aufstellung und gruppierung der nebensatzarten den bisherigen gebrauch beibehalten hat. Ferner hat Cordes die satzverbindung, also die verbindung gleichwertiger (haupt-) sätze als eigenes kapitel an die spitze gestelt. Dann erst folgen die verbindungen von haupt- und nebensätzen, denen sich die verwendung von infinitiv und particip anschliesst; mit der darstellung des gebrauches des particips geht er ebenfals über Rötteken hinaus. Im einzelnen werden modus- und tempusgebrauch bei jeder einzelnen nebensatzart eingehend erörtert, hin und wider wird die wortstellung berücksichtigt. Da hätte ich nun den wunsch auszusprechen, dass zum schlusse ein zusammenfassendes kapitel modus- und tempusgebrauch, wort- und satzstellung bei Nicolaus behandelt hätte. Der den stoff beherschende autor hätte leicht zusammenstellen können, was sich der leser mühsam aus den einzelnen kapiteln zusammensuchen muss; damit wäre auch demjenigen, der uns die syntax des zusammengesezten satzes schreiben wird, ein wesentlicher gefallen geschehen. Aber auch dadurch, was ich besonders bei Cordes vermisse, dass auf die einschlägigen vorarbeiten beständig rücksicht genommen worden wäre. In der einleitung s. II werden wol einige syntaktische arbeiten citiert, die der verfasser benuzt hat[1], (ich vermisse darunter den IV. band der grammatik, der ja auch für den zusammengesezten satz manches bietet); in der darstellung selbst wird aber höchst selten auf die resultate anderer forscher hingewiesen. Es wäre aber doch höchst wünschenswert gewesen, wenn Cordes wenigstens immer auf Rötteken bezug

1) Sonderbarerweise heisst es da: „Von anderen arbeiten auf dem gebiet der syntax habe ich benuzt usw."; es geht aber keine nennung irgend einer syntaktischen arbeit voraus.

genommen und verglichen hätte, ob das, was er bei dem mystiker gefunden, mit dem sprachgebrauch Bertholds übereinstimme. In diesem falle hätte eine einfache verweisung auf den betreffenden paragraphen bei Rötteken genügt, im entgegengesezten hätte die divergenz besonders hervorgehoben werden müssen. Rötteken unterlässt es nicht, stets auf Erdmann oder Bock zu verweisen, obwol auch bei ihm eine rücksichtnahme auf die altdeutsche prosa, für die freilich noch keine erschöpfende syntaktische darstellung vorliegt, sich noch mehr empfohlen hätte als die auf Otfrid. Cordes hätte durch die gewünschte hinweisung auf die resultate Röttekens seinem buche einen viel grösseren praktischen wert verliehen. Durch eine genaue inhaltsangabe ist allerdings demjenigen, der die resultate dieser arbeit mit anderen einschlägigen arbeiten in verbindung setzen will, die sonst mühevolle arbeit in etwas erleichtert worden; wie denn die ganze arbeit an sich höchst dankenswert ist und hauptsächlich dadurch, dass sie einen prosaisten zum gegenstande hat und dessen sprachgebrauch so eingehend und sorgfältig darstelt, einen höchst erwünschten beitrag zur kentnis der mhd. syntax des zusammengesezten satzes repräsentiert.

ANNENHEIM AM OSSIACHER-SEE, SOMMER 1890. KARL TOMANETZ.

O. Mensing, Untersuchungen über die syntax der concessivsätze im alt- und mittelhochdeutschen mit besonderer rücksicht auf Wolframs Parzival. Kieler dissertation 1891. Leipzig, G. Fock. 80 s. 2 m.

Schon das ziel, das der verfasser sich in dieser arbeit gesezt hat, ist freudig zu begrüssen. Es ist fast das erste mal, dass versucht wurde, durch den ganzen zeitraum, den die alt- und mittelhochdeutsche syntax umspant, einen solchen längsschnitt zu ziehen. Der kurzschnitte haben wir ja mehr; aber die erkentnis des geschichtlichen zusammenhanges haben sie nicht immer in erwünschtem masse gefördert.

Der concessivsatz, enge verwant mit causal- und conditionalsatz, pflegte bisher meist nach ihnen und erst an dritter stelle behandelt zu werden, wenn die kraft an den ersten beiden satzverhältnissen sich erschöpft hatte, und wenn über das interesse an der begründung mannigfaltiger spielarten einer erscheinung der wunsch, zum abschlusse zu kommen, den sieg davon trug. Da war es schon dankenswert, eine ungebrochene kraft von vornherein ganz den problemen des concessivsatzes zuzuwenden. Ausserdem hat der verfasser in der fülle von stoff[1], die er zusammengetragen hat, eine rühmliche arbeitsfreudigkeit bewiesen und bekundet in der beherschung der einschlägigen litteratur eine sachkentnis, die nicht bloss bei einer erstlingsarbeit erfreuen würde.

So konte dem verfasser denn auch der erfolg nicht ausbleiben, dass er unsere kentnis des concessivsatzes in ganz bestimten punkten entschieden gefördert, in einigen vielleicht für absehbare zeit abschliessend bestimt hat. Die entwickelungsgeschichte der partikel *doch* und ihres späteren ersatzes durch *so wie sô,* mhd. *swie* dürfte hier für lange die form gefunden haben; auf die fügungen mit *al* und *alein, al eine* fält hier überhaupt zum ersten male helleres licht. Weniger glücklich ist die darstellung der

1) Die von Mensing nur beiläufig behandelten concessivsätze im mhd. volksepos waren gleichzeitig von einem anderen mitgliede des Kieler germanistischen seminars, herrn H. Kuhlmann, in angriff genommen, dessen dissertation mitlerweile ebenfals erschienen ist.

conjunctionslosen fügungen ausgefallen. Hier hat wol die oben gerühmte energie, mit der der verfasser auf den concessivsatz sich beschränkt hat, nachteilig gewirkt. Hier vor allem galt es, den concessivsatz sicher von anderen satzverhältnissen abzugrenzen, concessiven inhalt und concessive formen (wenn der ausdruck erlaubt ist) zu scheiden; dazu war eine vollere kentnis vor allem des conditionalsatzes nötig. Ausserdem war für diese darstellung die auffassung, die Mensing vom conjunctiv im concessivsatze gewonnen hat, verhängnisvoll. Mensing leitet ihn (vgl. s. 7) für das ganze satzverhältnis im grunde aus einer quelle ab, aus einer verblassten unterart des jussiven optativs, die auf dem „persönlichen interesse“ des redenden an der verbaltätigkeit beruhe. Man darf dieser auffassung wol den vorwurf nicht ersparen, dass sie im bestreben, einen einheitlichen ausgangspunkt zu gewinnen, den verkehrten weg einschlage, nämlich den endpunkt zum ausgangspunkt mache. Sinliche kraft komt ja doch dem bedeutungsgehalte der formen ursprünglich zu; erst im gebrauche nützen sie sich ab und verblassen, so dass für ganze gruppen die einigende formel möglich wird. Es wäre verfehlt, vom verfasser verlangen zu wollen, dass er uns aus der älteren deutschen syntax, die so sehr auf lateinischen füssen steht, den ganzen vorgang in historischer entwicklung herausschäle. Aber verdienstvoll wäre es gewesen, wenn er die ersichtlich jussiven fassungen, die er für den concedierten satz zu verzeichnen hat (vgl. die imperative auf s. 11 u. a.), zunächst von den ersichtlich hypothetischen fassungen geschieden und dann in schärferer gliederung der conjunctionslosen conjunctive die untersuchung gewagt hätte: in wie weit haben auch sonst der wille oder die reflexion das „persönliche interesse“ des redenden im concessivsatze beeinflusst? Auf diese weise wäre auch die gliederung der ganzen arbeit vielleicht übersichtlicher geworden.

Der verfasser begint nach kurzen vorbemerkungen, in denen vor allem seine litteraturkentnis voll befriedigt, mit der definition des concessivverhältnisses, die eine etwas breite fassung erhalten hat. Die concession ist allerdings ein zugeständnis, aber es wird nicht zugestanden, „dass das eintreten eines ereignisses seiner natur nach im stande gewesen wäre, das eintreten eines andern zu verhindern“; vielmehr wird dem einen satzinhalt eine gewisse geltung eingeräumt, deren grenze der zweite satzinhalt feststelt. Das besondere hierbei ist, dass beide sätze auch in einem gewissen causalverhältnis stehen; nach dem gesetze der causalität scheint der eine satz den andern auszuschliessen, aber trotzdem wird gerade für den zweiten die forderung der realität erhoben. Hieraus ergeben sich dann für den ersten satz zweierlei möglichkeiten: entweder seine realität überhaupt wird durch den zweiten erschüttert; oder die folgerungen, die aus ihm gezogen werden können, werden negiert. Wir sehen also, der concessivsatz enthält neben der concession eine combination von adversativen, causalen und hypothetischen momenten.

Diese momente hätte referent gewünscht, in breiter darstellung auseinander gelegt zu sehen unter straffer abgrenzung des concessivsatzes von den übrigen satzarten. Damit hätte sich kap. I „Algemeine bemerkungen über satzform und modus der concessivsätze“ mit kap. II „Conjunctionslose concessivsätze“ zu gemeinsamer darstellung vereinigen lassen, während die folgenden kapitel dann entsprechend den kapiteln III—VI bei Mensing die partikeln und pronomina einzeln behandeln konten, die in das concessivgefüge übergetreten sind: *doch, swer* und seine ableitungen, *al* resp. *alein,* conditionale, causale, comparative partikeln. Das VII. kapitel „Historische übersicht über den gebrauch der verschiedenen formen des concessiven neben-

satzes" hätte dann allerdings auch etwas andere gestalt gewonnen; aber es ist schon in der jetzigen eine sehr dankenswerte leistung.

Noch manches hätte referent beizufügen: kleine ausstellungen wie gelegentliche ungleichheit in der reihe der belege (sie springen manchmal vom ältesten ahd. gleich zu Parzival über, s. 40 oben) oder versuche einer anderen erklärung, als Mensing sie gegeben hat (so zu § 62). Aber es wäre das beiwerk geeignet, die mit voller überzeugung dargebrachte anerkennung in schiefes licht zu rücken. Und anerkennung gebührt dieser fleissigen und fördernden arbeit in reichem masse!

HEIDELBERG, APRIL 1891. H. WUNDERLICH.

NEUERE SCHRIFTEN ÜBER HANS SACHS.

Neben den zahlreichen volkstümlichen darstellungen von dem leben und wirken des Hans Sachs ist die wissenschaftliche litteratur über diesen gegenstand noch nicht zu einer der bedeutung des mannes entsprechenden entwicklung gekommen, weil die vorbedingungen dazu bisher nur sehr unvolkommen erfült sind. Vor allen dingen ist die gesamtheit seiner werke nicht leicht zügänglich. Die wichtigste grundlage einer algemeinen beschäftigung mit Hans Sachs wird erst gelegt sein, wenn die von A. von Keller begonnene und von Edmund Goetze fortgesezte ausgabe des litterarischen vereins vollendet sein wird. Diese ausgabe, zunächst nur geplant als widerabdruck der Nürnberger folioausgabe, ist gegenwärtig mit dem 18. bande bis zum beginn des 5. (lezten) bandes dieser ausgabe gediehen, dessen abdruck noch den 19. und 20. band füllen wird. Der 21. band soll die bisher ungedruckten meistersängerischen stücke und diejenigen enthalten, die in der Nürnberger ausgabe keinen platz gefunden haben. Mit dem 22. bande wird die ausgabe vollendet werden. Dieser soll die ausführlichen register, eine zeitlich geordnete aufzählung sämtlicher werke, also auch der meistergesänge mit den erreichbaren bibliographischen angaben bringen. Diese aufzählung und zeittafel wird eines der wichtigsten hilfsmittel zur beurteilung der dichterischen tätigkeit des Hans Sachs sein; und sie wird wol auch den von Goedeke gewünschten abdruck der Sachsischen meisterlieder in der hauptsache entbehrlich machen.

Wenn dann die vollendete erneuerung der folioausgabe den zugang zu dem gesamten text des Hans Sachs (abgesehen von den meisterliedern) in freilich auch immer noch beschränktem masse ermöglicht, dann werden auch die aufgaben, die der Sachs-forschung noch gestelt sind, mehr in angriff genommen werden können. Das ist zunächst eine grammatische und lexikalische bearbeitung des sprachstoffes, der uns erst dadurch, dass die neue ausgabe vom 13. bande an soweit möglich auf die handschriften zurückgeht, in zuverlässiger form geboten wird. In dieser beziehung ist so gut wie alles noch zu tun. Karl Frommann muste sich in seinem „Versuch einer grammatischen darstellung der sprache des Hans Sachs" (Nürnberg 1878. 1. teil: lautlehre) auf drucke beschränken; denn auch die ersten bände der Kellerschen ausgabe begnügen sich mit einem widerabdruck der ziemlich fehlerhaften ersten folioausgabe. Erst Goetze hat in seiner ausgabe des hürnenen Seufried und in den 7 bändchen der fastnachtspiele (Hallesche neudrucke 1880—1887) so wie in der grossen ausgabe soweit möglich die handschriften zu grunde gelegt. Frommanns arbeit ist daher mehr als ein beitrag zur kentnis des Nürnberger dialekts im 16. jahrhundert, und insofern als eine vorarbeit zur Sachs-forschung zu betrachten. —

Für die lexikalische bearbeitung liegt eine unschätzbare grundlage im Schmellerschen wörterbuche vor; doch kann dies natürlich bei dem ausserordentlichen umfange der Sachsischen werke nicht erschöpfend sein und lässt einer genaueren bearbeitung noch breiten spielraum; auch fehlt noch manches wort.

Verhältnismässig am meisten angebaut ist das gebiet der quellenuntersuchungen. Hierher gehört zunächst die schrift von Fr. M. Thon, Das verhältnis des Hans Sachs zu der antiken und humanistischen komödie. Halle a. S. 1889. Freilich enthält der gedruckte teil der dissertation, in deren inhaltsangabe zwei hauptteile mit je vier unterabteilungen genant sind, nur die ersten beiden abschnitte des ersten hauptteiles. Thon führt in dem ersten dieser abschnitte den gedanken von Gervinus weiter aus, dass das 15. und 16. jahrhundert das Aristophanische zeitalter unserer litteratur sei. Besonders führt er die zahlreichen allegorien des Hans Sachs, die form der kampfgespräche und klagreden auf Aristophanes zurück; sie seien ihm durch die humanisten Bebel, Erasmus, Hutten, und diesen wider durch des Aristophanes nachahmer Lukianos vermittelt worden. Im zweiten abschnitt weist Thon nach, dass die „Comedia, darin die göttin Pallas die tugend und die göttin Venus die Wollust verficht“, vom 3. febr. 1530, auf der „Voluptatis cum virtute disceptatio“ des Benedictus Chelidonius, der als Benediktiner im Aegidienkloster der vaterstadt des Hans Sachs lebte, beruht; sowie dass das kleine spiel, das der Schweizer Jacob Funckelin in sein spiel vom reichen mann und armen Lazarus einlegte, nicht, wie Goedeke meinte, eine nachahmung des Sachsischen stückes ist, sondern gleichfals auf die disceptatio des Chelidonius zurückgeht. Dagegen ist das im jahre 1536 von Georg Rhaw in Wittenberg gedruckte „Lustspiell vnn vast ehrliche Kurtzweile“, das den gleichen inhalt hat und dessen verfasser sich einen „vleissigen ehrliebenden Studenten“ nent, weder eine neue auflage noch ein nachdruck, sondern „eine lüderliche abschrift und teilweise periphrase der Sachsischen komödie“. Dazu kann der student allerdings nur eine auf unbekante weise in seine hände gekommene, sehr eilfertige, lücken- und fehlerhafte abschrift des Sachsischen manuscriptes benuzt haben. Wie sich Hans Sachs mit der lateinischen sprache des originals abgefunden hat, darüber können wir nur vermutungen hegen. Thon nimt als wahrscheinlich an, dass er mindestens ein glossiertes und überschriebenes exemplar der lateinischen komödie benuzt habe; denn ganz ohne gelehrte beihilfe habe er sicher nicht übersetzen können. Sicher nicht; aber darin hat Thon wol recht, dass er nicht — wie manche z. b. beim Hekastus wollen — lediglich eine übersetzung benuzte; auf eine unmittelbare benutzung des lateinischen textes lässt z. b. eine stelle im Hecastus v. 1053 schliessen, wo der teufel den tod „schwester“ nent. In einem excurse gibt Thon ein verzeichnis der personificationen und belebungen von abstraktis, tugenden, lastern, zuständen usw. bei Hans Sachs; wir ersehen daraus, wie gross die allegorisierungslust des dichters war. In einem zweiten excurse wird des Beroaldus Declamatio contra scortatorem et de ebrioso Aleatorem als quelle des kampfgespräches zwischen buhler, spieler und trinker angegeben. Ein anderer excurs gibt nachweise über das vorkommen des dreireims schon vor Hans Sachs und macht es wahrscheinlich, dass die Reuchlinsche vorlage zum Henno der anlass war, dass Hans Sachs wenige tage nach abfassung des Henno im Pluto den dreireim im prolog und an den aktschlüssen consequent anwante. Hoffentlich findet Thon noch gelegenheit, auch die übrigen teile seiner schrift zu veröffentlichen; sie ist ein wertvoller beitrag zur frage nach den von Hans Sachs benuzten quellen und fördert die erkentnis seiner art zu arbeiten.

Karl Drescher veröffentlichte als Berliner dissertation 1890: Studien zu Hans Sachs. I. Hans Sachs und die heldensage. Abschnitt I und VII. (39 s.) Der erste abschnitt behandelt „den hürnen Seufried". Bemerkenswert ist besonders die untersuchung über den 7. akt. Für das ganze ist die quelle das Siegfriedslied und das gedruckte heldenbuch; aus diesem ist der 6. akt entnommen, und zwar aus dem rosengarten. Bezüglich der abweichungen des 7. aktes von der quelle weist Drescher darauf hin, dass bei Hans Sachs gewisse personentypen, situationen, einkleidungen regelmässig widerkehren und dass er oft auch entferntere andeutungen seiner vorlage aufgreift, um ihm geläufige schemata zu entwickeln. Die wendung, dass Siegfried schlafend im walde ermordet werde, gehe auf eine anregung aus dem heldenbuch (Gedicht vom tode kaiser Ortnits) zurück; das schlafen im walde kehrt bei Hans Sachs in einleitungen, einkleidungen häufig wider. Für das verhalten der überlebenden gattin sei ebenfals diese vorlage massgebend; das auffinden der leiche durch die gattin sei vielleicht einem von Hans Sachs vielfach behandelten stoffe, „Der ermördt Lorenz" (nach Boccaccio) nachgebildet. Die untersuchung wirft auch ein hübsches licht auf die schaffensarbeit des Hans Sachs, und zeigt namentlich, wie er mit dem stoffe ringend die von ihm hineingetragenen anschauungen nicht immer festzuhalten vermochte (z. b. die Seufrieds als eines misratenen sohnes), und wie er andrerseits mancherlei durch freie gestaltung verbesserte.

Der andere abschnitt beschäftigt sich mit der sage von der königin Teutelinde, von Hans Sachs zweimal behandelt (Meistergesang: Die königin mit dem meerwunder vom 15. sept. 1552 und spruchgedicht: Historie, königin Deudalinde mit dem meerwunder vom 25. mai 1562). Der meistergesang hat als quelle wol einen einzeldruck, der später in Kaspars von der Roen heldenbuch aufgenommen wurde; das spruchgedicht stelte Hans Sachs lediglich aus dem meistergesange her und gibt darin wol aus misverständnis der lezten verse: „das es niemant erfure im Lamparter lant — tut die cronica sagen" die Lamparter chronika (III. buch der dän. chronik von Albert Kranz) als quelle an. Als grund, warum Kaspar von der Roen in seinem heldenbuch den namen der Teutelinde nicht nent, vermutet Drescher die rücksicht darauf, dass Teutelinde als schützerin des katholischen glaubens in Italien in der kirche in hohem ansehn gestanden habe und dass daher die erzählung eines so schimpflichen abenteuers von ihr hätte anstoss erregen können. Dem in aussicht gestelten nachweise, dass die gedichte des Kaspar v. d. Roen und Hans Sachs litterarische fixierung alter sagen seien, sowie überhaupt der fortführung der umsichtig geführten untersuchungen Dreschers darf man mit guten erwartungen entgegensehen.

Ebenfals mit einer vergleichung einer dichtung des Hans Sachs mit ihrer quelle beschäftigt sich Max Herrmann in seiner ausgabe der deutschen schriften des Albrecht von Eyb (2. band: Dramenübertragungen, Berlin 1890). Den nachweis, dass Hans Sachs zu seiner komödie Monechmo die Eybsche übertragung als vorbild gehabt habe, hat schon Günther in seiner dissertation (Plautus-erneuerungen in der deutschen litteratur des 15.—17. jahrhunderts. Leipzig 1886.) geliefert. Herrmann gibt noch genauer den illustrierten druck des spiegels der sitten vom jahre 1518 als vorlage an und zeigt in einer genau durchgeführten vergleichung beider stücke, dass Hans Sachs das stück durch sehr bedeutende kürzungen und auslassungen wesentlich geändert und ihm einen ganz andern charakter gegeben hat. Es kam ihm offenbar darauf an, viel sinnenfällige handlung zu geben, und er tat dies auf kosten der feinheit des dialogs. Nicht mit unrecht nent daher Herrmann das stück eine der verfehltesten schöpfungen des Hans Sachs.

Auch für die forschung nach den quellen und der arbeitsweise des Hans Sachs wird die für den 22. band der Tübinger ausgabe geplante zusammenstellung ein ausserordentlich bequemes hilfsmittel bieten.

Das ausführlichste zusammenfassende werk über Hans Sachs, das wir gegenwärtig überhaupt besitzen, stamt aus einer französischen feder. Es heisst: Un poète allemand au XVIe siècle. Etude sur la vie et les oeuvres de Hans Sachs par Ch. Schweitzer, professeur aggrégé de l'université, docteur de lettres. Paris 1887 [ausgegeben erst 1889]. XXI und 179 s.

Schweitzer schreibt für einen französischen leserkreis und hat daher sein buch auf viel breiterer grundlage angelegt, als z. b. J. L. Hoffmann, der ja die seinem buche über Hans Sachs (Nürnberg 1847) zu grunde liegenden vorträge vor Nürnberger hörern gehalten hatte. Aber Schweitzer hat sehr richtig gesehn, dass es mit Hans Sachs ähnlich ist, wie mit seinem um drittehalb jahrhunderte jüngeren landsmann Grübel. Von dessen gedichten sagte Goethe in der Jenaer Alg. litt.-ztg. 1805 (Hempels ausg. 29, 415): „Um sie völlig zu geniessen, muss man Nürnberg selbst kennen, seine alten grossen städtischen anstalten, kirchen, rat- und andere gemeindehäuser, seine strassen, plätze und was sonst öffentliches in die augen fält; ferner solte man eine klare ansicht der kunstbemühungen und des technischen treibens gegenwärtig haben, wodurch diese stadt von alters her so berühmt ist, und wovon sich jezt noch ehrwürdige reste zeigen". Daher lässt Schweitzer dem ersten kapitel, das einen lebensabriss des dichters gibt, sogleich im zweiten kapitel eine ausführliche schilderung des alten Nürnberg folgen, während sich das dritte mit der reformation und das vierte mit den politischen verhältnissen und ereignissen der zeit befasst. Auf diesem hintergrunde schildert Schweitzer dann immer in engem anschluss an die einschlägigen erzeugnisse der Sachsischen muse die gestalt des wackeren Nürnberger bürgers, der seine vaterstadt warm liebte und begeistert ihr lob sang; des mannhaften und erfolgreichen vorkämpfers der neuen lehre, der dabei doch mit milde und besonnenheit vor überhebung und unnötiger schärfe warnte; endlich des vaterlandsliebenden mannes, der mit heller stimme zum kampfe gegen die türken mahnte, der die inneren zwistigkeiten aufs tiefste beklagte und gegen die vertreter und verüber der gewalt seine kampflieder ertönen liess. Nach einer zusammenfassenden übersicht der werke des Hans Sachs und ihrer hauptsächlichen arten (kap. 5) folgen in einzelnen abschnitten: der sittenprediger, der meistergesang, der humoristische dichter, die moral der humoristischen dichtungen, das fastnachtspiel, biblische und weltliche schauspiele und verschiedene arten von gedichten. Ein schlusskapitel (das 13.) gibt eine zusammenfassende darstellung des gewins der betrachtung. Ein anhang bietet den wortlaut des im 9. kapitel angezogenen schwanks: Der ainfeltig müller mit den spitzbuben, der um seiner länge willen hierher verwiesen ist, während sonst die zugehörigen textstücke in fussnoten gegeben sind. Dann folgt noch eine anzahl ungedruckter stücke, und zwar: Der maler mit dem thumprobst nach einer Dresdner handschrift als spruchgedicht; und ebenso als meistergesang und als spruchgedicht gegenübergestelt: Die gertnerin mit dem pock; ferner mehrere spruchgedichte nach Dresdner, Zwickauer, Berliner, Leipziger handschriften. Beigegeben ist eine photographische nachbildung eines handschriftlichen blattes (Anfang des meisterliedes Die gertnerin mit dem pock) und ein abdruck der melodie der Silberweis nach dem zweiten bande der meisterlieder zu Zwickau. Dem ganzen voraus geht ein verzeichnis der benuzten handschriften und bücher, an das sich eine geschichtliche nachricht und eine übersicht des gesamten handschriftlichen bestandes sowol der von

Hans Sachs geschriebenen wie der abschriften anschliesst. Den schluss des buches bildet ein abschnitt über sprache und metrik des Hans Sachs, auf den später noch zurückzukommen sein wird.

Schweitzer zeigt in seiner darstellung die umfassendste kentnis, das beste verständnis und eine warme liebe für den von ihm geschilderten dichter; ebenso ist ihm eine sorgfältige benutzung aller vorarbeiten nachzurühmen. Mehrfach geht er selbständig über seine vorgänger hinaus. Er bricht erstens ganz entschieden mit allen überlieferungen über das leben des Hans Sachs, die ihre quelle nur in einleitungen oder einkleidungen seiner gedichte haben; bisher war man teilweise nur sehr zaghaft an die ausmerzung derselben gegangen. So bestreitet Schweitzer z. b. die teilnahme des Hans Sachs am feldzuge Karls V. nach Frankreich und seine dienstleistung als jäger bei kaiser Maximilian in Innsbruck (Einleitung zu dem spruchgedicht „Die unnütz fraw Sorg“), an welchen noch Goedeke-Tittmanns 2. ausgabe festhielt. Auch den einleitungen gegenüber, aus denen man schliessen zu sollen meinte, dass Hans Sachs trotz seiner drei häuser in Nürnberg in der vorstadt Wöhrd gewohnt habe (das G e s e l l e n s t e c h e n, H i s t o r i a v o n d e m k e i s e r l i c h e n S i e g i n A p h r i c a, H a n s U n f l e i s s), verhält sich Schweitzer mit recht durchaus zweifelnd. Dagegen nimt er an, dass das buhlscheidlied vom 1. sept. 1513 (Ach ungelück, wie hastu) aus persönlicher erfahrung hervorgegangen sei und den ausdruck wirklicher empfindung enthalte. Dieses lied aber ist so wenig individuell, so algemein gehalten und findet seine seitenstücke an so viel andern ähnlichen liedern, dass man es doch wol richtiger für eine schulübung hält, wie so viele andere. Aus ihm zu folgern, dass auch Hans Sachs, wie andere grosse dichter, seine lieder mit seinem herzblute geschrieben habe, heisst wol seinem poetischen ingenium alzugrosse ehre antun.

Zweitens hebt Schweitzer sehr richtig hervor, dass Hans Sachs der dichtkunst vom meistergesang aus gewonnen worden ist, dass er also in erster linie meistersinger war; die gründe, warum er trotzdem seine meisterlieder nicht veröffentlicht hat, gibt Schweitzer sehr richtig an: die hauptsache war wol das verbot einer drucklegung durch die meistersingergemeinschaft. Dass er sonst möglichst für verbreitung seiner lieder in den kreisen der schulfreunde bemüht gewesen ist, sehen wir ja, wie Schweitzer hervorhebt, daran, dass er sie selbst vielfach abschrieb und so verbreitete. Für grössere kreise geeignete stoffe bearbeitete er dann auch sehr häufig in spruchform. Ob er sie der form nach seinen spruchgedichten für gleichwertig gehalten habe, wird sich schwer entscheiden lassen; jedenfals sind sie es nicht. In den spruchgedichten, wo er nicht unter dem zwange eines oft gekünstelten metrums steht, gestattet er sich die freiheiten viel weniger, deren er sich in den meisterliedern so häufig bedient: zerschneidung eines wortes am versende (gebrochener reim) oder anfügung eines unorganischen *e* (z. b. bei den starken praeteritis), um einen klingenden ausgang zu erzielen (anhang) und andere wilkürlichkeiten, die zwar durch die tabulatur verboten waren, aber doch bei Hans Sachs nicht selten sind.

Bezüglich der dramen macht drittens Schweitzer die sehr treffende bemerkung, dass Hans Sachs vom biblischen drama aus zum weltlichen drama gekommen ist, als dessen schöpfer man ihn ansehn muss. Dadurch erklären sich viele mängel seines weltlichen dramas. In den biblischen stücken standen die charaktere von vornherein fest; jede der dort auftretenden personen hatte feste umrisse. Die aufgabe des dichters lag daher weniger in der charakteristik, als in der führung der handlung. Indem nun Hans Sachs diese grundsätze auf das weltliche drama übertrug und die charakteristik den geschehnissen gegenüber zurücktreten liess, bekamen seine dramen

etwas skizzenhaftes, unfertiges, nur angedeutetes; die befriedigung des stofhungers der zuschauer stand zu sehr im vordergrunde. Dabei muss aber doch hervorgehoben werden, dass die dramen auch des Hans Sachs durch die aufführung wesentlich gewonnen haben müssen; denn gerade solche nur den umrissen nach angedeuteten gestalten sind einer volleren ausführung durch die darstellung nicht nur bedürftigs sondern auch in geschickten händen in hohem grade fähig. Und wenn es nun auch bloss liebhaber, handwerksgenossen und bürgerssöhne waren, die die stücke des Hans Sachs aufführten, so ist doch andererseits sicher der umstand den ausführungen zu gute gekommen, dass der dichter selbst in den meisten fällen stücke und rollen einübte. Freilich sind ja die grenzen des dramatischen schaffungsvermögens des Hans Sachs ziemlich eng; aber Schweitzer hat volkommen recht, wenn er darauf hinweist, dass jede zeit sich bei der darstellung vergangener zeiten in einer zwangslage befindet. Auch die scheinbar objektivsten, die nach genauestem orts- und zeitkolorit streben, tragen in die darstellung vergangener zeiten stets etwas subjektives hinein. Um so mehr ist das der fall bei der naiven anschauung des 16. jahrhunderts, das die schlachten des römischen altertums durch landsknechte illustriert, die mit trommeln und fahnen gegeneinander vorrücken. Der naive dichter wird auch schliesslich keine andern menschen darstellen können als die er selber kent. Und so sind es denn auch stets ehrsame Nürnberger bürgersleute, die wir bei Hans Sachs antreffen, auch wenn es gilt, könige, ritter und helden der vorzeit darzustellen. Das mus, freilich mitunter komisch wirken; aber mit recht erinnert Schweitzer daran, dass auch Racines gestalten nur leute sind, wie er sie kent, herren vom hofe Ludwigs XIV; aber eben da diese den höchsten geselschaftskreisen entstamten, war er dadurch für seine dramatischen schöpfungen, die auch grosse herren vorführten, im vorteile.

In bezug auf die aufführungen der Sachsischen stücke durch den dichter selbst ist Schweitzer der erste, der die von R. Genée in seinen lehr- und wanderjahren des deutschen schauspiels gegebenen nachweisungen benuzt, die dieser den mitteilungen des dr. Wilhelm Loose aus den Nürnberger ratsprotokollen verdankt[1]. Neu ist auch die mitteilung, dass der 5. band der spruchgedichte, der sich in Berlin befindet, saphica, d. h. lyrische strophen enthält, die bestimt waren, in den pausen der vorstellungen der Griselda und der tragödie Gismunda gesungen zu werden. Bei den allegorien endlich, denen Schweitzer wol mit recht im ganzen wenig dichterische bedeutung beilegt, macht er vielleicht im anschluss an Lucä (Preussische jahrbücher bd. 58) die ansprechende bemerkung, dass die phantasie des Hans Sachs, die ja in diesen stücken, den allegorien, kampfgesprächen, personifikationen usw. am freiesten sich ergehen kann, sich wahrscheinlich an den werken Albrecht Dürers geschult und beflügelt habe.

Weniger vertraut als mit dem inhalt der dichtungen des Hans Sachs und weniger glücklich als in deren dichterischer würdigung ist Schweitzer bei darstellung der sprache und metrik des Hans Sachs. Bezüglich der sprache liegen allerdings noch wenig vorarbeiten vor. Eine erschöpfende darstellung erklärt Schweitzer auch gar nicht geben zu wollen; nur eine algemeine vorstellung von der sprache des dichters will er seinen lesern verschaffen. Ob dieser zweck zweckmässig ist, und ob er durch die etwas zusammenhanglosen bemerkungen über phonetik und grammatik des Hans Sachs erreicht wird, darüber liesse sich wol streiten. Jedesfals hat sich

1) Diese Nürnberger ratsverlässe hat V. Michels neuerdings bearbeitet und die ergebnisse im dritten bande der Vierteljahrsschrift für litteraturgeschichte veröffentlicht.

Schweitzer, obwol er geborener Elsässer ist, doch nicht genügend mit der älteren deutschen sprache beschäftigt; es finden sich daher manche misverständnisse und irtümer. Unvolständig ist z. b. das über die bedeutung von *ue* bei Hans Sachs gesagte, und die beispiele sind teilweise unrichtig. *ue* steht für den umlaut von *u (thuer, dueck)* oder für mhd. *uo (clueg, genueg)* oder für mhd. *üe*, den umlaut zu *uo (duecher, puecher)*. Diese lezten worte bringt aber Schweitzer s. 458 als beispiele dafür, dass *ue* = *uo* sei. In dem vocabularium gehen nürnbergische idiotismen, mundartliche formen, alte worte und solche, die auch heute noch gebräuchlich sind, bunt durcheinander. Auch hier laufen irtümer unter: *gaden* heisst nicht tor, *fron* ist weder adj. noch heisst es heilig; *sturtzel* darf nicht so ohne weiteres = *wurzel* gesezt werden; *entwiht* ist nicht = *entweiht* (ein irtum, den Schweitzer vielleicht von Arnold, dem herausgeber der auswahl in der Kürschnerschen nationallitteratur, übernommen hat), sondern eine andere form für *enwiht*, *niwiht*, *niht* = *nichts; nechten* und *heint* werden als gleichbedeutend hingestelt *(la nuit dernière)*, während das zweite auch und zwar wol meistens die auf den heutigen tag folgende nacht, die nächste nacht, bezeichnet. In der syntax ist als beispiel der ellipse des artikels angeführt: *an kopf schlagen, er schaut in zettel*. Hier liegt aber nur zusammenziehung vor, wie bei Goethe in Götz von Berlichingen: *in turm werfen*. Beim genetiv ist ausser acht gelassen, dass er häufig von der negation bedingt ist; dahin sind die unter andere rubriken gebrachten beispiele zu ziehen: *ich bin sein nimmer; sie sach sein nit;* auch wol *ich hab nie gelex*, doch erklärt sich der partitive genitiv hier auch ohne negation. Überhaupt sind die in der syntax angeführten beispiele schwer zu beurteilen, da sie ohne stellenangabe stehen und daher nicht nachgeprüft werden können; vielleicht dürfte sich manchmal eine andere erklärung als besser ergeben. — Das s. 475 angeführte beispiel eines anakoluths erscheint nicht als solches, wenn man den voraufgehenden relativsatz in konditionalem sinne nimt.

Die bemerkungen über die verskunst des Hans Sachs stützen sich auf Sommer (Rostocker diss. 1882). Bei der heranziehung des mhd. zur erklärung des umstandes, dass Hans Sachs auch ableitungssilben betont, lässt Schweitzer ausser acht, dass dort die ableitungssilben neben den stamsilben betont werden, während Hans Sachs die stamsilben in den schwachen, die ableitungssilben in den starken versteil sezt. Die haupterklärung liegt wol darin, dass — wie auch Schweitzer ausführt — durch die vortragsweise der meistersinger der unterschied zwischen betonten und unbetonten silben sehr verwischt und dadurch almählich das ohr für den unterschied unempfindlich wurde. Bezüglich der gleitenden reime scheint Schweitzer anzunehmen, dass sie wie klingende gesprochen wurden: *adelich* = *adlich, beleydigen* = *beleyding*. Doch lassen andere gleitende reime, z. b. *mechtiger*, *brechtiger* (K.-G. VIII, s. 856) eine derartige zusammenziehung nicht zu; hier musten drei silben hörbar sein. — Die lezte bemerkung in der metrik, dass Schiller sich die alte gewohnheit des dreireims in seinen dramen angeeignet habe, beruht wol auf dem misverständnisse einer stelle aus dem von Schweitzer angeführten programme des unterzeichneten über reimbrechung und dreireim im drama des Hans Sachs. Schiller hat in Wallensteins lager die reimbrechung und in verbindung damit den dreifachen und vierfachen reim sehr mannigfach verwendet; auch hat er längere ungereimte reden in seinen dramen durch zwei gereimte zeilen abgeschlossen (wie vor ihm Shakespeare) und dadurch eine ähnliche wirkung erreicht wie Hans Sachs durch den dreireim am schlusse seiner reimpaare.

Trotz dieser kleinen ausstellungen am anhang des buches muss das gesamturteil doch dahin abgegeben werden, dass das Schweitzersche buch das beste und ausführlichste ist, das wir über Hans Sachs besitzen. Wenn auch in sprachlicher beziehung nicht auf der höhe stehend, gibt es doch von der persönlichkeit des Hans Sachs und seiner dichterischen wirksamkeit eine auf reicher belesenheit fussende, umfassende, in den hauptzügen richtige, in der form so fesselnde und — ich möchte sagen — liebenswürdige darstellung, dass wir uns nur freuen können, einen so kundigen und beredten herold unseres dichters in Frankreich gefunden zu haben. Vor allem ist die liebevolle versenkung in unsere vergangenheit und das richtige verständnis dafür sehr erfreulich und schätzenswert.

Noch seien drei kleinere deutsche arbeiten über des Hans Sachs leben erwähnt. In der Algem. deutschen biographie hat Edmund Goetze auf 15 seiten die gesicherten ergebnisse kurz zusammengefasst. Er räumt — nach dem vorgange Schweitzers — mit den aus den einleitungen und einkleidungen genommenen biographischen angaben gründlich auf und gibt eine übersichtliche geschichte der Sachsischen dichtung. Von den ausgaben werden die Nürnberger, die Kemptener und der Stuttgarter neudruck besprochen. Die über den lezten gegebenen mitteilungen sind oben schon angeführt worden.

In zweiter auflage, aber mit durchgreifenden veränderungen, ist erschienen: Hans Sachs, Sein leben und seine dichtungen von E. K. Lützelberger, neu bearbeitet und vermehrt von Karl Frommann. Nürnberg 1891. 283 s. 8. Die schrift ist ihres charakters als gelegenheitsschrift (zur einweihung des Hans Sachsdenkmals) jezt entkleidet und hat durch die bessernden und erweiternden zusätze an wert und zuverlässigkeit gewonnen. Frommann ist bei den texten überall auf die ältesten zugänglichen quellen zurückgegangen und hat dadurch manche stelle gebessert; ob die beibehaltung der alten schreibweise für die zwecke dieser ausgabe sich empfahl, konte zweifelhaft erscheinen. Unter den vorgängern des Hans Sachs im fastnachtspiel wird auch Peter Probst genant. Für die darstellung der dramen ist Genée benüzt, der von früheren herausgebern, z. b. Arnold, unverdienter weise unberücksichtigt geblieben war.

Endlich ist als 19. band der Bayerischen bibliothek ein Hans Sachs von Edmund Goetze erschinen, mit zeichnungen von Peter Halm (Bamberg 1890. 76 s.). Durch ausführliche analysen wird eine anschauung vom gedankenkreise und der entwicklung des dichters gegeben. Litterarische nachweise und excurse sind in die anmerkungen am ende des büchleins verwiesen. Unter den deutschen schriften über Hans Sachs ist diese, soweit nicht proben gewünscht werden, die ausführlichste und unterrichtendste. Auch die abbildungen (bildnisse des Hans Sachs, gleichzeitige stadtbilder, eine singschule, ein kurzes autograph des dichters) bilden schätzbare ergänzungen.

FREIBERG. M. RACHEL.

Schriften zur germanischen philologie, herausgegeben von dr. **Max Roediger,** IV. heft: Deutsche schriften des Albrecht von Eyb, herausgegeben und eingeleitet von **Max Herrmann.** I. Das Ehebüchlein. Berlin, Weidmann 1890. LII und 104 s. 6 m.

Vorliegende ausgabe des Ehebüchleins, welchem laut angabe auf dem umschlage demnächst die Dramenübertragungen desselben verfassers (Plautus,

Ugolino, Pisani) folgen werden, ist um so freudiger zu begrüssen, als bisher ein vollständiger neudruck dieses für die kentnis der deutschen prosa vor Luther überaus wichtigen buches überhaupt nicht vorhanden war. Denn die zierliche, 1879 bei Max Fassheber in Sondershausen erschienene, von Karl Müller besorgte ausgabe des Ehestandsbüchleins, wie es hier genant wird, ist für jenen zweck nicht zu verwenden, da sie eine für ein grösseres publikum berechnete sprachliche erneuerung des alten druckes bietet, von demselben auch nur etwa $^4/_5$ enthält, indem namentlich solche stellen übergangen sind, „deren inhalt für die heutige leserwelt nicht recht geeignet erschien", wie die Albanuslegende (s. 91 fgg. des Herrmannschen neudruckes). — Die einleitung behandelt ausschliesslich fragen bibliographisch-textkritischer natur, indem alle übrigen offenbar ihre erledigung finden sollen in der ebenfals auf dem umschlage als künftig erscheinend angekündigten monographie des herausgebers: Albrecht von Eyb und die frühzeit des deutschen humanismus. Eine tabelle veranschaulicht zunächst (s. VII) das abhängigkeitsverhältnis der 12 bekanten drucke, die von 1472 bis 1540 reichen, sowie der 5 vorhandenen handschriften. Die von s. VIII — XXII reichende besprechung beider kategorien komt zu dem resultate, dass von den 5 handschriften keine das original ist, welches Eyb am 1. januar 1472 dem magistrate von Nürnberg widmete, dass vielmehr 4 davon abschriften erhaltener drucke, für die kritik also wertlos sind: drei Münchener (m_1, m_2, m_3) und eine handschrift der fürstlich Lobkowitzischen bibliothek in Raudnitz (Böhmen, = r), und nur eine in betracht komt, die bisher völlig unbekante abschrift der Berliner bibliothek (b); von den 12 drucken sind ohne wert: 1. M, 1475, von Conrad Mancz aus Blaubeuren; 2. H, s. l. et a. kaum vor 1520; 3. N, niederdeutscher druck aus dem jahre 1493; 4. L, s. l. et a. von Martin Schönsperger in Würzburg; 5. O, 1517, von Silvan. Othmar in Augsburg; 6. B, 1474, von Joh. Bämler in Augsburg; 7. S, 1482, von Hans Schönsperger in Augsb.; 8. St., 1540, von Heinr. Steiner in Augsburg; 9. Sch., 1495, von Hans Schobsser in Augsburg; wert haben nur 3 aus dem jahre 1472 stammende: C, von Fritz Creussner, K, von Koberger, beides Nürnberger, und Z, von Günther Zeiner in Augsburg. Die vier in frage kommenden quellen der überlieferung, die handschrift b und die drucke CKZ, zerfallen in zwei gruppen, von denen C die eine, KbZ die andre vertreten. Aus der flüchtigkeit des druckes C, sowie aus anderen gründen schliesst der herausgeber, dass jener nicht direkt nach Eybs verlorner handschrift (α), sondern nach einer abschrift davon veranstaltet worden (β), die auch verloren. KbZ gehen, wie aus übereinstimmung in den fehlern deutlich wird, auf eine gemeinsame vorlage (γ) zurück, die eine abschrift des originales ist, und zwar Z direkt, Kb durch vermitlung einer zweiten abschrift (δ). Eine kritische herstellung des urtextes ist demnach unmöglich, da C und KbZ oft derartig einander gegenüberstehen, dass eine entscheidung zu gunsten einer von beiden lesarten nicht zu treffen ist. Da auch an eine rekonstruktion nicht zu denken ist, so hat sich der herausgeber consequenter weise für den abdruck desjenigen textes entscheiden müssen, welcher ihm den ursprünglichen am treusten bewahrt zu haben schien; er hält dafür den Kobergerschen druck (K), obgleich derselbe vom original nachweislich durch zwei mittelglieder getrent ist. Es kommen eine reihe äusserer gründe hinzu, welche die wahl von K als gerechtfertigt erscheinen lassen: Der umstand, dass Koberger seine tätigkeit auch sonst mehrfach im auftrage des rates ausgeübt hat, ferner, dafs der neffe Eybs, der bischof Gabriel von Eyb, dem im jahre 1517 von ihm veranstalteten nachdrucke des ehebüchleins (= O), gerade K zu grunde legte, dadurch also diesen druck gewissermassen als officiellen

anerkante. Es folgen sodann (XXV—XXXI) zusammenstellungen betreffend verschiedenheiten in der interpunktion, in den abkürzungen und im abteilungsverfahren des alten druckes, die auf beteiligung mehrerer setzer hinweisen; sind dieselben im neudrucke getilgt, so sind dagegen die auf gleiche weise zu erklärenden schwankungen im lautsystem und der orthographie getreu beibehalten worden. S. XXXI bringt ein verzeichnis der beseitigten druckfehler. Für die unzahl von fällen, in denen C allein der klasse γ (KbZ) gegenüberstand, hat sich der herausgeber der unsäglichen mühe unterzogen, Eybs lateinische vorlagen zu vergleichen, wie er selbst gesteht, ohne entsprechenden erfolg (s. XXXII). Es folgen weiter (XXXIII—XXXV) verzeichnisse über die lesarten von C, von denen nicht zu entscheiden, ob sie ursprünglicher sind, als in γ, sodann über irrungen von C, endlich über abweichungen des druckes Z (XXXVI—XL), dieses nicht aus textkritischem interesse, sondern weil sie wichtig sind für die beurteilung der behandlung des textes von seiten der setzer, umsomehr, als es sich bei Z um die wichtige Zeinersche officin handelt.

Da alle vorgenommenen untersuchungen sich nur auf die textdrucke, auf die behandlung des textes in der Kobergerschen, Creussnerschen, Zeinerschen druckerei beziehen, so gibt der herausgeber auf s. XLI—LII ein von ihm aufgefundenes, von Eyb verfasstes und geschriebenes deutsches rechtsgutachten (aus einem Eichstätter cod.), um ein urteil über die behandlung des textes von seiten jener druckereien zu ermöglichen, indem er ausführlichere untersuchungen für die oben angeführte monographie verspart. Da sich jedoch eine ganze reihe von sätzen des rechtsgutachtens mit sätzen des IV. kapitels des ehebüchleins nach dem Kobergerschen drucke sprachlich wie orthographisch fast volständig decken, so lässt sich schon jezt erkennen, dass der herausgeber diesen, als dem originale am nächsten stehend, mit recht seiner ausgabe zu grunde gelegt hat. — S. 3—99 bringen einen getreuen abdruck des textes von K, indem am fusse der seite diejenigen abweichungen der drei übrigen texte (CbZ) angeführt werden, von denen anzunehmen, dass sie in α gestanden, indes K geändert hat. S. 100—103 folgt ein namenregister, 104 endlich ein, den Manczschen druck (M) betreffender nachtrag.

NORDHAUSEN. E. MATTHIAS.

Die geschichte der deutschen universitäten von **Georg Kaufmann.** Bd. I: Vorgeschichte. Stuttgart, Cotta. 1888. XIV und 442 s.

Auch für eine einleitung in die geschichte der deutschen universitäten ist von diesen selbst in dem vorliegenden bande zu wenig die rede. Was uns in demselben geboten wird, ist vielmehr eine geschichte des westeuropäischen unterrichtswesens vom anfange des mittelalters bis zum frühen 14. jahrhundert; sie gipfelt in dem nachweise, dass bis weit in das 12. jahrhundert hinein eine schrankenlose lehr- und lernfreiheit herschte und erst seitdem in folge einer almählich sich volziehenden umbildung eine reihe angesehener privater unterrichtsunternehmungen und einzelner lehranstalten, die sich an ältere stifts- und klosterschulen anlehnten, zum ansehen und namen von „generalstudien“ kamen. Das 14. jahrhundert bildet in dieser entwicklung insofern einen weiteren tiefgreifenden einschnitt, als sich nunmehr der grundsatz einbürgerte, dass es zur errichtung eines generalstudiums oder zur anerkennung einer bestehenden schulanstalt als solches eines päpstlichen privileges und eines kai-

serlichen oder königlichen stiftungsbriefes bedürfe. Die schilderung, die uns Kaufmann von diesen überaus verwickelten, in ihren anfängen schwer ergründbaren vorgängen gibt, ist ebenso gründlich wie umfassend und muss jeden leser durch lebendige frische und anschaulichkeit der darstellung fesseln. Überall tritt warme hingabe an den stoff und völlige geistige beherschung desselben durch den verfasser zu tage; bei aller schärfe ist die von ihm geübte kritik in massvolle formen gekleidet. Vorteilhaft unterscheidet sich Kaufmann hierin von H. Denifle, der, gestützt auf ihm zuerst zugängliche schätze des vaticanischen archives, schon 1885 mit dem ersten bande seiner „Universitäten des mittelalters bis 1400“ an die öffentlichkeit trat. So viel neues und bemerkenswertes man auch aus diesem werke entnehmen kann, so dürften sich doch nur wenige durch die vom herausgeber beliebte breitspurige gelehrsamkeit angezogen, viele dagegen durch die hochfahrende, gehässige polemik, die daselbst sogar an verstorbenen, anerkant hochverdienten forschern geübt wird, geradezu abgestossen fühlen.

Nur nach einer richtung hin kann ich Kaufmann nicht völlig beipflichten: auch er sucht noch zu sehr aus der mannigfaltigkeit der erscheinungen ein gesetz, welches die gesamte entwicklung beherschte, herauszuklügeln und trägt nicht genügend dem geiste der sonderbildung, der das innerste wesen des mittelalters ausmacht, rechnung. Zwar war es überall die kirche, die in der schrankenlosen bewegungsfreiheit des an umfang und bedeutung unablässig zunehmenden gelehrtenstandes die grösten gefahren für den bestand ihrer lehrmeinungen erblickte und daher zur einführung eines geordneten befähigungsnachweises für das lehramt drängte; zwar waren es dieselben fragen des wirtschaftlichen verkehrs und des rechtslebens, die die grossen schaaren meist fremder lehrer und schüler zu einem genossenschaftlichen zusammen- und abschluss gegen die ansässige, nicht gelehrte bevölkerung zwangen — aber alle abhülfemassregeln, in denen wir die keime zu einer hochschulverfassung zu erblicken haben, erfolgten ganz auf grund örtlicher sonderverhältnisse; diese haben sogar vielfach die ihnen innewohnende kraft behauptet und geäussert, wenn man sich auch bei jüngeren schöpfungen absichtlich an ältere vorbilder anlehnte und auswärts bestehende einrichtungen nachzuahmen suchte. Man kann getrost behaupten, dass bis zum 14. jahrhundert keine universität der andern in ihrer äusseren verfassung völlig gleich gewesen sei. Bologna, Paris und Neapel sind nur die generalstudien, an denen die drei verschiedenen hauptrichtungen der entwicklung zum vollendetsten ausdrucke kamen; je nachdem, wie an erster stelle, die städtischen behörden die als unabhängig anerkante scholarenkörperschaft sich mehr selbst überliessen oder, wie an den beiden anderen orten, die leitung der universitätsgerichtsbarkeit entweder einem kirchlichen würdenträger oder einem königlichen beamten übertragen wurde, muste auch die weiterbildung eine andere werden. Neben und zwischen jenen drei haupttypen erscheinen die äusseren verfassungsformen aller übrigen italienischen, französischen, englischen und spanischen universitäten nur als übergänge und zwischenstufen. Kaufmann gibt selbst die einzelnen anhaltspunkte für eine solche beobachtung, nur unterlässt er es dieselbe an geeigneter stelle bestimt zu formulieren. Weit deutlicher und schlagender zeichnet Kaufmann hierauf das zusammenwirken der verschiedenen umstände und ursachen, die es zu wege brachten, dass trotz der oft erheblichen abweichungen in der äusseren verfassung der universitäten sich doch im wesentlichen gleiche grundsätze und gebräuche für die lehrmethode und die unterrichtsordnung aller orten ausbildeten. Mit recht erblickt er den höhepunkt dieser entwicklung darin, dass ungeachtet des von einigen seiten geleisteten

widerstandes der grundsatz algemein durchdrang, die an einer universität erlangte lehrbefähigung müsse von allen übrigen als giltig anerkant werden.

Weiter auf den inhalt des Kaufmannschen buches einzugehen, ist mir leider durch den raum nicht gestattet; neben den ausführungen, die für die erörterung der oben angedeuteten hauptpunkte unbedingt erforderlich sind, werden auch manche fragen, die nur in lockerem zusammenhange mit jenen stehen, berührt. So gut wie Kaufmann ist es wol noch niemand gelungen, in einer auch weiteren kreisen gewiss zusagenden form das wesen der scholastik, ihre geschichte und ihre wissenschaftlichen leistungen zu schildern; aber das diesem gegenstande gewidmete einleitende kapitel besizt einen im verhältnis zum übrigen zu grossen umfang. Das soll uns indes nicht gegen den verfasser einnehmen, wofern er uns nur den für unsere heimatliche geschichte wichtigeren zweiten band seines werkes nicht zu lange vorenthält.

Anders urteilt natürlich Denifle; er lässt in einer anzeige im Historischen jahrbuche 10, 72—98, wie man zu sagen pflegt, kein gutes haar an Kaufmanns arbeit. Darüber braucht man sich freilich nicht zu wundern; ist doch ein mann wie Savigny schon in ähnlicher weise von Denifle behandelt worden. Man sieht nur zu deutlich, dass auch jezt misgunst und erregung aus ihm sprechen; er kann nicht darüber hinweg kommen, dass sein werk nicht von Kaufmann auf jeder seite mindestens mehrere male citiert wird, dass die von ihm vermeintlich zum endgiltigen abschluss gebrachten fragen von Kaufmann erneut behandelt und zum teil in anderer, von der wissenschaftlichen welt beifälliger aufgenommener weise beantwortet werden. Das einzige, was man Denifle allenfals zugeben kann, ist, dass Kaufmann ein oder das andere, die gesamtauffassung keineswegs erheblich beeinflussende litterarische zeugnis übersehen hat; daneben handelt es sich vielfach nur um kleinliche rechthabereien, die bei dem stande unseres quellenmateriales und der ganzen art der mittelalterlichen anschauungen keine bestimte entscheidung nach einer oder der anderen seite zulassen, z. b. um die frage, ob eine schule in irgend einer italienischen oder französischen provinzialstadt, die später völlig aus der geschichte der hochschulen verschwindet, einmal als generalstudium gegolten hat oder nicht. Auf eine replik Kaufmanns hat Denifle eine duplik folgen lassen, doch artet die erörterung hier erst recht in ein leeres wortgefecht aus.

KIEL. W. SCHUM.

Prolegomena der litterar-evolutionistischen poetik. Von dr. **Eugen Wolff.** Kiel und Leipzig, Lipsius und Tischer. 1890. 32 s. 1 m.

Unter dem anspruchsvollen titel birgt sich eine reihe von bemerkungen über den rechten weg, poetik zu treiben, die, ihrer gespreizten fassung entkleidet, ziemlich harmloser natur sind und dem verfasser wahrlich nicht das recht geben, von einer „neuen methode“ zu reden. Von der richtigen erkentnis ausgehend, dass die poetischen ideale bei verschiedenen völkern und in verschiedenen zeiten verschieden seien, verlangt Wolff eine inductive poetik, die eine geschichte der poetischen gattungen und stile gibt und aus einer möglichst grossen litteraturkentnis das gemeingiltige zu abstrahieren sucht. Das ist eine forderung, die uns längst geläufig ist und an deren erfüllung die litteraturgeschichte seit jahrzehnten arbeitet; und auch für die poetik im allerengsten sinne bringt sie nichts irgendwie neues, zumal es tatsächlich zum glück auch bei Wolff wesentlich auf das befragen klassischer beispiele heraus-

läuft: die grosse wahrheit, dass die induction um so sicherer sei, je grösser und mannigfacher ihr material ist, bedurfte schwerlich noch nachdrücklicher betonung. Selbst der begriff des evolutionistischen wird nicht von Wolff zuerst auf die poetik angewendet und passt obendrein für seine auffassung derselben erheblich schlechter als etwa für die poetik Scherers, die Wolff zwar als „naturwissenschaftlich“ recht einseitig und schief charakterisiert, die aber allerdings z. b. die dichtungen der naturvölker ernsthaft in den kreis ihrer betrachtung zog, während der evolutionist Wolff ihnen keinen wert für die poetik beizulegen scheint. Bei Wolff ist das evolutionistische vorwiegend schminke: er gefält sich darin, allerlei parallelen zwischen der geschichte der poetischen gattungen und der entwicklung der natürlichen arten zu finden; ich vermag aber in diesen gesuchten und unerlaubt hinkenden vergleichen nur eine irreführende spielerei zu sehen, deren stärkste leistung wol „der interessante chemische process“ ist, durch den aus dem „französischen drama Gottscheds + englischen epos der Schweizer“ durch vertauschung der adjectiva das „englische drama Lessings (+ romantische epik Wielands?)“ wird (s. 15). Ich kann nicht leugnen, dass mich dieses coquettieren mit der naturwissenschaft, nur weil sie modern ist, recht verdriesst: eine lediglich inductiv geschichtliche poetik brauchen wir doch wahrlich nicht erst von Darwin zu lernen. Ist es denn schon so ganz vergessen, was unser jahrhundert dem aufschwung der historischen wissenschaften verdankt? Und grade das naturwissenschaftliche gebiet, auf dem der poetikforscher wirklich viel zu lernen hat, die experimentelle psychologie, scheint in Wolffs interessen nicht im vordergrund zu stehn.

Eine probe seiner methode gibt Wolff nun s. 15—23 an einem überblick über die deutsche tragödie. So flüchtig er ist, so lässt er sich doch hören und ist nach meiner meinung die lesenswerteste partie des schriftchens. Das resultat freilich (s. 20), das wesen der tragödie sei es, durch erschütternde vorstellung menschlichen leidens eine möglichst grosse entladung und damit erleichterung von immanenter wehmut, von immanentem trähnenreiz herbeizuführen, lässt manches zu wünschen übrig und wird durch die seitenblicke auf die definition des Aristoteles, die mit ihrer medicinischen *κάθαρσις* auf das Wolffsche ergebnis unverkenbaren einfluss geübt hat, nicht eben gehoben. Für form und mass, für die bedeutung der tragischen schuld und für manches andere findet Wolff in seiner auffassung keinen platz: man hat sehr mit recht ihm entgegen gehalten, dass, da die derbste erschütterung die stärkste entladung herbeiführe, die raffiniert effektvolsten schauer- und rührdramen nach seiner definition den triumph tragischer kunst bilden müsten. Hier rächt es sich vielleicht doch, dass Hans Sachs und die englischen komödianten neben Lessing und Goethe als zeugen für das wesen der tragödie erscheinen durften.

Aber Wolff dehnt seine entladungstheorie weit über die tragödie aus. Als ein denkbares ergebnis seiner „methode“ erscheint es ihm z. b. s. 24, das epos bewirke „entladung von immanenter bewunderung“, und er will in diesem hypothetischen ergebnis sogar ein zeugnis für die ursprünglichkeit des epos sehn, weil die bewunderung dem religiösen gefühl am nächsten stehe, religiöse dichtung aber gewiss die älteste war. Auch die lyrik soll uns „von eignen, in uns schlummernden empfindungen“ entladen s. 24; ja die erleichterung ist ihm so sehr der zweck der poesie, dass die anregung dahinter zurücktritt. Es widerstrebt mir, an diesen tastenden einfällen kritik zu üben. Nur ein paar fragen! S. 19 scheint Wolff, so verstehe ich ihn wenigstens, für die rechte entladung eine katastrophe nötig: soll die nun auch für epos, für lyrik, für didaktik notwendig sein? soll etwa auch der roman, der

erbe des epos, uns von bewunderung entladen? und ist die entladung von trähnenreiz wirklich nur der tragödie eigen? Ich muss gestehn, dass mir die früchte dieser poetik so unreif und so dürftig erscheinen, dass sie gegen die methode die schlimsten vorurteile erwecken müsten. Aber ich glaube freilich, die schuld liegt mehr an der flüchtigen anwendung als im wesen dieser inductiven poetik, die in ihrem kern gewiss berechtigt, nur nichts weniger als neu ist.

Es will mir scheinen, als ob Wolff weder durch kentnisse noch durch forschererfahrung berufen war, einer „neuen“ poetik die wege zu weisen. Meinte er, neue bahnen gefunden zu haben, so mochte er uns eine ernsthaft durchgearbeitete probe davon an einem bestimten thema geben; dass die billigen, undurchgeführten skizzen und gedanken des vorliegenden schriftchens die wissenschaft ernstlich weiter bringen werden, erwartet er wol selbst nicht. Wolff ist offenbar wenig philologe. Das ist gewiss kein vorwurf. Wenn ich mir aber die dinge ansehe, die er z. b. über das epos verkündet, so kann ich das gefühl nicht unterdrücken, er würde sich von diesen teils oberflächlichen, teils geradezu falschen und wilkürlichen construktionen nicht befriedigt, er würde sich zum Columbus dieser neuen poetik nicht bestimt gefühlt haben, wenn er den ernst und die straffe anspannung streng philologischer arbeit genügend kennen gelernt hätte: ich glaube nicht recht an die litterarhistoriker, die nie philologen gewesen sind. Die trivialitäten, mit denen er sich s. 9 fg. für die epische grundform der poesie entscheidet[1], und die beweisen, dass er den schwierigkeiten dieser auch meiner meinung nach noch nicht erledigten frage nie näher getreten ist, die angabe s. 12, dass die didaktische poesie bei den neuern völkern zuerst als tierepos aufgetreten sei; die sätze, die er s. 13 über volks- und kunstdichtung ausspricht — all das zeigt, dass Wolff jedesfals noch nicht der mann dazu ist, aus der fülle reichen wissens und erkennens kurze prägnante, das wesentliche sicher heraushebende skizzen unsrer litteratur zu geben, welche die poetik wirklich fördern könten: dazu fehlt ihm noch die ruhige, sichere auffassung der tatsachen, dazu die vertiefung und bescheidenheit des geschichtlichen urteils und auch manches andere. Ich glaube freilich, wenn er das alles in höherem grade besessen hätte — dies büchlein wäre zunächst nicht geschrieben worden.

GÖTTINGEN, 5. APRIL 1891. ROETHE.

Friedrich Ludwig Schröder. Ein beitrag zur deutschen litteratur- und theatergeschichte von **Berthold Litzmann,** prof. a. d. univ. Jena. Erster teil. Hamburg und Leipzig, Leopold Voss. 1890. IX u. 350 s. gr. 8°. 8 m.

Der erste teil von Litzmanns Schröder-biographie reicht bis zum jahre 1767, d. h. bis zu dem jahre, in welchem der junge Schröder, durch den vortrag seines stiefvaters mit dem Hamburger konsortium stellenlos geworden, sich von der Ackermannschen truppe trente. So umfasst dieser band ungefähr den 4. teil des zu bewältigenden stoffes. Es stand ja zu erwarten, dass in den siebzig jahren, welche seit dem erscheinen von Meyers, mehr von herzlicher freundschaft, als von kritischem geiste getragenem: „Beitrag zur kunde des menschen und künstlers“, verflossen sind, genug neuen materials aufgefunden sei, um eine neue biographie gerechtfertigt erscheinen zu lassen. Litzmann muss aber über unerwartet reiche schätze gebieten können. Der grosse fortschritt dieser neuen biographie und ihr schwerpunkt liegt

1) Die entgegengesezte ansicht stamt übrigens von Müllenhoff, nicht von Scherer her.

jedoch nicht allein in einer fülle präziser nachrichten und der breiten grundlage sicherer archivalischer forschung, sondern hauptsächlich darin, dass sie uns überall reiche litterarhistorische und kritische ausblicke gewährt; und da der verfasser, wie frühere arbeiten schon bewiesen, in der periode, in welche Ackermanns und Schröders wirksamkeit fält, ganz besonders zu hause ist, so ist er um so mehr in der lage, diesen standpunkt fruchtbar auszunutzen.

Die einteilung des stoffes ist klar und übersichtlich; nur glaube ich, dass der anfang des zweiten buches („Auf der fahrt ins elternhaus"), der sich inhaltlich und chronologisch eng an den voraufgehenden („Auf eigenen füssen") anschliesst, auch äusserlich zu diesem hätte geschlagen werden, und das zweite buch erst mit dem folgenden kapitel („Rückblick, die flucht nach westen") hätte begonnen werden sollen.

Gleich das erste buch bringt im ersten abschnitt (s. 3—41), der sich mit Schröders eltern beschäftigt, eine neue auffassung von Schröders rechtem vater, dem organisten Johann Diedrich Schröder, den die ältere tradition als braven organisten, Litzmann aber als ziemlich verkommenen trunkenbold schildert, von dessen „künstlerblut" (s. 5) wenig zu spüren ist. Auch für Sophie Schröders lebensgeschichte sind zu den bekanten daten, die zum teil erst richtig gestelt werden musten, neue hinzugekommen; ihre erste bekantschaft mit Ekhof jedoch, und ihr entschluss, sich dem theater zu widmen (s. 7) bleibt noch immer unaufgeklärt. Eine eindringliche schilderung der Schönemannschen bühne zeigt, dass verf. auch aus dürftigen nachrichten etwas zu machen weiss; solte aber Schönemanns verzicht auf das austrommeln des theaterzettels (s. 18) nicht richtiger auf eine polizeiverordnung, als auf die vornehmheit dieser truppe zurückzuführen sein? Auch möchte ich bemerken, dass solche truppendichter, wie Ad. Gottfried Uhlich (s. 11) nicht nur erscheinungen „jener zeit", sondern bereits im 16., 17. und 18. jahrhundert regelmässig vertretene typen sind. Mit sicherem urteil sondert verf. aus den widersprechenden nachrichten über den streit der Sophie Schröder mit Schönemann das wahrscheinliche aus und schildert dann anschaulich die überstürzte gründung des neuen Schröderschen unternehmens, den almählichen verfall und völligen ruin desselben.

Auch hier schon ist auf die litterarischen bezüge bedacht genommen und das verhältnis der beiden bühnen zu Gottsched und seiner schule einsichtig hervorgehoben; ob es aber möglich ist Dreyers anzügliches vorspiel (s. 23) nicht auf Gottsched zu deuten, möchte ich bezweifeln. Auch der auffassung des verf. bezüglich des harlequins in der regelmässigen komödie (s. 36) kann ich nicht beistimmen. Eine figur, die nahezu fünf jahrhunderte lang allerdings in verschiedenen masken, aber doch in ununterbrochener aufeinanderfolge auf der bühne erschien, möchte ich nicht als einen „eindringling" betrachten. Übrigens finden sich die als neu aufgeführten harlequincharaktere: z. b. als schornsteinfeger, als politischer ehemann, als betrogener und (aus)gestopfter harlekin bereits in Veltens und Hoffmanns repertoir.

Der folgende abschnitt (s. 42—101) „Erste kinder- und wanderjahre" enthält in bezug auf Schröders lebenslauf wenig neues, nur ist auf grund der aufzeichnungen der schauspielerin Caroline Schulze mancherlei, besonders der charakter der intriguanten Clara Hoffmann klarer gestelt worden. Doch bleiben die gründe für die gleich anfänglich platzgreifende entfremdung zwischen mutter und sohn noch immer im dunkeln. Ich denke, dass eine erklärung dafür nicht ganz fern liegt. Solte der mutter, der in misslicher zeit, in der sie sich kaum selbst durchzubringen vermochte, so unerwartet und plötzlich eine nachkommenschaft aufgebürdet war, nicht eine unbarmherzige strenge

von der angst zudiktiert sein, der sohn könne sonst alzuleicht den lastern des vaters verfallen, zumal das kind doch schon früh allerlei unliebsame neigungen verriet?

Besonders interessant sind ausser der schilderung der erlebnisse der Ackermannschen wandertruppe die charakteristiken von Johann Karl Dietrich (s. 45), der allerdings mehr ein spekulant, als ein harmloser theater-narr gewesen zu sein scheint; von Larson (s. 65) und dem genial-liederlichen Johann Christian Ast (s. 72). Es drängt sich uns ein bedauern auf, dass die vermittler zwischen litteratur und bühne auch hier wieder leute zweifelhaften schlages sind. Bei den vortrefflichen ausführungen über das eindringen des bürgerlichen dramas (s. 81 ff.), das mit recht für Deutschland eine vorschule Shakespeares genant wird, ist aber die bemerkung, dass tragödien in prosa eine neue errungenschaft jener zeit seien, ein irrtum.

Die drei kapitel „Im kollegium Fridericianum“ (s. 102—116), „Auf eigenen füssen“ (s. 116—133), „Auf der fahrt ins elternhaus“ (s. 133—144) beschäftigen sich ausschliesslich mit Schröders erlebnissen. In grossen zügen hatte schon Meyer an der hand von Schröders autobiographie darüber berichtet. Hier werden sie aber detaillierter behandelt und durch manches neue zeugnis gestützt. Die ganze erzählung erinnert lebhaft an romane wie Moritz's „Anton Reiser“, zumal auch hier pietistische erziehung, ausschweifende phantasie und geldmangel hauptfaktoren sind. Die klarstellung der romantischen erscheinung der Stuarts und eine musterhafte darlegung der verhältnisse des Kollegium Fridericianum verleihen der sorgfältigen und ausführlichen darstellung dieser knabenschicksale einen besonderen wert. Auch in dem darauf folgenden rückblick auf die tätigkeit der Ackermannschen truppe in der zwischenzeit, und in der beschreibung der Schweizer- und Elsässer-periode (s. 145—190) sind glückliche neue funde geschickt verwertet; die gleichzeitigen berichte aus verschiedenen lagern, der eines predigers und der einer schauspielerin, geben ein vielseitiges und klares bild von dem damaligen zustand der truppe. Mit sicheren strichen ist der stufenweise niedergang der geselschaft geschildert, die sich auch noch in diesem zustand durch die darstellung der „Johann Gray“ auf der Winterthurer bühne ein bleibendes verdienst gewann. Durch eine glückliche parallele dieser darstellung mit der der Sara Sampson erhält die erste eine gerechte würdigung. Daneben werden Schröders schicksale weiter verfolgt: seine widervereinigung mit den eltern, seine tätigkeit auf der bühne, die neuen zwistigkeiten und die mancherlei verirrungen, die er sich zu schulden kommen liess. Das nächste kapitel (s. 190—246) begleitet die wanderzüge der Ackermannschen truppe bis zu ihrer ankunft in Hamburg. Zwei für Schröder besonders wichtige momente sind hier sorgfältig herausgehoben: seine bekantschaft mit der Wielandschen Shakespeare-übersetzung und Ekhofs eintritt in die Ackermannsche gesellschaft. Die wichtigkeit beider ereignisse für Schröder ist richtig erkant; aber während verf. über das erste, zunächst weniger folgenreiche rascher hinweggehen kann, nimt er bei dem zweiten veranlassung sehr einleuchtende und lehrreiche bemerkungen über den unterschied der beiden damals herschenden schauspielerischen richtungen anzuknüpfen. Ekhof, der vertreter der Schönemannschen schule, vertritt die tradition der deklamatorisch-idealistischen richtung, die junge Ackermannsche schule ist empirisch und neigt zu realistischer auffassung.

Der lezte abschnitt des buches „Ackermann in Hamburg“ (s. 247—350) gibt dem verf. gelegenheit, seine gründlichen kentnisse der Hamburgischen litteraturverhältnisse auszunutzen. So schildert er denn in dem „Die stadt und ihre bewohner“ betitelten ersten kapitel (s. 247—68) den charakter des Hamburgers und besonders richtung und einfluss von Richey, Brockes, Hagedorn und Lamprecht, dem schüler

Richeys. Eine gleiche ausführlichkeit wäre für eine rekapitulation der Hamburger theaterverhältnisse wünschenswert gewesen, zumal die Hamburgische oper einen viel weitgehenderen einfluss gerade auf die ausbildung des schauspiels gehabt hat, als verf. anzunehmen scheint. Bei den wandertruppen Deutschlands war um die wende des siebzehnten jahrh. eine ganz ungeheure nachfrage nach übersetzungen ausländischer dramen; durch die texte der Hamburger oper, die zum grössten teil aus solchen übersetzungen aus dem spanischen, italienischen und holländischen besteht, ward der bedarf gedeckt, so dass der einfluss der Hamburger operntexte bis in die mitte des 18. jahrhunderts zu spüren ist. Das zweite kapitel (s. 268—291) bringt eine ausführliche, auf vielfache zeitgenössische berichte gestüzte charakteristik der damaligen zusammensetzung der Ackermannschen truppe; Lessings kritiken der schauspieler, die ebenfals hinzugezogen sind, werden bei dieser gelegenheit einer sehr feinsinnigen analyse unterworfen. Nach der schauspielerischen physiognomie wird das repertoir untersucht (s. 291—300). Das ergebnis führt den verf. zu der betrachtung der gleichzeitigen dürftigen litterarischen produktion, deren hauptvertreter unter den augen Lessings ein Weisse sein durfte. Nur das ballet unter Schröders leitung stand in blüte. Den schluss des bandes bildet die geschichte der gründung des national-theaters in Hamburg. Ackermann hatte mit den Willersschen erben, den besitzern des opernhofes, einen sehr verschieden beurteilten vertrag geschlossen. In folge dieses vertrages, den verf. vorzüglich zu motivieren verstanden hat, erbaute Ackermann ein neues theater; gleich nach eröffnung desselben begann ein intriguenspiel, das bisher ziemlich unaufgedeckt geblieben ist. Verf. weist nun mit vortreflicher klarheit nach, wie die fäden desselben in der hand Löwens zusammen laufen, und wie die Hensel, vielleicht auch Eckhof wilkommene und wilfährige werkzeuge des ehrgeizigen mannes wurden. So sehen wir zum schluss des buches Ackermann diesen vorgängen zum opfer fallen und Schröder in einem augenblick von Hamburg vertrieben werden, als Bodes freundschaft und Lessings protektion seinem leben eine neue richtung zu geben im begriff waren.

Dem vorzüglichen inhalt des buches entspricht die form; nur vereinzelt findet sich eine stilistische unebenheit: „so erkläre ich mir jedenfals die vorgänge“ (s. 37); „Aber eben gerade weil also die schauspielkunst“ (s. 83); oder ein wort wie „fixigkeit“ (s. 315). Über die bedeutung des wortes „redlich“ hat ja Börne schon gestritten; ich würde es nicht so wie verf. (s. 117) anwenden. Unangenehm aber fält ein widerspruch bei der charakterisierung Hagedorns auf; s. 256 heisst es oben: „ganz auf eignen füssen“ habe Hagedorn gestanden, wenige zeilen weiter unten aber: „er ist immer auf der suche nach vorbildern, hat das bedürfnis bald hier, bald da sich anzulehnen . . “! Endlich möchte ich mir noch die bemerkung erlauben, dass der ausdruck „amphitheater“ (s. 319) wohl die zwei ränge umfassen sol und nicht auf einen dritten rang hinweist.

Solche kleinen ausstellungen können aber den wirklichen bedeutenden wert des vortreflichen buches nicht beeinträchtigen. Es ist eine freude, wieder einmal eine biographie zu lesen, die über trockne lebensgeschichtliche aufzeichnungen hinausgeht und mit vortreflichem erfolge die zeitgenössischen litteratur- und kulturgeschichtlichen momente und die wechselwirkung der einzelnen gruppen in den kreis ihrer betrachtungen hineinzieht. Hoffentlich erfreut uns bald die fortsetzung!

HALLE. C. HEINE.

Klopstockstudien. 1. Klopstock als musikalischer ästhetiker. 2. Klopstocks beziehungen zu den zeitgenössischen musikern. Von **Oswald Koller.** (Jahresbericht der landes-ober-realschule.) Kremsier, H. Gusek, 1889. 55 s.

Die beiden wertvollen aufsätze bereichern in erfreulicher weise die Klopstocklitteratur.

Aus Klopstocks theoretischen abhandlungen und einigen seiner oden lässt sich sein system der ästhetik ohne grosse mühe aufbauen. Versucht man, demselben seine historische stellung anzuweisen, so muss es an den endpunkt der bewegung, welche die Schweizer kunstkritiker des vorigen jahrhunderts veranlasst haben, und in das vorlessingische zeitalter verlegt werden. Es ist eine höchst merkwürdige tatsache, dass Klopstock nicht bloss im greisen-, sondern auch im kräftigsten mannesalter bloss den anschauungen und erinnerungen seiner jugend lebte. Für ihn existierte weder der Goethe-Schillersche klassicismus, noch die philosophie Kants; aber nicht einmal Lessings kunstansichten konten auf den mann einwirken. Bloss Lessings Laokoon scheint, wie der verfasser der vorliegenden studien (s. 3 fg.) zeigt, auf ihn einen nachhaltigen eindruck gemacht zu haben; dagegen gieng die Hamburgische dramaturgie an ihm spurlos vorüber, und alles ernstes behauptet er: „zwischen der epischen und dramatischen dichtung ist kein wesentlicher unterschied; die leztere wird nur dadurch eingeschränkt, dass sie darstelbar sein muss". Wol aber befindet man sich aller orten in dem fahrwasser Bodmerscher und Breitingerscher meinungen. Sein ganzes leben lang hält Klopstock an dem principe fest, dass die poesie nicht nur ergötzen, sondern auch erbauen müsse; darum sei ihr wert nach ihrer sitlichen wirkung zu veranschlagen. Der in der abschiedsrede von Schulpforta zunächst ausgesprochene gedanke, dass jener poesie, die das christentum noch nicht gekant habe, das lezte zur volkommenheit fehle, nimt bald die gestalt an, dass religiöse poesie der gipfel aller dichtkunst sei. Dieser grundsatz enthält bekantlich für eine reihe von jahren das programm der Klopstockschen dichtung. Von den jüngeren ästhetikern scheint nur Sulzer, der in so vielen punkten mit den Schweizern übereinstimt, seinen beifall erlangt zu haben.

Der verfasser fand es mit recht für nötig, in seinem ersten aufsatze zunächst im algemeinen den ästhetischen standpunkt des dichters zu charakterisieren, schon aus dem grunde, weil im vorigen jahrhundert die musikalische ästhetik überhaupt nur im engsten anschlusse an die ästhetik der dichtkunst behandelt wurde.

Schiller („Über naive und sentimentalische dichtung") sagt von Klopstock: „Was nur immer ausserhalb der grenzen lebendiger form und ausser dem gebiete der individualität, im felde der idealität zu erreichen ist, ist von diesem musikalischen dichter geleistet ...... So eine herliche schöpfung die messiade in musikalisch poetischer rücksicht, nach der oben gegebenen bestimmung, ist, so viel lässt sie in plastisch poetischer noch zu wünschen übrig, wo man bestimte, und für die anschauung bestimte formen erwartet". Koller hat in seiner abhandlung (s. 10) an diese stelle, obschon er sie dort nicht erwähnt, angeknüpft und fügt manches bei, was Klopstocks art genau schildert. Nach Klopstocks ansicht ist passende wahl des ausdrucks die hauptaufgabe des dichters; er tut im streben danach in seinen späteren oden sogar zu viel und opfert in dem bestreben, für die empfindung den richtigen ausdruck zu finden, gar oft die wärme der empfindung auf. Der ausdruck selbst ist ihm aber ein ziemlich äusserlicher, denn „er sucht ihn nicht in der anordnung und verknüpfung der gedanken, sondern lediglich in rhythmischen

und sprachmusikalischen beziehungen. Nicht das wort, insofern es das bild einer anschauung, eines begriffes ist, gilt ihm als ausdrucksmittel, sondern sofern es durch seinen sinlichen klangreiz wirkt". Der dichter unterscheidet in beziehung auf den ausdruck ein vierfaches: wolklang, tonausdruck, zeitausdruck, tonverhalt.

Sehr bezeichnend ist, dass Klopstock in seinen untersuchungen zwar mit Kant darin übereinstimt, dass er erkent, das schöne habe seinen grund in formverhältnissen, mass, übereinstimmung und zweckmässigkeit, aber nicht findet, dass das gefallen allein durch den einklang zwischen inhalt und ausdruck bedingt ist, ohne rücksicht darauf, ob dem inhalt an sich ein besonderer wert zukomme. Es ist vielmehr ganz im sinne der didaktischen betrachtungsweise der Schweizer und Sulzers, wenn er als lezten grund der schönheit eine stofliche betrachtung des inhaltes annimt. Infolge dessen „kann er den sprachlichen ausdruck nicht mehr in vergleich setzen mit dem inhalte, weil dem wertvolleren moralischen inhalte auch ein volkommener ausdruck entsprechen müste. Das geht nicht; daher bleibt ihm nichts übrig als den sprachlichen ausdruck widerum absolut zu betrachten. Daher komt er in seiner ästhetik über stofliche wertschätzung nicht hinaus. Er betrachtet, nachdem ihm das verhältnis zwischen inhalt und ausdruck durch den zu ersterem hinzugetretenen stoflichen wert incommensurabel geworden ist, wie er früher den inhalt für sich betrachtete, so jezt den ausdruck für sich. Daher verliert er sich in etymologische und grammatische seltsamkeiten, daher betrachtet er die sprache nur, insofern sich der rhythmus äusserlich im verse und im wolklang offenbart, nicht insofern sie innerlich ihrem gehalte nach mit dem darzustellenden congruiert. Er schreibt keine poetik, nicht einmal eine stilistik, nur eine rhythmik; er betrachtet die sprache nur als laut, nach melodischen und rhythmischen kategorien, nicht nach psychologischen, er betrachtet die sprache nur vom m u s i k a l i s c h e n, nicht vom p o e t i s c h e n standpunkt".

Wenn es sich darum handelt, die rangordnung der künste in Klopstocks ästhetischem systeme festzustellen, so wird dies nun mit rücksicht auf den moralisierenden standpunkt nicht schwer sein. Die poesie, welche allein moralische wirkungen ausübt, komt zuoberst, ihr zunächst steht die musik, welche das herz mehr rühren kann, als die bildenden künste. Ganz richtig ahnt Klopstock, dass die beziehung der musik zur aussenwelt in nichts anderem bestehen kann, als in dem abbild dynamischer und rhythmischer vorgänge, erst in zweiter linie in der darstellung psychischer ereignisse. „Aber die macht und stärke der begleitenden associationen verleitet ihn, diese für die hauptsache zu nehmen. Er sezt den zweck der musik in die erregung von gefühlen". Aus diesem grunde sezt er aber auch die vokalmusik, welche allein eine sitliche wirkung haben kann, über die instrumentalmusik, für welche ihm das verständnis fast ganz abgeht. Es war schon oben davon die rede, dass Klopstock nur der musik neben der dichtkunst beachtung schenkt und daher ihre volkommenste wirkung in der vereinigung mit der dichtkunst, also im gesange, findet. Der gesang ist ihm aber nichts weiter, als genauere, durch masse geregelte deklamation. Die deklamation kann sonach den gesang vertreten, ja sie ist vorzüglicher, weil sie, wenn auch nicht so bestimt, so doch viel modulationsfähiger und abwechselungsreicher ist. Klopstocks anschauungen über die musik sind in dieser beziehung volkommen unrichtig, denn er verlangt von ihr etwas, was eigentlich ausserhalb ihrer sphäre liegt; er findet das wesen dieser kunst einfach im empfindungsvollen vortrage. Der verfasser sagt mit rücksicht hierauf folgendes: „Ist der gesang in parallele zu stellen mit der deklamation, so ist auch das durch denselben

dargestelte musikalische kunstwerk in parallele zu stellen mit dem dichtwerk. Wie aber hier Klopstock die rührende empfindung für das ästhetische hauptmoment hielt, so muste er eine ähnliche wirkung auch für die musik annehmen. Die poesie arbeitet mit bestimten vorstellungen und begriffen; die musik hatte keine solchen, sondern nur „ihr weniges algemeines“. Die wirkung der poesie gieng auf moralische qualität, auf bestimtes wollen und handeln, die der musik nur auf unbestimtes empfinden; die poesie solte sitlich erheben, die musik wenigstens rühren“. — — „Aber eben weil sich Klopstock von der stoflichen wertschätzung nicht frei zu machen weiss, komt er mit seiner musikalischen ästhetik nicht weit. Er sucht auch hier stoflichen wert und findet ihn nicht, müht sich ab, ihn zu suchen, und muss gestehen, dass er in der musik nicht existiert. Das erscheint ihm als fehler, und so bleibt ihm als wesen der vom texte losgetrenten musik nichts übrig als die geordnete bewegungsform, der blosse rhythmus. Und darum lässt er in der musik nur die beiden extreme gelten: den gefühlsinhalt, der die musik volständig aufgehen lässt in der poesie, den gesang in der deklamation; und das rhythmische element, das an sich noch keine musik ist. Daher concentriert sich sein ganzes interesse an der musik schliesslich darauf, metrische schemata für seine dichtungen aufzustellen und sie von seinen freunden mit tönen ausfüllen zu lassen; und so entsprachen die mageren Gluckschen compositionen seiner oden schliesslich allen anforderungen, die er an die musik stellen zu müssen glaubte“.

Kürzer kann sich der referent über den zweiten aufsatz fassen; denn obschon dieser reich an einzelnen interessanten details ist, so werden in ihm doch keine fragen principieller natur wie in dem vorausgehenden erörtert. Der verfasser schildert die musikalischen anregungen, welche Klopstock in Kopenhagen und Hamburg erfuhr, und berichtet über die berührungen, die zwischen Klopstock und musikern des vorigen jahrhunderts statfanden. Dabei wird die einschlägige fachlitteratur, besonders die briefwechsel, sorgfältig benüzt und manches neue, insbesondere den litterarhistorikern fern liegende, herangezogen; besonders ausführlich wird das verhältnis zu Gluck behandelt. S. 50 enthält einen nachtrag über eine von Telemann componierte ungedruckte cantate aus dem Messias, 51—55 ein die bisherige kentnis wesentlich bereicherndes verzeichnis der compositionen Klopstockscher dichtungen, soweit sie dem verfasser bekant sind.

Kollers schätzbare arbeit führt, einzelne kleinere versehen abgerechnet, in der hauptsache zu unanfechtbaren resultaten.

WIEN. F. PROSCH.

MISCELLEN.

Rose.

In den mhd. wörterbüchern wird *rôse* einfach als nhd. rose widergegeben. Dieses ist aber nicht ganz richtig. „Rose“ bezeichnet blume überhaupt und im engern begriffe erst unsere nhd. rose. Die bauern in den deutschen dörfern des Monsberges, im Ennsinathale, in Lusenna gebrauchen heutzutage noch den ausdruck „dia roosen“ für „die blumen“ [1].

J. A. Schmeller in: „Cimbrisches wörterbuch oder wörterbuch der deutschen sprache, wie sie sich in einigen der VII und der XIII gemeinden auf den alpen von

1) *Roase,* jede blume. *Herbestroase,* zeitlose. *Wuemroase,* primel, primula officinalis. — *Roasen von Herron,* niesswurze, helleborus niger. Mein „Luzernisches wörterbuch“ (Innsbruck 1869) s. 47.

Vicenza und von Verona erhalten hat", Wien 1855 (Sitzungsberichte d. phil-hist. klasse XV. bd.), sagt s. 223: „*Ros; roas* f. rose, blume überhaupt, *fiore*".

Dass „rose" blume überhaupt bezeichnete, bestätigen uns die nhd. composita: alpenrosen (rhododendron), steinröslein, windröslein (anemone), weihnachtsrose, scharnrose (niesswurz) und viele andere im volksmunde. So heissen in manchen gegenden der Etsch und des Eisacks die narzissen „gelbe rosen".

Im Kreuterbuch des Adam Lonicerus, Frankfurt 1630 finde ich folgende composita s. 125: „Eschrößlin, sorbus torminalis. Eschrößlin, arresel und wild spergerbaum". S. 211: Feldrößlin oder feldanemone. Am ende des meyen bringt es ein kleines gelbes blümlein mit vier blättern, wie die klapperrosen". S. 207: „Klapperrosen, papaver erraticum. Klapperrosen oder kornrosen nent man auch feldmaysonnen, grundmayen". S. 347: „Sammetrößlin, flos indianus. Sammetrößlein wirdt ihrer schönen sammeten farb halben also genannt.

S. 403: „Perninnrosen, heißen sonsten auch benininnrosen, königsrosen, gichtwurtz, vennedischrosen, benedictenrosen, pfingstrosen, freysonnrosen".

S. 424: „Narcissenrößlein, narcissus. Das narcissenrößlein wird graece narkios, latine narcissus und ital. narcisso genant. Deren sind fürnemlich zwei geschlecht. Erstlich das gele, so man geel hornungs- oder mertzenblumen nennet .. Darnach sindt die weiße narcissenrößlin "latine narcissus candidus" usw. Überdiess begegnen: s. 356 „Ernrosen oder herbstrosen, winterrosen, römisch bappel, latine malva arborea, malva hortensis und rosa transmarina". S. 358: „Sigmarswurtz, alcea, Venediger wetterrößlein, malva Veneta. Ungerkraut, herba ungarica".

S. 317: „Gliedweich, lychnis silvestris. Das gliedweich, graece λυχνις αγρια, ist auch ein morgenrößlein, wird wild morgenrößlein genant, zum unterschied des zamen, von welchem sie bevor unter den wullkräutern[1] gesagt ist". Es heisst s. 313: „Auch wird unter die wullkräuter gezehlt das morgenrößlin oder frawenrößlin, sammetrosen, damastenrosen".

Im Eisackthal heisst „ein rösl schenken" eine blume oder ein blumensträusslein als zeichen der gewogenheit oder liebe geben, wenn auch kein einziges röslein dabei ist.

Bei Walther von der Vogelweide 40, 7 fgg:

Dô het er gemachet
alsô rîche
von bluomen eine bettestat,
des wirt noch gelachet
inneclîche,
kumt iemen an daz selbe pfat.
bî den rôsen er wol mac,
tandaradei,
merken, wâ mirz houbet lac".

Da kann *rôsen* nur *bluomen* bezeichnen.

Wenn Konrad v. Würzburg sagt:

„*Den hof mac er flôrieren,*
sam rôsen tuont ein ouwe. Troj. kr. 3383,

1) Für das „wullkraut, verbascum", gibt Lonicerus die noch teilweise heute fortlebenden namen: „kertzenkraut, unholdenkertz, himmelbrandt, brennkraut, königskertzen, feldkertzen" s. 312.

so konnen unter *rôsen* nur blumen verstanden werden, wie auch an folgenden stellen:

> *sô wâren dâ bî springende*
> *rôsen rôt durch grüenen klê.* Engelhard s. 346.
> *Der wase wol geblüemet lac*
> *mit viol und mit rôsen.* Troj. kr. 16546.

Wenn Stricker Karl den grossen *Des gelouben ein rôse* nent (Karl 9550), so steht *rose* für *bluome*, wie bei Berthold I, 166, 111: *Der eine wec ist linde als pfeller, batmît und sîde und als rôsen;* und wenn Tanhûser 34 (II, 96ᵇ) den mai der heide *maniger hande rôsen* geben lasst, so sind blumen im algemeinen zu verstehen.

Hat das mhd. *rose* nun die weitere bedeutung *flos*, so entsprechen sich das mhd. *rôsen brechen* und das lat. *deflorare*, wofur wir *bluomen brechen* auch finden. Bei Walther von der Vogelweide sind *bluomen brechen* 78, 16 und *rosen lesen* 112, 3 gleichbedeutend.

GUFIDAUN, SEPT. 1890. IGNAZ ZINGERLE.

Ein gedicht aus dem ende des 15. jahrhunderts über die zerfahrenheit der stände.

(Cod. hist. 8 f. 201ᵇ der universitäts-bibliothek zu Upsala.)

Deuorat agricolam rex, regem tyro, sed illum
Vsurator edit, monachus sed deuorat illum.
At monachum meretrix, meretricem leno remordet.
Lenonem caupo, sed cauponem parasitus.
Illum sesquipedes, quos demum symea torquet.

> Der her frisset den puren,
> das lest sich klein beturen
> der ritter vnd frisset den herrn,
> der ritter mag sich nit erwern,
> der wucherer thut in verschlinden,
> den wucherer weiss der münch zu finden,
> der frisset in gantz vnd gar,
> des münchs nympt das hürlin war
> vnd verschlint den münch fürt,
> die dem ruffigon dan gebürt.
> der selb der thut sie fressen.
> der wirt nymts vngemessen,
> bys er den ruffigon ouch verhert,
> der wirt darnach wurt verzert.
> den fressen die wynbuben,
> so bissen die ufs gross gruben
> in die selben wynanecht,
> so kumpt die lust dem affen recht:
> also get is hamauber (?) wandelen
> vnd frisset ie einer den andern.

Hec mundi leges, hec iura volubilis orbis
Inque vicem cedunt pia sors fortunaque seua.
Nil est perpetuum, quod nobis fata ministrant,
Dant, rapiunt, tollunt, commutant, decima reddunt

Et sudore graui postquam sublimia scandunt
Auctorem proprii nouerunt omnia damni.

WILHELMSHAVEN. HUGO HOLSTEIN.

Jacob Grimm an —? (könig Ludwig von Bayern?)

[Cassel, februar 1826.]

[*Abgeschnitten*] den zweiten Theil meiner deutschen Grammatik vorzulegen, in dessen Vorrede ich eine Hoffnung auszusprechen gewagt habe, deren Erfüllung alle Deutschen erfreuen würde. Die Herausgeber vaterländischer Sprachdenkmäler bedürfen des Beifalls der Regierungen. Man sollte meinen, dass in Deutschland, das so viele Fürsten zählt, alles, was unsere Muttersprache betrifft, sicherer geborgen und leichter ans Licht gezogen sein würde. Allein die Wahrheit ist, dass bis heute noch kein einziges Gedicht weder des 13. Jahrhunderts noch der älteren Zeit mit höherer Unterstützung im Druck erschienen ist, wenn ich Wolframs Wilhelm den heiligen ausnehme, den Landgraf Friedrich, des jetzigen Kurfürsten Grossvater, auf seine Kosten hat bekannt machen lassen. Einleuchtend hat die Herausgabe der vorhandenen wichtigen Monumente den grössten Einfluss auf das gründliche Studium der deutschen Geschichte und Rechte.

[*abgeschnitten*] unterthänigster Diener
Jacob Grimm
Bibliothecar.

Concept. Handschrift der Eutiner gymnasial-bibliothek, deren autographensamlung durch schenkungen von Abraham Voss begründet und vom oberregierungsrat Hellwag erweitert ist. — Ort, tag und überschrift abgeschnitten! Ort und zeit bestimmen sich nach dem erscheinen des 2. teils der grammatik. „Unterthänigster Diener" nennen sich die brüder Grimm gewöhnlich nur von fürsten und allenfals noch von ministern. Nun lautet die einzige stelle der vorrede, auf welche sich die hindeutung am anfange des briefes beziehen kann (s. X): „Die evangelienharmonie in München sieht der erlösung aus ihren banden seit der regierung könig Ludwigs getroster entgegen, eines fürsten, der sich, wir hoffen es, auch einmal vaterländischer sprache und altertümer annehmen wird". Im k. haus-archiv zu München ist ein brief J. Grimms allerdings nicht vorhanden.

KIEL. EUGEN WOLFF.

Dribolde scheren.

Den prolog zum Richtsteig Landrechts (herausgegeben von Homeyer s. 85) schliesst Johann von Buch, von den „unrechten" sprechend, mit den worten:

> *Wen se haten uns bilken, wente wi wolden oft wi mochten en afspreken und afschriven liff gud und ere. Und dat wi en to ener bekantnisse dribolde mochten scheren und se mit eime heten iserne mochten dorch de tene* (var.: *backen*) *bernen, uppe det me de guden bekande, dar wolde wi mit willen tein jar deste er umme sterven.*

Das wort *dribolde* — eine handschrift hat: *enen drybolt* — sucht man in den wörterbüchern vergeblich. Der sache nach handelt es sich um ein scheren in bestimter weise, welches dazu dienen soll, die unrechten für jedermann kentlich zu machen. Anscheinend wurden geisteskranke auf diese art bezeichnet. Wenigstens haben andere handschriften (Homeyer a. a. o. anm. 75) an stelle der worte *Und — scheren:*

und mochte ich sy bezeichen allen fromen luten und mocht ich sy bescheren gleich den toren als man pflit zu tun den rechten toren.

Sonst ist bekantlich geschorenes haar zeichen der knechtschaft, scheren des haares daher beschimpfende strafe oder symbol der unterwerfung (J. Grimm, RA. 146 fg., 339, 702). Vielleicht vermag ein leser dieser zeitschrift uber da *dribolde scheren* weitere aufklärung zu geben.

KIEL, 8 JULI 1891. MAX PAPPENHEIM.

Zu Wielands werken.

In die Hempelsche ausgabe der werke Wielands hat Düntzer (XXXIII, 89 fgg.) einen aufsatz aus dem Teutschen Merkur (1773 III, 167 fgg.) aufgenommen, welcher ratschläge für die „Regierungskunst oder unterricht eines alten persischen monarchen an seinen sohn, nach dem englischen“ und „Zusätze zu den mit sternchen bezeichneten stellen dieses stückes“ enthält. Auch Seuffert in der Vierteljahrsschrift II, 581 hält an der autorschaft Wielands fest und findet darin „echt Wielandische gedanken“, trotzdem er a. a. o. I, 355 den einfluss von Hallers Usong auf Wieland untersucht hat. Aus dem Hallerischen romane sind aber die „Ratschläge“ wörtlich entlehnt, und nur die widersprechenden „zusätze“ gehören Wieland und enthalten dessen eigene gedanken. Wieland verändert den Hallerischen text, um den bezug auf Persien zu verwischen und keine erinnerung an Haller aufkommen zu lassen. Die varianten zu verzeichnen überlasse ich anderen. MINOR.

Dramatische aufführungen im XVI. und XVII. jahrhundert in Stuttgart.

B. Haug, Schwäbisches magazin 1779, s. 549:

a) „1572 im julio hat die bürgerschaft in Stuttgard vor dem herzog Ludwig von Würtemberg die biblische geschichte von Joseph im schloss durch lauter bürgerskinder aufgeführt“.

b) „In eben diesem jahr ist diese komödie wider gegeben worden, und zwar öffentlich, in der stadt auf dem markt, worzu der herzog den kindern 30 reichsthaler verehrt hat“.

c) „1607 hat die bürgerschaft in Stuttgard durch ihre kinder die historie vom erzvater Abraham auf dem öffentlichen markt aufführen lassen“.

Über das auftreten der englischen komödianten in Stuttgart vgl. Trautmann im Archiv für litteraturgeschichte XV, 211 fgg.

Die obigen nachrichten hat Pfaff in seiner Geschichte der stadt Stuttgart 1845 I, 116 gekant; diesen citiert von Weilen, Der ägyptische Josef im drama des XVI. jahrhunderts, Wien 1887 s. 115.

Die aufmerksamkeit war durch die „Beiträge zur geschichte der deutschen schaubühne“ im Deutschen museum 1776 I, s. 752 fgg. und 1781 II, 359 fgg. auf ältere aufführungen gelenkt worden. MINOR.

Nachträge zu Köstlins Lutherstudien in dieser zeitschrift XXIV, 37 fg.

1) Die richtigkeit der in dieser zeitschrift XXIV, 37 fg. von herrn prof. Köstlin gegebenen erklärung der wortverbindung „mit lungen auswerfen“ (= mit rossäpfeln werfen) bestätigt folgende im Deutschen wörterbuch nicht angeführte stelle aus Murners narrenbeschwörung 68. 40:

„Wie man riefet in eim walt,
Glich also das selb wider schallt.
Mit lungen ich ouch werfen kan,
Wann du mit kutlen fahest an.
Wann wir schon würfen beide samen
Mit kat und wůst ernstlichen zamen,
So bschißen wir uns alle beid
Und würd zů letst uns selber leid“.

HEIDELBERG. M. SPANIER.

2) Zu der in dieser zeitschrift XXIV, 39—40 besprochenen stelle aus Luthers werken: *Es trägt mich auch ihre rotte spielen mit solchem urteil* fgg. hat J. Köstlin richtig vermerkt, dass *spielen tragen* zusammengehöre. Es konte hier auf analoge wendungen älterer zeit hingewiesen werden wie *behalden tragen* (Mhd. wörterb. III, 71ª, 36 fg.; Meleranz 3003; Salomon und Morolf ed. Hagen 1964[1]), *begraben tragen* im Passionale K. 538, 28, *slâfen tragen* in den Gesta Rom. ed. Ad. Keller s. 108 und 110. Was hier aber *spielen* ursprünglich zu bedeuten habe, wird sich vielleicht mit mehr sicherheit erörtern lassen aus der vergleichung folgender stellen, die ich mir aus der lektüre *behalden getragen* habe. In der handschrift nr. 26 (= LXXXV) der Zeitzer domherrenbibliothek, einem handelbuche aus der zeit und der kanzlei Dietrichs von Buckendorf, aus dem ich in den hiesigen schulprogrammen der jahre 1875 und 1879 längere abschnitte mitgeteilt habe, findet sich folgende stelle auf fol. 374ᵇ: *sulch geruchte nicht heymlichen sundir offinbar ist, so dasz* (= da, insofern dieses) *gemeynlichen eyn yderman spelen treit in der stad czu Herczberg.* Ferner heisst es in einem briefe Walthers von Schwarzenberg an den stadtschreiber Joh. Brun zu Frankfurt a/M. aus dem jahre 1474, mitgeteilt von E. Wülcker in dem Neujahrsblatt des vereins für gesch. u. altertumskunde zu Frankfurt a/M. 1877, s. 23—24 *man liget* (lügt) *so fast* (beziehentlich der falschen gerüchte vom kriegsschauplatze vor Neuss) *zu Kolln, daz ich die logen spillen drage so lange, daz ich usz sieben logen zu zitten kume eyn warheit kan gemachen.* Soviel ist aus diesen beispielen klar, dass die betreffende redensart nicht den sinn gehabt haben kann von: „einen verhöhnen und hie und da lästern“ oder gar: „ihn aufziehen auf der spielbühne wie die am faden oder draht hängenden spielpuppen“. Nach meinem dafürhalten hat *spielen (spelen, spillen)* hier ursprünglich nicht den sinn von lat. *ludere,* sondern hat sich aus dem alten *spellen,* ahd. *spellon,* got. *spillon* = erzählen, schwatzen entwickelt; vgl. darüber Schmeller-Frommann II, 662. *Spil* und *spel* sowie *spiln* und *spellen* sind bekantlich sehr früh schon mit einander verwechselt worden. Wenn aber *spellen gehn* (nach Vilmar Idiot. 391, vgl. Mittelniederd. gedichte von A. Lübben s. 3, v. 68 und 75) oder *spiell gehen* (nach Reinwald Henneberg. idiot. 1, 154) so viel bedeutete als „zu einem nachbarlichen besuche, vertraulichen geplauder gehen“, so ergibt sich daraus für *spellen tragen* die bedeutung: austragen durch weitererzählen, ins gerede bringen, ausplaudern, *rermaeren;* und dies solte wol auch durch die alte übersetzung *passim calumniari* ausgedrückt werden.

ZEITZ, IM JULI 1891. FEDOR BECH.

3) Das s. 39 fg. dieses bandes besprochene *spielen tragen* wird wol anders, als dort geschehen ist, erklärt werdenmüssen. Wenn die in der bewusten streitschrift

1) Dieselbe redensart wol auch im Pass. K. 433, 2 fg. *ex sint, sprach er* (= der teufel) *sande Maniges menschen, die ich jage* (hs. *trage*) *Und ûf in* (oder *ime?* hs. *ire*) *behalden trage* (hs. *jage*).

Luthers gemeinte rotte ihn mit falschem urteil *spielen trägt*, so ist dieses wort meines erachtens an das im mittel- wie im niederdeutschen verbreitete *spillen* oder *spellen*, *spelen gehen* = zu besuch und geplauder gehen anzuschliessen. Zur etymologie des wortes und bezüglich des vorkommens sehe man den artikel Kirchspiel im DWB. 5, 825 nach; Vilmar bemerkt im Idiot. von Kurhessen unter *spellen*: „in Mittelhessen wie in Thüringen und Henneberg, in der grafschaft Hohnstein der ausschliesslich für solche besuche gebräuchliche ausdruck". Weitere nachweise bieten Regel, Ruhl. mundart 271; Spiess, Henneberg. idiot. 237; Liesenberg, Stieger mundart 201. Das wort kann Luther schon von Eisleben her gekant haben, wenn wir es auch in Jechts Wörterbuch der Mansfelder mundart vermissen.

Wie nun aber dies *spillen, spellen, spelen* in verbindung mit den verben *gehen, kommen, sein* gerade so vorkomt, wie das anderwärts verbreitete synonyme *hutzen* (s. besonders Neubauer, Altdeutsche idiotismen der Egerländischen mundart s. 72), so stelt sich auch das im Egerer fronleichnamsspiel (Ausgabe von Milchsack, Bibl. des litter. vereins 156, v. 2465) gebrauchte *hutzen tragen*, d. i. ursprünglich: zum hutzen, in die hutzenstube austragen, zu jenem „spielen tragen" bei Luther. Die verleumderischen reden trägt die rotte beim spielen (d. i. *spillen, spellen*) gehen von haus zu haus; vgl. im Tristan 18394: *ze spelle machen über hof und über lant;* im Reinfried 5235: *sît ir tougenlîche spellent ûf mîn êre;* ähnlich in Schmellers Bair. wörterbuch 1², 939: *si verrâtent iuch an ir heingarten = tradent vos in conciliis suis.*

LEITMERITZ. IGN. PETERS.

NEUE ERSCHEINUNGEN.

Bötticher, G., und **Kinzel, K.,** Denkmäler der älteren deutschen litteratur für den litteraturgeschichtlichen unterricht an höheren lehranstalten. I, 1: Hildebrandslied und Waltharilied, nebst zaubersprüchen und Muspilli, übersezt und erläutert von G. Bötticher. 2. aufl. VIII u. 63 s. 0,60 m. — I, 2: Kudrun, übertragen und erläutert von H. Löschhorn. 126 s. Halle, buchhandlung des waisenhauses. 1891. 0,90 m.

Aus der Kudrun hat Löschhorn 744 strophen metrisch übertragen und durch sachliche anmerkungen erläutert. Die übersetzung liest sich gut; nur ist nach meiner meinung zu viel von der eigentümlichkeit der mhd. strophe aufgegeben. Die lezte halbzeile hat bei Löschhorn nur 3 hebungen und fast überall stumpfen reim, wodurch selbst *Fruote* zu *Frut* geworden ist 341 = 56! O. E.

Ehwald, R., Emil Braun's briefwechsel mit den brüdern Grimm und Joseph von Lassberg. Gotha, F. A. Perthes. 1891. XII und 169 s. 3 m.

E. Braun (geboren als sohn eines forstmeisters 1809 in Gotha, gestorben 1856 als sekretär des archäologischen institutes in Rom) hatte sich in seiner jugend mit germanistischen studien beschäftigt und auch den plan zu einer habilitation für dieses fach gefasst; doch ist keine seiner germanistischen arbeiten zur veröffentlichung gekommen. Den brüdern Grimm ist Braun schon in Kassel im jahre 1829 nahe getreten; bei ihrer übersiedelung nach Göttingen war er noch dort als eifriger schüler Karl Otfrid Müllers, bezog jedoch bald die universität München. Von dort aus hat er mit Massmann im jahre 1830 zum ersten male den freiherrn von Lassberg auf seinem schlosse zu Eppishusen besucht. Der briefwechsel mit den brüdern Grimm

umfasst 12 briefe aus den jahren 1829—1833, der mit v. Lassberg 24 aus den jahren 1830—1836. Die anmerkungen des herausgebers geben manche wünschenswerte erläuterung; einen zusammenhängenden biographischen abriss vermisst man.

Heyne, Moriz, Deutsches wörterbuch. Dritter halbband: h — licht. Leipzig, Hirzel. 1891. 640 sp. 4°. 5 m.

Die herausgabe dieses bedeutenden werkes (vgl. diese zeitschrift 23, 562) wird mit erfreulicher rüstigkeit gefördert.

Kehrbach, K., Mitteilungen der geselschaft für deutsche erziehungs- und schulgeschichte. Jahrgang I, heft 1. Berlin, 1891. 106 s.

Kollmann, Artur, Deutsche puppenspiele. Erstes heft. Leipzig, F. W. Grunow. 1891. 111 s. 1,50 m.

Herr dr. med. Kollmann hat durch vieljährige bemühung eine reichhaltige samlung von textbüchern und theaterzetteln der puppenspielunternehmer hergestelt. Er begint jezt mit der veröffentlichung interessanter stücke. Das vorliegende heft enthält ausser einem anziehend geschriebenen algemeinen vorwort das stück: Judith und Holofernes, dem eine sehr genaue übersicht älterer bearbeitungen dieses stoffes seit dem 16. jahrhundert vorangeht; sodann eine reihe neuer mitteilungen zum puppenspiel vom doctor Faust.

Kuhlmann, Hermann, Die concessivsätze im Nibelungenliede und in der Gudrun, mit vergleichung der übrigen mhd. volksepen. Kieler diss. 1891. Leipzig, G. Fock. 60 s. 1,50 m.

Die arbeit bildet eine fortführung und ergänzung der untersuchungen Mensings (vgl. s. 260 fg. dieses heftes).

Paschke, Paul, Über das anonyme mhd. gedicht von den sieben weisen meistern. Breslauer diss. 1891. 54 s.

Weinhold, K., Beiträge zu den deutschen kriegsaltertümern. Sitzungsberichte der königl. preuss. akademie der wissenschaften XXIX. 1891. 25 s.

Zingerle, Ignaz V., Sagen aus Tirol. Zweite vermehrte auflage. Innsbruck, Wagner. 1891. XX und 738 s.

NACHRICHTEN.

Am 15. juni 1891 verschied zu Bonn der ausserordentliche professor dr. Anton Birlinger (geb. 14. januar 1834 zu Wurmlingen), rühmlich bekant als kenner alemannischer mundart, volksdichtung und sitte, herausgeber der zeitschrift „Alemannia". Auch unsere zeitschrift betrauert in ihm einen langjährigen und fleissigen mitarbeiter.

Der ausserordentliche professor dr. A. Sauer an der universität zu Prag ist zum ordinarius ernant.

Halle a. S., Buchdruckerei des Waisenhauses.

DIE HAUPTGÖTTIN DER ISTVAEEN.

Unter „Istvaeen“ kann man zweierlei verstehen. Nach Plinius und Tacitus bezeichneten sich diejenigen durch nachbarschaft sowie durch gemeinsamkeit der abstammung und der religion verbundenen germanischen völkerschaften als „Istvaeen“, welche ihre sitze am weitesten nach westen vorgeschoben hatten und um den anfang unserer zeitrechnung am Rheine, etwa von Coblenz bis zu seiner mündung, wohnten. Dagegen fallen nach einem jüngeren, lediglich gelehrten gebrauche des wortes die Istvaeen mit den Franken, jenem seit dem 3. jahrhundert genanten völkervereine, zusammen, und in diesem weiteren sinne wird der name heutzutage gewöhnlich von den deutschen altertumsforschern verwendet[1]. Eine mythologische untersuchung, welche sich, wie die nachstehende, auf den festen grund der römisch-germanischen inschriftensteine des Rheinlandes und auf die nachrichten des Tacitus stüzt, kann mit dem namen „Istvaeen“ natürlich nur den sinn verbinden, welchen derselbe bei den Germanen des Plinius und Tacitus hatte. Welche völker im algemeinen zu dieser gruppe gehörten, ist klar; nur inbetreff der einen oder anderen rechtsrheinischen völkerschaft herscht gegenwärtig noch streit, ob sie zu den alten Istvaeen zu rechnen sei oder nicht. Was die völker angeht, deren weibliche hauptgottheit hier behandelt werden soll, so ist ihre zugehörigkeit zu den Istvaeen unbestritten. Es sind dies nämlich 1) die westistvaeischen Ubier, Batawer, Kanninefaten, Marsaker, Sturier und Frisiawen und 2) diejenigen völkerschaften, welche die alte marsische Istvaeengruppe bildeten. Diese völker nanten ihre hauptgöttin verschieden, so dass unsere untersuchung zunächst voraussetzen muss, dass es mehrere verschiedene istvaeische hauptgöttinnen gegeben habe, und erst durch eine analyse des wesens dieser göttinnen ihr gegenseitiges verhältnis zu bestimmen hat.

I. Nehalennia.

1. Denkmäler und inschriften.

Von einer göttin Nehalennia weiss man erst wider seit dem 5. januar 1647. Um den anfang dieses jahres hatten sich an den

1) Vgl. z. b. Rieger in der Zeitschr. f. d. a. 11, 180; Müllenhoff ebenda 23, 4 und 154.

küsten der zeeländischen insel Walcheren heftige ost- und nordostwinde eingestelt, welche die dünen arg zerzausten und die see zu ungewöhnlicher höhe türmten. Vom sturme zerwühlt und von den wogen unaufhörlich gepeitscht schwand der fuss der dünen mehr und mehr zusammen. Als dann an jenem tage unter dem wehen eines starken ostwindes eine auffallend niedrige ebbe eintrat und sich das meer weit vom lande zurückzog, erblickten die bewohner von Doomburg, einem städtchen an der nordwestküste der insel, hart an der gewöhnlichen uferlinie eine grössere anzahl von steinen und anderen gegenständen, die bis dahin vom sande bedeckt gewesen waren. Bei näherem zusehen erkante man trümmer von antiken säulen, fragmente von statuen, altäre und eine beträchtliche menge meist gut erhaltener kapelchen (aediculae). Im ganzen waren es 45 fundstücke. Davon trugen mehr als die hälfte inschriften, und die altäre und kapelchen zeigten fast durchweg reliefdarstellungen von gottheiten. Aus den inschriften gieng zunächst hervor, dass die überwiegende mehrzahl der kapelchen einer dea Nehalennia geweiht seien, dass also das heiligtum, dessen überreste man vor sich hatte, ein Nehalennia-tempel gewesen sein müsse. In der unmittelbaren nähe des heiligtums wurden sechs merovingische münzen, ferner eine erhebliche anzahl römischer kaisermünzen aus der zeit von Vespasian bis Tetricus, sodann becher, gefässe und andere derartige gegenstände aufgelesen.

Der fund erregte ungemeines aufsehen, und die kunde davon verbreitete sich schnell. Die Niederländer beeilten sich, ihren berühmten altertumsforscher Petrus Scriverius um eine erklärung der entdeckten altertümer anzugehen. Schon am 14. jan. 1647 gieng aus Doomburg ein schreiben an ihn ab, in welchem über den fund berichtet und fünf von den inschriften mitgeteilt wurden. Nach diesem schreiben machte dann Lotich im V. bande des Theatrum Europaeum, der 1647 erschien, die entdeckung in Deutschland bekant (s. 1298) und teilte jene fünf inschriften ebenfals mit. Die zeichnungen und beschreibungen der fundstücke, die man aus Doomburg dem prinzen Friedrich Heinrich von Oranien gesant hatte, liess dieser durch seinen secretair, Constantin Huyghens, am 15. februar ebenfals an Scriverius schicken, den dann Huyghens am 23. februar um rücksendung der zeichnungen sowie um erklärung der altertümer bitten lässt[1]. Noch in demselben jahre machte der bekante kupferstecher H. Danckerts die fundstücke,

1) Die drei schreiben teilt Antonius Matthaeus in seinen *Veteris aevi analecta* VI, 391 fg. mit (= III², 695 fgg.).

soweit sie noch in Doomburg vorhanden waren, unter dem titel: „Affbeeldinge van de overoude rariteyten aan de strandt omtrent Domburch gevonden den 5. januarij 1647“ (Hagae Comitum 1647) nach zeichnungen von H. van Schuylenburgh auf 13 platten bekant[1]. Erläuternde bemerkungen über den fund waren der publikation nicht beigegeben. Der erste öffentliche bericht über die erste entdeckung wurde von niederländischer seite erst 1650 durch Olivarius Vredius in seiner Historia Comitum Flandriae I Additiones s. XLIV fgg. gegeben. Er hatte selbst in Doomburg die reste in augenschein genommen und gab nun die abbildungen von 22 altären, von 13 römischen münzen und einigen anderen gegenständen. Mit knappen, präcisen worten wurden die einzelnen stücke beschrieben und erläutert. Seine erklärungen, die für seine zeit vortreflich sind, wurden später viel benuzt. So ruht z. b. M. Smallegange Chronyk van Zeeland Middelburg 1696 fol. 82 u. a. ganz auf Vredius. Smallegange benuzte nicht nur die beschreibenden angaben jenes, sondern, wie es scheint, sogar die platten, welche für die Vrediusschen abbildungen angefertigt worden waren.

Die behörden der insel Walcheren hatten bald nach der entdeckung den Doomburgern befohlen, die merkwürdigen überreste der heidnischen vorzeit volständig auszugraben und in verwahrung zu nehmen. Da der ostwind längere zeit anhielt, gelang es, den fund zu bergen. Man entdeckte dabei noch das fundament eines häuschens und stiess in einer tiefe von einigen fuss auf zahlreiche baumstümpfe und baumwurzeln, woraus man ersah, dass das Doomburger Nehalenniaheiligtum in einem haine gestanden haben müsse. Weniger sorgfältig kam man in Doomburg dem zweiten teile des befehls nach, die fundstücke wol zu verwahren. Dem Utrechter studenten M. Smallegange, der damals in Middelburg, dem hauptorte Walcherens, seine winterferien verbrachte und sich ein paar tage nach der ausgrabung in Doomburg einfand, wo er die inschriften von sechs denksteinen abschrieb, glückte es, aus dem funde eine lampe und einige münzen anzukaufen, wie er selbst in dem eingehenden, zuverlässigen bericht über die entdeckung der Doomburger altertümer erzählt, den er seiner chronik (fol. 82) eingefügt hat. Ja, man hielt nicht einmal die grösseren fundstücke in Doomburg zusammen. So verschwand denn auch eine erhebliche zahl der uns hier allein angehenden Nehalenniaaltäre, teils sofort, teils später, aus Doomburg. Als J. G. Keysler seine Exercitatio de

1) Ein exemplar dieses werks befindet sich auf der bibliothek des kgl. niederländischen instituts.

dea Nehalennia numine Walachrorum topico, die 1717 zu Celle erschien und 1720 mit einigen verbesserungen in seine Antiquitates selectae Septentrionales et Celticae (s. 235 fgg.) aufgenommen wurde, ausarbeitete, machte ihm Hadrianus Relandus aus Utrecht von einer in seinem besitz befindlichen säulenbasis mitteilung, welche eine weihinschrift an Nehalennia trug und einst aus Zeeland nach Utrecht geschickt worden war. Diese säulenbasis muss bald nach jener entdeckung vom 5. jan. 1647 aus Doomburg verschwunden sein, denn in den Danckertsschen „Affbeeldinge" findet sich keine abbildung derselben. Jezt ist dieses denkmal zu grunde gegangen oder doch, fals es noch vorhanden, der ort, wo es verblieben, unbekant. Ein anderes Doomburger fundstück, einen Nehalenniaaltar ohne inschrift, sah der holländische gelehrte Janssen 1845 in einer aus allerlei alten steinen erbauten brücke auf dem gute Westhove bei Doomburg eingemauert. Sodann befand sich am anfange des vorigen jahrhunderts, wie Gargon Walchersche Arkadia (1717) I, s. 318 mitteilt, ein Doomburger Nehalenniaaltar in einem zaune vor einem tore von Middelburg; ferner war nach demselben Gargon (a. a. o. II, 11)[1] ein anderer Nehalenniaaltar damals im hofe des landhauses Steenhove, das am wege von Middelburg nach Koudekerke liegt. Verhältnismässig spät ist aus dem Doomburger funde jener Nehalenniaaltar abhanden gekommen, der jezt auf dem schloss Ilpestein bei Ilpendam verwahrt wird. Denn die angabe von G. van Ernst Koning (Het huis te Ilpendam s. 5 fgg.), wonach dieses denkmal um 1622 beim trocknen des Purmer gefunden worden sein soll, eine angabe, worauf noch Wolf in seiner oberflächlichen arbeit über Nehalennia[2] schlüsse gründet, verdient keinen glauben, da dieser altar vom flandrischen historiker Vredius im jahre 1650 und noch später von Cornelius Boot in Doomburg gesehen und abgezeichnet wurde. Sehr früh müssen dagegen jene beiden Nehalenniaaltäre aus Doomburg verschwunden sein, welche sich später im besitze Papenbroeks befanden und dann nach Leyden in das niederländische reichsmuseum der altertümer gelangten. Weder Danckerts noch Vredius (Smallegange) noch Keysler wissen etwas von diesen beiden steinen;

1) Der altar, von dem Gargon II, 7 spricht, ist kein Nehalenniaaltar, sondern ein Matronenstein!

2) In den Jahrbb. des vereins von altertumsfr. im Rheinlande XII (1848), s. 21—41 und in den Beiträgen zur deutschen mythologie 1 (1852), 149—160. Er konte Janssen nicht benutzen und muste sich auf die ungenügenden älteren publikationen stützen! Wolf kante nicht einmal den 1776 (oder 1777) gefundenen Deutzer Nehalenniastein!

erst Maffeius (Mus. Veron. s. CCCCXLVIIII, 3), Oudendorp (legati Papenbr. descriptio s. 12 nr. 10 und s. 11 nr. 9) und andere machten dieselben bekant. Endlich war einer von den Doomburger Nehalenniasteinen früh nach Brüssel geraten, wo er nach mannigfaltigen schicksalen im Musée R. d'armures, d'antiquités et d'ethnologie aufnahme fand. Erst H. Cannegieter behandelte diesen altar in seiner, leider manuscript gebliebenen, abhandlung „Domburgsche oudheden, verklaart". Aus diesem manuscript, das jezt der II. klasse des kgl. Niederländischen instituts gehört, hat dann Janssen 1845 (De romeinsche beelden en gedenksteenen van Zeeland s. 67 fgg.) über das denkmal berichtet.

Die denksteine, welche auf Walcheren verblieben, wurden almählich im chor der reformierten kirche zu Doomburg vereinigt. Am 10. okt. 1848 zerstörte dann ein blitz kirche, turm und denkmäler. Nur 6 denksteine, freilich sehr beschädigt, einer davon in 10 stücken, konten an einem vom turme abgesonderten platze in der wider aufgebauten kirche notdürftig aufgestelt werden; die übrigen stücke und brocken wurden im freien am zaune der Doomburger stadtschreiberei in einem haufen übereinander gestapelt. Nachdem sie hier 17 jahre lang wind und wetter ausgehalten, fanden sie im jahre 1866, ebenso wie jene 6 noch leidlich erhaltenen stücke, im Middelburger museum aufnahme.

Schon 1647 waren die ersten schriften erschienen, welche eine deutung der göttin versuchten. Ihnen folgten zahlreiche erläuterungsschriften und publicationen. Diese ältere litteratur ist bei Janssen a. a. o. vorrede s. XII—XV verzeichnet. Durch diesen liess nämlich 1845 die zeeländische geselschaft der wissenschaften die erste zuverlässige, zwar noch nicht allen anforderungen genügende, aber, was die beschreibung der denkmäler anlangt, vortreflich ausgefallene publication der bildwerke veranstalten: De romeinsche beelden en gedenksteenen van Zeeland, uitgegeven van wege het Zeeuwsch genootschap der wetenschappen, Middelburg 1845. Aus diesem werke sind die Doomburger Nehalennia-inschriften bei de Wal Mythologiae septentrionalis monumenta (Utrecht 1847) und bei Brambach Corpus inscriptionum Rhenan. (1867) mitgeteilt.

Im herbste des jahres 1870 wurde bei Doomburg noch ein Nehalenniaaltar entdeckt, der sich jezt im privatbesitz befindet. Ihn hat C. Leemans in den Verslagen en mededeelingen der koninklijke akademie van wetenschapen, afdeeling letterkunde, II. reeks, II deel

(1872) s. 63 fgg. ausführlich behandelt und dabei auch die schicksale der übrigen Nehalenniadenkmäler besprochen[1].

Bereits vor dem Doomburger funde war ein der Nehalennia geweihter, aber als solcher nicht erkanter altar zu Deutz entdeckt worden. Die erste nachricht von demselben enthält ein um 1600 geschriebenes manuscript des Stephanus Broelmann auf der öffentlichen bibliothek zu Cöln (Commentarii historiae veteris omnis et purae plenaeque civitatis Ubiorum florentis), wonach der stein am rheinufer bei Deutz ausgegraben wurde. Publiciert wurde das denkmal zuerst von Gruter 1603 in seinem bekanten inschriftenwerk; er muss das denkmal in Deutz in augenschein genommen haben, denn er gibt an, dass auf jeder seite des altars ein füllhorn ausgehauen sei. Den namen der göttin las er auf dem offenbar verstümmelten steine: Neaee. Nach anderen lautete er: Nehalee. Das denkmal ist nicht mehr vorhanden. Im jahre 1776 oder 1777 fand man nun aber in Deutz bei dem neubau der Benedictinerabtei einen altar, welcher laut seiner deutlich lesbaren inschrift „deae Nehalenniae“ gewidmet war. Auch dieses denkmal, dessen 1781 zum ersten male erwähnung geschieht[2], ist jezt verloren.

Die holländischen gelehrten, zulezt wider Leemans (a. a. o. s. 85), haben behauptet, diese beiden altäre müsten aus Walcheren nach Deutz verschlept worden sein. Sie hielten nämlich Nehalennia für eine topische göttin Walcherens und wolten gern Doomburg zum eigentlichen sitz des Nehalenniakultes und Nehalennia selbst zu einer Holländerin machen. Das eine ist so verfehlt wie das andere. Nehalennia erscheint auf Walcheren in enger verbindung mit Hercules Macusanus. Dieser aber wurde laut inschriftlichen zeugnisses[3] auch in Deutz verehrt. Sowie nun der zu Deutz gefundene altar dieses gottes nicht von Doomburg nach Deutz verschlept, sondern im jahre 1884 am rheinufer unterhalb Deutz ausgegraben worden ist, so gibt es natürlich keinen grund zu leugnen, dass auch seine gattin Nehalennia zu Deutz verehrt worden ist. Jene beiden denkmäler des Nehalenniakultes sind wirklich,

1) Von deutscher seite besprach dieses denkmal Josef Klein in den Jahrbüchern des vereins von altertumsfr. im Rheinl. 57 (1876), 195 fgg.

2) In den „Materialien zur geist- und weltlichen statistik des niederrheinischen kreises“ usw. (Erlangen 1781) 1. jahrg., wo s. 179—184 die steininschriften des kreises mitgeteilt werden; sodann bei Gercken Reise durch Schwaben, Baiern, angränzende Schweiz, Franken und die rheinischen provinzen in den jahren 1779—1782 (Stendal 1783) III, 337.

3) Jahrbücher des vereins von altertumsfreunden im rheinland 77, 45; darnach in der Westdeutschen zeitschr. 3, korrespondenzbl. s. 118 nr. 139.

wie die ganz unverdächtigen berichte darüber melden, in Deutz ausausgegraben worden; jeder zweifel daran ist überflüssig.

Die bisherigen versuche der deutschen mythologen, die göttin Nehalennia zu deuten, sind nicht glücklich gewesen. Die einen hielten sie für eine keltische, die anderen für eine germanische göttin; aber weder die einen noch die anderen haben eine etymologie des namens, die algemeine zustimmung gefunden hätte, zu geben vermocht. Jakob Grimm gieng in seiner mythologie nicht näher auf Nehalennia ein. Zwar schwankte er (I[4], 213), ob dies eine belgische oder eine friesische göttin sei, weil ihm ihr name nur gezwungene und unbefriedigende anknüpfungen zu gestatten schien; doch gefiel ihm schliesslich (s. 347 anm. 2) die ableitung ihres namens aus dem keltischen, wie sie Heinrich Schreiber (Die feen in Europa s. 65 fgg.) vorgetragen hatte. W. Müller meinte (Geschichte und system der altdeutschen religion s. 91), dass, wenn auch deutsche stämme, etwa die Friesen, Nehalennia verehrten, sie doch nicht echt deutsch sei, sondern ihrem ursprunge nach sicher den Kelten angehöre. Dann nent er sie aber doch (s. 255) geradezu eine friesische göttin. Dagegen erklärte Wolf (Rheinische jahrbücher 12, 21 fgg. und Beiträge zur deutschen mythologie I, 149 fgg.), ohne eine deutung des namens zu geben, Nehalennia für eine deutsche göttin[1]. Simrock erklärt (Deutsche mythologie[5] s. 351) Nehalennia für keltisch, doch meint er (s. 370 und 545), dass nur ihr name keltisch sei und die deutsche Isis den keltischen völkern Nehalennia geheissen habe; schliesslich hält er es (s. 371) für möglich, dass auf Walcheren, wo das heiligtum der Nehalennia gestanden habe, „deutscher und keltischer gottesdienst vielleicht zu einem bunde der völker zusammengeflossen sei“. Holtzmann, dem keltisch und germanisch als gleich gilt, glaubt doch (Deutsche mythologie s. 122), die möglichkeit besprechen zu müssen, dass der name Nehalennia ein deutscher sei. Die erklärung, welche H. Kern in seinem aufsatze „Nehalennia“ in Taal- en letterbode II (Haarlem 1871) s. 89 fgg. und in der Revue Celtique vol. II (1873) s. 10 fgg. gegeben hat, wonach die göttin als schenkerin, wolgeneigte geberin, herrin, frau („schenkster, goedgunstige geefster, meesteres, vrouwe“) zu deuten und Nehalennia nur der einheimische landschaftliche name der nordischen Freyja sei, ist sprachlich unhaltbar. Mit *neihan* libare, immolare (Graff II, 1015) hat dieser name nichts zu tun.

1) An den namen der göttin, erklärt Wolf, wolle er nicht weiter rühren, weil es gefährlich sei. Er teilt die älteren deutungsversuche mit, die nicht mehr angeführt zu werden verdienen.

Die publikationen der Nehalenniadenkmäler weichen, schon was die zahl der altäre angeht, erheblich von einander ab. Es hätte hier keinen zweck, die sämtlichen altäre mit ihren inschriften und bildlichen darstellungen der reihe nach zu beschreiben; die wichtigeren werden im verlaufe der untersuchung bei den einzelnen fragen behandelt werden. Um aber für die folgende untersuchung die citate so kurz als möglich gestalten zu können und um künftigen forschern zeitraubende mühe zu ersparen, auch um die übersicht über die bisher gefundenen altäre zu erleichtern, zähle ich hier die Nehalenniadenkmäler mit angabe der nummern, unter denen sie bei Brambach, de Wal, Janssen, Keysler (Antiquitates selectae septentrionales et celticae) und Vredius publiciert sind, auf. Den leztgenanten habe ich hinzugenommen, weil er die denkmäler in Doomburg selbst studiert hat und seine oft benuzte publikation zeigt, wie viele Nehalenniaaltäre damals in Doomburg noch vorhanden waren.

A. Doomburger altäre.

1. Brambach 24 = de Wal 196 = Janssen s. 10—18, taf. IV nr. 8a—c = Keysler s. 239 § 4 = Vredius LI, 5.
2. Brambach 27 = de Wal 176 = Janssen s. 38—41, taf. VII nr. 15a—d = Keysler s. 242 § 10 = Vredius LII, 11.
3. Brambach 28 = de Wal 177 = Janssen s. 41—45, taf. VIII nr. 16a—c = Keysler s. 243 § 11 = Vredius LII, 12.
4. Brambach 29 = de Wal 178 = Janssen s. 45—47, taf. IX nr. 17a—e = Keysler s. 241 § 6 = Vredius LI, 7.
5. Brambach 30 = de Wal 179 = Janssen s. 48—49, taf. X nr. 18a—c = Keysler s. 242 § 9 = Vredius LII. 10.
6. Brambach 31 = de Wal 180 = Janssen s. 50—52, taf. XI nr. 19a—c = Keysler s. 241 § 8 = Vredius LI, 9.
7. Brambach 32 = de Wal 195 = Janssen s. 57—59, taf. XII nr. 21a—d.
8. Brambach 33 = de Wal 192 = Janssen s. 59—60, taf. XII nr. 22a—c = Keysler s. 244 § 12 = Vredius LII, 13.
9. Brambach 34 = de Wal 197 = Janssen s. 60—61, taf. XIII nr. 23a—c = Keysler s. 245 § 16 = Vredius LII, 17.
10. Brambach 35 = de Wal 198 = Janssen s. 61—62, taf. XIII nr. 24a—d = Keysler s. 240 § 5 = Vredius LI, 6.
11. Brambach 36 = de Wal 194 = Janssen s. 63—66, taf. XIV nr. 26a—c = Keysler s. 249 § 23.
12. Brambach 37 = de Wal 193 = Janssen s. 66—67, taf. XV nr. 27a—c.

13. Brambach 38 = de Wal 184 = Janssen s. 84—85, taf. XVIII nr. 34.
14. Brambach 39 = de Wal 187 = Janssen s. 67—72, taf. XV nr. 28a—c.
15. Brambach 40 = de Wal 186 = Janssen s. 72—73, taf. XVI nr. 29a—e = Keysler s. 247 § 20 = Vredius LI, 4.
16. Brambach 41 = de Wal 185 = Janssen s. 73—74, taf. XVII nr. 30a—c = Keysler s. 244 § 13 = Vredius LII, 14.
17. Brambach 42 = de Wal 189 = Janssen s. 83—84, taf. XVII nr. 33a—c = Keysler s. 245 § 17 = Vredius LII, 18.
18. Brambach 43 = de Wal 188 = Janssen s. 75—83, taf. XI nr. 32 = Keysler s. 246 § 18 = Vredius LIII, 21.
19. Brambach 44 = de Wal 182 = Janssen s. 85, taf. XI nr. 35.
20. Brambach 45 = Keysler s. 245 § 15 = Vredius LII, 16.
21. Brambach 48 = de Wal 199 = Keysler s. 250 § 24.
22. Brambach 50[1] = de Wal 191 = Janssen s. 62—63, taf. XIV nr. 25a—c = Keysler s. 248 § 21.
23. Janssen s. 93—95, taf. XIX nr. 4 = Keysler s. 246 § 19 = Vredius LIII, 23.
24. Janssen s. 74—75, taf. XVIII nr. 31.
25. Keysler s. 241 § 7 = Vredius LI, 8.
26. Keysler s. 244 § 14 = Vredius LII, 15.
27. Altar von 1870, beschrieben von Leemans in den Verslagen en mededeelingen der koninklijke akademie van wetenschapen, afdeeling letterkunde, II. reeks, II deel s. 74 fgg.; nach ihm von A. Réville in der Revue celtique II (1873) s. 18 fgg. und von Josef Klein in den Jahrbb. d. vereins von altertumsfreunden im Rheinlande LVII (1876) s. 195.

B. Deutzer altäre.

28. Brambach 441 = de Wal 183 = Janssen s. 100—102 = Keysler s. 265 § 35 = Vredius XLVIII.
29. Brambach 442 = de Wal 190 = Janssen s. 96—100.

2. Nehalennia und Hercules Macusanus.

Das Doomburger und das Deutzer Nehalenniaheiligtum beweisen unmittelbar, dass die göttin von den bewohnern Zeelands, d. h. von den Marsakern, Sturiern und Frisiawen, sowie von den bewohnern

1) Brambach 49 = de Wal 181 = Janssen s. 52—57 taf. X nr. 20a—c = Keysler s. 248 § 22 ist kein Nehalennia-, sondern ein Matronenaltar!

der Deutzer gegend, den Ubiern, verehrt wurde. Diesen vier völkerschaften galt, wie erhaltene inschriften beweisen[1], Hercules Macusanus als männliche hauptgottheit. Dies lässt vermuten, dass auch die übrigen völkerschaften, welche den Hercules Macusanus als hauptgott verehrten, Nehalennia als hauptgöttin gefeiert haben. Bestätigt wird diese vermutung durch die enge verbindung, in welcher Hercules Macusanus und Nehalennia, nach den bildlichen darstellungen von fünf Doomburger altären zu schliessen, gestanden haben. Jeder derselben (oben nr. 2, 3, 4, 5 und 6) zeigt nämlich auf der vorderseite das bild Nehalennias und auf einer seitenwand das des Hercules, auf der andern das des Neptunus. Dies lässt sich nur durch die annahme erklären, dass Neptunus, ein deutscher wassergott in römischer gewandung, Hercules Macusanus — denn dies ist laut inschriftlichen zeugnisses der Walcherensche Hercules — und Nehalennia für den kultus eine engverbundene dreiheit von gottheiten bildeten. Man ist daher berechtigt, überall, wo Hercules-Macusanus-kult nachweisbar ist, auch Nehalennia-kult als bestehend vorauszusetzen und umgekehrt. Wir haben also nicht nur Frisiawen, Marsaker, Sturier und Ubier, sondern auch die Kanninefaten und Batawer als Nehalennia-verehrer zu betrachten. Denn diesen sechs völkerschaften galt Hercules Macusanus nach ausweis unserer inschriften als männliche hauptgottheit[2].

Da nun bei den deutschen stämmen die männliche und die weibliche hauptgottheit stets zu einem ehepaare verbunden erscheinen, so müssen auch Hercules Macusanus und Nehalennia als gatte und gattin betrachtet worden sein.

3. Die attribute Nehalennias.

Um das wesen Nehalennias zu ergründen, haben wir nicht von ihrem namen, dessen bedeutung ja vorderhand noch streitig ist, sondern von ihren attributen und ihrer tracht auszugehen. Von den inschriften geben nur zwei an, wofür der göttin gelübde gelöst wurden; die übrigen melden nur, wer die gelübde gelöst hat.

Die göttin ist auf achtzehn altären bildlich dargestelt, 4mal stehend (oben nr. 1, 3, 5, 11), 14mal sitzend (nr. 2, 4, 6—10, 12, 14—16, 22—24).

Alle diese darsellungen zeigen die göttin in einen weiten, mit einem grossen kragen versehenen mantel gehült. Nach den älteren

1) Vgl. Bramb. CIRh. nr. 51 und oben s. 294 anm. 3.

2) Bramb. CIRh. nr. 51, 130, 134; CIL. VII, 1090; Westd. zeitschr. III korrespondenzblatt s. 118 nr. 139 und V korrespondenzbl. s. 51.

publikationen der Doomburger denkmäler trug sie auf einigen altären (oben nr. 1, 7, 11) auch eine haube oder kappe. Allein auf nr. 1 fehlte dem bilde der göttin der kopf, mit dem sie bei Vredius (Smallegange), Keysler und anderen dargestelt ist; derselbe ist nach der ausdrücklichen angabe des Vredius erst vom graveur ergänzt worden. Was man aber auf nr. 7 und 11 als kappe angesehen hat, ist nach Janssen (s. 58 und 64) nur ein teil der hohen frisur der göttin. Der weite, verhüllende mantel ist also die stereotype tracht Nehalennias. Von den bekanten germanischen göttinnen ist nur eine stereotyp im mantel vor- und dargestelt worden, nämlich Hel, die göttin des todes und der unterwelt. Mit Hel stimt Nehalennia in der tracht überein. Hel war nach nordischen angaben eine tochter Lokis, also aus der familie der chthonischen feuergottheiten. Zieht man also Nehalennias tracht für sich allein in erwägung, so kann man die göttin nur für eine todesgottheit aus dem geschlechte der chthonischen feuergottheiten halten.

Was die eigentlichen attribute Nehalennias angeht, so begegnet am häufigsten, auf elf altären, ein zu ihr aufblickender hund. Derselbe sizt in 3 fällen zu ihrer linken (oben nr. 1, 4, 15), in 8 fällen zu ihrer rechten (nr. 2, 3, 5, 6, 11, 12, 14, 22). Die bedeutung, welche der hund in der germanischen mythologie hat, ist längst erkant und richtig dahin formuliert worden, dass der hund diener und symbol der feuer- und todesgottheit ist[1]. Denn nach deutschem volksglauben wird durch hundegeheul sowol tod als feuer vorherverkündet: tod, wenn der heulende hund zur erde sieht; feuer, wenn er in die höhe heult. Der hund des heljägers läuft, wenn man am christabend die haustür offen lässt, herein und legt sich auf den herd, von wo er das ganze jahr nicht wegzubringen ist. Er frisst asche und kohlen und verschwindet erst wider, wenn der heljäger das nächste jahr an dem hause vorüberjagt. Schwarze hunde hüten nach deutschem glauben die schätze, das eigentum der chthonischen feuergottheit, und Weinhold nent sie daher mit recht elbische wesen[2]. Ein chthonisches feuerwesen ist auch der höllenhund Garmr, der beim weltuntergange mit Týr streitet. Seine beziehung zur unterwelt ist ohne weiteres klar; dass er aber ein feuerwesen war, beweist sein name. Müllenhoff (Deutsche altert. II, 206 anm.) will freilich diesen als ein derivatum von ger „cupidus“ oder als die verkürzung eines compositums auffassen. Dies halte ich für verfehlt. Der name ist unzusammengesezt wie

1) Vgl. z. b. Weinhold in der Zeitschr. f. d. a. 7, 88 fg.

2) Ebenda s. 89.

ein echter göttername; er ist von derselben wurzel wie skr. *gharmá* „glut“ (Böhtlingk und Roth, Sanskrit-wörterb. II, 882) gebildet und bedeutet „der feurige“; und weil er, wie ein echter göttername, einfach ist, so glaube ich, dass es einst auch einen chthonischen feuergott Garmr gegeben hat, der mit seinem symbole, dem hunde, im namen übereinstimte, wie ja ähnlich der stier, das symbol Freys, *freyr,* der widder, das symbol Heimdalls, *heimdallr* usw. hiessen. Dieser gott, nicht der hund, Garmr war meines erachtens ursprünglich der gegner des Týr; und es muss dieser gott als verderblicher feuergott gedacht worden sein. Von den germanischen göttinnen steht eine einzige, und zwar widerum Hel, in beziehung zum hunde (vgl. Grimm, Mythol.[4] II, 555). Die hunde, welche für geistersichtig galten, merken nach deutschem volksglauben, wenn Hel umgeht! Es muss also Nehalennia ihrem häufigsten attribute nach zu schliessen eine chthonische feuer- und todesgöttin gewesen sein.

Auf drei altären der göttin erscheint neben ihr ein schifsvorderteil. Auf nr. 1 hat sie ihren rechten, auf nr. 5 und 11 den linken fuss auf ein solches gesezt. Auf nr. 1 hält sie überdies in der linken ein ruder. Man könte hier mit früheren forschern an das totenschiff, das im germanischen glauben eine bedeutsame rolle spielte (vgl. Grimm, Mythol.[4] II, 692 fgg.; Weinhold, Altnord. leben 483 fg.) und somit an Hel denken. Allein das schiff, auf welchem der tote zu Hel fährt, wird nicht von Hel selbst gelenkt, während doch Nehalennia das ruder hält, also als schifsführerin gedacht wurde. Demnach können schiff und ruder der göttin nur als schirmerin der schiffahrt zugekommen sein. Hierzu stimt, dass man laut einer im jahre 1885 zu Rom gefundenen inschrift (Annali d. instit. 57, s. 272, nr. 25) auch Nehalennias gemahl Hercules Macusanus auf seereisen gegen die vom meere drohenden gefahren anrief; vor allem aber passt dazu die inschrift eines Doomburger altars (oben nr. 18): Deae N(e)halenniae ob merces recte conservatas S(e)cund(inius) Silvanus negotiator cretarius Britannicianus v(otum) s(olvit) l(ibens) m(erito). Hier löst ein seefahrender kaufmann der göttin Nehalennia ein gelübde für die glückliche rettung seiner waaren. Er muss dieselben, als sie in gefahr waren, also auf einer seereise, dem schutze der göttin empfohlen haben. Nehalennia vermochte demnach, wie ihr gemahl, den schiffer und seine waaren vor den unbilden des meeres zu schirmen[1].

1) Leider ist in der inschrift auf nr. 14 „Deae Nehalenniae T. Calvisius Secundinus o[b] meliores actus“ nicht klar, was unter den „meliores actus“

Auf zehn altären führt Nehalennia ein körbchen bez. eine schale mit äpfeln, und zwar hat sie ein solches körbchen auf nr. 4 und 15 zur rechten, auf nr. 6 und 22 zur linken, auf nr. 9 auf jeder seite neben sich stehen. Auf nr. 7 hält sie das körbchen auf dem schooss, auf nr. 2, 12, 14 hat sie eines zur linken und eines auf dem schooss, auf nr. 11 eines auf dem linken knie[1].

Dieses körbchen mit äpfeln hat viele forscher bewogen, Nehalennia zu den im Rheinland allenthalben begegnenden Matres oder Matronae zu rechnen, die meist ein körbchen mit früchten, gewöhnlich äpfeln, auf dem schoosse haben. Allein diese Matres kommen immer nur in der dreizahl vor, heissen als topische gottheiten in jeder landschaft anders und werden niemals als deae bezeichnet. Es war daher gar nicht anders zu erwarten, als dass Max Ihm in seiner untersuchung über den mütter- oder matronenkultus und seine denkmäler (Jahrbb. des vereins von altertumsfr. im Rheinl. 83 (1887) s. 1—200) zu dem resultate (s. 31) gelangte, dass die „dea Nehalennia“ und die „Matronae“ auseinander zu halten seien. Man kann eben nicht, um die äpfel der göttin Nehalennia zu deuten, die Matronen, welche allerdings meist ein körbchen mit äpfeln führen, sondern nur göttinnen, denen die schale mit äpfeln als attribut zukomt, heranziehen. Von solchen göttinnen war der germanischen mythologie bisher eine einzige bekant, nämlich die norwegisch-isländische Iđunn, welche in goldener schale oder schachtel (*eski*) äpfel verwahrt.

Was bedeuten die äpfel der göttin Iđunn?

Wenn man den isländischen mythologen glauben soll, so waren dieselben nicht für die menschen, sondern für die götter bestimt, welche sich durch den genuss derselben ewig jung erhielten. Als Iđunn einst samt ihren äpfeln in die gewalt des riesen Thiazi geraten war, begannen die götter zu altern, ihre haut wurde welk, die zähne fielen ihnen aus und ihr haar ergraute. Hiernach ist klar, dass die äpfel Iđunns als die bewahrer des keims zu frischem jugendlichen leben galten. Die angabe aber, dass von ihrem genusse die jugendfrische der götter abhängig gewesen sei (eine vorstellung, zu der ich in den anderen indogermanischen mythologieen kein analogon finde!) trägt den stempel später erfindung an der stirn. Sie muss von den philosophierenden isländischen mythologen herrühren, welche doch auch für

zu verstehen sei. Janssen rät (s. 69) auf „bessere wege“. Ebenso gut könte man an „bessere unternehmungen“, „besseres ergehen“ u. dgl. denken.

1) Nach Janssen s. 62 will Cannegieter auch auf nr. 10 ein körbchen erkennen, das Nehalennia in der linken gehalten (!) habe. Dies ist mindestens unsicher.

die ewige jugend der götter einen zureichenden grund angeben wolten. Dem alten echten volksglauben lag es fern, über derartige dinge nachzudenken. Dies hätte sich mit der ehrfurchtsvollen scheu vor den göttern, von der, nach allen berichten zu schliessen, die herzen unserer vorfahren durchdrungen waren, schlecht vertragen. Die attribute, welche der naive fromme sinn der gottheit beilegte, solten ihr beim einwirken auf das menschliche leben dienen. Daher müssen auch die äpfel der Idunn einen unmittelbaren bezug auf das menschenleben gehabt haben; sie müssen für die menschen, nicht für die götter bestimt gewesen sein. Was aber ein apfel, den die gottheit dem menschen reichte, bewirkte, ersieht man aus der wirkung des apfels, den könig Rerir nach der Volsungasaga von der gottheit erhielt, als er zu Oðinn und Frigg um nachkommenschaft flehte: derselbe machte Rerirs gemahlin schwanger. Demnach waren Idunns äpfel nichts anderes als das symbol der ehelichen fruchtbarkeit, des kindersegens, und dafür wurde ja der apfel von den Indogermanen überhaupt angesehen. Dass gerade von Idunn, die in Brunnakr wohnt, wo der jungbrunnen quilt, der kindersegen komt, wird überdies durch den deutschen volksglauben, der die kinder aus dem brunnen kommen lässt, bestätigt. Die äpfel erweisen somit Idunn als göttin der ehe und des kindersegens. Ebendasselbe hat von den äpfeln Nehalennias zu gelten, d. h. auch Nehalennia wird durch ihr körbchen mit äpfeln als göttin der ehe und des kindersegens erwiesen[1].

In Nehalennia haben wir demnach eine chthonische göttin vor uns, welche göttin des lebens und des todes zugleich war. Da das körbchen mit äpfeln und der hund diejenigen attribute Nehalennias sind, welche fast regelmässig auf ihren bildern erscheinen, so muss man es als ihre hauptfunctionen angesehen haben, der ehe kindersegen zu verleihen und den eintritt des lebenden in das reich des todes zu bewirken.

Auch zur vegetativen fruchtbarkeit stand Nehalennia in beziehung; sie war nämlich erntegöttin. Dies zeigen zunächst die fülhörner, die auf fünf altären dargestelt sind (nr. 7, 8, 9, 17, 28). Diese steine zeigen auf den beiden seitenwänden je ein mit äpfeln und bir-

1) Man würde Nehalennia als göttin der animalischen fruchtbarkeit überhaupt betrachten dürfen, wenn das opfertier auf nr. 23 wirklich, wie Vredius, Smallegange, Cannegieter meinen, ein hase wäre, der ja als symbol der animalischen fruchtbarkeit gilt. Allein wenn das tier ein hase ist, so kann es kein opfertier sein; denn nur haustiere wurden den göttern geopfert. Jedesfals ist es ganz unsicher, was für ein tier hier dargestelt ist. Nach Janssen (a. a. o. s. 94) könte es auch ein spanferkel sein.

nen gefültes fülhorn, das auf zwei altären (nr. 7 und 17) auf einem apfel ruht und auf welchem bei nr. 8, 9 und 17 noch ein pinienzapfen liegt. Auf nr. 7 ist überdies die lehne des thronsessels, auf dem Nehalennia sizt, durch zwei fülhörner gebildet. Von der älteren der beiden Deutzer aren (nr. 28) berichtet Gruter, dass auf jeder seite ein fülhorn ausgehauen sei. Auch die früchte, welche Nehalennia auf einigen altären in der hand hält (nr. 5, 6, 8, 9, 15 und 22), kenzeichnen sie als erntegöttin. Dagegen sind die laubgewinde und trauben auf den altären nr. 10, 11, 12, 14, 15 sowie die lorbeerbäume auf nr. 16 und 26 als blosse verzierungen zu betrachten.

Nehalennia erweist sich also 1) durch ihre stereotype tracht, den verhüllenden mantel, und durch ihr häufigstes attribut, den hund, als feuer- und todesgottheit; 2) durch schiff und ruder und durch eine Doomburger inschrift als beschirmerin des schiffers und seiner waaren vor den gefahren des meeres; 3) durch ihr körbchen mit äpfeln als göttin der ehe und des kindersegens und 4) durch die fülhörner und durch die früchte, die sie in der hand hält, als erntegöttin. Sie herschte demnach über das reich des todes, über die eheliche und die vegetative fruchtbarkeit und schüzte den menschen und sein gut vor den unbilden des meeres. Diese chthonische gottheit waltete also ebenso in der oberwelt wie in der unterwelt. Wie sie aus den tiefen der erde die fülle des lebens emporsendete, so nahm sie auch das leben wider zurück, um es dann wider von neuem hervorgehen zu lassen. Sie hatte daher ein doppeltes gesicht: ein düsteres und ein freundliches, ein schwarzes und ein weisses. Sie war lichte und finstere göttin zugleich; aber, wie ihre stereotype tracht und ihr häufigstes attribut erkennen lassen, stand die dunkle seite in der vorstellung, welche sich die Istvaeen von dieser göttin machten, im vordergrunde: sie war in erster linie todesgöttin. Dies haben wir im auge zu behalten, wenn wir nunmehr an die deutung ihres namens gehen.

4. Der name Nehalennia.

Der name der göttin ist auf 4 altären Nehaleniae (nr. 3, 10, 13, 20), auf 13 altären Nehalenniae (nr. 2, 4, 9, 11, 12, 14—18, 21, 27, 29), auf nr. 22 Nehalennie, auf nr. 28 Nehaleni, auf nr. 19 Nehalaen geschrieben; und was sich in den undeutlichen und verstümmelten inschriften von dem namen der göttin noch erkennen lässt, stimt zu jenen formen, so dass die lateinische form des namens Nehalen(n)ia ist. In dieser lat. namensform ist das *e* vor dem nasal, wie

nach Janssen (a. a. o. s. 118) schon Cannegieter erkante, die gallisch-römische entsprechung eines germanischen *i*, genau so wie in den namen „Badu*e*nna“ und „Fimil*e*ne“ (vgl. Ztschr. f. d. phil. XXII, 268). Den Römern waren namen auf *-innius, -innia* nicht geläufig, wol aber solche auf *-ennius, -ennia* (Ennius, Herennius, Olennius usw.); daher wurde in ihrem munde Nehalinnia zu Nehalennia. Der deutsche name der göttin muss also im dativ Nehali(n)njai gelautet haben, mithin der stamm desselben Nehali(n)njô- sein. Das leicht erkenbare suffix dieses namens, germ. *-injô-*, westgerm. *-innjô-*, zeigt, dass wir es mit einem movierten femininum zu tun haben, das im nominativ bei den Istvaeen Nehali(n)ne [aus Nehali(n)nja] gelautet haben muss. Da nun die göttin in erster linie todesgöttin war, so muss das grundwort *Nehal, ein nomen agentis auf *-alo-*, meines erachtens die westgerm. entsprechung eines got. *Naí*h*als und von derselben wurzel wie lat. nequalia, griech. *νέκυς* usw. gebildet sein. Weil der name der göttin, got. *Naí*h*alini (vgl. Saúr-Saúrini) wahrscheinlich von jeher wurzelbetonung hatte (vgl. *νέκυς*), so wird urgerm. *h* regelrecht durch westgerm. *h* vertreten. Westgerm. Nehalinne verhält sich zu got. *Naí*h*alini ebenso wie althd. *sehan*, alts. *gisehan* zu got. *saihvan*, ahd. *aha* zu got. *ahva*, ahd. *lîhan* zu got. *leihvan* usw. Da nun westgerm. *Nehal, got. *Naí*h*als „der töter“ bedeutet, so bedeutet Nehalinne „die töterin“, eine bedeutung, welche zu dem, was wir oben über das wesen der göttin festgestelt haben, auf das genaueste passt[1].

II. Aiwa.

Der name „Nehalennia“ erschöpfte das wesen der göttin keineswegs. Ihre beziehung zu meer und meerfahrt, zur ehe, zur vegetativen fruchtbarkeit, kurz ihre ganze lichte seite liess derselbe ungekenzeichnet. „Nehalennia“ kann daher weder der einzige noch der älteste name dieser göttin gewesen sein. Es ist nun ein zweiter name der gemahlin des Hercules Macusanus in einer inschrift erhalten, ein name, den man freilich noch nicht zu deuten vermocht hat, dessen sinn uns aber jezt, wofern wir das wesen der göttin richtig bestimt haben, klar werden muss. Man hat nämlich zu Millingen in der Oberbetuwe unweit Nimwegen einen altar mit der aufschrift gefunden: Herculi Macu-

1) Ferd. Detter war also auf der richtigen fährte, wenn er (Zeitschr. f. d. a. 31, 208) meinte, dass der name Nehalennia vielleicht zu griech. *νέκυς* gehöre. Dagegen ist die namensdeutung, welche neuerdings (Zs. f. d. a. 35, 324 fgg.) Rudolf Much vorbringt, aus mythologischen und sprachlichen gründen abzulehnen.

sano et Haevae Ulp Lupio et Ulpia Ammava pro natis v(otum) s(olverunt) l(ibentes) m(erito)[1]. Dieser altar wurde also dem Hercules Macusanus und der „Haeva" von einem istvaeischen ehepaare zum dank für kindersegen errichtet. Mit dieser „Haeva", der gattin des Hercules Macusanus, haben die klassischen mythologen nichts anzufangen gewust[2], und es darf dies nicht wunder nehmen, denn es ist weder eine römische noch eine keltische, sondern eine deutsche göttin, der hier für kindersegen gedankt wird. Haeva ist nur die römische schreibung für germ. Aiwa. Darunter aber kann nur, da germ. *aiwa* „ehe" bedeutet, die göttin der ehe, die den kindersegen verleiht, verstanden werden. Dieser name bezeichnet also die westistvaeische hauptgöttin als ehegöttin, als diejenige, welche die äpfel des frischen jugendlichen lebens verwahrte. Unter dem namen Aiwa wurde sie, wie die Millinger ara beweist, neben ihrem gemahl um kindersegen angefleht. Diese westistvaeische Aiwa oder, wie sie im mittelalter heisst, ver Âwe, d. i. frau Aiwa, war eine hochgefeierte göttin der Germanen des Rheindeltas. Ihr name hat sich lange erhalten. Noch 1248 begegnet z. b. bei Capelle auf der zeeländischen insel Südbeveland der flurname Veren-Âwen-drecht „der frau Aiwa drecht"[3]. Dass diese Aiwa in der tat auch eine finstere seite an sich hatte, also mit Nehalennia zusammenfält, zeigt ihre symbolisierung durch den schwarzweissen vogel, die tiefmythische elster, denn diese trägt in der tiersage jener gegend den namen ver Âwe „frau Aiwa"[4]. Die mythische bedeutung der elster für tod und krankheit klingt im deutschen volksglauben noch lange nach. So heisst es z. b. in der Chemnitzer rockenphilosophie 158: „Schreit eine elster vormittags auf dem krankenhause sitzend und man sieht sie von vornen, so ist die bedeutung gut; schreit sie nachmittags und man sieht sie von hinten, schlimm (Grimm, Mythol.[4] III, 439). Und wie der gottheit des finsteren todes nach germanischem glauben die macht über die schätze zusteht, so gilt die elster auch als bringerin des reichtums, wie sie denn unter den vögeln genant wird, welche die springwurzel bringen (Grimm, Deutsche sagen nr. 9). Man sieht, die haupt-

1) Bramb. CIRh. 130; de Wal Mythologiae septentrionalis monum. epigr. lat. 148.

2) Vgl. den artikel „Haeva" in Roschers Ausführl. lexikon der griech. und röm. mythologie I sp. 1813, 46 fgg.

3) van den Bergh, Holl. oork. I, 1 nr. 462: „terra que dicitur Verenavendregt".

4) Vgl. Grimm, Mythol.[4] 562, der bereits fühlte, dass sich hinter diesem namen der elster eine heidnische göttin bergen müsse.

göttin der Westistvaeen ist ehe- und todesgöttin zugleich, ihr wesen umschliesst eine lebengebende und eine lebenzerstörende seite.

Der älteste istvaeische name dieser göttin entgeht uns noch; er muss algemeinerer natur gewesen sein und die physikalische grundlage ihres wesens, das der erde innewohnende feuer, die kraft der erde, bezeichnet haben. Dadurch, dass die verschiedenen seiten ihres wesens durch besondere beinamen (Aiwa, Nehalennia) gekenzeichnet wurden, war der anstoss zur spaltung der göttin in eine lichte, gebärende und eine finstre, vernichtende gottheit gegeben. Dieser differenzierungsprozess befand sich in den jahrhunderten, aus denen unsere denkmäler stammen, schon im fluss; wann derselbe zum abschluss gekommen ist, wird sich erst bei der besprechung der mänlichen hauptgottheit der Istvaeen, mit welcher sich unsere nächste untersuchung beschäftigen soll, ermitteln lassen.

III. Die hauptgöttin der marsischen Istvaeengruppe.

Nach Tacitus (Ann. I, 51) zerstörte Germanicus im jahre 14 n. Chr. im gebiete der Marsen „celeberrimū illis gentibꝫ templū q Tāfanę uocabant“. So lauten die worte in der einzigen handschrift (Medic. I), die göttin muss daher entweder „Ta*n*fana“ oder „Ta*m*fana“ geheissen haben; und ich vermag nicht einzusehen, wie Müllenhoff (Zeitschr. f. d. a. 23, 23) auf grund der handschriftlichen form „Tāfanę“ nur „Ta*n*fana“ als die überlieferte form des namens gelten lassen konte. Aus jenen von ihm selbst abgedruckten worten der handschrift muste er doch ersehen, dass auch der Mediceus I regelmässig für *m* und *n* dieselbe abbreviatur verwendet.

Diese Tacitusstelle ist die einzige sichere erwähnung der göttin; denn die inschrift (Orelli I, s. 358 nr. 2053; de Wal 261), welche den namen „Tamfana“ enthält, gilt ebenso wie das Wiener schlummerlied, in dem es heisst „Zanfana sentit morgane feiziu scāf cleiniu“ (Ber. der Berl. akad. 1859 s. 254), als fälschung.

Über die marsische hauptgöttin hat zulezt Müllenhoff (Zeitschr. f. d. a. 23, 23 fgg.) gehandelt, der in ihr richtig die weibliche hauptgottheit der Istvaeen erkante. Bei der deutung ihres namens gieng er von der form „Ta*n*fana“ aus. Er glaubt (s. 24), dass die Römer ohne den nasal niemals Tafana noch in so alter zeit Tavana, sondern Tabana geschrieben haben würden; neben dem nasal aber sei *f* so richtig und unanfechtbar wie in got. *fimf,* ahd. *finf,* doch sei „der nasal in Tanfana ohne zweifel ebenso wie in griech. *τύμπανον*, *λαμβάνω* u. a. aus dem suffix in die wurzelsilbe gedrungen, Tanfana also = Tabana und

der name daher, wenn auch in der bedeutung verschieden, buchstäblich und seiner herkunft und bildung nach = griech. *δαπάνη* aufwand oder einem gleichlautenden hypothetischen femininum des adjectivs *δάπανος* verschwenderisch“; doch soll der nasal erst auf der auffassung des namens durch die Römer beruhen, nicht schon im munde der Germanen vorhanden gewesen sein. Hiernach gienge also der name „Tanfana“ auf die durch das determinativ *p* erweiterte indogerm. wurzel *da* „teilen“, „zerteilen“ (Fick, Vergl. wörterb. IV[3], 81) zurück.

Was die mythologische erklärung des namens der göttin anlangt, so stelte ihn Müllenhoff (s. 24) zu altn. *tafn* „victima, hostia“, ahd. *zëbar*, ags. *tifer*, *tiber*, und erinnerte an „Jupiter *dapalis*“, zu dem nach Cato der latinische landmann vor der aussaat betete. Aber Müllenhoff übersezte den beinamen „dapalis“ nicht, wie es hier allein zulässig ist, mit „nahrungverleihend“, d. i. „erntespendend“, sondern dachte bei demselben an einen „opfergott“, und so kam er zu der ansicht, dass in ähnlicher weise Tanfana oder Tabana eine „opfergöttin“ geheissen habe. Die Marsen und ihre stammesgenossen hätten, als sie im jahre 14 von Germanicus überfallen wurden, im spätherbst nach der ernte und gegen den anfang des winters ihr fest gefeiert. Dies lezte ist eine vermutung, die Müllenhoff bereits früher (Schmidts zeitschr. f. gesch. 8, 266 fg.) ausgesprochen hatte. Sie dürfte das richtige treffen, aber sie kann ebenso wenig wie sein hinweis (s. 24 fg.) auf den opfer- und schlachtmonat der Germanen oder auf Hǫ́vamǫ́l 144, 145 (Bugge) seine deutung des namens der göttin rechtfertigen; denn eine solche bedeutung des namens ist mythologisch unmöglich. Wie solte eine germanische göttin den namen „opfergöttin“ geführt haben, da doch auch den anderen gottheiten, nicht ihr allein geopfert wurde! Der zur vergleichung herangezogene „Jupiter *dapalis*“ ist nicht der „opfergott“ Jupiter, sondern der „erntespendende“ Jupiter. Wir müssen daher die Müllenhoffsche deutung des namens Tanfana schon aus sachlichen gründen ablehnen. Es ist aber auch ein misliches ding anzunehmen, dass der nasal in dem namen der göttin erst auf der auffassung des namens durch die Römer beruhe. Man bedenke nur, dass Germanicus die göttin in jenem jahre zum ersten male nennen hörte, und dass auf seinen bericht über den marsischen feldzug die nachricht des Tacitus mittelbar (durch Plinius) zurückgeht. Solten also schon der römische feldherr und seine soldaten im Marserlande den nasal aus dem suffix in die wurzelsilbe haben dringen lassen? Dies ist doch im höchsten grade unwahrscheinlich. Hätte die göttin bei den Marsen *Tabana geheissen, so würden sie auch die Römer

20*

Tabana genant haben. Der nasal muss schon im germanischen munde vorhanden gewesen sein und kann dann natürlich, wie got. *fimf, hamfs* lehren, nur *m*, nicht *n* gelautet haben. Das handschriftliche „Tãfanę“ ist in diesem falle in „Ta*m*fanae“ aufzulösen, eine form, die Müllenhoff merkwürdiger weise gar nicht erst erwogen hat. Wir haben zu prüfen, ob sich bei dieser auflösung eine passende bedeutung für den namen ergibt.

„Tamfana“, aus *Támfenà entstanden, kann nur von der durch das determinativ *p* erweiterten indogerm. wurzel *dam* gebildet sein, die in skr. *dam-ana* „bezwinger, bändiger“, griech. *δαμνάω, δάμνημι*, lat. *domare*, got. *ga-tam-jan*, altn. *tam-r*, ags. *tam*, ahd. *zam* und (mit anderer vocalstufe) *zumft* vorliegt. Das *a* hinter dem *f* und vor dem *n* kann sich erst später entfaltet haben, und in dem älteren *Támfenà hat sich das *f* hinter dem labialen *m* entwickelt, weil der nächstfolgende konsonant ein dentales *n* war, wie sich ja ganz ähnlich das *f* in got. *swumfsl* zwischen *m* und der dentalis *s*, in ahd. *zumft, kumft* zwischen *m* und der dentalis *t* eingestelt hat. Darnach würde der name Tamfana die bezwingerin, bändigerin bedeuten. Mit „bezwingen“, „bändigen“, *δαμνᾶν, domare* kenzeichnete aber der Indogermane ganz algemein die lebenzerstörende tätigkeit der todesgottheit. Tamfana wäre also die bändigerin *κατ᾽ ἐξοχήν*, diejenige, welche alles leben bezwingt, die albezwingerin, d. h. die gottheit des todes. Sie fiele mithin ihrem namen nach mit der westistvaeischen Nehalennia „der töterin“ zusammen, und deswegen halte ich die hier vorgetragene deutung des namens „Tamfana“ für die allein richtige. Nehalennia und Tamfana sind nur zwei verschiedene namen für eine und dieselbe göttin, nämlich für die weibliche hauptgottheit der Istvaeen.

Der marsische name „Tamfana“ stimt in seiner bedeutung zu dem westistvaeischen namen „Nehalennia“. Wie die marsische entsprechung des westistvaeischen namens „Aiwa“ gelautet hat, wissen wir bis jezt noch nicht. Es wäre möglich, dass auch die marsischen völker ihre hauptgöttin als göttin der ehe und des kindersegens „Aiwa“ genant hätten. Doch ist es mir wahrscheinlicher, dass die Marsen nicht nur die dunkle, sondern auch die lichte seite dieser göttin abweichend von den Westistvaeen bezeichnet haben.

Unsere untersuchung ist am ziel, und es gilt nur noch, ihre ergebnisse in wenige sätze zusammenzufassen.

Die westistvaeische Aiwa-Nehalennia und die marsische Tamfana fallen zusammen; es sind nur verschiedene namen oder vielmehr beinamen eines und desselben göttlichen wesens. Diese göttin war von chthonischem charakter, d. h. der physikalischen grundlage ihres wesens nach die göttin der der erde innewohnenden, als feuer gedachten kraft. Wie alle chthonischen gottheiten, so hat auch die istvaeische hauptgöttin eine weitumfassende wirksamkeit und bedeutung. Sie war die göttin des todes; als solche hatte sie den hund zum begleiter und führte bei den Westistvaeen den namen Nehalennia „die töterin", bei den marsischen Istvaeen den namen Tamfana „die albezwingerin". Sie war es, welche den übertritt des menschen aus dem reiche des lebens in das des todes bewirkte. Aber sie war nicht nur lebenzerstörend, sondern auch lebengebend. Denn sie verlieh der ehe den kindersegen. Daher komt ihr als attribut eine schale oder ein körbchen mit äpfeln zu, dem indogermanischen symbole der ehelichen fruchtbarkeit. Als ehegöttin hatte sie bei den Westistvaeen den namen Aiwa. Aus ihrer beziehung zur ehe und zum kindersegen ersieht man klar, dass sie ganz besonders auch als göttin des feuers verehrt worden sein muss. Denn es ist ein algemein indogermanischer, von den Germanen aus ihrer asiatischen urheimat mitgebrachter glaube, dass die gottheit des feuers über der ehe und ehelichen fruchtbarkeit waltet. Der antike brauch, bei der hochzeitsfeier feuer und fackeln, bei der geburt eines kindes eine kerze anzuzünden, die anrufung des feuers bei indischen vermählungsfeierlichkeiten sowie der umstand, dass im Rigveda (1, 66) Agni, der gott des feuers, geradezu als pronubus puellarum gefeiert wird, sind mit recht dahin erklärt worden, dass den Indogermanen überhaupt die feuergottheit als gottheit der ehe gegolten hat[1]. Wenn die istvaeische hauptgöttin die ehe stiftete und segnete, so muss sie natürlich auch als begründerin aller verwantschaft sowie der familien- und geschlechtsgemeinschaft gedacht worden sein und namentlich das leben, wie es sich am häuslichen herde abspielte, unter ihrem schutz gestanden haben. Sie muss als göttin des herdfeuers gefeiert worden sein. Als chthonische feuergottheit war die istvaeische hauptgöttin auch erntegöttin. Deswegen trägt sie früchte in der hand; und auf diese ihre function weisen auch die fülhörner ihrer altäre hin. Endlich galt die istvaeische hauptgöttin auch als schirmerin der schiffahrt, insofern sie, wie ihr gemahl, den menschen und sein gut gegen

1) Vgl. Weinhold in der Zeitschr. f. d. alt. 7, 10.

die gefahren, welche vom meere drohen, schüzt, den seefahrer und seine waaren ungefährdet über die wogen geleitet.

Es liegt in der natur der sache, dass die Marsen, deren sitze nirgends an das meer oder an grosse schifbare ströme stiessen, ihre hauptgöttin nicht in beziehung zur schiffahrt gebracht haben können. Diese chthonische gottheit wurde vielmehr bei binnenländischen völkern nur als feuer- und herd-, ehe-, todes- und erntegöttin verehrt. Dass sie am meere auch zur schirmerin der schiffahrt wurde, beweist nur wider, dass, wenn andere götter vorzugsweise in rücksicht auf diese oder jene besonderen gaben und segnungen, die man von ihnen erhofte, verehrt wurden, die chthonischen gottheiten als die algemeinsten segenspender, von denen alles heil und unheil abhänge, betrachtet wurden.

Bemerkenswert ist die enge beziehung, in welcher die istvaeische hauptgöttin zu dem gesamten leben des menschen, zu dem diesseitigen ebenso wie zu dem jenseitigen, steht. Sie bewirkt seine geburt, macht seine ehe fruchtbar, begründet so die verwantschaftlichen verhältnisse und die familien- und geschlechtsgemeinschaft, schirmt das leben am häuslichen herde, ernährt den menschen, indem sie den ackerbau segnet, schüzt ihn und sein gut vor den unbilden des meeres, gewährt ihm so glück und wolstand und nimt endlich sein leben wider zurück. Der mensch stand diesseits und jenseits unmittelbar unter der gewalt dieser göttin, deren wirken sein gesamtes dasein umfasste.

Die istvaeische hauptgöttin hat somit zwar noch alle züge der mütterlichen erdgottheit, aber ihre tätigkeit ist auf das menschliche leben beschränkt. Sie ist nicht mehr vegetationsgöttin überhaupt, sondern waltet nur noch über dem gedeihen der zur ernährung des menschen dienenden pflanzenwelt, d. h. sie ist erntegöttin. Sie ist nicht göttin der animalischen fruchtbarkeit überhaupt, sondern waltet nur noch über der fruchtbarkeit des menschengeschlechtes, d. h. sie ist zur göttin der ehe und des kindersegens geworden. Ihre aufgabe als todesgöttin besteht nicht darin, alles lebende animalischer und vegetativer natur sterben zu lassen, sondern darin, den menschen aus dem reiche des lebens in das des todes überzuführen. Sie ist, um es kurz zu sagen, die mütterliche erdgottheit, insofern als dieselbe freundin des menschen und seiner kultur ist. Daher muss die istvaeische hauptgöttin als eine abspaltung von der alten erdgöttin betrachtet werden.

Weil die istvaeische hauptgöttin über leben und tod zugleich waltete, ein finsteres und ein lichtes gesicht hatte, war die elster, der

schwarz-weisse vogel, ihr symbol. Unter ihren freundlichen seiten aber galt die beziehung zur ehe als die wichtigste; daher trug sie als lichte göttin einen namen, der sie speciell als göttin der ehe bezeichnete. Die namen Aiwa und Nehalennia (Tamfana) deuten auf ihre beiden hauptfunktionen. Die Römer musten durch diese göttin, von der sie hörten, dass sie ehe- und todesgöttin zugleich war, an ihre Luna oder Diana erinnert werden. So erklärt es sich, dass Caesar (bell. gall. VI, 21), der nur den westlichsten streifen Germaniens, aus eigener anschauung und durch gallische berichterstatter, genauer kante, als einzige göttin der Germanen, d. h. als höchste göttin der westlichen Germanen, Luna nent.

Erst nach Caesars zeit kann die differenzierung der istvaeischen hauptgöttin in eine lichte und eine finstere gottheit, eine ehe- und eine todesgöttin, sich volzogen haben. Als diese differenzierung vollendet war, hatte der hauptgott der Istvaeen zwei gemahlinnen, Aiwa und Nehalennia (Tamfana). Auch die nordische mythologie kent diese ehe- und verwantschafts- und diese todesgöttin, aber unter anderen namen. Diese namen werden wir bei der besprechung des istvaeischen hauptgottes, mit dem sich unsere nächste abhandlung beschäftigen soll, kennen lernen. Dabei wird sich weiteres über die erste entstehung der istvaeischen hauptgöttin ergeben.

BRESLAU, DEN 6. SEPTEMBER 1890. HUGO JAEKEL.

AAR UND ADLER.

Das bisher von den wörterbüchern nicht richtig dargestelte geschichtliche verhältnis dieser worte zu einander näher zu entwickeln legt mir M. Heynes bemerkung in seinem Deutschen wb. s. 1 nahe, „aar sei in die schriftsprache des 18. jahrhunderts erst almählich durch die beschäftigung mit dem mhd. aufgekommen“. Mein Etym. wb. der deutschen sprache hat nun zwar bei andern worten die abhängigkeit unseres neueren litteraturdeutsch vom höfischen mittelalter nicht übersehen, ignoriert aber auch noch in der neuesten gestalt (5. aufl. 1891) jene vermeintliche abhängigkeit vom mhd. und so scheint es mir angezeigt, meine ansicht über aar und adler darzulegen.

Das problem besteht — roh formuliert — in dem fehlen des wortes aar im frühen nhd., besonders bei Luther und seinem neueren auftreten in der dichtersprache.

Die zweite seite des problems hat jüngst eine anregende besprechung erfahren, indem Richard M. Meyer Die altgerm. poesie, Berlin 1889 s. 192 auf grund eigener beobachtungen eine skizze der geschichte beider worte entwirft. Seine ermitlungen sind diese:

„Unsere klassiker scheinen nur adler zu gebrauchen (DWb. I, 5). Gleim und Ramler kennen nur dies wort und meinen fast stets den adler der mythologie, nicht den der heraldik. Gleim singt: „Dem adler gleich erhebe dich, der in die sonne sieht" (Preuss. kriegsl., neudr. 4 s. 8, 35). Die sänger der freiheitskriege kennen dagegen sehr wohl den adler des wappens: „Panier, panier, wir sehn dich wallen, du wunderadler schrecklich allen in deinem heiligen glanz" heisst es bei Schenkendorf; das wort aar aber ist auch hier noch selten, fast schüchtern nähert Körner es durch das epitheton dem synonym: „Durch! edler aar! die wolke muss dir weichen!" .... in unserm jahrhundert, bei Scherenberg, behauptet sich das wort adler noch immer unverändert; aar ist auch bei Scherenberg noch selten; schwerlich ist es vor 1866 populär geworden".

Ich habe Meyers darlegung hier zugezogen, nicht um kritik an ihr zu üben, sondern weil sie zeigt, welche bedeutung die wortgeschichtliche forschung für stilistik und poetik haben kann. Ihre lückenhaftigkeit ergibt sich übrigens schon aus dem material, das unsere lexikalischen hilfsmittel an die hand geben.

Schon Meyer konsultiert das Grimmsche wb. Jakob Grimm meint: „Luther sagt nur adeler, Goethe nur adler, Schiller könte aar gebrauchen".

Was zunächst Luther betrift, so ergibt das Lutherwörterbuch von Dietz die erwünschte bestätigung. Leider fehlt die controlle für Schiller und Goethe; doch verweist Wurms wb. 1858 I. band unter adler für aar auf Goethe 41, 40, und er citiert aus Schiller: „und darüber schwebt in hohen kreisen sein geschwinder aar".

Wie dem auch sei, so viel ist sicher, dass in der dichtersprache des 18. jahrhunderts aar bezeugt ist; Adelung, Campe u. a. citieren Ramler, Schreiber, Bürger; und Heyne bietet: „Gleim in seinen romanzen 1756 braucht ein aar, aber erklärt durch ein adler". Wir werden bald sehen, dass die anmerkung Gleims höchst überflüssig war; denn dass aar und adler gleichbedeutend, wusste man im 17/18. jahrhundert so gut wie heute.

Allerdings sind ältere belege aus den wörterbüchern nicht zu beschaffen. Der einzige, der einen dichter des 17. jahrhunderts citiert,

ist Adelung, der mit Opitzens namen folgende worte bietet: „so wie der aar das huhn, der hecht die gründel frisst“. Aber der vers ist bei Opitz nicht zu finden, wie mir mehrere kenner des schlesischen dichters bestätigen. Und so bleibt das 17. jahrhundert einstweilen ohne beleg. Aber trotzdem ist nicht der geringste anhalt dazu vorhanden, mit Heyne für das wideraufleben des wortes aar das mhd. verantwortlich zu machen.

In der ganzen zeit von 1500—1750 war aar allerwärts in Deutschland geläufig als zweites glied zahlreicher zusammensetzungen. Und dies führt uns noch einmal zu Luther. Während er als simplex nur adeler — adler gebraucht, belegt Dietz fischaar mit 3. Mos. 11, 13; 5. Mos. 14, 12. Und Nemnichs Polyglottenwb., dessen quellen nicht sowol die dichtersprache als vielmehr ältere fachlitteratur und die mundarten sind, bietet neben adler noch „fischaar, stockaar, gänsaar, hauaar“. Hiervon ist hauaar ohne andre belege in Grimms wb. übernommen. Und so scheint sich von neuem ratlosigkeit zu ergeben. Ist zunächst aus dem vorgeführten klar, dass aar als simplex und als zweites kompositionsglied verschiedene schicksale gehabt haben muss, so verlohnt es sich nun den zusammensetzungen weiter nachzugehen.

Nemnich scheint einige seiner zusammensetzungen, für die sonstige belege noch mangeln, aus Caspar Schwenckfelds Theriotrophaeum Silesiae 1603 genommen zu haben. Dieses vielfach an die schlesische mundart anknüpfende werk bietet s. 187 fgg. fischahr, meusahr, bussahr, rohraar, rohrahr, hasenahr, stockahr, hawahr neben adler, das s. 214 als „quasi adel-ahr“ gedeutet wird. Schwenckfelds werk ist dasjenige, in welchem ich die meisten zusammensetzungen mit aar gefunden habe. Aber damit ist die zahl derselben und das zur verfügung stehende belegmaterial nicht erschöpft. So verzeichnet Maaler 1561 neben adler noch hünerar und das Schweiz. idiot., das I, 385 für aar keinen litteraturbeleg hat, gibt fisch-, hühner-, stock-, stossaar mit schweiz. belegen; fischaar begegnet in den schweiz. bibelversionen genau wie bei Luther; und die deutschen bearbeitungen von Conr. Gessners Vogelbuch haben neben adler in derselben weise fischaar, hüneraar, stossaar. Dazu stimt das von Martin excerpierte Strassburger vogelbuch (Jahrb. für gesch., spr. und litt. Elsass-Lothringens 1888 IV, 54), das neben adler auch stockahr kent. Aus glossaren des 16/17. jahrhunderts könte ich das material bedeutend vermehren. Der Spate 1691 verzeichnet s. 30 bussahr, fischahr, wannenahr, stossarn; noch Frisch 1741 kent verschiedene

composita, bussaar und wannenaar waren ihm geläufig. Adelung hat gänseaar speciell als obersächsisch.

Auf grund dieser tatsachen stelt sich aar für das frühe nhd. als die compositionsform von adler dar, wozu Wachters angabe Glossarium s. 70. 79 stimmt. Es verdient noch hervorgehoben zu werden, dass der bussard in der älteren zeit vorwiegend bussaar mit anlehnung an fischaar, hühneraar heisst; wäre aar ganz unbekant gewesen, so liesse sich bussaar gar nicht begreifen. Nun erklärt sich auch das neben adler im 16.—18. jahrhundert bezeugte adelaar. Diese dem mhd. *adel-ar* genau entsprechende form, die man im nhd. zu erwarten berechtigt ist, wird vom DWb. belegt aus Burkh. Waldis und Herder, von Wurm aus H. Sachs. Nun verstehen wir auch, dass die deutung von adler aus adelaar, die uns vorhin bei Schwenckfeld begegnete, durch die ältere zeit unbefangener, ungelehrter etymologie mehrfach widerkehrt; so 1616 bei Henisch und 1620 bei Helvig Orig. dict. Germ. s. 47, 1691 bei Stieler (adler quasi adelicher ahr) und 1741 bei Frisch. Und Colerus Oeconom. Rur., Mainz 1656 etymologisiert s. 612 adler ein edler ahr, und damit sind wir angelangt bei der frage: „wann entwickelt sich aus den zusammensetzungen ein simplex aar?“ Die eben aus Colerus angeführte stelle ist keines wegs das früheste zeugnis. Schwenckfelds Theriotrophaeum Silesiae 1603 bietet schwarzer ahr s. 218. Auch aus glossarien liesse sich mancherlei anführen. Schon 1558 haben Eber-Peucer Vocabula rei num. adler und aar für aquila, ebenso Zehner 1622 Nomencl. lat.-germ. s. 273. Und Matth. Kramers Teutsch-frz. wörterregister 1715 s. 23 hat adler, ahr.

Von einem poetischen aar ist im 16/17. jahrhundert nichts zu verspüren. Und solte sich wirklich noch ein beleg für aar aus dichtern jener zeit beibringen lassen, so ist man keineswegs berechtigt, darin poetischen sprachgebrauch zu vermuten. Bisher haben wir angenommen, dass das einfache aar nur eine abstraktion aus den zusammensetzungen ist. Wäre es nicht denkbar, dass das mhd. *ar* bis auf 1550 lebendig geblieben? In der tat bietet Wurm aus der zweiten hälfte des 15. jahrhunderts aar in der Nürnberger und Augsburger bibel Jesaias 34. Und damit treten wir dem mittelalter näher. Es scheint mithin, als ob mhd. *ar* niemals an adler ganz zu grunde gegangen ist; aber es kann kein zweifel bestehen, dass es von den zusammensetzungen wie fischaar, hühneraar usw. neues leben empfieng.

Ob an dieser neubelebung die mundarten anteil haben? Der lexikograph Frisch 1741 macht in seinem wörterbuch eine bemerkung,

nach der das ndd. in die geschichte des wortes hineinspielte. Leider bieten die idiotika kein ausreichendes material. Das Pommerische idiotikon von Dähnert 1781 verzeichnet nicht nur *gose-aar, fischaar,* sondern auch aar und aarn; möglicherweise beruht aber sein *aar* auf abstraktion aus den kompositis. Wenigstens scheint *arn* die eigentliche ndd. simplexform zu sein. Wo Luther adler — adeler hat, gebrauchen ndd. bibelversionen nach Dietz vielmehr *arn.* Und in den hd. dialekten ist aar als simplex ausgestorben; nur noch im Wallis lebt nach dem Schweiz. idiot. das alte *aro* auch im simplex fort.

JENA, 4. JAN. 1891. F. KLUGE.

ZU DEN KLEINEN AHD. SPRACHDENKMÄLERN.

1) **Samariterin** 2 *er ʒeinen brunnon kisaʒ.*

Dass die präposition *ʒi* in einem deutschen satze mit dem accusativ verbunden worden sei, glaube ich nicht. Am allerwenigsten würde ich eine solche unregelmässigkeit an einer stelle annehmen, wo die überlieferung die annahme der accusativform kaum gestattet; denn *einen* als acc. sing. für *einan* wäre eine im 9. jahrhundert fast unerhörte abschwächung, und der acc. des substantivs lautet wenigstens v. 14 und 16 dieses denkmals *brunnan.*

Dagegen ist formell unbedenklich, lexicalisch und syntaktisch sehr wol erklärbar der dativ des plural: *ʒeinên brunnôn* = in der umgebung (oder nähe) eines brunnens. Ich sehe in einer solchen verwendung des plurals denselben zug der sprache, der bei ausbildung der bekanten zeitangaben mhd. *ze einen phingesten* (Iwein 33), *ʒen winachten* wirksam gewesen ist: das wort im singular passt eigentlich nur für einen bestimten tag, eine gewisse nacht; aber im plural werden einige vorhergehenden oder folgenden zeitabschnitte mit jenen zusammengefasst. Ähnliches kann auch bei ortsbestimmungen vorkommen, und es fehlt nicht an ahd. beispielen. Otfr. V, 7, 16. 8, 17, 21 *ʒên houbiton* = zu häupten, d. h. in der umgebung des (einen!) hauptes. Otfr. II, 14, 1 *fuar krist ʒi thên heimingon,* wo die dem eigentlichen heimatlande Galilaea benachbarte landschaft Samaria mit ihr zusammen bezeichnet ist; vom erreichen der heimat (Galilaea) selbst heisst es dagegen II, 15, 1 *fuar . . ʒi themo heiminge.* III, 15, 36 *ʒên stetin filu wihên* = zur heiligen stätte und ihrer umgebung, während die stätte der anbetung allein II, 14, 60 im singular bezeichnet ist. Auch V, 11, 38 *stuant fon thên restin* kann verglichen werden, da

der erstandene nicht nur die stätte, wo er geruht hatte, sondern auch ihre ganze umgebung verlassen hatte. Hierher gehört auch der wol aus dem dativ plur. gebildete ortsname *(ze) Podilbrunnen* Graff III, 311; sowie ähnliche andere, namentlich wol alle auf *-hûsen, -hausen* ausgehenden.

2) **Samariterin** 28 *in thir wigit scìn, daz thu maht [forasago sîn].*

Die in der ersten ausgabe der Denkmäler (1864) gemachte und — so viel ich sehe — von allen folgenden herausgebern aufgenommene conjectur *wigih* beruht auf flüchtiger vergleichung des verses mit den Otfridstellen I, 18, 15. II, 6, 32. IV, 1, 46. 31, 33. In diesen komt ebenfals die verbindung *scìn wegan* vor, aber so construiert, dass jene conjectur dadurch nicht begründet, sondern widerlegt wird. Das verbum *wegan* hat auch in dieser verbindung — in welcher allein es bei Otfrid belegt ist — die bedeutung: wiegen (intrans.), ein (genügendes) gewicht haben oder geltend machen. Wenn es in dieser verbindung verwant wird, um den zur annahme oder klaren erkentnis eines satzes hinreichenden grad von wahrscheinlichkeit oder deutlichkeit zu bezeichnen, so liegt dieser verwendung dasselbe bild zu grunde, das wir heute anwenden, wenn wir von gewichtigen gründen reden. *scìn,* mhd. *schìn* ist dabei substantivisch = die augenscheinliche, offenbare sichtbarkeit, und zwar als faktitiver accusativ mit dem sonst intransitiven verbum *wegan* verbunden[1], indem diese augenscheinlichkeit oder sichtbarkeit durch eine gewichtige (mit gewichtigen eigenschaften oder gründen versehene) sache oder handlung erwirkt wird.

In den Otfridstellen bezeichnet das subjectswort *(ih, wir)* überall eine oder mehrere personen, die durch das, was sie erfahren oder leiden, ein gewichtiges, d. h. beweisendes beispiel für die wahrheit des vorher algemein ausgesprochenen satzes bieten. Also I, 18, 27 *harto wegen wir es scìn* = gar sehr bewirken wir (durch unser gewichtiges beispiel) die deutliche sichtbarkeit davon, d. h. das zeigen oder erweisen wir gar deutlich[2]. Sehr ähnlich II, 6, 32. IV, 1, 46; an der vierten stelle IV, 31, 33 *sôso ih ofto scìn wag* hätte statt des

1) Auf ähnlichem wege ist später (erst mhd. belegt) die verbindung dieses verbums mit dem acc. des gewichtsmasses entstanden: *er wac ein lôt, fünfzic tûsent marke* u. a. Mhd. wb. 3, 627.

2) Im mhd. ist statt der verlorenen verbindung *schîn wegen* die leichter verständliche *schìn tuon* (auch mit gen.) entwickelt: Hartm. büchl. 1, 1095 *der worte ich tuon mit werken schîn* u. a. Mhd. wb. 2, 2, 145.

sôso ebenfals der gen. *thes* gesezt werden konnen, vgl. 34[b] *thes ih ofto fualta.*

An der stelle unseres denkmals aber ist das subjekt ein sächliches, umschrieben durch den nebensatz mit *daz*. Ein *ih* würde hier gar nicht in die construktion passen; wol aber passt die überlieferte 3. sing. *wigit* vortreflich für construktion und zusammenhang. Es wird ausgesprochen, dass der angeführte satzinhalt durch sein gewicht klare sichtbarkeit, d. h. klare und sichere überzeugung von seiner richtigkeit hervorruft: in dir bewirkt klare sichtbarkeit (d. h.: wird klar sichtbar, einleuchtend), dass du ein prophet sein kanst. Ein sächlicher gen. *es* könte hier nicht hinzugesezt werden, wol aber etwa ein persönlicher dativ *(mir)*, wie er bei anderen verwendungen des verbums *wegan* namentlich bei Notker vorkomt (beispiele bei Graff I, 656).

3) **Ludwigslied** 13 *Wolder wâr errahchôn sina widarsahchon*

Auch hier hat eine vorschnelle conjektur die späteren herausgeber zu unbedenklicher nachfolge verleitet. Der führer war diesmal W. Wackernagel, der in seinem altdeutschen lesebuche *sinân* als dat. pl. einsezte: er wolte seinen widersachern (die) wahrheit sagen (Wackernagel im wörterbuche: mit reden auseinandersetzen und begründen). Es wäre das eine ungemein milde euphemistische umschreibung des rache- und vernichtungskampfes, für welche das gedicht selbst keinen anhalt bietet. Ebenso wenig lässt sich eine ähnliche ausdrucksweise in der ganzen ahd. litteratur nachweisen; denn das compositum *wârrachôn*, das in Notkers abhandlung *de syllogismis* (und zwar absolut, ohne dativ der person) zur verdeutschung von *ratiocinari* (Graff II, 375 fg.; Kelle, philos. kunstausdrücke Notkers s. 17) gebraucht wird, lässt sich hiermit gar nicht vergleichen. Wol aber lässt sich mit rücksicht darauf, dass das subst. *racha* für gerichtliche verantwortung, rechenschaft vorkomt (Musp. 35 *az rachu stantan*) für das verbum *irrachôn* die bedeutung ansetzen: zur rechenschaft ziehen oder herausfordern, wozu der überlieferte accusativ *sina widarsachon* das passende objektswort bildet. Dann ist *wâr* indefinites adverb; vgl. Otfr. III, 7, 49 *ob iz wâr si thiu gigit*, ebenso *war* II, 4, 22. IV, 12, 48 u. a. Dass der ort der rechenschaftsabnahme noch unbestimt gelassen wird, passt volkommen dazu, dass ja erst 44 fg. der konig die gesuchten feinde findet. Ich übersetze also: *er wolte irgendwo* (d. h. wo es auch immer wäre) *seine widersacher zur rechenschaft fordern.*

KIEL. OSKAR ERDMANN.

PREDIGTLITTERATUR DES 17. JAHRHUNDERTS[1].

II.

Conrad von Salzburg.

Mir liegt die samlung vor: „Fidus salutis monitor, exterius rigans, Deo incrementum dante. Das ist: Treuer Hails-Ermahner, so außwendig begiesset und Gott inwendig wachsen macht. Oder sehr nutzliche, geistreiche und zumahlen mit beliebiger Kürze gemachte Predigen auf alle Sonn- und Feirtag (auch Advent und Fasten) des ganzen Jahrs. Von R P. Conrado Salisburgensi, gewesten Ministro Provinciale der Capuciner Tyrolischer Provintz und Thumbprediger in der Erz-Bischofflichen Haubt-Statt Saltzburg. Und jetzt allen zum Nutzen, sonderlich den Predigern und Seelsorgern in Druck verfertigt. Erster Jahrgang auf die Sonntäg 1683. Saltzburg, druckts und verlegts Johann Baptist Mayr, Hochfürstl. Hof- und Academischer Buchdrucker und Buchhandler".

Conrads predigten sind erst nach dessen tode gedruckt worden. In der vorrede „An den günstigen Leser" wird über den verfasser (s. 3) gesagt: „Ein solcher fleissiger und getreuer Heils-Ermahner, embsiger Baumann, unverdroßner Gartner und Pflantzenbegiesser war auch der Author folgender Predigen, R. P. Conradus Salisburg., ein wolgelehrter Philosophus, Theologus und nit minder ein berühmter Orator und eifriger Prediger, der auf den vornembsten Canzlen dieser unser Tyrolischen Provintz vil Jahr als Ordinarius ruhmwürdig gepredigt hat, der auch wegen seiner guten Qualitäten und Sitten die vornemsten Aemter der Provinz alle getragen. als Lectoratum Philosophiae et SS. Theologiae, Magisterium Novitiorum, Guardianatum, Definitoratum und zweimal das Provincialatum rühmblich verwaltet hat und nach lang und vielfältiger außgestandner Mühe und Arbeit er zu Saltzburg anno 1681 den 28. Mertzen gottseelig entschloffen ist, und weilen nach seinem tode die gedächtnus dessen in selber statt gehaltnen Predigen noch frisch in aller Hertzen ware, bin ich von Johann Babtista Mayr, Hoff- und Academischen Buchdrucker in Saltzburg ersucht worden, solche zu drucken ihme zu übergeben .... Doch erinnere ich den günstigen leser zwaier Sachen in Ablesung dises werkes (so Foetus posthumus ist und nit für rathsamb erkennt worden, solches ainiges wegs zu verändern), Erstens, daß des wolerfahrnen Prediger Aigenschaft sei, weitläufiger auf der Cantzel zu reden, als sie es auf dem Papier verzeichnen. Zum andern diser Ursach halben und auch das Papier (gemeß

1) Fortsetzung zu s. 44—64 dieses bandes.

der H. strengen Armuth) zu spahren[1], hat der Author die eingefierte lateinische Text in die teutsche Mutter-Sprach nit beisetzen wöllen: Weilen es in Ansehung seiner treflichen guten natürlichen Gedächtnus unnöthig war, nachdem er sie in formalibus lateinisch fleissig gesetzt hatte".

Über unsern prediger meldet das Mortuarium capucinorum[2] folgendes:

P. Conradus Salisburgensis

e lavacro sacro nomine Martinus, a patre (aurifabro) cognomine Wirtl appellatus, pio utroque parente ibidem 1628 natus ab eodemque in timore Dni et virtute educatus, a Deo optima indole, virtutis proclivitate nec non ingenii capacitate donatus; quibus praeclaris speciminibus permoti pii parentes filium Martinum studiis liberalibus sub optima spe addixerunt, nec fuere decepti. Humaniora studia cum magno applausu et profectu, nec minore laude absolvit philosophica, ut inter primos Philosophiae Baccalaureos et Magistros jure numeratus fuerit. Hunc non mundo datum voluit divinum decretum; nam in säculo ob iñatam morum gravitatem, vitae modestiam disciplinatamque vitam jam propemodum sese religiosum ostendit, spirituque divino intus agente mundana fastidiens religiosam vitam suspiravit, Franciscum secum nominavit. Unde ad capucinos tenera in aetate advolavit, habitumque sacrum exoravit, quam suffragantibus sibi optimae indolis, virtutis quasi innatae ac scientiae notae encomiis de facili impetravit, Schardingam ad tyrocinium vitaeque capucinae palaestram destinatus, ibidem 24. sept. 1646 sacra veste donatus, nomine Martini in Conradi nomen mutato. Toto novitiatus tempore ita se gessit ut esset fratribus et saecularibus optimi exempli tantaeque vultus mortificationis ut saeculares eandem in ipso admirati vix in ullo similem conspexisse asseverarent. Hinc fratres familiae de facili in solemnem votorum nuncupationem consenserunt, quam deposuit evoluto anno Brunovij. Professus factus specimina virtuosa non mutavit sed potius continuavit, propagavit et lucidiora reddidit, quibus jure observatis juvenis Conradus studiis speculativis applicatus fuit. Absolutis studiis non tam ad praedicationem quam lecturam aptus habebatur. Lector proclamatus suos discipulos et doctrinae pabulo et vitae religiosae exemplo provinciae

1) Noch in neuester zeit gebrauchten Franziskaner und Kapuziner in Tirol eine kleine, kaum leserliche schrift, um papier zu sparen, z. b. P. Fr. X. Nischler und P. Justinian Londurner, der bekante tirol. geschichtsforscher.

2) Ich verdanke diese mitteilung dem R. P. Cyrillus Wiesler in Brixen.

idoneos ac proficuos reddidit. Peracto Philosophiae ac Theologiae cursu ob morum gravitatem, prudentiam et scientiam guardianus Brunovium deputatus eidemque cura pariter Novitiorum demandatur, quo in utroque munere talem sese exhibuit, ut in divisione provinciae ad definitoratus dignitatem evectus, R. P. provinciali P. Massaeo Ananiensi ad comitia generalia abituriente vicarius provinciae constitutus fuerit, et provinciam sibi concreditam magna cum laude interim administraverit. Quocirca se dignum praestitit ut absoluto P. Massaei provincialatu plurimo voto ad supremum provinciae clavem assumtus, provincialis canonice proclamatus fuerit, quo in munere suae in regnando dexteritatis, prudentiae, fervoris ac totius regularis observantiae non obscura edidit argumenta; magnam in dicendo vim et in operando non minus exhibuit omnibus exemplum, unicumque hoc in votis habuit, quomodo provinciam sibi concreditam non ita pridem divisam ad formam et normam antiquarum traditionum redigeret, uniformitatem semper laudabilem induceret. Absolvit suum in munere triennium non absque laudis encomio et provinciae emolumento. Exprovincialis factus non otiosus exstitit, sed magno verborum pondere, spiritus fervore et animarum fructu ad populum dixit in praecipuis provinciae pulpitis ut Augustae ad S. Crucem et Salisburgi in ecclesia cathedrali, qui unus utrobique desideratus fuisset, si officium provincialatus sibi impositum id permisisset. De cathedra denuo ad regendam provinciam evocatus priorem observantiae regularis zelum ostendit. Provincialatus officio peracto constituitur vicarius et concionator ordinarius Salisburgi; ast febre ex itinere romano, quo abierat provincialis ad comitia generalia, contracta nec radicitus curata, graviter decumbit, quam ingenuita vel comitata est hydropisis periculosa; tumor omnis per totum corpus ad verticem usque diffusus sublatus quidem fuit; ast superveniens catarrhus suffocativus febrisque iterato recurrens intra sex dierum spatium vitae finem imposuit. Quem aqua non submersit, flamma extinxit. Receptis SS. Sacramentis P. Conradus die 28. Mart. 1681 Salisburgi de patria terrestri ad coelestem evocatus est annos natus 53.

Conrad ist im vergleiche zu Abraham a S. Clara und Prinzing trocken und ernst; er fabuliert nicht, enthält sich der wortspiele und witze, prahlt nicht mit der kentnis antiker litteratur und mit reimen. Seine beweise beruhen auf der bibel und kirchenlehre; sogenante exempel (erzählungen) begegnen seltener, öfters sprichwörter. Einfach und schlicht fliesst seine rede, manchmal aber erhebt er sich zu hochlebendiger, schwunghafter ansprache. Volkstümlich sind meist seine predigten, wie die der heute lebenden kapuziner. Die jezt noch von die-

sen gebrauchten formeln der anrede begegnen auch hier: Eur Lieb und Andacht s. 10. 21. 27. 42. 80. 87. 98. 123. 126 fgg. Andächtige Zuhörer s. 15. 19. 43. 61. 70. 73. 79. 99. 108. 126. 154. Liebe Zuhörer 191. Außerwählte Zuhörer s. 53. 101. 135. 143. 235. Vielgeliebte Zuhörer s. 87. 106. 112. 145. 163. 173. 180. Andächtige in Christo s. 88. 233. Außerwählte in Christo s. 190. 211. Vielgeliebte in Christo s. 201. 222. Liebe Christen s. 31. Vielgeliebte Christen s. 144 und ähnliche.

Auch der formelhafte schluss des „Exordiums“ lebt noch heute fort, z. b. „Bereitet eure Hertzen, so fahr ich fort im Nahmen Jesu und Mariä“ s. 89. „Bitt um Gedult durch die Lieb des Hochheiligen Sacraments“ s. 156. „Bereitet eure Hertzen, so fahr ich fort im Nahmen des Allerhöchsten“ s. 203. „sie vernammen mit Gedult, was betten sey in Christi Nahmen, ich fahre fort durch die Kraft des H. Geists“ s. 235. „erkläre ich mit mehrern im Namen Jesu und Mariä“ s. 274. „Ich erklärs und probriers im Namen Jesu und Mariä“ s. 284. „Eur Lieb und Andacht vernemmen die Antwort mit Gedult, ich fahre fort in Kraft deß H. Geist“ s. 303. „Ich erklärs noch besser im Namen Jesu und Mariä“ s. 312. „Andächtige, außerwählte Zuhörer“ s. 172. „Ich bitt umb Gedult, erklärs in Kraft deß H. Geists“ s. 323. „so fahr ich fort im Namen Jesu und Mariä“ s. 356. 369 usw. Abweichend von diesen üblichen formeln ist s. 265 „Also gib ich Eure Lieb und Andacht auf dem silbernen Kinder-Leffeln dise Wort allein zu kosten in nomine Patris et Filii et Spiritus sancti, darbey zu mercken, sicherer ist die Heiligste Dreifaltigkeit demütig zu verehren, als fürwitzig nachgrüblen. Ich erklärs zu Ehren Gott deß Vatters, Sohns und H. Geists“.

Das volkstümliche begegnet uns schon im „Summarischen Inhalt“ z. b. „Mensch mach nicht mehr auß dir, als hinter dir ist“. „Gott begehret von uns Christen die Scharwerk auf seine Ankunft“. „Für ein Faßnacht-Spiel blinde Mäusel fangen“. „Den göttlichen Tauben ein Nestel zurichten“. „Für wen sein die Reben-Zäher gut“. „Es ist gefährlich zu hoch fliegen, denn unser lieber Herr stutzt einem die Federn“. „Laß die Leut urtheilen und sagen, was sie wollen, denn Niemand kann jedermann recht thun“. „Das Erste und würdigste im Garten ist das Lieb-Stöckel“. Hier begegnet uns auch das wortspiel: „Der Kleider Hoffart ist eine schädliche Hoff-Art“, das s. 13 wider erscheint.

Die sprichwörter, welche Conrad verwendet, sind folgende:

„Aignes Lob riecht übel“. — „Jeder soll sich seinen Nachbauren loben lassen“ s. 18.

„Es ist nicht aller Nacht Abend“. „Übermuth thut kein Gut“ s. 24.

„Der Spahrer findet einen Zehrer“ s. 46.

„Ein Handwerk ist ein guldener boden“ s. 47.

„Edel an Geblüt, edel an Gemüth“ s. 47.

„Das Sigill truckt sich lieber in das weiche Wachs, dann in das harte“ s. 48.

„Wann zwei Farren an einen Pfluegg gespant sind, ist genug, ain Mann und ain Weib“ s. 57.

„Für den Esel gehört ein guter Prigl, damit er nicht stättig werde“ s. 61.

„Triff ich auch Schiffleut an, die wissen zu sagen von einer Noth“ s. 70.

„Mitten in der Noth hülft der liebe Gott“ s. 77.

„Böse Leut machen gute sitten“ s. 81.

„Bei feirenden Leuten ist wenig Heiligkeit“ s. 105.

„Der Müssiggang thut kein gut“ s. 105.

„Und richte den Mantel nach dem Wetter“ s. 119.

„Allgemach kombt man auch weit, wie der Welsch sagt, pian pian si va lontan“ s. 144.

„Ich liebe den Frieden und wünsche den Frieden und halte den Frieden, aber wie? so lang als mein Nachbaur will, lautet das deutsche Sprichwort“ s. 198.

„Lautet doch das gemeine Sprich-Wort, wann der Himmel einfällt, sind die Vögel alle gefangen“ s. 229.

„Zween Herrn wollen dienen und auf zwei Achseln tragen, schickt sich nit wol“ s. 248.

„Bricht der Zorn aus, bleibt Witz nit zu Haus“ s. 302.

„Es ist besser mit gutem Gewissen ein Heller, als mit bösem Gewissen ein Thaler“ s. 332. 333. 337. 341.

„Dann wann das Hertz voll ist, davon redet der Mund; voller Mund sagts Hertzen Grund, ist ein altes Sprichwort“ s. 374.

„Nichts schimmlet so bald als die Gedächtnus der empfangenen Gutthat“ s. 406.

„Es ist noch nicht aller Nacht Abend“ s. 408.

„Spottvögel wissen alles zu tadlen“ s. 435.

„Der Niemand kann jederman recht thun“ s. 436. 445.

„Vil Köpf, vil Sinn“ s. 437.

„Gleich und Gleich gesellt sich gern“ s. 440.

„Man tragt den Krueg so lang zu dem Brunnen, biß er zu letzt Scherm gibt“ s. 508.

An die sprichwörter reihen sich volkstümliche redeweisen, an denen die predigten reich sind. Ich führe folgende an: „Freien Paß wird der Herr geben“ s. 6. „Bei unsern ersten Eltern hätt kein Schneider sein Meisterstuck können machen“ s. 11. „Ich gibe mein Weib und Kinder nit auf die Fleischbank“ s. 29. „Wil mir diser auch nit woll, ich muß den Schmitz aufs Tach singen“ s. 30. „Die Falschheit sitzt oft bei dem Bret. Die Gerechtigkeit zieht den kürtzern. Betrug hat ein gewunnes Spill, die ainfalt kombt zu spatt, der Schalk geht vor“ s. 32. „Gib acht auf die Töchter, daß sie nicht verschießen in einen frembden Taubenschlag“ s. 47. „Bei Zeiten muß man der Kinder Sitten in einen guten Model gießen“ s. 48. „Man muß mit der Jugend umbgehen wie mit einem geschärften Ai“ s. 52. „Vil Glück der Braut in dem neuen Orden. Mainst du, du habest den rechten gefunden? Die Haut ist verkauft, wer dem Kürschner seinen Beltz verkauft, hat der Meister Gewalt den erkauften Beltz in die Beitz zu legen und außzustäubern. Vil Glück in Ehestand!“ s. 53. „Was hab ich für ein Zanckeisen und Hader-Katz“ s. 55. „Will ich sie wohl lehren am Fagott blasen und in Prügl beissen, will ich ihm wohl die Suppen schmaltzen, daß er bald genug hat“ s. 55. „Man wurd ihrem Mann mit dem Kolbn übel gezwagen haben“ s. 56. „Böß wie der laidige Teuffel“ s. 57. „ich darf nur das Maul aufthun“ s. 63. „Wann der Knecht dem Herrn über das Maul fährt, contradicit und dem Strohsack gleich für die Thür wirft“ s. 66. „Rechne mit deinem Diener nicht aufs Nägele“ s. 67. „wann uns das Wasser ins Maul rinnt“ s. 75. „Kunt einer dem andern auß der Brühe heraus helfen“ s. 75. „Ungewaschen Mäuler“ s. 81. „Das Wort Gottes achtet er nicht einen Schnipf“ s. 84. „Er ist nicht wert, daß ihn die Sonnen anscheine“ s. 84. „Von dem schinderischen Zoll-Beutel“ s. 85. „Will aber der Verbainte nicht umbkehren, er wird Gott nicht auß dem Garn gehen“ s. 86. „zu einem ohre ein, zum andern wieder lassen außfliegen“ s, 95. „und findet müssige Leut dastehen, das Maul aufreißen“ s. 99. „Der müssig steht und das Maul aufsperrt in Mainung, die bratne Vögel fliegen daher, stultissimus est, der gröste Lapp auf der Welt, mußt lang warten auf die fliegende gebratne Tauben“ s. 103. „Immer liegt auf der faulen Haut“ s. 104. „Der kein Arbeit vorhanden hat, der muß Grillen fangen, Calender machen. Die bald disem bald jenem eine schelle anhengen: wer ihnen unter Augen kombt, muß ein Feder

lassen. Der Müssiggang brütet Leut aus, die gern auf ungekehrter Bank aufraumen" s. 106. „Der ärmste Tropf" s. 110. „O armer Tropf" s. 114. 126. „ein elender Tropf" s. 119. „Warum laßt ihm das Recht ein wächsene Nasen trähen?" s. 115. „Oder sein Güter hab durch die Gurgel gejagt und auf die Kragen-Wäsch zu viel spendiert" s. 119. „Damit er (der Leib) sich desto williger in den Karn wiederum spannen lasse" ... Jetzt kann ich meine Grillen außlassen, jetzt darf ich auch Beschaid thun, daß mir die Augen übergehen, jetzt wollen wir die Stuben zum Fenster auswerfen, jetzt gessen und trunken, so lang Gott Zeit und der Wirt zu trinken gibt" s. 121. „Da braucht es viel Pfund Saiffen, den Ruß abzubutzen" s. 123. „Christus werde drein platzen wie der Kaintz in die Nüß" s. 126. „Wann schon etlich Wochen kein Schweinener Schunken auf der Tafel ligt oder kein gebratner Vogel für das Maul fliegt" s. 133. „jenen hohen Berg, den wir steigen müssen, obs zwar schnauffen kost" s. 140. „Er weiß, wie viel seelen ihm aus dem Garn gehen" s. 149. „Blaset mir alle Strick und Schlösser auf" s. 149. „Das will Matthäi am letzten sein" s. 149. „Also wird die heilige Beicht auf die lange Bank geschoben" s. 150. „verduschen wollen" s. 152. „Er spart von dem Maul" s. 159. „Je mehr er zaplet, je ärmer wird er" s. 160. „es lauft was über das Leberle" s. 167. „verächtlicher als ein Fußhader" s. 183. „Die ewige Weißheit stoßt ihnen die Nasen in die Schrift — diesem verstopft der H. Apostel das Maul" s. 185. „Ich begehr wider keinen die Lederfeil zu brauchen, ich begehr nit zu zanken" s. 195. „stinkende Böck" s. 203. „stinkende Geißböck" s. 204. „ob der Willen stützig ist" s. 204. „Von diser geistlichen Schnabelwind wird die Seel erquickt" s. 208. „unglirnige Köpf" s. 211. „ein alter Dätl" s. 214. „sie haben ihm Feuerflammen durch ein Pfeiffel zugeblasen" s. 260. „Er hat das rechte Heft in Händen" s. 265. „mir wässern die Zähn nit nach dem Paradies-Äpfel" s. 270. „Ein anderer reißt dem H. Ertz-Engel Michael auch kein Feder aus den Flügeln" s. 278. „Diesen Leuten wird das Wasser in's Maul rinnen" s. 291. „Liebseeliges Brot" s. 292. „wie viel saure Brocken muß er schlicken" s. 295. „Dieser Fatzmann" s. 297. „vexier einen schifrigen Kopf, leg ihm einen Prigl under die Füß, wirf mit einem schelchen Wort zu" s. 302. „Samuel greift den Schmeerbauch Achaz an" s. 304. „sondern weil er mir auch hat einmahl ein Läß gestochen, weil mir sein Wolfahrt ohne daß ein Spieß in den Augen ist, weil ich seiner sonst nit mag, weil ich ihm sonst nit zukom, ich wünsche ihm den rothen Haan aufs Tach, den schwarzen Höllhund auf den Hals, Hagel und Rißl auf seinen Acker, Gift und Gall in die

Speiß, allen Unstern in das Haus" s. 305. „Dem sitzt ein unruhiger Käfer auf die Nasen, potz tausend Sacrament" s. 308. „Es möcht Matthäi am lesten sein" s. 312. „wurd ihm nicht ein Härl verruckt" s. 316. Diser (Habacuc) hat ein Mus kocht und Brod in ein Schissel brockt" s. 316. „Wie sich die Teuffel mit aufgespertem Rachen auf dein arme Seel spitzen" s. 319. „Ich main, der Dropf ist noch überscheinig" s. 321. „Ein jeder wil Han im Korb allein seyn" s. 359. „Der Hoffärtige maint, er hab allein Hirn in der Taschen, sonst niemand" s. 359. „Traumet nit auch manchen Straßgüttl, der Tag und Nacht im Lueder lebt" s. 327. „Der so vil ungerechtes Gut zusamen rasplet" s. 327. „umb die Haderlumpen raißt man sich nit, umb das schimplete Stückl Brot streit man nit, umb die ungeschmaltzen Wasser-Suppen des Armen faßt man kein Neid". s. 333. „aber da mein Straßgütl vom Dienst wird gestossen und erst wil nur mit anderer Leut Schaden ihm ein Fickmihl bauen, daß er noch zu leben hab" s. 340. „Der himmlische Vatter als der Bau-Mann, der Weinzürl, hat einen grossen Weinberg zugericht" s. 343. „wie dise höllische Badstuben gehitzt sey" 350. „ihr seht die gelegte Maschen, die Fall-Stricke vor der Nasen nit" s. 358. „so liebt der Mensch doch seines Gleichē͂n, Spilgurgl den Spillumpen, ein Schwärmer seinen Zechbruder, ein arglistiger Fuchs den andern" s. 358. „Ein jeder wil Han im Korb allein sein" – „er höre das Gras allein wachsen, meint, er hab allein Hirn in der Taschen" s. 259. „was er redt, hat Händ und Füß" s. 359. „er ist nit zufriden, daß man das Hütl rucket" s. 358. „Er knackt hinder dem Ofen" s. 361. „Es fliegen solche tolle Hansen in der Welt um" s. 362. „zulest blatzt er mitten ins Kott" s. 363. „sie spihlen den Haintzl mit ihm" s. 365. „Ein so toller Hans ist gewest der Lucifer" . . „gelt unser Herr hat ihm die Federn gestutzt" s. 363. „Der stumme Dropf" s. 367. „er ist halt ein Statzger gewest, hat nit zwei oder drei Wort können heraus lälitzen" s. 368. „vil Menschen haben ein gutes Redhaus" — „da sie billich sollten das Maul aufthun" s. 369. „wann wir uns gegen einander wolten stellen wie die Holtz-Böck, einer dem andern nicht Red und Antwort geben" s. 371. „Der böse Feind steckt in einem Egg, spitzt die Ohren und hört fleißig zu, wie vil Regal-Bögen wird er bei einem Kuppel-Gespräch überschreiben!" s. 376. „Da ihm der Wein ins Hirn gerochen" s. 378. „Meine Colosser plodert nicht gleich herauß, was euch ins Maul kombt" s. 379. „Und eben dise Lecken hängt uns noch an" — „daß mancher so viel Stroh im Hirn hat, was man nit hinein pleut oder greint, wil er nit fassen" s. 387. „Diser Zundel stecket

in dem Adams-Balg“ s. 389. „Dem Saul ist schon das Grün in den Augen umbgangen und das Herz gezittert“ s. 404. „Last ihn nun schwimmen, biß ihm das Wasser in das Maul rinnet“ s. 405. „ja wohl, ein anderer schleckt die Finger darnach“ s. 406. „Bei diesen schätzen hat sich der Cyrus grasen köndten“ s. 411. „aber alle seind auß dem Häusel kommen“ s. 420. „Warum kommt uns diese Zeitung so spanisch vor?“ s. 424. „Es wird niemahl den Spott-Vögeln wohl weher thun, wann der böse Feind sie wird rupfen“ s. 445. „Auß den Verdambten nemb sich ein jeder selber bei der Nasen“ s. 470. „Wann uns der H. Petrus die Himmels-Porten vor der Nasen zuschlagt“ s. 478. „Herr, du hast in deiner Apotheken das kräftige Aqua vitae“ s. 481. „Die Sara wainet ihr die Augen aus dem Kopf“ s. 487. „verschlentze die edle zeit nit im Müssiggang“ s. 493. „Er steht da wie der Butter an der Sonnen“ s. 494. „Dem vollen Zapfen Baccho“ s. 505. „es peglet und krachet einer bald von der Wiegen biß in das Grab“ s. 509. „es lernt zwar der deutsche Michel etliche Lateinische Wort nachzumahlen“ s. 517 und viele andere.

Hieran reihe ich volkstümliche alliterierende formeln, z. b. „Bergl und Bichel“ s. 31. „braten und peinigen“ s. 169. „grünen und grauen“ s. 178. „nit gar zu faist und nit gar zu feicht“ s. 208. „Haus und Hof“ s. 216. „brinnet und brennet“ s. 257. „ziglen und erziechen“ s. 267. „Schnattern und Geschrei“ s. 277. „getruckt und getrungen“ s. 292. „plenglen, bitten und predigen“ s. 318. „singen und sagen“ 358. „reden und reiten“ s. 359. „Geld und Gut“ s. 365. „Lenken, leiten und regieren“ s. 464. „schinden und schaben“ s. 486. „Der bettet und bittet“ s. 492. „Fisch und Vögel“ s. 501. „Die Präck oder Bildnus“ s. 502.

Volkstümlich ist es auch, wenn er in der 44. predigt s. 448 fgg. bei der behandlung des themas: „Diliges Dominum Deum tuum ex toto corde tuo“ die aufschrift gibt: „Das erste und würdigste im Garten ist das Liebstöckl“ und die Liebe zu Gott das Lieb-Stöckel[1] wiederholt nent . .

Um den „auserwählten zuhörern“ gerechter zu werden, gebraucht der prediger manchmal, doch selten, modewörter: „kein Allemodi“ s. 13. „in consideration“ s. 48. „in disem Tono“ s. 76. „zu Paris hab ein Hochadelicher Cavalier sich verheiratet mit einer edlen schönen Donna, den Ehrentag stellt er an in der Faßnacht über die Massen pomposisch, als wärs ein Königliche Festinen“ s. 123. „meldet

1) Liebstöckl = ligusticum.

sich ein Mascarata an, ein Umbschantz zu schlagen". — „Den Mascara Platz zu machen". „zu avisirn" s. 124. „avisirt" s. 181. „ein solchen Gast zu losiern" s. 246. „in ein Compagnia" s. 260. „bei disem Panget" s. 273. 275. „ein königliches Panget" s. 337. „Panquet" s. 166. 518. „Banquet" s. 476. „Das unordentliche Panecketieren" s. 509. „Das Tracament" s. 273. „regalirt" s. 277. „ein grosser Despect!" s. 279. „Circumferens" s. 280. „mit grossem comitat" „ich hab allen contento" s. 293. „Das contrafet" s. 307. „jenes Himmlischen Oculisten" s. 321. „ein stattlichers Confect" s. 324. „zu trafficiren" s. 330. „Die Angstläuß tribulirn ihn" s. 338. „Des Phariseers plodrament" s. 354. „man kan ihn nit genug respectiren" s. 360. „Die große Pocal und Weingläser" s. 421. „Das Fatzilet" s. 432. „Daß er in Malora geht" s. 473. „wegen seiner Partiten, die er gespilt". — „Gnad und Perdon" s. 490.

Reime gebraucht er höchst selten. Es finden sich nur: „Daher sterben sie auch elendig dahin und wird jener reim war:

Auf kein gewissers Wildprätt der Teufel wart,
Als wann ein Geitzhals von dannen fahrt" s. 115.

„Wer du bist, ich zuvor auch war,
Jetzt hab ich weder Haut noch Haar,
Was ich bin, du bald auch werdest sein,
Ein stinkend Aas und Todtenbein" s. 433.

Öfters werden lateinische poeten vorgeführt. Z. b. „Tragt manniche Person all ihr vermögen an dem Leib. Quis pudor est census corpore ferre suos?" singt jener poet s. 14 „Nobilis equus umbrâ virgae regitur" s. 49. „Der Baptista Mantuanus singt:

Calcar erit segni, pigros rubigine sensus
Otia corrodunt, sopitaque pectora torpor
Noxius obliquat ferrum, si transit in usus,
Assiduo splendore micat vultuque nitenti
adet ad argenti decus aspirare superbum,
At si longa quies jecit, fuscatur et atram
Vertitur in scabiem, celerique absumitur aevo.

Und wie singt Ovid. lib. I. De Ponto 6:

Cernis ut ignavum corrumpant otia corpus,
Ut capiant vitium ni moveantur[1] aquae" s. 105.

Wie der poet singt: „Sic volo sic jubeo, sit pro ratione voluntas" s. 204.

1) im druck: moveamur.

„Der Poet lobet überauß den Weinberg wegen dieser Frucht:

Vinea terrarum pars optima, ruris ocellus,
Autumni prima es gloria, primus honor.
Coelum te dicam, nam quot coelo astra refulgent,
Tot nitidis astris aemula poma tenes“ s. 342.

„Navita de ventis, de bobus narrat orator[1]“ s. 372

„Der poet singt zwar:

O cives, cives quaerenda pecunia primum,
Virtus post nummos“ s. 421.

„Sogar die Heiden namen dieß in acht und pflegten zu sagen: Dii laneos habent pedes, sed ferreas manus“ s. 495.

„Nec Veneris nec tu vini rapiaris amore,
uno namque modo vina Venusque nocent,
ut Venus enervat vires, si copia Bacchi
attenuat gressus debilitatque pedes“ s. 509

und der spruch:

„Frustra Medicus curat,
Si causam morbi ignorat“ s. 510.

S. 115 stehen die verse:

„Ergo sollicitae tu causa pecunia vitae es.
Per te immaturum mortis adimus iter.
Tu vitiis hominum crudelia pabula praebes,
Semina curarum de capite orta tuo.

singt der Prophet lib. 3. Eleg. 6“. Der druckfehler prophet für poet erinnert an s. 103, wo bei dem exempel vom ägyptischen könig Amasis Heroldus lib. 2 statt Herodotus als gewährsmann genant wird.

Für den volktümlichen stil des predigers sprechen auch die oft gebrauchten verkleinerungswörter, z. b. „Schäfel“ s. 43. 204. 205. 209. 357. 439. „Bürschl“ s. 49. „Junkerle“ s. 49. „Schiffel“ s. 71. 255. 556 usw. „Schifflein“ s. 73. „Mäusel“ s. 119. 120. „Süppel“ s. 126. „Häußel“ s. 152. „Häußl“ s. 268. „Stäubl“ s. 152. „Gnaden-Renglein“ s. 154. „Weibel“ s. 168. „Bübel“ s. 175. „Ruhe-Bettl“ s. 180. „Erdwürml“ s. 182. „Aederle“ s. 183. „Süppel“ s. 187. „Stäudl“ s. 188. 250. „Jährl“ s. 218. „Windl“ (sanfter wind) s. 226. „Büchl“ s. 226. „Nöstl“ (nest) s. 247. „Nestl“ s. 252. „Schnäbele“ s. 258. „Pfeiffel“ s. 260. „Löffele“ s. 264. „Wörtl“ s. 266. „Brünn-

1) Lies: arator. P. Conrad umschreibt die stelle: „Es darff der Schiffman wol von seinem Rueder, der Baursman von dem Pflueg, der Schreiner von der Hobelbank, der Goldschmid vom Silber, der Schuster von dem Laist, der Kauffmann von seinen Wahren reden“.

leins“ s. 292. „Völkel“ s. 292. 293. „Völkl“ s. 310. „Müthel“ s. 299. „Stückl“ s. 311. 333. „Härl“ s. 316. „Lämmel“ s. 316. „Sterbstündl“ s. 317. 467. „Bäuml“ s. 321. „Färbl“ s. 336. „Gütl“ s. 337. „Räuschl“ s. 339. „Kräutl“ s. 344. „Rebenstöckl“ s. 346. „Ruhe-Bethel“ s. 346. „Gesichtl“ s. 390. „Glöckel“ s. 407. „Söhnl“ s. 425. „Bübel“ s. 437. „Lämbl“ s. 466. „Mütterl“ s. 479. „Speißl“ s. 480. „Junkerl“ s. 485. 486. „Sig-Kräntzlein“ s. 485 und viele andere.

Wenn unser prediger die erzählungen, welche als aufmunternde oder abschreckende exempla dienen sollen, der bibel, legende und auch den alten röm. schrifstellern entlehnt, benüzt er dennoch unsere volkstümlichen anekdoten und sagen. Salomon und Markolf streift er s. 51: „Ehe das Kind erstarret, muß die Zucht gebraucht werden. Und so lang Tobias der alte gelebt, hat er dem jungen geprediget; dann sei die Gewonheit so stark immer als wolle, die Natur bricht bisweilen vor, wie man sagt von Salomone und Marcolpho. Jener richtet ein junges Kätzel ab, das dem Herrn zum studiren das Liecht sambt den Leuchter halten müssen. Marcolphus bracht ein Maus daher. Wie das Kätzl die Maus ersihet, laßt [es] den Leuchter fallen und lauft der Maus nach. Das thut die Natur“.

S. 338 fgg. erzählt uns der prediger die anekdote, die Hagedorns gedicht „Johann der seifensieder“ zum gemeingute gemacht hat: „Wie vil ruhiger und frölicher ist ein Armer mit seinem Bettelsack oder mit seinem täglichen Brodt, der jenige Schmidt hats erfahren, welcher alle Tag von frühe an biß in die Nacht härtiglich gearbeitet, beineben mit seinem Knecht gelacht, geschwätzt und ein Liedl gesungen. Gegenüber wohnte ein vornemer Herr, dem kam seltzam vor, daß der arme Handwerker in seiner Schmitten bei dem Ampoß, bei dem Feuer, im Staub und Schwaiß bei der schwären Arbeit ein weil eins pfeifft, ein weil lacht, ein weil eins singt, als wär er in einem Preuhaus, herentgegen der Herr Gelts genug hat, bei der Welt in grossen Ehren war, doch nie frölich, vil weniger zum Lachen oder Späß geneigt war. Der Herr kundts nit fassen, in Bedenck, der Schmid führet den schwären Hammer, ich die ringe feder, er bei der kalten Kuchel, ich bei meiner Mahlzeit, geht von freien Stucken in die Schmitten, fragt wies doch möglich, daß er so lustig sei bei dem Ampoß. Der Schmid gibt ein kurtze Antwort und singt bald wider ein Gsätzl drein. Der Herr wolt die Ursach wissen seiner Frölichkeit, zu letzt sagt der Schmid: Mein Herr, ich hab nichts zu sorgen, als meine Arbeit: wanns fertig ist, hab ich meinen Lohn darumb, am Feirtag trink ich mir ein kleines Räuschel an, im übrigen laß ich gut Vögele walten, unser lieber

Herr ist ein guter Mann, ich hab keine Gütter zu vermehren und fast keine zu verlieren, ich fürcht weder Soldaten, weder Brenner, weder Rauber, mein Brodt ist vor den Mäusen sicher, mein Gelt vor Schiffbruch und Feuerbrunst, mein Weib spinnet und ich bleib in der Schmitten, darvon leben wir. Der Reiche haltet ihm Widerpart und fragt, ob dann ein fröliches Hertz bei den Reichthumben nicht auch zu finden. Der Schmid sagt von nain, und wann er schon lacht, es geht nit allzeit von Hertzen, dann ein Reicher steckt so voll Angst und Sorg, wie der Hund voller Fleh, der Käß voller Würm. Diser Herr mit diser Antwort nimbt Urlaub, des andern Tag sucht er den Schmid wider heimb und weil der Meister zum embsigisten in der Arbeit, laßt der Herr einen Beutel voll Geld under die Banck fallen, daß niemand vermerkt, und geht wider nach Haus. In der Früe findet mein Schmid den Säckel voller guldenen Fuchsen, erschröckt, denkt hin und her, wo doch der Bettl das Geld herführt, mein ists nit, das weiß ich wol, der Niemand hats auch nit herein geworffen, er fragt das Weib um Rath, was mit dem Geld zu thun, hats villeicht einer auf unkehrter Banck gefunden und bei mir versteckt, wanns aufmährig wurd, müst ichs gethan haben, ich wolt ich hätts nie gesehen. Dem Schmid wird angst und bang, der Schmid pfeifft nit mehr, lacht nit mehr, singt nit mehr etlich Täg an einander. Der Herr geht abermahl in die Werkstadt, fragt, mein Meister, wie so traurig und melancholisch? ey, sagt er, es ist mir nit recht, ich weiß nit ists mein Schad oder Nutz, ist mir ein Glück oder Unglück zugestanden? Und ich bin eben in ein Unglück gerathen, einen gantzen Beutel vol Ducaten hab ich verlohren. Und eben disen Beutel oder deßgleichen hab ich, sagt der Schmid, in meiner Werkstadt gefunden, hab mir von Hertzen darbei geforchten und betrübt, stellt dem Herrn das Geld zu und fangt wider an zu singen, zu feilen, zu pfeiffen wie zuvor. Sehet das Geld macht so vil Sorgen und Kümmernussen, bei dem Geld von Hertzen frölich sein ist schier unmöglich, aber wol bei der Armut“.

Die oft erzählte novelle „Der nackte König“[1] begegnet uns s. 364 fg.: „Ein solcher toller Hanß muß gewesen sein jener Tyran, von welchem S. Ant. Ertzbischoff zu Florentz a. p. summae tit. 3 c. 2 § 4 schreibt, diser hochmüthige Potentat Jovimorins mit Namen höret oft in der Kirchen singen dispersit superbos mente cordis sui, deposuit potentes de sede et exaltavit humiles, befilcht den Geistlichen

1) Vgl. GA III, 413—423 (litteratur dazu III, CXV—CXX); Die poetischen erzählungen des Herrand von Wildonie, herausgegeben von dr. L. Kummer (Wien 1880) s. 148—167; Gering, Ísl. æвent. nr. 42.

dise Vers. auß dem Magnificat als lugenhaffte Wort außzuleschen, möcht einen sehen, der mich absetzen kann. Steht nit lang an, der Fürst geht ins Bad von seinen Hoff-Herrn und Dienern beglaitet. Weil er im Bad, erscheint ein Engl des Herrn in Gestalt dises Fürsten gleich, als gieng er nackent wider auß dem Bad: Jederman hat geschwöret, diser ist unser gnädigster Fürst, ziechen ihm die Kleider an und beglaiten ihn in den Pallast in die Statt. Wie der Tyran außgebadet, rufft er seinen Dienern, keiner ist bei der stell, sucht die Kleider, nichts verhanden als etliche Haderlumpen. Der Tyrann ergrimmet, bedeckt sich ein wenig, doch halb nackent geht in die Statt, fragt den Thorwärtl umb seine Pagqi, Lagai und andere Diener, beklagt sich wegen so grossen Despect, daß ihn allein im Bad sitzen lassen und nit aufwarten. Die Thorwärtl halten disen für einen Lappen, er ist unsinnig, darumb gibt er sich für unser Herrschaft auß, unser Fürst ist längst auß dem Bad. Der Tyrann verwundert sich noch mehr, geht nach Hoff, wie er von etlichen vornemen Herren verstanden, dass der Fürst selbiger Statt in dem Pallast sich befinde, dass er sich als ein aberwitziger Mensch sol fort backen, ehe man ihm hinauß leichte, sagt er: Quid est quod dicitis, non cognoscitis me Dominum vestrum? qui egressus paulo ante de civitate ivi ad balnea? — Ich bin ja eur Herr, ihr seid meine Diener, diß ist mein Hofstad. Man zaigts dem Herrn, als dem verstalten H. Engel an, diser zu mehrern Demuth des Tyrannen ruefft ihn also ungestalt in einem Bettler-Kitl vor sich. Je mehr der Türann protestiert und sich für einen Herrn auß gibt, je mehr lacht die ganze Hofstad darüber, sie spihlen den Haintzl mit ihm, wie mit einem Lappen, zu lest führt ihn der Engl in ein besonders Gemach, verweißt ihm die Hoffart und außgestossene Reden, als wär kein Stärkerer zu finden, der ihn köndt demütigen. Siehest du, wie leicht Gott dich zu Boden geworffen und als einen Lappen jedermann zum Gespött preiß geben. Also ist der Engel verschwunden, der Tyrann legt seine Kleider an, wird von seinen Officiren als ihr Fürst angenommen und erzehlt ihnen selber den Verlauff „omnis, qui se exaltat, humiliabitur, gelt der Herr kan einem die Federn stutzen?“

Die bekante sage von kaiser Karl und dessen gerechtigkeit gegen alle kläger, welche A. F. Langbein, ohne Karl zu nennen, im gedichte „Das blinde ross“ (Neueste gedichte 1815, s. 77) und K. Simrock in den Rheinsagen (Bonn 1841) s. 385 unter dem titel „Das pferd als kläger“ behandelt hat[1], findet sich hier in folgender weise erzählt:

1) Simrock überträgt sie auf könig Harl, den ahnherrn der Harlungen. Anstatt des pferdes tritt schon im mittelalter eine schlange als klägerin auf. Eine mhd.

„Ein seltzamer Handel ist vorgangen mit Carolo Hertzog in Calabria, des Roberti König zu Neapoli Sohn. Wie er zum Regiment kommen, nimmt er ihm vor, jederman audientz zu geben und die Gerechtigkeit zu halten, darum last er bei seiner Residentz auf die Gassen einen Strick herab hengen und droben ein Glöckl daran binden. Das war ein Zeichen, der den Strick zog, begehrt audientz, daß man ihn herein laß, reich und arm. Eines Tags rührt sich die Glocken, der König befilcht, daß er zur Audientz kumm wer sich angemeldet; man gibt zur Antwort, es sei niemand vorhanden. Das Glöckel rührt sich zum andernmahl, der König fragt, wer da sei: da sagen die Officier, ein alter Gaul hat sich ungefehr an der Maur bei dem Strick gerieben und verursachet, daß die Glocken sich gerühret. Ei, sagt der Carolus, wist ihr wohl, daß ungefehr sei geschehen? wem gehört diser alte Gaul zu? disem vornehmsten Cavalier; der muß alsbald zur Audientze bekennen, daß gemeldes Pferd ihm zugehöre, daß er sich dessen über die massen wohl bedient im Feld und anderwerts, allein weils jetzt alt und nichts mehr tauge, laß ers herum gehen und frag ihm nicht nach. Carolus verweist ihm die Undankbarkeit gegen einem so getreuen Thier, sagt, nicht ohne Ursach hats das Glöckel gerührt, es schreit umb Gerechtigkeit, darumb bei Verluest euerer Belohnungen und praesent, so ihr durch den Krieg erhalten, versorgt dieses Pferd". Hier ist die sage von Karl dem grossen auf Karl, herzog von Calabrien, übertragen.

Eine ergötzliche anekdote teilt Conradus s. 56 fg. mit: „Jenes Stückel eines Ehemann in der Statt Messina in Sicilia gelegen wird nicht gut geheissen. Einer wagts und ehelichet 5 Weiber alle noch bei Leben. Das facit wird ruchbar, die Obrigkeit greift nach ihm, stelt ihn zu Red, warumb er so verwegen seye? ob er diese neue Türkische Epicurische Geilheit einführen und den H. Ehestand überspannen wolte? Er antwortet: Edle Strenge Veste Wolweise Großgünstige Herren, es ist wol wahr, ich hab 5 Weiber geehelicht, aber zu keinem bösen Ziel, ich habs gut vermeint, zu sehen, ob ich nit under so vil Weibern ein frome überkommen möchte, ich bin hin und wider umgezogen, eine zu suchen, hab alle 5 probirt, aber keine ist mir recht, die erst war gar zu murrisch und maulhängig, die ander gar zu leichtfertig, die dritte war wol ein gute Hauserin, aber böß wie der laidige Teuffel, die vierte war gar zu versoffen, mit der fünften hause ich erst 6 Wo-

bearbeitung von Jans Enenkel steht GA II, 637—41. Vgl. Grimm, Deutsche sagen, 2. aufl. II, 119; Gesta Romanorum cap. 99 und 105. Zur litteratur dieser sage vgl. A. Kaufmann, Quellenangaben und bemerkungen zu K. Simrocks Rheinsagen (Köln 1862) s. 161.

chen, darumb kenne ich sie noch nicht recht, sorge wol, es werde auch nit vil besonders an ihr seyn. Die Obrigkeit fället das Urtheil, man habe seiner grossen Mühewaltung halber mit ihm ein billiches Mitleiden, doch weil man besorget, er möchte sich noch weiter umbsonst bemühen und in diser argen Welt, wo es nur lauter bösse Weiber gibt, keine finden, die ihm recht wäre, so wolle man ihn gen Himmel schicken, dort seyen die Weiber alle fromm. Man ruffte den Scharfrichter und liesse disen Mann umb ein kopf kürtzer machen, damit er desto leichter zum engen Paradeiß-Thürl hinein kunte. Ein wol verdiente Straff! Wann zwey Farren an ainen Pflueg gespant sind, ist genug, ein Mann und ein Weib".

S. 187 wird die bekante geschichte vom Melancholikus erzählt: „Wir müssen uns durch Kleinmüthigkeit nicht verführen, wie jener Patient, der die Melanckoley starck gelitten, der Herr Doctor braucht Mittel, richtet nichts, fragt: „Ihr Str. wie leben wir?" „Wie mußt ich leben, ich bin todt". Isset also viel Täg nichts, die Frau klagts dem Doctori. „Was thun wir, mein Herr, auf dise Weis stirbt er vor Hunger". — „Ihre Str." sagt der Medicus, „wir wollen ein Süppel verkosten über macht". „Ich meine, ihr seyt nicht gescheid", antwortet der Patient, „todte Leute essen nicht". — Der Medicus verkleidet etliche hungerige Brüder, wie den Todt, setzts in die Cammer, last ihnen wohl zu essen geben. Der Herr höret reden. „Wer ist in der Cammer"? „Ihr Str., todte Leut". „Was thun sie"? Der Medicus sagt, sie essen, trincken und seynd lustig. Der Patient fragt: „wer? todte Leut essen"? schauet zu der Thür hinein, „ja wann das ist, so will ich auch essen", setzt sich zum Tisch, isset, wird gesund".

Volkstümlich ist die Erzählung, wie der mann das in den fluss gefallene weib sucht (s. 59): „Also ist hochsträflich das Weib, wann es sich zu vil anmaßet, zu maisterloß, zu aigensinnig erzaiget, wie jener Mann erfahren, dessen Weib bei dem Fluß wolt Wasser schöpfen, schlipfert mit einem Fueß, fallet hinein und ertrinkt. Der Mann höret die traurige Freudenpost, geht hinauß, sein liebes Weib zu suchen, geht aber gegen dem Fluß aufwerts. Einer fragt ihn, was er suche? „Ei, das Wasser hat mir mein Weib weggetragen, da suche ich". „Bist nit ein Narr", sagt der, „du must abwerts gehn und suchen, sie ist ja nit gegen dem Fluß aufwerts gerunnen". — „Ei", sagt der Mann, „was waist du darumb? Du hast mein Weib nit gekennet, sie hat ihr Leben lang einen eigensinnigen Kopf gehabt und das Widerspil gethan. Wann ich befolhen, mach Feuer auf, hat sie Wasser gehollet; wann ich hab Wasser begehrt, hat sie zum Feuer gesehen;

sie wird in einem Augenblick ihren Kopf nit verändert haben, sie ist gewiß aufwerts geschwummen". Exempel dieser art gibt er s. 134. 219. 496. 512. 514. 524. Gut erzählt ist s. 518. 19 die geschichte vom assyrischen könig Balthasar, der ein königliches panquet hält: „Der Wein geht ein, der Witz geht auß. Balthasar schon überweint schafft, man soll die silberne und güldene Geschirr aufsetzen, welche Nabuchodonoser, sein Herr Vatter, auß dem Tempel zu Jerusalem genommen" usw. Von andern exempeln sind zu erwähnen s. 250 Mahomet, s. 345 Xerxes, s. 363 fg. Icarus, dessen mythe weitläufig erzählt wird. Vom hl. kaiser Heinrich berichtet Conrad: „Gleiche Straff stehet bevor denen, die sich in Compagnia mit Simone einlassen, geistliche Sachen mit Geld an sich bringen oder verkauffen. Pecunia tua tecum sit in perditione. Rach über solche geistliche Krämerei! Rach über solchen Kauffschilling. Fragt den Kaiser Henricum secundum bei Baron. Anno Christi 1047, welcher mit der Simonia sich besudlet, wie ihn der H. Geist verlassen, drei Täg bekennet er, haben ihn die Teuffel erschröcklich geplagt, sie haben ihm Feuerflammen durch ein Pfeiffel zugeblasen, er besorgte, er müsse verbrinnen, letstlichen ist der glorwürdge Martyrer Laurentius, dessen Gotteshauß Henricus ergäntzt, in diser Noth zu Hilff kommen" (s. 260).

Der judenfrevel in Deggendorf wird s. 279 erwähnt. Über ihn vgl. L. Steub, Altbayrische culturbilder (Leipzig 1869) s. 102 fg.

Als exempel und vergleiche benüzt er nach althergebrachter weise auch die tierwelt. So z. b. die fabel vom adler und zaunkönig s. 357:

„Der Adler ist ein edler Vogel, hat schöne Eigenschaften, darumb er zu loben, und billig die Künigin under dem Gefligel genennet wird. Allein daß der Adler allezeit wil den Vorzug haben und andere neben seiner nichts gelten lassen, gefällt mir nit. Dem Adler fliegt zwar kein anderer Vogel gleich, aber doch wird er auch zu schanden. Der Adler kann sich berühmen wegen des scharpfen Gesichts, aber doch ist er dardurch zu schanden worden. Die Vögel hielten ein Zusammenkunft, ein jeder streicht sein Tugend herfür, so gut er nur kan, der Stoßvogel sein Geschwindigkeit, die Nachtigall ihr liebliches Gesang, der Pfab die schöne Federn, das Rebhun ihr Arglistigkeit, der Trochillus die audaciam, die Aend die Kunst zu schwimmen, Ardea ihr Vorsichtigkeit oder Vorsehen des Ungewitters. Ja wol, sagt der Adler, das ist ein lauters Kinderwerk, wer hat ein so scharffes Gesicht als ich? Ders nicht glaubt, der sitz mir auf den Kopf und wirds erfahren. Das Königl setzt sich auf den Adler mit ihme in die Höhe zu den Wolken. Was sihest du, mein Königl? fragt der Adler. Das

Königl sagt, was muss ich sehen? mit harter Mühe den Erdboden. Aber ich, sprach der Adler, sihe dort ein weisses Schäfel mit gestutztem Schweif. Ich wil drauff zufliegen. Dieses Schäfel hat der Vogelfanger mit Fleiß für ein Schnabelwaid den grossen Vöglen vorgesetzt neben die Maschen. Der Adler thut einen Schuß auf das Schäfel zu und geht in die Maschen ein, da ist er gefangen. Das Königl lacht den Adler auß: gelt du hast dich bemüht mit deinen scharpffen Augen, hast das Schäfel gesehen, aber die Maschen nit, gelt du bist eingangen".

„Der Mensch trägt immer das Gewissen mit ihm, wie der Schneck sein Haus" (s. 151).

Treffend ist der vergleich des menschen mit der spinne s. 216: „Die Spinnen feyert nicht, ist ein mühsames Thierl, spinnet einen gantzen Tag, zihet einen Faden nach dem andern herum, ihr intent ist mit dem Netzel ein Mucke zu fangen und weiter nichts .... Die Spinnen arbeitet den gantzen Tag, hat viel Mühe und wenig Nutzen, also auch der Menschen Leben. S. 226 wird die traurigkeit mit dem holzwurm und der „Schab" verglichen, der zornige s. 308 mit dem von einem Ymel geheckten erzürnten „Beer"; die seele des menschen s. 372 mit einem offenen geschirr. „Gleichwie in ein offnes Geschirr Muggen, Schnaggen hinein fliegen oder auch die Mäus hinein lauffen, eben also fliegen durch ein offnes schwätziges Maul in die Seel allerley Muggen der Gedancken oder auch stechende Schnaggen der Sünden usw. — Der in der hl. Schrift grübelnde „Nasenwitziger" wühlet darinnen herumb wie das Schwein in dem Traidacker" s. 518. Das blühende Kind ist eine Klapperrose, die, wie die Poeten sagen, aus dem Blute des Adonis erwachsen ist (s. 430 fgg.).

Von den fremden, durch die kirche eingeführten symbolen ist der Phönix zu nennen (s. 180), wobei unser prediger die verse aus S. Gregor. Nazian. de praeceptis ad virg. anführt:

„Ut Phoenix moriens primos revirescit ad annos
In mediis flammis post plurima lustra renascens,
Atque novum veteri surgit de corpore corpus,
Haud secus egregiâ redduntur morte perennes,
Dum pia divinis ardescunt corpora flammis,
Haec quisquis bene prospiciet, cum corpore faedus
Non feret" usw.

Der volkstümliche redner zieht auch den volksglauben und volksgebräuche in seine predigten, z. b. „Der Senf ist gut für das Ohren-singen oder Saussen: wie der Anglicus schreibt" (s. 92). „Vil seyn der Mainung, dises Augenwasser, die Lacrymae vitis seyen gut

für das Augenwehe, macht liechte Augen" (s. 344). Er beruft sich dabei auf Adamus Lonicerus und Joannes Schröderus, es ist aber algemeiner volksglaube, so weit „die reben weinen".

In der 42. predigt „Wie man soll den verborgenen schatz suchen, nachgraben und erheben. Thema. Quaerite ergo primum regnum Dei" (s. 409—422) benüzt er den volksglauben vom schatzgraben. Die schätze liegen in kellern oder gewölben, in schlössern oder baufälligen häusern (s. 411). Mit welchem mittel ist aber der schatz zu suchen? „Man sagt wol von der Haselnuß dreieckigten Ruthen, die biegt sich gegen der Maur, wo ein Schatz verborgen, ich darffs nit behaubten, dann ich hab kein Gewißheit; es kan seyn, daß die Art diser Stauden und das Gold ein Sympathi gegen einander haben, wie das Wasser und die Wasser-Ruthen, mit welcher man die Brunnquell oder verborgen Wasser-Ader pflegt zu suchen, es kan auch nit seyn" (s. 412). „Wenn der Schatzgräber ungeduldig wird, ist der Schatz gähling wider gesuncken" (s. 416).

S. 119 fgg. beschreibt er ausführlich das spiel „blinde Mäusel fangen". Er nent es ein „Faßnacht-Spiel" [1]. Da auch von andern predigern [2] in der fastnacht von diesem spiele die rede ist, so scheint es ein faschingsvergnügen gewesen zu sein. Als ich heranwuchs, war in Meran noch die sitte, am unsinnigen donnerstag und am fastnachtsfreitag abends blinde maus zu spielen. — S. 463 berührt er ein bekantes kinderspiel: „Das Schiffel Petri dauert in die tausend sechshundert und etliche Jahr! alle andern Secten seynd gleich den papierenen Schifflein, welche die Kinder machen und damit bei den Bächlen spihlen, aber ihr Kurtzweil wehret nit lang, werden durchnetzet und zerrissen".

Manche stellen sind für den kulturhistoriker beachtenswert. So schildert er s. 118 das treiben in der fastnacht: „In einem andern Verstand finde ich dise Wort erfüllet, was gedenkt die Welt dise 3 Täg? wie wollen wir Faßnacht halten? welcher Bräu hat das beste Bier, daß ich mir einen Rausch drein kan trincken? bey welchem Wirt gibts einen wolfeylen Trunck? wer schlagt mir ein Umbschantz? wo seynd die Spilleut, den pergamasco aufzumachen? — Ich will ein Däntzel thun; ich will mir genug trincken, ich will mit meinen Nachbauren zechen, biß keiner den andern mehr sihet; wo ist ein guter gesell? ich wags und spile, biß einer den andern außsäckle; komb du zu mir oder ich zu dir, je grösser die Kandten, je lieber mir; ein Rausch, ein

1) Ich teilte die ganze beschreibung mit in meiner schrift: Das deutsche kinderspiel im mittelalter. 2 auflage (Innsbruck 1872) s. 44.

2) Z. b. Joh. Brinzing, Candelabrum apocalypticum I, 167.

Fehltritt, ein Grobheit, ein Ungebühr geht diese Täg alles hin. Es ist Faßnacht, in der Fasten will ich Sparmundes halten und Bueß thun, heut und morgen und übermorgen laß nur das Rädel lauffen, ich muß meinen Batzen anbringen". In der predigt am 1. fastensontag sagt er s. 132: „Uns stehet Leib und Leben nicht in Gefahr, wann wir fasten, es fahret einem die Seel nicht auß, wann er schon etlich Wochen ihm einen Abbruch thut, wann schon etlich Wochen kein Schweinener Schunken auf der Tafel ligt oder kein gebratner Vogel für das Maul fliegt". — S. 134 nent er den „Westphalischen Schünken" bei einem abschreckenden exempel.

Über die kleiderhoffahrt predigt Conrad: „Diese Hoff-Art ist leider so weit außkommen, daß man nit weiß, wie man sich mehr beklaiden soll. Der Spanier bleibt bei seiner Tracht, der Welsche behaltet seine Manier, der Franzoß hat sein modi, der Poläck wird auch erkennt an seiner Kleidung, allein der Teutsche bedient sich der Hoffahrt und last den Schneider nie außlernen. Alleweil etwas neues, der Hut muß bald hoch, bald nider, der Stulp jetzt breit, jetzt schmal seyn, die Kleidung ein weil eng und glat, ein weil gefaltet und weit, die Schuech ein weil eng, ein weil hoch, ein weil lang, ein weil krump, das Kleid jetzt mit Borten, jetzt mit Spitz, mit Schniern, jetzt mit Bändern überhängt und brämt, alleweil etwas neues, sowol in Mann- als Weiber Bekleidung, was neues, das ist Polit! Die alte Teutsche Tracht gilt nichts mehr, weil das alte Teutsche Hertz verschwunden. Dahero jener Mahler zugetroffen, welchem der Türkische Kaiser befolhen, alle Nationes zu entwerffen. Der mahlet unterschidliche Nationes, jede in ihrer Tracht, zu letzt stelt er einen nur mit dem Hemet bedeckt, neben ihm allerhand Sorten Tuech. Der Kaiser fragt, wer sein diese Leut? Ihr Majestät, der ist ein Ungar und diser ein Franzoß, der ein Poläck, der ein Spanier, der ein Italianer, der ein Britannier, der ein Engeländer, — und wer ist diser? Diser ist ein Teuscher (sic), weil er kein gewisse modi behaltet, täglich anderst nach Hoff-Art sich bekleidet, hab ich ihn nit anderst vorstellen können. Ihr Teusche (sic) Franzosen höret des Herrn Wort: Sophoniae cap. I. In die hostiae Domini visitabo super principes et super filios regis et super omnes, qui induti sunt veste peregrina". Am rande steht: „Gott trohet jenen, welche frembte Kleider tragen" (s. 12 fgg.) — Gelten Conrads worte nicht noch für unsere modehelden?

Das klatschen und schwätzen ist eine böse gewohnheit der menschen. Unser prediger schildert dieselbe zu seiner zeit s. 372 fg.: „Was führt man für einen Discurs auf dem Schwätzmarkt? Dise Magd

klagt über ihre Frau, diser Ehehalt murrt wider seine Herrschaft, da hengt man einem jeden ein Klämperl an, da geht man mit der Warheit spatzieren, thut mehr darzu, als in der Sach, da muß dises oder jenes haimlichs Stückel auf die Bahn, biß der Wind noch weiter blast und also offenbar wird, auf die eitle unnütze Wort folgt Murren, Klagen, Schmaichlen, Ehrabschneiden, Liegen, Spöttlen, Schwören und dergleichen. In multiloquio non deerit peccatum. Der Haingarten, das eitle Geschwätz geht nicht leer ab". — „Nicht allein bei dem Job, sondern auch bei uns werden die Geschwätzigen wenig geacht, gleichwie ein Hafen, der einen hochen Klang gibt, leer ist, gleichwie ein Badstuben, wann man die Thür wil in Angl aufthun, ihr Hitz verlihrt, gleichwie, wann gar vil Stroh, gemainiglich wenig Korn daneben, eben also bei vil Worten gemainiglich wenig Witz, ist hald ihm mehr das Maul aufgeleint, jezt redt er herauß wie ein Mensch ohne Kopff".

S. 46 fgg. spricht Conrad über die Kindererziehung und sagt z. b.: „Manche Eltern seynd zwar zu hart auf ihre Kinder, sobald sich eines rührt, mit der Hand im Gesicht, mit dem Strackel auf dem Rucken, lassen ihnen gar kein Freud noch Luft. Die werden Leutscheuch oder verbaint, es soll in der Straff auch ein Bescheidenheit erscheinen. Andere lieben die Kinder gar zu sehr, wie die Affen ihre Jungen, ein liebs Töchterl, ein Mutter-Söhnl, man kann ihnen nicht genug Zucker einstreichen, man kann ihnen nicht genug liebkosen, daß kein Ehehalt [sie] schief ansehe, der Vater merkt die böse Anmuthungen, lacht darzu, die Mutter verspürt den Ungehorsam und schweigt darzu, sie gestatten alle Hoffart in Kleidern, die böse Gesellschaft ist unverwehrt, mit der Zeit werden Gassenhauer, Dumelirer, ungeradene Junkerln draus, stiften bald da, bald dorten ein Ungebühr über die ander, die Eltern breiten selbst den Deckmantel darüber".

In der 8. predigt s. 61 fgg. behandelt Conrad die Pflichten des Herren gegen die Dienstboten, und dieser gegen die Herrschaft. Da gebraucht er oft körnige Sprache: „Ihr Hausvätter, wen spannet ihr in Karrn zu ziechen? Den Ochsen; wer hilft euch die Burd tragen? Der Säm-Esel, der Dienstboth, die Ehehalten, Knecht und Mägd, die müssen ein gantze Wochen im Karren ziehen wie der Ochs, tragen, schwitzen, arbeiten, den Ruggen daran spannen, wie der Esel; wo Herr und Frau ist, müssen auch Diener und Mägd seyn, damit aber die Burd, das Joch, die Arbeit leidenlich, ring, lieblich, erträglich seye, Haußvatter verpflege deinen Knecht, wie sich gebürt, der treulich arbeitet, den belohne treulich, halt ihn nit verächtlich als einen Ochsen oder Esel. Spannest du ihn an, weil er gesund, verstosse ihn

nit, wann er gehling erkranket, mache es wie der Centurio: Domine puer meus jacet in domo paralyticus et male torquetur“ usw. -- „Aber wann der Herr mus thun, was der Knecht will, wann die Frau mus zehenmahl schaffen, ehe die Arbeit einmahl geschicht, servus non subditus; Wann der Knecht dem Herrn über das Maul fährt, contradicit, und den Stroh-Sack gleich für die Thür wirfft; wann der Diener nur in seinen Säckel hauset, den Herrn sihet arbeiten, er aber die Hand in seinen Busen schiebt und feyert, wann der Diener seinem Herrn da einen Außstand durchstreicht und mit guter Gesellschaft im Weinglaß versenket, muthwillig ein Arbeit verderbt, defraudat, bei solchen servus nequam geht das Haußwesen den Krebsgang, da hilft man sauber von den Federn auf's Stroh; verdirbt diser Kaufmann, erarmet jener Handwerker, kan diser nicht übersich kommen, fragt nicht warum?“ S. 265 bemerkt er: Grosse Herren künnen nit leiden, daß ihre Unterthanen vil nachgriblen, warumb laßt unser Land-Fürst, unser König dises Mandat außgehen? Sic volo, sic jubeo, der den Scepter in der Hand führt, der hats macht, ein Verbot oder Gebot in sein Reich zu setzen. Deßgleichen empfinden grosse Herren übl, wann ihre Undergeben wollen erst auf die Waag legen oder außbändlen, wie kan unser Obrigkeit dises thun?“ S. 237 sagt er: „Ihr Mayestät der Kayser fragen die Underthanen nit, wilst, daß ich dir in disem oder jenem wilfahre, sie wissen gar wol in wems dem armen Tropffen fählet, es haist, ein guter Freund bitt um ein Gnad, bring dein Anligen vor; sieh dir umb einen, der zu Hof am Breth und wol geschriben ist, der deinem Anbringen ein Färbel anstreicht, was gilts, es wird gehen“.

Den eheleuten gibt er s. 56 die lehre: „Der Mann ist Herr im Haus, ihr Frauen ehret euere Männer, folget, gebt linde Wort auß, ein gutes Wort findet ein lehre Stadt, ein gutes Ort, greift ihnen nicht zu viel ein im Haußwesen, schweigt und gebt nach, seid unterthänig. Ihr Männer, euer Ehefrauen seynd nicht Sclaven, nicht euer Fuß-Hader, nicht ein Hund, nicht weniger als der geringste Ehehalt, sondern euer Beyhülff, regiert sie nach Vernunft, werft nicht solche Spott-Reden zu, ihr seyd schuldig, sie zu lieben, ein guter Rath von einem Weib ist nicht zu verwerffen, wann die verständige Abigail bey dem König David nicht hätt ein gute Scheiben eingesetzt, man wurd ihren Mann Nabal wegen seiner Thorheit mit dem Kolbn übel gezwagen haben“.

Seine Zuhörer mahnt er, sich nicht zu überschätzen. „Mein Mensch mach nicht mehr auß dir als hinter dir ist. Thut sich mancher

so viel Streich auß, als wär er Meister in der Fecht-Kunst, in allen Wöhren, wanns zum Aufheben kombt, tragt er die meistn Stöß davon. Einer gibt sich für einen Künstler auß, wann die Arbeit fertig wird, ist es lauter Stümpeley. Ein anderer maint und rühmt sich, als wär er in alle Sättel recht, wanns Ernst wird, kan er weder hinden noch forn die Sach angreiffen. Ein anderer will keinen seines gleichen erkennen, beynebens zerrinnet keinem der Witz ehender, als eben disem Progler" (s. 22). Über die damaligen zustände sagt er s. 32. „Es geht gar ungleich her in der Welt; die Redlichkeit findet wenig Platz, die Falschheit sitzt oft bey dem Bret, die Warheit findet keinen Patron, die Schmeichlerey bringts hindurch, die Gerechtigkeit ziecht den kürtzern, Betrug hat ein gewunnes Spill, die Ainfalt kombt zu spatt, der Schalck geht vor".

Die meisten predigten wurden in Salzburg gehalten. In der 41. concio wird diese stadt durch die worte angedeutet: „Was müst für ein Wind sich erheben, der einen Fluß oder groß Wasser, gesetzt allhie die vorbeyfliessende Saltza, solt eintrücknen"? Die 37. predigt wurde in Augsburg gehalten. Man liest s. 346 fgg.: „O Jerusalem! wann der H. Bischoff Udalricus heut auß seinem Ruhe-Bethel auß dem Grab solte erstehen und sein Bischoffliche Residentz-Statt Augspurg solt ansehen, was vermaint ihr Augsburger, fände er nit Ursach gantze Bäch der Zähren zu vergiessen? Videns civitatem, nunquid fleret super illam? Ist dise deß heiligen Römischen Reichs Statt Augsburg? Ist diser mein gepflanzter Weingarten? Ich hab so treulich darin gearbeitet, portavimus pondus diei et aestus, Matth. 20. Ich hab so fleissig die Rebenstöckl gezüglet, Ego plantavi, Deus incrementum dedit, I. Cor. 3. Ich hab verkündiget |den ainigen, wahren, catholisch-apostolischen Glauben, ich hab die anvertraute Seelen underwisen in guten Sitten, ich hab ihnen mitgethailt nit nur den H. Tauff und das Abendmahl, als zwey Sacrament, sonder auch andere hochheilige Sacramenta, ich hab mit Worten und Wercken meine Augsburger zur Verehrung der H. H. Reliquien ermahnet, ich hab meine Augsburger gelehret, das H. Creutz als ein Sigzeichen wider die Feind, die seeligste Jungfrau Maria als die Königin aller Außerwöhlten lieben und ehren. Und wie steht es jetzt in der weitberühmten Volckreichen Statt Augspurg? wie stehts in meinem geistlichen Weinberg? was tragt er jetzt für Frucht? Mein H. Udalrice, luxit videmia, infirmata est vitis, Isaiae 24. Mein H. Vatter, es stehet schlecht, die mehrern Reben seynd außgestorben, von dem H. alten Glauben gewichen, der neue Lutherische Glaub, darvon dir nie getraumet, hat mehrern Anhang, als der alte rechte catho-

lische Glaub, der Catholischen ist ein kleines Häuffel, pusillus grex, Heiliger Udalrice, verlangest du zu verkosten etliche Trauben auß deinem geistlichen Weinberg? Ich sags aber vor, mehr labruscas als uvas, mehr böse tadelhafte Werck dann gute, die Zahl der Abgefallenen ist größer, dann deren, die beständig verbliben in der alten Römischen Religion. Wer hat meinen geistlichen Weinberg Augspurg verderbt? O heiliger Prälat, in der Stille wil ichs beantworten, singularis ferus depastus est eum, Psal. 79. Ein außgesprungner Münch, Martin Lutherus, der hat die Weinreben verderbt, der hat einen neuen leichten Glauben geschmiedet und dem Volck eingeschwätzt, der gibt vor, sein reformirte Kirch sey die rechte, und sie glaubens; der verwirft etliche Sacrament der catholischen Kirch und sie thun ihms nach; der veracht als ein Abgötterey die Verehrung der H. H. Reliquien und sie verachtens auch; der behauptet, der Glaub allein macht seelig, und sie glaubens. Vilgeliebte Zuhörer, meint ihr nit, der H. Bischoff Udalricus, wann er disen Greuel seines Bistums der Statt Augspurg solt ansehen oder bey Lebzeiten hätt vorgesehen, die Verdambnuß so vil tausend Seelen, videns civitatem, nunquid fleret super illam? Maint ihr nicht, euer Erlöser in Ansehung der Statt Jerusalem hab sich erinnert auch der Statt Augspurg, Nürnberg, underschidlichen Hertzog-Fürstenthumb, Königreichen, auß welchen der alte H. catholische Glaub halb oder ganz bandisiret worden".

Sein aufenthalt in Augsburg wird auch in der 43. concio „Von der Todten Begräbnus" bestätigt (s. 445): „Wie wollen wir den Todten begraben? auf Lutherisch oder catholisch? Ich hab zwey oder dreymahl zu Augspurg ein Lutherische Leich angetroffen, mus bekennen, die gute Ordnung der Klager, Mann- und Weibs-Persohnen, gefalt mir wohl, aber die Leich in dem Predig-Hauß hinter die Thür setzen, für die Verstorbene nichts betten, das mißfallet mir gar hoch, warumb betten unser Gegentheil nicht auch für die Verstorbne, wie wir catholische"?

Wir haben gelegentlich proben seines vortrages gegeben. Es würde zu weit führen, weitere beispiele zu bringen. In bester weise zeigt Conrad seine beredsamkeit s. 47. 63. 84. 97. 123. 156. 159. 234. 259. 267. 297. 305. 312, 327. 330. 334. 358. 373. 376. 390. 399. 435. 443. 483. 519. 522. Da er sich volkstümlicher wörter und redensarten gerne bedient, gibt er reiche ausbeute für die damalige sprache; auch zur kentnis der grammatik und orthographie jener zeit liesse sich vieles finden.

GUFIDAUN. IGNAZ ZINGERLE.

UNGEDRUCKTE BRIEFE HERDERS UND SEINER GATTIN AN GLEIM.

Nahezu ein halbes jahrhundert nach Herders tode veröffentlichte sein sohn Emil Gottfried ein lebensbild seines vaters, dem auch eine bis zum jahre 1771 reichende correspondenz beigegeben ward. Erst ein jahrzehnt später (1856) begann Düntzer mit der veröffentlichung aus Herders nachlasse. Bald darauf wurden von demselben Herders briefe an seine gattin während der italienischen reise[1] sowie nachträge zu den briefwechseln Herders mit Hamann[2] und dem herzog Karl August[3] veröffentlicht. Als eine weitere folge der für die litterarischen regungen des vorigen jahrhunderts so wichtigen samlung gelten die unter derselben redaktion veröffentlichten briefe: Von und an Herder. Leipzig 1861. 62; der erste band enthält den briefwechsel Herders mit Gleim und Nicolai.

Der Briefwechsel mit Gleim ist von hervorragender wichtigkeit. Der schwerpunkt seiner bedeutung liegt in dem innern reichtume der samlung. Wir finden eine fülle von wertvollen bemerkungen über das äussere und innere leben beider dichter, über entstehung ihrer werke, über beurteilung der schriften anderer, über ihre persönlichen und litterarischen beziehungen zu den meisten dichtern ihrer zeit, alles gründe, welche das verdienst des rührigen samlers nicht hoch genug ansetzen lässt. Aber die unvolständigkeit, welche der ganzen samlung anhaftet, verringert um ein bedeutendes ihren wert. Schon Otto Hoffmann hat sich veranlasst gefühlt, Herders briefwechsel mit Nicolai, der in der genanten samlung ganz besonders schlecht weggekommen war, nochmals und volständig zu veröffentlichen[4]. Aber weitaus schlimmer ergieng es den briefen an Gleim. Schon eine flüchtige collation der abgedruckten briefe mit den im Gleimschen archiv zu Halberstadt befindlichen originalen ergibt eine menge von nicht angedeuteten auslassungen und von änderungen, welche den wert und die brauchbarkeit der ganzen samlung sehr in frage stellen. Allerdings werden wir uns Hoffmanns ansicht, man hätte es entweder gar nicht oder unverkürzt und originalgetreu abdrucken sollen, in voller form des wortes kaum anschliessen können; eine menge von nichtssagenden trivialitäten und persönlichen mitteilungen der gleichgiltigsten art hätte

1) Herders Reise nach Italien. Giessen 1859.

2) Bremer Sonntagsblatt. 1859, nr. 42—43. 3) Morgenblatt. 1859, nr. 37.

4) Herders briefwechsel mit Nicolai. Herausgegeben von Otto Hoffmann. Berlin 1887.

sonst mit in den kauf genommen werden müssen. Dass aber Düntzer einzelne briefstellen und ganze briefe wegliess, die auf das persönliche verhältnis beider männer ein helles licht werfen, ist offen und rückhaltlos zu misbilligen. Wir wissen, von welchem einflusse auf die gegenseitige litterarische fruchtbarkeit die mehr als abstrakte freundschaft beider dichter gewesen ist. „Beider freundschaft", schreibt Herders gattin in ihren erinnerungen aus dem leben Joh. Gottr. v. Herders[1], „gehörte in die alten zeiten grosser seelen. Ihr briefwechsel ist zeuge". Düntzer änderte und strich aber auch notizen, die auf andere briefstellen besondern bezug nehmen, und ohne welche ein verständnis der betreffenden stellen nicht zu gewinnen ist; eine tatsache, die schon allein eine vervolständigung der genanten briefsamlung zum bedürfnisse macht.

Durch vorliegende ausgabe einer auswahl der noch ungedruckten briefe und brieffragmente soll diesem bedürfnisse rechnung getragen und die hie und da meist fühlbare lücke ausgefült werden.

Bei den brieffragmenten wurde überall der leichtern übersicht wegen auch auf die anschlussstellen der Düntzerschen samlung (D) verwiesen. Gleims ungedruckte briefe und brieffragmente fanden, soweit sie litterarhistorischen wert haben oder zur erläuterung und ergänzung der gebrachten stellen dienen, bei den anmerkungen unter der zeile verwendung; daselbst sind auch, wo es zweckdienlich erschien, noch weitere bisher ungedruckte briefe angezogen oder mitgeteilt worden.

Möge die vorliegende samlung den freunden der Herderlitteratur eine wilkommene erscheinung sein!

WÄHRING BEI WIEN. J. PAWEL.

---

1. Herder an Gleim. (Mitte oktober 1775[2].)

Lieber Vater Gleim,

Claudius! Claudius! — Er ist noch immer unversorgt, zween Plane, Einer ihm, Einer mir, sind abermals mislungen.

Ich klopfe für ihn an bei Ihnen! Mich dünkt, Sie hatten Etwas für ihn u. können u. wollen für ihn aufs beste. Es ist die lauterste Familie unter der Sonne, Er würklich eine herzliche Seele unter Menschen u. sie soll wie Er seyn[3].

1) Herausgegeben von J. G. Müller. Tübingen, 1820 I. s. 264.

2) Gleim empfieng den brief nach einer von ihm gemachten randbemerkung am 21. oktober.

3) Bald darauf erhielt Claudius auf eine empfehlung des präsidenten von Moser eine oberlandescommissionsstelle in Darmstadt mit 800 gulden jährlichen gehalts.

Es ist, wie ein Schicksal gegen den guten Menschen. Er versteht ausser den gelehrten Sprachen bis aufs Griechische hin Franz. Engl. Holl. Dän. Schwed. Span. u. muss darben.

Helfen Sie ihm. Eine Staatliche Sekretair- bis zur unschuldigen Rechnungs-Stelle und was zwischen liegt, ist für ihn. Nur nicht Gelehrsamkeit- Prachtbauten- und Plätze der Staatslüge. Ich lege ihn auf Ihr Herz, da ruht er sanft, das wird Sie an ihn erinnern und für ihn schlagen[1].

Von mir nichts Neues. Unser Bube war krank u. wird wieder gesund, meine Frau ist wohl, u. mir auch so, das ausgenommen, was ich mit mir trage.

Tausend Segen Gottes auf Vater und Schwester Gleim.

Herder.

2. Herder an Gleim.

Claudius ist hier gewesen,[2] liebster Gl., aber schon fort: ich habe ihn selbst getrieben. Die Commission geht an und er sollte längst da seyn. Denken Sie sich auch mit Weib u. m. Kindern, davon Eins an Mutterbrust liegt, eine solche Reise, jetzt u. dann zurück nach ein paar halbgenossenen Tagen — — Also bleibts, lieber Vater, bis auf besser Glück u. Wiedersehen. Er ist ein herrlicher Junge, ganz wie jede Zeile seiner Schrift, von welchem Blick u. sanftem einfältigen Herzen. Ich wollt, dass ich ihn hätte herüber blasen können: aber es ging nicht. Die Hoffnung blieb ja in Pandorens Büchse am Grunde. Viel Gruss an Schwester Gleim. — Ob ich nach Weimar gehe u. komme? weiss ich noch nicht; angetragen ist mirs vom Herzog[3]. Dies docebit. Wo es aber auch sei, diesseit oder jenseit des Lethe

Ihr ewiger

13. April 76. H.

Aber schon pfingsten 1777 verlässt er Darmstadt. „Er kann die Darmstädter Luft nicht vertragen“, schreibt Voss an Gleim, Wandsbeck, den 27. märz 1777, „und ich habe ihm seine alte Hütte wieder mieten müssen“. Vergl. hiezu den brief von Herders gattin an Gleim, Bückeburg, den 18. nov. 1775 und Gleims antwortschreiben, Halberstadt, den 18. febr. 1776.

1) Über Gleims Claudius-enthusiasmus vgl. seinen brief an Herder, Halberstadt, den 10. oktober 1775.

2) Auf seiner reise nach Darmstadt. Vgl. hierüber noch im besondern Aus Herders nachlass I, 360.

3) Herder hatte hier die stelle eines „oberhofpredigers, oberconsistorialrats und kirchenrats, generalsuperintendenten und pastor primarius“ bekleiden sollen. Vgl. Herders brief an Heyne, Bückeburg, den 25. febr. 1776. Die verhandlungen selbst verschleppten sich bis ende august d. j. Vgl. hiezu Herders brief an Gleim, Bücke-

3. Herder an Gleim.

Liebster Gleim,

Mit grosser Freude haben wir Ihren Br. empfangen u. wollen uns Ihrer Güte, so unverschämt es seyn mag, brauchen[1]. Nur so schnell, als Sie denken, gehts nicht: wir reisen erst künftige Woche (den Tag wissen wir noch nicht u. wollen ihn melden) von hier ab. — Sonntag halt ich hier Abschiedspredigt. Leben Sie wohl. Das übrige mündlich. In grösster Eil.

Bückeb. den 11. Sept. 1776. Herder.

4. Herder an Gleim.

Liebster Gevatter Gleim,

So nenne ich Sie jetzt, denn meine Frau, die sich Ihnen bestens empfiehlt, hat mir den 25. Aug. an meinem Geburts- u. unsrem Verlobungstage fast in meiner Geburtsstunde, den 4ten Sohn gebohren[2]. — Der Knabe ist den 27. Aug. getauft worden und hat den Namen Karl Aemil Adelbert erhalten. Auch Ihr Name ist als Pathe in sein Lebensbuch eingeschrieben; er sei Ihrer Liebe u. gutem Wunsch empfohlen. —

Den 29. Aug. 79.

5. Herders gattin an Gleim. W. d. 26. Nov. 1781.

— sehen werden[3]. Angelegentlich möchte ich wissen, wie Ihnen die Jüdischen Fabeln gefallen haben[4]? Mein Mann hat kürzlich mit viel Lust und Liebe einige Sachen für den Merkur gearbeitet, die noch kommen werden. Wenn Sie also durch nichts an uns erinnert werden, so müssen sie jetzt den Merkur lesen. — senden[5]. Ich bitte Sie um etwas in seinem Namen, nemlich um Ihre goldnen Sprüche[6],

burg, ende august 1776. Über Herders mitte september erfolgte abreise siehe den folgenden brief vom 11. sept. 1776; über Herders ankunft und empfang in Weimar den brief von Herders gattin an Gleim, Weimar, den 6. oktober 1776.

1) Über Herders besuch bei Gleim vgl. den brief von Herders gattin an Gleim, Weimar, den 6. oktober 1776.

2) Vgl. dazu das antwortschreiben Gleim's, Halberstadt, den 10. oktober 1779.

3) D. I s. 75, zeile 10 von oben.

4) Vgl. Wielands Mercur, 1781, 3 u. 4. vierteljahr s. 24 u. 44.

5) D. ebenda zeile 18 von oben.

6) 15. juli d. j. sendet sie Gleim an frau v. Klenke mit folgenden begleitenden worten: „Da find ich Exemplare von den goldenen Sprüchen des Pythagoras, die ich für unsre Schüler habe drucken lassen, und die sie nicht lesen durften, weil ihr Lehrer sie keine Heiden wollte werden lassen, und lege denselben einige bey zum Verschenken an ihre Freunde, die solche Heiden wohl seyn möchten, wie der Verfasser der goldnen Sprüche mag gewesen seyn“.

wenn Sie mehrere liegen haben, so senden Sie uns freundlichst noch einige Exemplare drüber, die wir gut anwenden wollen. Haben sie auch den Traum des Joh. Müller über die Theresia[1] zu Handen u. dürfen ihn uns mittheilen, so bitten wir auch gar sehr darum, es freut uns alles so sehr von ihm, u. ist ja auch alles so herrlich. —

6. Herders gattin an Gleims nichte.

Hertzliebste Schwester Gleim, ich habe eine grosse Gewissensfrage an Sie zu thun auf Anrathen und Verlangen der Frau Gevatterin Wieland[2]. — Und denn sagen Sie mir noch ein Wörtchen, wie es Ihnen geht und ob Sie mich noch lieb haben? und ob mein treuer Freund Gleim die Ebräische Poesie[3] erhalten hat? und wenn Sie von Ihren Sommerreisen wieder in Halberstadt eintreffen werden. Meines Mannes Plan ist, Sie in der Mitte des Augusts zu besuchen[4]. — Sind Sie das beide zufrieden? —

Weimar d. 20ten Mai 1782. Caroline Herder.

7. Herders gattin an Gleim.

Bester Herzensmann und Gevatter. Ihr lieber Brief[5] und nochmalige Einladung kommt zu sehr gelegener Zeit. — Wenn nichts dazwischen kommt, so wird er den 28. oder 29. dieses schon in den Wagen steigen und zu Ihnen kommen. Den Tag, wenn er bei Ihnen eintreffen wird, kann er nicht gewiss bestimmen — erwarten Sie ihn in Ihrem Ruhestuhl, Sie können ja nachher, da er doch Lust hat auf den Harz zu reisen, ihn vielleicht auf diese herrliche Berge begleiten. Wie wünsche ich mitkommen zu können und Sie lieber treuer Freund

1) „Müller aus Schaffhausen ist bei Ihnen gewesen"; schreibt Herder an Gleim, Weimar, den 26. Nov. 81, „das ist ein Mann von alter Art und Kunst, ein Sohn Montesquieus und Tacitus". Vgl. noch den brief von Herders gattin an Gleim, Weimar, den 25. april 82.

2) In sachen einer flachsbestellung.

3) 26. nov. 1781 schreibt er bereits an Gleim: „Ich bin jetzt an einer Geschichte der Ebräischen Poesie und hoffe, was gutes zu Stande zu bringen". Noch im winter dess. jahres wurde der erste teil „unter Zerstreuung, Störung und öftern Unlust des Gemüths" fertig. Herders gattin sendet ihn den 25. april 82 an Gleim als gegengeschenk „zur armen Wiedervergeltung" für Gleims Lieder der liebe. Vgl. dazu Gleims antwortschreiben vom 29. mai 1782.

4) „Kommt, kommt doch, Kinder"! schreibt Gleim an Herder den 18. sept., „zu Eurem Vater, der Euch herzlich lieb hat, im October. Im October ists am besten zu reisen". Inzwischen blieb der geplante besuch für „eine bessere Zeit aufbewahrt". Vgl. den brief von Herders gattin an Gleim, Weimar, den lezten oktober 1782. Siehe auch den folgenden brief.

5) Gleims brief an Herders gattin, Halberstadt, den 13. april 1783.

und unsre Schwester wieder zu sehen und noch eine Schwester kennen zu lernen! Aber es geht diesmal unmöglich[1]. — Erheitern Sie nur meinen Mann[2] und machen ihn durch Ihre alte Freundschaft wieder glücklich! er freut sich so sehr Sie wieder zu sehen, und wird verjüngt und fröhlich von Ihnen wieder zu uns kehren[3].

den 23t. April 1783. Caroline Herder.

8. Herders gattin an Gleim. W. den 23. Mai 1783.

Nur ein paar Worte in Eil Herzens Mann und Schwester muss ich Ihnen sagen, ich habe eine glückliche Woche gehabt[4]. — Nun kam die Freude noch recht an die Mutter, da sie das goldene Büchelchen[5] aufmachte. Ach herrlicher Mann welch ein Geschenk, welch ein Heiligthum für unsern Knaben wenn er in die Jahre kommen wird,

1) Wegen erkrankung ihrer söhne an den blattern.

2) Herder war auf ihre bitten wegen der krankheit seiner söhne aus dem hause gezogen.

3) Bereits am 12. mai schreibt Herders gattin an Gleim: „Mein Mann ist nun über Berg und Thal von Ihnen weg, wenn Sie diesen Brief erhalten“. Und weiter äussert sie: „Mein Mann will mir unendlich viel von Ihnen erzählen, das wird eine reiche Erndte für mein Herz seyn“! Der Himmel . . D. I s. 87 zeile 9 von oben. Über diesen besuch schreibt Gleim an frau v. Klenke den 12. mai 1783: „Ich hab einen grossen Mann bey mir, ich halt ihn für den grössten meiner Zeit. Sie mögen ihn errathen. Sie können nicht fehlen, wenn Sie nur eine seiner Schriften gelesen haben. Und dieser Besuch ist ein Brunnen für mich. Mir ist so wohl! so wohl, als in vielen Jahren selten mir gewesen ist“. Und als Klenke auf Klopstock rieth, schreibt er am 27. mai d. J.: „Sie haben ihn nicht errathen, liebe, beste Freundinnen (Klenke und die Karschin), den grossen Mann, von welchem die Hälfte dieses Monats zu einem May-Tage mir dem Mönch, dem Einsiedler gemacht ist. Herder heisst der grosse Mann, der, Genie und Gelehrsamkeit und Weisheit, verglichen mit einander, für den grössten Mann gehalten wird, von mir dem Rechenmeister, der in Zahlen wühlt, seit dem mein Herder mich verlassen hat. Sie sollten ihn kennen, den grossen Mann aus seinen sehr vielen vortrefflichen Werken, die alle (bis aufs letzte vom Geist der ebräischen Poesie) seinen Namen nicht ausposaunen, und der von Feinden seines Geistes und Herzens von Croaten, Calmükken und Cosakken umgeben war“. Und am 6. juli äussert er darüber nochmals: „Ich bin bisher in so vielen Zerstreuungen versunken gewesen, dass ich nicht habe schreiben können. Zwar hab ich Vergnügungen gehabt im Tempel der Freundschaft; nicht Klopstock, wie die liebe Mutter und Sie vermutheten, sondern mein Herder, einer der ersten unsrer jetzigen Menschenkinder, gross wie Klopstock, ist bey mir gewesen, ich wollte mit ihm nach Hamburg reisen, bekam einen schlimmen Fuss, und musste zu Hause bleiben. Viel Vergnügen ging verlohren, beste Freundin, durch diesen fatalen Zufall. Nun ist der Fuss geheilt, nun könnt' ich reisen, und ich reiste nach Hamburg über Berlin, leider aber halten mich Geschäfte vest an mein Joch — es ist ein Jammer“.

4) Gleim schickte an sie und ihre kinder allerlei geschenke.

5) Ein exemplar des roten buches.

Ihre Liebe ganz zu fühlen! Wie viel Gutes haben Sie meinem Mann und ihm erwiesen! mehr als Sie wissen, ich habe heute 2 Briefe von ihm aus Blankenb.[1] erhalten, wovon der eine fast ganz von Ihnen handelt Edler Mann! Sie haben seine verschmachtende Seele wieder erquickt und eine neue Flamme in seinem Herzen angezündet. —

9. Herder an Gleim[2].

Wie gern wäre ich, bester Gl., in dem Gefolge der Fürstin[3], die die Gnade gehabt hat, diesen Brief an Sie zu fodern[4]. Sonst, lieber

1) Herder gieng von Halberstadt nach Blankenburg und von da am 18. mai über Braunschweig nach Hamburg und Altona, wo er mit Klopstock, Voss, Hensler, Asmus und den beiden Stolberg zusammentraf. Gleim wolte ihm nach Hamburg zu Klopstock nachreisen, wurde aber seines schlimmen fusses wegen daran gehindert. Vgl. Gleims brief an Herders gattin, Halberstadt, den 20. mai 1783 und im besondern die unten folgenden ungedruckten briefe Gleims an Herder und an Herders gattin. Halberstadt, den 21ten may 1783: „Diesen Augenblick, mein lieber theurer, empfing ich Ihr Schreiben von gestern aus Braunschweig. Mit meiner Reise stehts schlecht. Der Arzt versprach, ich sollte reisen können, künftigen Sonnabend, heut aber ist der Fuss viel schlimmer, als gestern. Das schlimmste nun ist, dass Sie nicht länger zu Braunschweig geblieben sind. Darauf verliess ich mich, und dachte, noch wohl gar ehr als Sie, bey unserm Klopstock zu seyn. Das wäre so herrlich gewesen. Nun aber bitt ich mir zu sagen, wie lange Sie bleiben werden zu Hamburg, nur in zweyen Zeilen, und sie abgehen zu lassen nach Magdeburg, abzugeben beym Kaufmann Gleim. Da werd' ich sie finden, und mich darnach zu achten wissen. — Unserm Klopstock den herzlichsten Gruss von Gleim nach Ihrer Umarmung! Wir hören nicht auf an Sie zu denken, bester Herder, von Ihnen zu sprechen. Welch ein Himmelsleben mit Ihnen an einem Ort!" — Und am 30. mai schreibt Gleim an Herders gattin: „Ich habe noch keine Zeile von meinem Herder aus Hamburg, Herzensfrau Gevatterin! Vermuthlich kann Er vor Wohlbefinden unter den Klopstokken, den Asmussen, den Stolbergen zum Schreiben nicht kommen, oder Er hat nur Zeit zum Schreiben an seine Caroline Herder! Nein allein auf diese bin ich nicht eifersüchtig. Mit meinem Fusse wirds besser — ich reise, sogleich noch nach, wenn ich nur wüste, dass er dort noch bliebe bis Ende des künftigen Monatts! Der böse Mann! Er versprach zu schreiben; die lieben Bergs haben ihre Reise nach Weimar verschoben, weil ihr kleiner Engel sich nicht wohlbefindet. Die Frau von Berg ist eine zärtliche wie Caroline Herder, verzärtelt aber auch nicht! Es geht auf die Pfingsten loss. Muss Herder dort seyn, aufs Pfings-Fest? Dann muss er bald an die Zurückreise denken. O, sie beste Herzensfrau Gevatterin! machen Sie doch, dass er die Pfingsten feyert bey mir, und redet zu mir, mit feuriger Zunge, das ist, mit Feuer aus seinem Herzen voll Bruderliebe! Leben Sie dafür recht wohl".

2) Ohne zeitangabe. Siehe dazu das antwortschreiben Gleims vom 14. sept. (D. I s. 96).

3) Herzogin Amalia von Weimar, welche diesen brief an Gleim persönlich überbrachte.

4) Gleim schreibt in dem oben citierten briefe: „Nun kommt endlich heut die Fürstin, die Edle, die da war wie eine Freundin, als sie meines Herders Brief mir brachte, diese kommt zurück und fordert einen Brief an meinen, meinen Herder!

Fr. und Gevatter schriebe ich heut wahrsch. nicht, denn ich bin herzl. müde vom Brunnen und Umtreiben des ganzen Tages.

Da ich aber einmal schreibe, so melde Ihnen, dass ich nach meiner Reise sehr Hypochondrist, elend und krank gewesen; aber jetzt besser bin. — Aber warum schreiben Sie denn nicht, Lieber, und lassen kein Wort von sich hören? Bergs sind wie verklungen. Wie leben Sie? oder leben Sie nicht mehr. Grüssen Sie sie bestens und alle gute Freunde.

Wir leben recht vergnügt mit unserm Weimarschen chor: es sind mitunter die edelsten besten Menschen, die es hier giebt. Denken Sie, wenn Sie mit Ihnen vergnügt sind, auch an Ihren abwesenden Herder, der in seinem Hause auch an Sie denken wird und Sie alle auf dem Spiegelberg in Gedanken begleitet. Tausendmal Gruss und Kuss. —

Herder.

10. Herders gattin an Gleim.

Einen herzlichen Gruss und Kuss aus dem Thal der Gesundheit und Hoffnung, liebster Bruder und Freund Gleim! und liebste Schwester Gleim. Wir haben die ersten schönen Tage der Natur und den Bergen unsern Gruss gegeben; nun hoffen wir noch schöne Stunden mit Ihrer und unsrer Elisen zu leben, die so schöne Blumen pflücken und überbringen kann und Ihr Geist soll bey uns seyn, amen!

Carlsbad den 4ten Juli 1785. C. H.

d. i.

Caroline Herder.

11. Herder an Gleim.

Hier am erwarmenden Quell im Kranz von Bergen und Hainen
werde dem Vater Gleim dreimal ein Becher gebracht.
Einen dem Wassertrinker, der wie die Nymphe des Felsen
uns mit wohlthätiger Glut, frölich zu leben, erneut.
Einen dem guten Mann, dem Freunde von Bergen und Wäldern
Dessen Busen uns einschliesst wie ein fröhliches Thal.
Und noch Einen! Steig' auf du Klang der irrdenen Becher
störe dem Alten die Ruh: denn warum ist er nicht hier?

Karlsbad den 4. Jul. 1785. Herder.

12. Herder an Gleim. (Anfangs Mai 1787.)[1]

Hier haben Sie, lieber Vater Gleim, den 3. Th. der Ideen[2]. Er mache Ihnen einige angenehme Morgenstunden, in welchen Sie auch

1) Nach Gleims randbemerkung: Empfangen den 9ten May 1787.
2) Vgl. Gleims antwortschreiben vom 10. mai 1787.

an Ihren Freund gütig gedenken. Bald sende ich Ihnen ein andres kleines Büchelchen; der Titel hat 4. Buchstaben, rathen Sie, welche?[1] Frau und Kinder empfehlen sich bestens. Zwei der letztern gehen übermorgen ins Gymnasium und der kleine H. Canonikus[2] legt also jetzt die togam an. Das macht ihnen Furcht und Freude. Göthe ist in Sicilien. Ich sitze hinter der Kirche und arbeite, wie Sie hinter dem Dom. Leben Sie wohl, bester Alter, grüssen Sie Schwester und Freunde; und fahren fort, Ihren Ideen- und Schmetterlings- und Grillensänger zu lieben. Herder.

13. Herder an Gleim. W. den 25. Mai 1787.

Bester Gleim,

hier ist mein Gott[3]; ich müsste mich sehr irren, oder er wird auch der Ihrige sein. Das Ex. von Spinoza, das ich im Buch angeführt, ist ein Geschenk von Ihnen; also ist, da auch ein Hymnus aus Ihrem Halladat angeführt ist, das Buch gewissermaasse Ihr eigen. Lesen Sie es in ein paar ruhigen Morgenstunden und bleiben uns gut. Ein andermahl mehr. Leben Sie wohl und heiter. Viel Grüsse an alle Freunde, zumal die Schwester.

Ihr H.

14. Herder an Gleim.

Ob Sie mir gleich, liebster Vater Gleim, weder auf Gott noch auf mein menschliches Wort geantwortet haben[4], sende ich Ihnen doch — mögen Sie erstern verlassen haben oder nicht — abermals ein andres Papier. Es heisst Zerstr. Bl. Th. 3[5]. Lesen Sie was Ihnen beliebt, und wohl gefalle es Ihnen.

Sie sind doch nicht krank — ich kann mir nichts denken, warum Sie so äusserst schweigen. Doch man schweigt auch aus Wohlseyn; und so will ich das letztere glauben. Ich bin krank gewesen; aber wieder gesund Gottlob! — Beim Krankseyn komt nichts heraus — Wenn Sie nicht etwas besonders im Schilde führen; so schreiben Sie. Es ist doch gar nicht gut, dass man so schweiget — Frau und Kinder befinden sich wohl und grüssen herzlich. Göthe ist in Rom und

1) Siehe den folgenden brief.

2) Herders sohn Adelbert, Gleims patenkind.

3) Vgl. Gleims antwort vom 23. sept. 1787. Dazu den folgenden brief.

4) Gleim antwortete auf seine sendungen erst den 23. september mit dem ihm gewohnten enthusiasmus.

5) Schon am 7. januar 1787 schreibt Herder an Eichhorn: „Ich bringe hundert Völker unter meinem Mantel zu Markt und ein Bändchen zerstreute Blätter oben drein, ni prohibent fata“.

wird mit einem Reichthum von Ideen zurückkommen, die der Welt nicht anders als wohlthun können, wenn sie solche auch nur in der 3ten Generation genösse. Den besten Gruss an die Schwester und alle Freunde. Gehabt Euch wohl ihr lieben.

Herder.

15. Herders gattin an Gleim. Weimar d. 1. Febr. 1789.

Ich gedenke heute meiner grossen Sünde, bester Freund, Vater und Bruder, dass ich Ihnen so lange keine Nachricht von meinem lieben Fernen gegeben habe. Sie wissen es aber selbst, dass eine Mutter von 6 Kindern nicht schreibselig seyn darf noch soll. — Nun nach Rom bester Freund! Das Clima bekommt meinem Mann sehr wohl, er ist gesunder als jemals und ist heiter. Das macht (wie er schreibt) man lebt unter dem schönen Himmel ein blos sinnliches Leben; das Denken und die Mühe verlernt man ganz und gar, weil sich immer der Gedanke zuerst aufdrängt: wozu die Mühe? wozu das Denken? Dabei aber glaube ich, gewinnt, wenn ein solches Leben nicht zu lange anhält, die innere Elasticität des Geistes und Körpers.

(Aus einem brief vom 28. okt.)

„Rom ist so gross und reich: eine Welt von dritthalb tausend Jahren ist hier zu suchen und zu finden; alles liegt so weit auseinander, macht Ideen neben und vor sich, dass ich mich jeden Tag unwissender dünke.

(Vom 20. Decemb.)

Da ich so leicht keinen Tag vorbeilasse, ohne was gesehen, oder mich um etwas bemüht zu haben, so bleibt indessen Rom auch für mich ein Grabmal, aus dem ich mich allmählich herauswünsche. Man fühlt sich darinn wie in einer Tiefe, in der man nicht viel weiter kommt, je mehr man mit Händen und Füssen strebet. Das Alterthum ist unendlich als Studium betrachtet; die Fäden, die sich aus Rom in alle Geschichte schlingen, sind so vielartig, und die Mittel, sie zu verfolgen, werden hier so erschwert, dass es besser ist, zu guter Zeit sie aus den Händen zu lassen und nur den Knäuel in seinem Gemüth zu behalten. Aus dem Vatican werde ich nicht viel bringen; er liegt mir zu weit ab; mir fehlt Zeit; einen freien Gebrauch der Catalogen habe ich nicht erhalten können, noch weniger eine freie Ansicht der Schränke. Desto fleissiger bin ich nach meiner Art bei der Kunst — — ich lebe mit den Statuen und Kunstwerken die mir eine ganz andere Welt aufschliessen und die schönste Philosophie gewähren; ich vergesse bei ihnen Zeit und alles".

Endlich hatte ihn das alte reiche Rom überfüllet; er sehnte sich nach Neapel, und ist mit unsrer Herzogin Mutter den 1. Jan. dahin abgereisst und da am 3ten angekommen. Die schönen Orangewälder lagen aber unter ungesehenem und unerhörtem Schnee und Eis. „Trotz der Kälte ist die Luft hier wie ich sie zeitlebens noch nicht gefühlt habe, balsamisch und erquickend. Vom drückenden Rom befreit fühle ich mich wie einen ganz andern Menschen wiedergebohren an Leib und Seele. Man vergisst hier die ganze Welt und wünscht mit den Seinigen hier nur zu sehen, nur zu athmen. Wir wohnen am Meer mit der schönsten Aussicht; hier ist eine Welt, die Gott gemacht hat, Gesundheit, Ruhe und Leben. Ich glaube es den Napolitanern, dass wenn Gott sich eine gute Stunde machen will, er sich ans himmlische Fenster legt und auf Napel herabsiehet. Auch sehe ich oder fange an zu fühlen, wie man ein Grieche sein konte.“ Nehmen Sie diese Empfindungen, die er an mich geschrieben liebreich auf bester Freund und verbrennen das Blatt. Eigentliche Beschreibungen hat er mir nicht gemacht, sondern alles zur Rückkunft gespart. Einen gar hübschen Brief über Tivoli hat er an Gottfried geschrieben, der ihn hier abschriftlich beilegt. Noch einige andere, an die Kinder müssen Sie diesen Sommer, wenn der Vaterr glücklich zurückgekommen ist, bei uns lesen. Nun leben Sie tausendmal wohl mit meiner unnachahmlichen lieben Schwester, und leben auch im neuen Jahre für uns gesund und heiter. Ich bin mit meinem kleinen Häuflein gesund, die Ihnen die Hände küssen. Ihre Bekannten sind alle wohl. Goethe, Wieland, Bertuch. Der erstere arbeitet an seinen Werken; sein Freund Moriz ist einige Monate bei ihm gewesen und heute mit unserm Herzog nach Berlin abgereist. Bleiben Sie uns gut,

Nachschrift.

Ich hatte schon gar lange einen Gruss und Kuss aus Rom Ihnen zu senden; fast traue ich ihn nicht zu überbringen, da seitdem so viel Eis und Schnee darübergeflogen. Wielands alte Mutter ist am Ende des Jahres gestorben. —

16. — Leiden[1]. Weimar den 2ten Pfingstag 1792.

(Nachschrift von Herders hand.)

Wie vielfach danke ich Ihnen, bester Gleim und habe Ihnen zu danken, für ihr dreifaches grünes Büchelchen[2], und so viel schöne Gewürze, Blumen und Früchte in diesem grünenden Strauße für Wal-

1) D. I s. 150 zeile 15 von oben.

2) Gleims zeitgedichte. Gleim schickte sie an Herder am 6. mai.

dis[1], am meisten aber für Ihre herzlich lieben Briefe an mich und Gottfried. Falle von dem Segen und den Erinnerungen, die Sie ihm geben, kein Wort auf die Erde! Und ich hoffe es nicht: er ist bescheiden und fleissig. Nun ins Detail. Ihr Büchelchen[2] —

17. Herder an Gleim. [Anfangs mai 1793.][3]

— eheu![4] — Ihren Garten also, l. Gleim, sehe ich diesen Frühling nicht[5], wann werde ich ihn wiedersehen? — Grüssen Sie indessen bestens die Schwester von mir; lass sie uns gut bleiben; auch wenn Sie für uns nicht Speise bereitet.

Benzler grüssen Sie auch von mir. Seine Ausg. engl. Ged. ist in Stocken gerathen; was macht er sonst? Sein Sprachschatz sollte nicht unter den Blocksberg oder auf dem Bl. Berge vergraben bleiben. Er muss ihn für die Welt austhun; und sollte sich der Italiener mehr annehmen. Da stecken noch gute Sachen für uns Transalpiner. Auf Vossens Ilias[6] —

Wir fügen hier Gleims noch ungedrucktes antwortschreiben vom 3. mai 1793 an:

„Die Musen sind geflohn! Wohin, o Theurer, Lieber!
An Burenputer oder Tiber,
An Indus, Kiony, oder Nil
Zu Moren, Tartarn, oder Wenden
Wir folgen Ihnen, ich, den Ackermann Virgil,
Du den Omäros in den Händen —

Ja! ja, wir folgen Ihnen, wir suchen sie auf, und finden sie auf ihrem Parnass am Berge Meru, auf Agrasfluren in Thessalien, oder an den Ufern des Ganges, wir folgen ihnen, und uns, uns folgen Bentzler, und der Mentor seiner beyden Söhne, der Pfarrer Schwartz, der bey mir gewesen ist vor ein paar Tagen, ein treflicher junger Mann, der meinem Herder sehr gefallen würde, gut und sanft, wie ein Rosenblat;

1) Burkard Waldis, Esopus ganz neuw gemacht und in Versen gefasst. Frankfurt a. M. 1548. Eine auswahl dieser fabeln besorgte Eschenburg, 1777.

2) D. ebenda zeile 17 von oben.

3) Ohne datumangabe. Gleim empfieng den brief am 3. mai 1793. Düntzer nimt den 1. mai an.

4) D. I s. 158 zeile 16 von oben.

5) In dem vom 12. april datierten briefe gibt er der hofnung ausdruck, den widerkommenden frühling am 1. mai mit Gleim zu feiern. Und in einem noch ungedruckten briefe vom 29. april schreibt Gleim: „Kommt doch, ihr lieben! Kommt doch in diesem Frühlinge noch“.

6) D. ebenda zeile 17.

er hat über die Erziehung der Töchter geschrieben und über Religiosität. — Dank! Dank für die Auflösung des Räthsels! An die Stelle der Quaal der Errathung ist jetzt das Verlangen nach dem Lesen in unsrer ersten Epopee getreten. Placken und plagen sie doch den Erschaffer des Reineke Fuchs; denn ohne Zweifel hat er das alte herrliche Gedicht wie gantz neu uns dargestellt, dass er, um des alten Gleims willen eile, mit der Herausgabe, nach Herder ist Gleim doch gewiss sein bester Leser! Der arme Köhnig von Pohlen! sag auch ich! Tröste mich aber damit, dass der König verliehrt und die Menschheit gewinnt! Alle Berlinischen Briefe sind voll von Nachrichten, über die grosse Freude der aus dem Joch des poln. Edelmanns erlösten Einwohner. — Die Gedichte der Karschin von ihrer Tochter gesammlet, und herausgegeben, und Withofs Unterhaltungen send' ich Ihnen, in Beyden ist Gutes, nicht das Beste gesammlet und zu finden. Bleiben Sie, Hertzensschwester! bey dem herrlichen Vorsatz früher kommen zu wollen. — Den 2ten april 1793 schrieb ich in mein rothes Buch:

Ich sah, (was sah ich nicht in vier und siebzig Jahren)
Der Erde zahmstes Volk wild werden — sah's in Wuth
All seine Menschlichkeit ablegen, sahs Barbaren
Sahs Kannibalen seyn im Durst nach Menschenblut! —

Sie haben die Zeitgedichte, die letzten, nun, meinen sie, mein bester, dass es von irgend einem kleinen Nutzen seyn könne, wenn ich an ihren Herzog, an ihre beyden Herzoginnen Exemplare sende? Wenn Sie's nicht meinen, so geschiehts nicht. Nun sie gedruckt sind, nun bin ich mit den meisten unzufriedener, als irgend einer ihrer Leser seyn wird, und habe schon Verbesserungen in mein Tisch-Exemplar geschrieben. Leben Sie wohl, recht wohl. Die 5te Sammlung der zerstreuten Blätter erwart ich ungeduldig".

18. Herders gattin an Gleim. W. am 2ten Pfingsfeiertag 1793.

Endlich sind vorgestern die Br. der Humanität angekommen, und Sie müssen sogleich das Erste Exemplar durch die Post erhalten[1]. Der

1) Herder schickt sie an Gleim am 12. Mai 1793: „Hier sind meine Briefe, liebster Gleim; manches wird, zu unserer Zeit gesagt, fremde dünken. Aber sie wurden vor Jahren geschrieben ... Die Briefe sollen ins Unendliche fortgesetzt werden; darum musste ihre Base so breit, so breit sein". Am 20. Mai sendet sie Herder mit gleich begleitenden worten an Heyne: „Hier sind Briefe, wie sie die Zeit gab, wie sie die Zeit zuliess, und wie ich mir dazu Stunden nur ausstahl. Sie sollen fortgeführt werden; darum ist die Bahn zu ihnen sehr breit geworden" .. Und einen monat vorher äussert er darüber an Heyne: „Die Briefe sollen meine silvae sein,

H. Verleger und Drucker haben sich sehr unhöflich aufgeführt, sie so spät zu schicken. Wir umarmen Sie tausendmal, liebster treuer Freund, bis zum frohen Wiedersehen! Kuss und Gruss der l. Schwester und Nichte.

Ihre
eigne
In Eil C. H.

19. Herder an Gleim. [25. Juli 1793.][1]

Hier, l. alter und in Liebe und Freundschaft und Theilnehmung ewigjunger Gleim, den 5. Th. der zerstr. Blätter. Es sind keine Rosen und Myrthen; aber Lilien, Cypressen, Lorbeern, Ehrenpreis, und was mir sonst Gutes die deutsche Muse gebracht hat[2]. Mich freut es herzlich, dass ich Ihnen dies Bändchen schicken kann; Sie haben Geist und Herz, Gefühl und Geschmack für seinen Mancherlei-Inhalt.

Beide Herzoginnen sagen Ihnen den schönsten Dank für die übersandten Zeitgedichte. Sie haben sie mit grosser Theilnehmung aufgenommen — denn dass Jede edle Seele jetzt an dem grossen Zeitlauf Antheil nimmt, versteht sich von selbst — haben mir Beide den verbindlichste Dank aufgetragen[3]. | Meine Frau, die keine Herzoginn, sondern Ihre enthusiastische Liebhaberinn und Freundin ist, wird und mag Ihnen selbst danken[4]. Bald, carissimo mio, bald schliesse ich mit dem 6. Th. diese zerstr. Blätter[5]. Sie sind wahrlich recht zerstreut zusammengesucht aus allen Theilen der Erde. | Geniessen Sie, Lieber, die

worin ich nach Gefallen umherwandle. Die Anlage ist mit Fleiss etwas weit hergeholet" ...

1) Gleims empfangsbestätigung: 27. Juli 1793.

2) In einem briefe an Heyne, Weimar, den 7. aug. 1793 schreibt er darüber: „Ich wählte aus meinen Papieren, was ich dem gegenwärtigen Moment der Dinge gemäss hielt, und spreche, so viel möglich, durch fremde Zungen und Organe. Lieber halbpassend, als gar nicht passend, was man doch beinahe thun müsste". Vgl. dazu Gleims antwortschreiben vom 31. juli d. j.

3) Gleim hatte sie auf Herders rat (siehe Hs brief an Gleim vom 12. mai d. j.) an die herzoginnen gesant.

4) Bezeichnend ist, wie Gleim selbst über sie in einem briefe an Fr. v. Klenke vom 5. mai 1793 urteilt: „An den beygehenden Zeitgedichten werden Sie, mein bester, viel, sehr viel zu tadeln finden, nicht aber so viel, als ihr Verfasser, der von seinem Patriotismus der Menschheit sich übereilen liess! Wenig, und gut, vom Vielen das Beste, sagt er itzt, und wünscht, dass er Geschehenes ungeschehen machen könnte! Manches, welches das Beste seyn mag, ist in der Eile zurückgeblieben! Man ist nicht immer, was man seyn soll".

5) Aber erst am 18. november 1796 schickt Herders gattin die ersten drei bogen an Gleim. Vgl. den betreffenden brief von Herders Gattin an Gleim.

Rosen-Lilienzeit. Sie hören ja nicht die Kanonen vor Mainz; Sie sehen nicht die Flammen der Stadt. Gottlob, wir auch nicht. Ich müsste davon laufen. | Rosen und Lilien blühen und welken; unsre Freundschaft, die so manches Jahr überdauert hat und in unsere Seelen gewurzelt ist, blühe ewig. | Viel Grüsse den Nichten. Gottfried in Jena ist wohl und fleissig. Er, ihr alter Liebling, empfiehlt sich Ihnen mit Herz und Seele; so auch seine Brüder bis auf den kleinen Rinaldo, und ihre Schwester Luise mit ihnen. | Vale, anima proba, sincera vale. | Verzeihen Sie, Liebster, dass meine Frau nicht schreibt. Der Brief liegt seit 8 Tagen; aber Theils die eingetretene Krankheit des Rinaldo, Theils tausend andere Verwirrungen hielten sie ab. Also fliegen die zerstreuten Bl. diesmal ohne Signatur ihrer Hand. Sie wird Ihnen bald reichlicher Ihren freundl. Dank sagen und grüsset durch mich schönstens alle Lieben. Vale

H.

20. Herders gattin an Gleim. Weimar d. 14. Aug. 93.

Ich muss Ihnen, und wenn auch nur mit wenig Worten, unserm geliebtesten und allerbesten Freund, unsern Kuss und Gruss durch H. Oberconsistorialrath Böttiger übersenden, der unser Freund und zugleich der Freund und Lehrer von Gottfried und August ist. Wir verdanken ihm sehr viel an diesen Kindern; er hat seiner Classe ein eigenes neues Leben und Feuer zu geben gewusst und er wird hier desswegen sehr geachtet. Wir haben ihm aufgetragen Ihnen mündlich die vorzüglichsten Hindernisse zu sagen, die uns der Freude beraubten Sie zu sehen. Ach ein Wort von Ihren Lippen zu hören, wie es in Ihren Briefen so süss nur tönet, wäre Balsam für uns gewesen. Es war aber dieses Jahr unmöglich. Künftiges Jahr müssen wir wo möglich Ihren Geburtstag mit Ihnen feiern[1]. — Für wie vieles hätte ich Ihnen jetzt noch zu danken! Für jedes Herzens Wort in Ihren Briefen und für das schöne schöne Gedicht, dessen Sie mich werth geachtet haben. O wenn die Musen mir an der Wiege freundlich gelächelt hätten, ich würde Ihnen jetzt das schönste Lied dafür singen. — Mein Mann sendet Ihnen für H. Fischer den Burkard Waldis mit dem besten Dank zurück. Er befindet sich heute, gerade da er den Brunnen zu trinken anfängt, gar nicht wohl und ist nicht gestimt ein liebes Wort Ihnen zu schreiben. —

1) Gleim antwortet hierauf am 27. oktober: „Sie versprachen gegen Anfang des Herbsts mit Ihrem Besuch uns zu erfreuen! Bis diesen Augenblick haben wir gehofft und geharrt; nun sind wir, was das Sprichwort mit sich bringt! Wir wollen aber zufrieden seyn, wenn das neue Versprechen uns nicht täuscht!“.

21. Herder an Gleim.

Empfangen Sie unsern besten Dank, liebster Vater, Freund und Bruder, für die schöne Stäte, die Sie Ihrem Adelbert verschafft haben[1]. Wir haben ihn hingebracht; und über alle unsere Wünsche und Erwartungen ist uns der ganze Anblick der Dinge gewesen. Er, der Ob. A. Morgenstern, ein Mann von Verstand und Klugheit, dem Biederkeit und Geradersinn, Menschlichkeit und Güte auf seinem Gesicht geschrieben steht, wie sie auch in seinem ganzen Betragen herrschten; Sie, eine rüstige, thätige, belebte, gebildete, und dabei ungemein wohlwollende Frau. Die ganze Familie liebenswerth, und das ganze Haus ein Muster von rascher, reger Ordnung, und guter Einrichtung. Wir haben sehr angenehme Stunden da zugebracht, und (leider wars ein regnichter, aber ein fruchtbarer Tag!) den Adelbert dort mit ganzem guten und vollen Zutrauen auf die Güte der Bewohner dortgelassen. Ihnen sind wir dies alles schuldig; nehmen Sie dafür unsern Herzensdank an, lieber Freund und Gefatter. — Jetzt sammle ich zum letzten Theil der zerstr. Blätter; der soll der beste werden; so wahr mir Gott helfe. Ich bin ganz berauscht bei der Sammlung, selbst unter Acten, Concepten, Rescripten. | Lebt wohl, Ihr lieben, tausend, tausendmal wohl. Auf den Sommer kommen wir zu Euch.

24. märz 94. Herder.

Wir lassen hier Gleims noch ungedrucktes antwortschreiben vom 30. märz 1794 folgen:

Herrlich! vortrefflich, lieber, theurer Herzensbruder! Herzensschwester! dass ihr mit unsers Adelberts Lehrherrn und Lehrfrau in so hohem Grade zufrieden seyd! — Es wird, hoff' ich, alles gut gehn.

Der alte Gleim ist gutes Muthes,
Wenn alle Welt den Muth verliehrt,
Aus allem Bösen kommt was Gutes
Spricht er und sieht des Menschenblutes
Rheinstrom fast ungerührt
Ins Weltmeer fliessen!

Ja wohl wird's gut gehen! Unser Adelbert wird uns Alten viele Freude noch machen; eine recht grosse hätt' er nun schon uns Alten gemacht, wenn Ihr, meine Lieben im Herrn, nur nicht so zweifelvoll von Eurer Begleitung mir geschrieben hättet! Denn so hättet Ihr bey Eurer Ankunft in Hadersleben mich angetroffen.

1) Adelbert kam durch Gleims vermittelung als landwirteleve zum oberamtmann Morgenstern nach Hadersleben.

Und welche! Welche Freude dann
Dem Herzensbruder, und der Schwester
Hätt' er, der alte gute Mann,
Die beyden Knochenarme vester
Umschlungen, als —

Ja! wer nur die Zeit hätte sich zu besinnen, ob Epheu, oder was sonst nicht vester sich umschlingt!

Genug er hätte sie umschlungen!
Mit seinem Adelbert wär' er
Um Euch, ihr Lieben, hochgesprungen
Und auf dem Wirthschaftshof' umher
Hätt' er gepfiffen und gesungen
Und so dergleichen mehr —

Ja! wahrlich, ihr Lieben! Ihr habt durch eure Zweifeley den alten, ohne dem seit einiger Zeit nicht mehr reiselustigen Mann, vollends unschlüssig gemacht! Wer eigentlich, mag ich nicht noch sehn. Vergeb' es ihm der liebe Gott! Vergüten aber kann er's nicht anders, als durch tägliches Antreiben zur Reise nach Halberstadt! Ach, ihr böse Kinder! Wir kommen im Frühjahr, hiess es, im Winter, im Frühjahre nun heisst's schon im Sommer, im Sommer wird's heissen, im Herbst![1] — Mit glühendem Herzen sieht der Gleim, sehen die beyden Nichten, Euch, und euren Humanitätsbriefen, und euren zerstreuten Blättern entgegen[2]. Gottlob, dass ihrer mehr noch kommen, ich freue mich auf alles, was von meinem lieben Herder kommt, wie Fayette sich itzt freut, dass die Engelländer seiner sich annehmen, und werdet ihr Zeit und Stunde bestimmen, dann reisen wir mit diesem Herzen auf zwey Meilen Weges bis Dittfurth euch entgegen! —

N. S. Was macht der Herzog? Was Göthe? —

22. Herders gattin an Gleim. Weimar den 4. April 1794.

— Herzen[3]. Sie haben in Ihrem Brief an Adelbert, den er durch die Post erhalten und eine grosse Freude darüber gehabt hat, geschrie-

1) Am 7. märz schrieb Herders gattin: „Im Juni, im Rosenmond, wenn kein Schnee mehr fällt, müssen Sie uns aufnehmen“.

2) Und am 19. märz antwortet Gleim: „Der 19te 20te 21te sind die bestimmten Tage! Wär' an denselben mein Herder auf halbem Wege zu mir gewesen! Wahrlich so zürnt' ich meinen zornigsten Zorn, so gäb' ich ehender mich nicht zufrieden, als bis er den dritten Theil der Briefe mir selbst gebracht, und mit Karolina Flachsland, und mit ihrem Gefolge 14 Tage wenigstens unter meiner Aufsicht entweder hier in meinem Pallast, hinterm Dom, oder draussen in meinem kleinen Sanssoucis, Athem geholt hätte!“ 3) D. I s. 170 zeile 5 von oben.

ben, dass wir uns in Hadersleben künftig nun zusammen sehen können. Es wäre unendlich schön, wenn wir uns zusammen dort fänden und zusammen nach Halberstadt führen. — Wir dächten ohngefähr 1—2 Tage in Hadersleben zu bleiben, um die wackere Hausfrau und Hausmutter nicht zu lange zu belästigen. —

(Nachschrift von Herders hand.)

— verspätet[1]. Der 2te ist noch abwechselnder in seinem inhalt[2]. Das Verzeichniss der Br. fehlt noch — — Philemons Sprüche S. 154 sind einfältig gedruckt; Sie müssen sie in Gedanken abtheilen. Sprüche im zartesten griechischen Geist. Für Ihre Gedichte —[3]

Vergl. hiezu Gleims noch ungedrucktes Antwortschreiben vom 10. april 1794:

Ein Wort, ein Wort! ein Mann, ein Mann! Ihr kommt, meine Geliebtesten im Herrn, Ihr kommt! und wenn's möglich ist, so holen wir euch aus Hadersleben ab! Bestimt nur die Tage, die Stunde Eures Daseyns. — Je früher ihr kommt, desto besser ist's! Denn ich bin ein alter Mann, und erlebe noch gern die irdischen Himmelsfreuden! Ach! Sie sind ein wahrer Engel, liebe Frau Gevatterin, Sie sagen Worte, die das Innerste der Herzen durchdringen! Und Ihre Briefe, Herzensbruder, bis auf die letzten zwo Zeilen ists alles vortreflich; vortreflich ists besonders, dass Sie die lieben Todten auferwecken, meinen lieben Lichtwehr, den unsere Halberstädter ganz schon vergessen haben, meinen Sucro, nicht den letzt verstorbenen Magdeburgischen Consistorialrath, den Coburgischen Professor mein' ich, meinen Bodmer, und meinen lieben Opiz werden Sie auch schon auferweken; Zacharias Erweckung hat nichts geholfen, wer ihr aufgewekter Horaz seyn soll, darüber hab' ich mir den Kopf seit gestern zerbrochen. Einem Menschen, der so wenig Zeit noch übrig hat, sollte man mit Qualen zu Kopfbrecherey die Zeit nicht verderben! — Reineke Fuchs ist heraus, er steht schon angekündigt in den Zeitungen; zwölf Gesänge sind's. Mich verlangt nach ihm, wie nach — wie zum zehnten Theile nach Euch! Mein lieber Homer wird gegen die Humanisten, die ihn zum Grobschmidt machten, vortreflich gerettet!" — „Ich habe soviel noch auf dem Herzen, soviel noch zu sagen über die herrlichen Briefe, die ich allen Menschen zum Lesen und Erwägen in die Hände geben

1) D. Zeile 21 von oben.

2) Der zweite teil der humanitätsbriefe. Herder übersante in diesem brief den 3. teil der briefe.

3) Ebenda zeile 22.

möchte! Das vollständige den vorigen Heften gleiche Exemplar erwart' ich noch, und sehe den Blättern mit Heisshunger entgegen! kann man den Göthischen Reineke Fuchs nicht auch vor der Messe bekommen? und wo?

23. Herders gattin an Gleim. Weimar am Charfreitag [18. april] 94.

Zum Dank für Ihren lieben Brief den wir heute erhalten haben, und der zu den schönsten Blüthen die Rose der Freundschaft bringt, allerbester Freund, muss ich Ihnen einige meiner Lieblingsoden von dem auferweckten Horaz abschreiben. Sie müssen ihn bald kennen lernen, denn die zerstr. Blätter kommen erst zu Michael heraus. Den Namen aber darf ich nicht nennen; mein Mann wird ihn Ihnen ins Ohr sagen; denn öffentlich nennt er ihn nicht, aus vielen Ursachen. Genug er hat zur Zeit des 30jährigen Krieges gelebt, und wenn Sie ihn errathen, so nennen Sie ihn an niemand. Ich will Ihnen, ehe wir selbst kommen, noch einige senden. — Mein Mann hat heute gepredigt; es sind überdem Fremde hier, und er ist von Mittag bis Abend ausser dem Hauss. Sie sind sein Erster und Einziger Leser, und Ihre Stimme macht ihm immer frohen Muth zur folgenden Arbeit. Sie werden ein schönes Exempl. der Briefe erhalten; dies was er gesandt hat, sind nur die Probebogen. Vom Reineke haben wir noch nichts gesehen, sobald er zu haben ist, sollen Sie ihn erhalten. | Ach Ihr Gedicht am 2. April hat uns sehr gerührt. Wir wollen ihn in Ihrem Sanssouçis noch einmal feiern den lieben goldenen Tag und eine Hymne mit der Nachtigall singen. Leben Sie tausendmal wohl, unter den wunderschönen Blüthen — wir werden uns eilen zu kommen, um uns bei Ihnen zu verjüngen. O bereiten Sie einen Trunk aus Lethe für meinen Mann, er bedarf ihn".

Der volständigkeit wegen folge hier Gleims noch ungedrucktes antwortschreiben vom 22. april 1794:

„Unser Herder, Herzensschwester! ist der erweckte herrliche Horaz. Wer's beim ersten Anblick nicht sieht, Herzensschwester, der kennt ihn nicht, wie wir! Und weil's so ganz und gar unmöglich ist Herzensschwester, dass unser liebe Theure, nicht von jedem der seinen Personalcharakter kennt, und deren giebt es doch viele, sogleich errathen werde, so hielt ich fürs beste, dass er die herrlichen Oden, die so sehr ihr Eigenthümliches wie die Klopstockischen haben, unter seinem Nahmen, besonders nicht in den zerstr. Blättern herausgäbe, schön gedruckt, auf dem schönsten Papier, so reizend, dass die Könige,

sie zu lesen, Lust bekämen! Unserm gnädigsten König schickt' ich dann ein Exemplar und bät' ihn, seynes Versprechens, der Musenvater seyn zu wollen, eingedenk zu seyn! Sind sie, Herzensschwester! in den zerstreuten Blättern schon abgedruckt, so kann der Verleger, wenn er zu diesem besondern Abdruck Erlaubniss erhielt, gar wohl das Honorarium noch einmahl bezahlen, und will er das nicht, nun! so gebe der deutsche Horaz, er gebe seinem Herzensbruder dem alten Gleim, die Erlaubniss, für jeden König ein Exemplar abdrucken zu lassen, auf seine Kosten, und sein Herzensbruder wird die Ueberzeugung etwas gutes gestiftet zu haben, mit sich ins Grab nehmen. Die Grabschrift ist vortreflich wie's die Könige sind; ähnlich dem Inhalt dieser steht in meinen kleinen Büchern eins; sie hervorzusuchen aus den vielen kleinen Büchern ist die Zeit nicht Herzensschwester! Und die zwo Göttinnen, wer die einzelnen Schönheiten aufsuchte erwürbe sich das Vergnügen die ganze Schönheit zu sehn! Halten Sie ja Wort, und senden Sie mir, Herzensschwester, ehe Sie kommen, noch einige! Nein aber, nein, kommen Sie bald, bald und bringen Sie sie mit! Es ist die schönste Blüthezeit

Müken tanzen mit Getümmel,
Unter sich im Abendgrau!
Über uns ist blauer Himmel
O wie herrlich ist sein Blau!
O wie leise, wie gelinde
Wehn die lieben Abendwinde,
Welchen lauten Flötenschall
Singt die liebe Nachtigall
Weit hinaus in stille Lüfte!
Blüthen duften süsse Düfte!
Hüttchen! ich der Hüttenmann
Bin kein Timon in der Höhle!
Bin ja heut von junger Seele
Wie man's seyn und werden kann.
Hochvergnügt ein Hüttenmann,
Kommen heut noch Herders an!

Wir waren im Garten diesen Abend, es war der schönste meines Lebens, nein! den werd' ich haben, wenn ihr hier seyd, aber ich war äusserst heiter, dachte nicht an die Zeitgreuel,

In meinem Hüttchen hör ich nichts
Von Tartarods des Bösewichts

Noch nicht bestraften Höllenthaten
Auch hör' und seh' ich nichts, Gottlob!
Von jenen eines Potentaten
Der nur zuweilen grob
Den Musen und den Musenfreunden
Seyn soll! Von keinen Menschenfeinden,
Hör' ich, Gottlob! Ich hör' und sehe
Hier auf der Stelle wo ich stehe
Von keiner Hölle zu Paris!
Mein Hüttchen steht auf einer Wiese
Wie mitten in dem Paradiese
Mein Hüttchen ist ein Paradies!

Erhalt' es, o du Gott der Götter!
Und wer zu mir ins Hüttchen tritt,
Er bringe mir zerstreute Blätter
Nicht aber eine Zeitung mit!

Treten Sie, Herzensschwester nun bald, bald in's Hüttchen; — und bringen Sie, was Sie dem auferwekten Horaz stehlen können, mit ins Hüttchen, wir wollen so Gott will, wie im Paradiese vor dem Falle, höchst glücklich sein".

Und am 2. mai schreibt er: „Kommt, Herzensbruder, kommt! Die Blüthen haben ausgeblüht, der Frühling aber ist noch schön. — Kommt, Kinder, kommt! Es könnte böses Wetter werden. Wir waren auf dem Brocken die vorige Nacht. — O wärt ihr schon hier! Wir kommen aus unserm kleinen Sanssoucis! Kommt, liebe Kinder! so bald ihr könnt, und besinnt euch nicht lange. Mathisson, der aus der Hölle zu Lyon gerettete Mathisson ist bey uns gewesen einen Tag! Es war ein schöner Tag. Er kommt zu Euch, aber Ihr sollt auf ihn nicht warten. Er bleibt eine Weile zu Magdeburg, und will von Magdeburg aus einen Tag noch bey uns seyn. Vielleicht dass es der Himmel so fügt, dass er den einen Tag noch bey uns ist, wenn ihr 8 Tage schon bey uns gewesen seyd!

Und als zusatz am 4. mai: „Dieses Brieflein ist liegen geblieben, Herzensfreundin! Und nun erhalt' ich noch zur rechten Zeit Ihr liebes theures Briefchen nebst den Beylagen; alle sind neue Beweise, dass unser lieber theurer Herder, der aufgefundene Horaz ist. Sein Geist und sein Herz webt und lebt in allen. Er versteckt sich in tausenderley Formen, mir und mir ganz allein kann der durch und durch von mir gekannte liebe Mann sich nicht verstecken. Er lebe! lebe!

Seinen Horaz muss er uns besonders abgedruckt geben, sobald er kann, Ausstellung ist unnöthig!"

24. Herders gattin an Gleim. Weimar d. 28. April 94.

Diesmal liebster Freund und Seher haben Sie den Horaz nicht errathen; der Titel ist: Oden und Epoden eines deutschen dichters gedruckt im Jahr 1660. Aus dem Lateinischen übersetzt.

Es sind sogleich einige für Sie abgeschrieben worden, die ich ausgesucht habe. Gottfried, der Ihnen zärtlich die Hand küsst, hat das Schachspiel abgeschrieben, zwei an die Jungfrau Maria, August sein nächster Bruder. Die eigenwillige Leier, Gottfrieds Freund, Reinhard aus dem Hannöverschen ein edler treflicher Jüngling; und ich, wollte noch eine Blume des neuen Horaz auf den Altar des 2ten Aprils legen. Wie freute ich mich, diese schöne Antwort Ihres Liedes zu finden. Indessen sitzt unser Vater oben und schwitzt unter Acten. — Eben so wie Sie, Theuerster, finde ich Ähnlichkeit zwischen meinem Mann und dem Dichter. Vermuthlich ist hier eine Seelenwanderung vorgegangen. Ihr Gedanke, dass die Gedichte allein herauskommen sollen, ist schön. Meinen Sie aber nicht dass das Publikum erst durch eine Probe gereizt werden müste? Mein Mann hat ein paar Jahre daran zu übersetzen. Er hatte sie meist nachts um 10 Uhr übersetzt, wenn er nicht mehr vom Consistoriumdiener oder einem Küster gestört wurde. Unser Kommen liebster goldener Freund muss leider doch bis in den Juny verschoben bleiben. Wir erwarten zwischen dem 20.—30. Mai eine Freundin aus Holstein, die Gräfin Baudissin, die hier durch nach dem Carlsbad geht und die wir nicht verfehlen dürfen — ich will Ihnen mündlich von ihr erzehlen. — Im Rosenmond also, Bester.

25. Herders gattin an Gleim. W. d. 2. Juny 1794.

Eben vor Abgang der Post kann ich Ihnen liebster Freund, nur sagen dass wir den 14. Juny in Hadersleben einzutreffen gedenken, dass wir den Sonntag da bleiben und Montag d. 16. zu Ihnen kommen[1]. —

1) Die frucht dieser persönlichen begegnung war Herders gedicht an Gleim, Herders werke, ausgabe Düntzer, I, s. 160. Wärmer noch war Gleims enthusiasmus, der sich in den folgenden noch ungedruckten zeilen kundgibt:

Willkommen zu Hause! Gottes Kinder! Wenn ihr dieses empfangt, seyd ihr zu Hause! seid alle gesund und fröhlich! Jetzt, diesen Augenblick steigt ihr aus

26. Herders gattin an Gleim. Weimar d. 4. July 94.

— Aristocratin ist![1] Und nun noch eine Herzens Angelegenheit. Ich habe das Anliegen der guten Wielandin, ihren zweiten Sohn Carl, auf ein Ober Amt zu bringen, wohl nicht mit nachdrücklichen Kräften betrieben, und mich gleich abweisen lassen; Sie kam aber gleich den Tag nach unsrer Ankunft und frug nach Ihnen allen und nach dem gegebenen Auftrag. Ist es denn nicht möglich bis künftiges Frühjahr (oder auch noch zu Herbst) einen Ort wie unser Adelbert glücklich ist, für ihn zu finden? Der Knabe will sich zu allem, wie unser Adelbert verstehn. — Helfen und rathen Sie der guten Mutter[2]. —

27. Herders gattin an Gleim. Weimar d. 23. Decemb. 1794.

Ohnerachtet meiner noch anhaltenden Schwäche von einem Nervenfieber, das ich in diesen Tagen gehabt habe, muss ich Ihnen, allerbester Freund, heute doch schreiben. — Acht Tage vorher erhielten wir Ihren Brief — es war mir aber unmöglich zu schreiben, denn ich trug mich schon mit meiner Krankheit herum. „Der Mann hätte schreiben können“, er schreibt aber jetzt Briefe der Humanität[3] an seinen humanen Freund und erhält Verzeihung von Ihm! | Die Gedichte sind

dem Wagen seyd in Doctor Luthers Geburtsstadt. — Wir hören nicht auf uns glücklich zu preisen, dass wir solchen Bruder haben, und solche Schwester! Die genossenen Freuden sind nicht verschwunden mit euch, wir lassen sie nicht verschwinden!

Abends gegen sieben Uhr d. 25ten Juny 1794

Ach! Unter welchem Himmelsstrich,
Ist ihr Elisium?
Wo sind sie jezt? Wo sehn sie sich
Nach uns im Wagen um?
Wo weinen sie den Abschied noch?
Wo macht der Fuhrmann Halt?
Wo mögen sie die Felder doch
Schön finden? Wo den Wald?

Von unsrer Hertzen Sympathie
Sprach ihr bethränter Blick;
In welchem Pallast wünschen sie
Zum Hüttchen sich zurück?

1) D. s. 178 zeile 5 von oben.

2) Am 7. august 1794 antwortet Gleim: „Endlich, theurer, kann ich Ihnen die angenehme Nachricht geben, dass ich einen guten Lehrherrn für den jungen Wieland ausfindig gemacht habe. Diesen Augenblick komme ich von der auf solch einen Mann gemachten Jagd zurück“. Dieser mann war der amtsrat Walter zu Wegeleben.

3) Der 4. teil.

bald zur Helfte gedruckt — ich darf und mag Ihnen keine einzelne senden, bis Sie den ganzen Reichthum auf einmal bekommen und sich in eine köstliche Welt versetzt finden. Ja, liebster Freund, auf Ihren Mitgenuss und Beifall rechnen mehr, als auf tausende träger Seelen Deutschlands. Auf Schmidt rechne ich auch — der hat eine Seele dazu — aber Benzler hat keine lyrische Seele. Wissen Sie noch, wie er eine ganze Hand voll dieser Gedichte in einer Viertelstunde gelesen und wiedergebracht hatte — und Sie sich verwunderten — Das habe ich dem guten Benzler nicht vergessen, ob ich ihm gleich herzlich gut bin. | Wieland sagte vor nicht gar langer Zeit: die lyrischen Menschen seien besondere Menschen. Sagen Sie mir einmal lieber Herzensfreund, wer ein lyrischer Mensch ist? Ach die Saite die ihn durchbebt, macht ihm wohl und weh![1]

Ich habe bei Wieland wegen seinen Werken angefragt und erhielt die Antwort: Göschen gibt, so viel ich weiss, erst die kleine Ausgabe auf velin oder geglättet Papier aus, und unser l. Gleim (wofern er auf diese praenumerirt hat) thut am besten, sich gerade desswegen an Göschen zu wenden. Er thut sein äusserstes, dass auch eine Quart und gr. 8ausgabe längstens in 6 Wochen in eines jeden Subsribenten Händen sey. An der Verzögerung ist nicht er, sondern ein Zufall, der ihm beträchtlichen Schaden thut, schuldig. Wir selbst haben noch kein Exempl. gesehen. Auch von Goethens Roman ist noch nichts hier.

(Nachschrift von Herders hand.)

Dank Ihnen, lieber Vater Gleim, für die Freude, die Sie unserm ganzen Hause, alten und jungen Kindern, sammt den Hausgenossen, dem Bedienten Raum und der Bedientin Zeit, als den unumgänglich nothwendigen Anschauungen unsrer Existenz nach Kantischen Begriffen gemacht haben[2]. Ich mit meinem Diogeneslichtchen werde nicht Menschen, sondern, wie der Studiosus Gottfried mir angerathen, Bücher suchen, und mit Ihrer Erlaubniss auch die Friedenspfeife anzünden, als wenn ich noch vor Ihnen sässe, und wahrnähme, wie Sie zuweilen Ihre grüne Dichtermütze schieben[3]. —

1) Gleim antwortet hierauf am 26. februar 1795: „Ein lyrischer Mann, dächt' ich, wäre, wer den Gott im Busen fühlt, den Horaz (soll wol heissen: Ovid!) in seinem: Est Deus in nobis, gemeint hat. Wenn unser Wieland solch ein Mann nicht ist, so hat er als der Schöpfer einer Musarion einen andern Gott im Busen gefühlt, oder eine Göttin, eine Grazie vielleicht! oder eine Mänade!“

2) Mit bezug auf Gleims reichliche sendung von christgeschenken und seinen brief vom 21. december.

3) Gleim pflegte eine grüne seidene mütze zu tragen. Vgl. auch Herders brief an Gleim, Weimar, den 27. juni 1794.

Mit dem Anonymus[1] geht es langsam. Der Buchdrucker meint wahrscheinlich, dass er Jacob Langsam heisse; wenigstens heisst er, der Buchdrucker, Peter Langsam. Sobald er fertig ist, sollen Sie ihn haben[2]. Jetzt schreibe ich an den Briefen zur Humanität[3]; obgleich noch kein Mensch so human gewesen ist, des 3. und 4. Th. zu erwähnen. Die herz. Mutter schickt Ihnen, l. Gleim, anbei die Meyer-Böttigersche Abhandlung über ihre Verse mit dem freundlichsten Gruss. Mich freuts, dass ich also doch nicht ganz leer vor Ihnen erscheinen darf. Die Meyersche Abhandlung ist Winckelmanns werth, und Sie müssen sie ja lesen. Auch Böttiger hat in Ansehung der Gelehrsamkeit alles erschöpft, was dahin gehöret. Sehen Sie, was wir in Weimar alles haben. Was seyd Ihr dagegen Ihr armen Halbstädter oder Halberstädter? wenn es gerade nicht Kirschen oder Knappkäse giebt. Nun dann, leben Sie wohl, lieber Freund, Vatter, Gevatter und Bruder.

28. Herders gattin an Gleim. Weimar d. 12. April 1795.

Dass Unruhe im Hüttchen gewesen ist, und dass Sie alle so krank waren, das hat uns sehr wehe gethan, theuerster Freund, liebste Schwester und liebste Nichte![4] Mit dem Frühlinge, mit dem 2. April kehre alles Glück des Himmels und der Erde zu Ihnen in die Hütte des Friedens und der Liebe. Hier kommt auch noch etwas auf den Altar des 2. Aprils, das leider nicht fertig war und auf diesen Tag zu

1) Die übersetzung Baldes. Gleim schreibt darüber am 26. febr.: „Unsers lieben Unbekannten Oden und Vossens Lieder sollten zugleich erscheinen“. Und am 5. april: „es half ihm (dem Hüttner) nichts, dass er in den Oden unsers lieben Ungenannten alle Tage schmauste“.

2) Die sendung selbst erfolgte erst mitte märz. Vgl. Gleims noch ungedruckten brief vom 24. märz: „Solch ein Dank ist unermesslich grösser als die Gabe! Da stehn sie die armen Dinger, die Fabeln, bey den herrlichen Oden! Wie sie sich schämen! Unermesslichen Dank, Herzensbruder, Ihnen für den hineingeschriebenen Gesang monumentum aere perennius im Tempel der Freundschaft, in meiner Familienbibliothek! Wir sahen von der Höh hinunter und empfanden o Gleim! das Glück harmonischen Lebens! O! lasst uns dieses Glück diesen Sommer noch einmal ausfinden! — Was ich las (zum rechten Lesen hatt' ich einen Augenblick noch nicht) war herrlich, einzig! bestätigte, was ich glaubte, der alte Dichter sey Herder mehr, als sein eigen! Ich habe den alten Dichter, las ihn mit Vergnügen, meist aber mit diesem unbeschreiblichen! Über die Vorrede, die Lyra, den Alcäus usw. fiel ich her, wie ein Geyer, dann war der Philippische Strafredner das Erste! Haben wir was bessers? Was den Königen und den Bettlern nützlichers?“ —

3) Am 5. teil, den Herder am 8. april vollendete.

4) „Das Hüttchen war ein Lazareth“ schreibt Gleim am 5. april 1795 (D. I, s. 189). Und in einem unvollendeten briefe vom 11. märz: „Seit dem dritten (März)

erscheinen bestimmt gewesen war[1]. Doch für den Freund und Weisen ist das Gestern, heute und Morgen Eins. — Es ist durch die Frau Gräfin Baudissin das Anerbieten geschehen, Adelbert ihrem Schwiegersohn auf ein Holsteinisches Landgut künftiges Frühjahr zu senden. — Nehmen Sie also, treuer Freund, die Empfehlungen wieder zurück, die Sie seinetwegen an Frömann (oder wie er heisst?) gethan haben[2]. — In dem 3. Stück der Horen ist das eigne Schicksal von meinem Mann[3]. In der neuen deutschen Monatsschrift von Genz in

wars im Hüttchen von frühem Morgen bis in die späteste Nacht so unruhig, dass es an so liebe Freunde zu schreiben unmöglich war. — O wie dank ich Ihnen, lieber Herder, dass Sie diesen lieben Unbekannten aufstörten, gewiss aber haben Sie von Ihrem Geist und Herzen ihm drey Dritttheile mitgetheilt, es lässt sich nicht begreifen, wie ein Herder im vorigen Jahrhunderte schon habe seyn können! Hätt ich die Zeit, einen ganzen grossen Commentar über alle diese Herrlichkeiten bekämen Sie, theurer Herder, hier zu lesen. Beym allgemeinen Beyfall aber muss ichs leider bewenden lassen, und die Herzensschwester, muss ich nur bitten, den 2ten Theil baldigst zu mir abzusenden". —

Und am 5. april schreibt er: „Da find ich diesen Augenblick diesen alten unvollendeten Brief! Unter den bisherigen Unruhen wars kein Wunder, dass er verlohren gieng und unvollendet blieb! Nun indess, theure Freundin, haben Sie zwey Briefe von mir erhalten, dieser ist der dritte. Diesem füg' ich gleich noch Fabeln bey, die seitdem zum Vorschein gekommen sind, für den Herder, der so treflich die Fabeltheorie gelehrt hat".

1) Einzelne nachträge zur Terpsichore; ein volständiges exemplar sendet Herders gattin erst am 18. mai an Gleim. Vgl. den folgenden brief.

2) Oberamtmann Fromme zu Linum, bei dem Gleim für Adelbert eine Stelle erwirkt hatte. Vgl. Gleims brief an Herder, Halberst. den 9. nov. 1794.

3) In dem noch ungedruckten brief vom 24. märz schreibt Gleim: „Im dritten Stück der Horen lass ich das eigene Schicksal und erkannte bey der dritten Zeile meinen Mann; wer ihn nicht sogleich erkennt, ist blind! An jeder Zeile hängt das Wappen seines Geistes, Herzens, sie sey Prosa, sey Vers; auch lass ich die herrliche Nachlese. Jammerschade, dass die Früchte dieses Geistes nicht beysammen sind!" Und am 10. mai d. j. schreibt er an Herders Gattin: „Unser Dichter ist ein Gottesmann, er heisst nicht Balde, Herder heisst er, es ist unmöglich, dass der Lateinische Dichter, wie der deutsche sey! Dank, herzlichen Dank, Ihnen, Herzensschwester! für die letzten Bogen, die ich den 10. April schon empfieng, und seitdem sie lese, vorlese, studiere usw. Welch ein Reichthum von Gedanken! welch ein grosser, edler deutscher Mann! Ich muss den Lateiner auch haben, und sollt' ich mit Gold ihn aufwiegen. Auch ich, Herzensschwester, bete sein Gebet: Heilge erste Vernunft, erfind' uns selber den Frieden. Wie denn theure, kamen Sie zu dem: „Ach warum wünscht unser Freund den Krieg, den tollen, bösen, abscheulichen Krieg!" Wo denn hat er den gewünscht? In seinen während des tollen Kriegs gesungnen Kriegesliedern? (Sie haben sie wohl nicht, ich lege sie bey) gewiss nicht; in denen bittet er, den Krieg, das Ungeheuer, aus der Gotteswelt wegzuschaffen. Ohne Zweifel ist es ein Misverständnis; ich wünschte, glaubt' ich, die Fort-

diesem Jahr finden Sie Kleinigkeiten von meinem Mann mit und ohne seinen Namen[1]. An den Gedichten werden Sie ihn erkennen. Wir empfehlen auch den unvergleichlichen geistvollen Brief an den König von Pohlen, im Februar; mein Mann wollte viel darum geben ihn gemacht zu haben. Mein Mann reicht Ihnen die Hand müde und matt des Tages. Nehmen Sie diese Bogen als seinen Brief an; nächstens schreibt er, wenn er wieder gesund und heiter ist. —

setzung des Krieges, weil dass die Mordregenten alle nacheinander umbringen würden, höchst wahrscheinlich sey, und dann erst ein guter, ehrlicher, dauerhafter, allgemeiner Friede zu schliessen seyn würde. — Werden wir den allgemeinen Frieden bald haben? Man sagt's, man hört's sogar!

Welch ein Gelärm! Welch ein Getümmel!
Was will das Volk? Welch ein Getön!
Der Friede, lärmt man, kommt vom Himmel
Und jeder will ihn kommen sehn!

Der Friede kommt, die Menschenliebe
Zieht ihn herab! Er ist nicht weit!
O dass er käm', und bey uns bliebe
Von nun, bis in Ewigkeit! —

Das eigne Schicksal in den Horen verrieth mir sogleich den Meister! Wer kennt nicht diesen Löwen ex ungue? Wir suchen überall ihn auf, nun wir sehn, dass er grossmüthig genug ist, allen unsern Nothleidenden von seinem Reichthum abzugeben; die so genannte Kleinigkeiten in der Genzischen Monatsschrift hab ich dennoch leider nicht gelesen. Schade, dass unser einziger Herder nicht alles, was aus seinem Geist und Herzen fliesst, beysammen lässt! Wo soll mans aus der Menge herausfinden! Heut las ich mit grossem Vergnügen, dass wir den dritten Band der Ebräischen Poesie erhalten sollen. Gott gebe dem Göttlichen Mann göttliche Gesundheit!"

1) Voraussicht und Zurücksicht I. 1. St. Aus der griech. Anthologie I. 3. St. Warum wir noch keine Geschichte der Deutschen haben 5. St. 6. und 7. St.

(Schluss folgt.)

BERICHT ÜBER DIE 16. JAHRESVERSAMLUNG DES VEREINS FÜR NIEDERDEUTSCHE SPRACHFORSCHUNG IN LÜBECK AM 19. UND 20. MAI 1891.

An stelle des durch unpässlichkeit verhinderten vorsitzenden direktor dr. Krause in Rostock leitete herr dr. Seelmann die versamlungen, denen etwa 40 teilnehmer beiwohnten. Die erste sitzung begann mit einem vortrage von C. Schröder über das Redentiner osterspiel.

Die osterspiele, welche aus der lateinischen osterfeier, wie sie wahrscheinlich über das gesamte gebiet der romanischen kirche verbreitet war, hervorgegangen seien, liessen sich in zwei gruppen zerlegen. Zu der ersteren rituell gebundeneren gehöre z. b. das Wolfenbütteler spiel und der Triersche ludus. Zahlreicher seien die spiele der zweiten gruppe, deren kern zwar die auferstehung bilde, die aber ein reiches um- und beiwerk zeigten. Sie erheischten einen aufwand von zeit und theatralischen

erfordernissen, der ihre einfügung in den gottesdienst zur unmöglichkeit machte. Aus dem osterspiel sei dann almählich das passionsspiel entstanden.

Das Redentiner spiel gehöre noch zu denjenigen osterspielen, die sich im stoffe so beschränkten, dass sie als reine vertreter dieser zweiten gruppe gelten könten.

Die einzige handschrift, übrigens kein autographon, biete einen im ganzen zuverlässigen text. Aber Mones text müste von neuem mit der handschrift verglichen werden, wenn man auf ihm weiter bauen wolle. Die meisten schwierigkeiten, die das Redentiner spiel der erklärung biete, kämen von unserer noch mangelhaften kentnis des niederdeutschen her. Der vortragende gab dann eine beschreibung der handschrift, eine kritische aufzählung der ausgaben und der arbeiten über das spiel. In Kürschners nationallitteratur werde demnächst eine zweibändige samlung geistlicher spiele des mittelalters erscheinen, die auch das Redentiner enthalten solle.

Mone habe dem spiele, auf welches wir Niederdeutschen als auf das volkommenste der alten osterspiele mit stolz hinblicken könten, seinen niederdeutschen ursprung abgesprochen. „Indessen wir wissen jezt besser, als es Mone wissen konte, dass zahllose wortformen im mittelniederdeutschen durchaus schwankend sind; dass in einem und demselben denkmale bald diese, bald jene form vorkomt, und beide durchaus zu recht bestehen. Ich erinnere nur an *sagen* und *seggen*, *dragen* und *dregen*, *hebben*, *haven* und *hân*, *tên* und *trekken*, *sîn* und *wesen* usw. Wir wissen ferner, dass die reime niederdeutscher dichter nicht mit dem masse gemessen werden dürfen, welches man den werken unserer mhd. klassiker entnommen hat. Welche enorme freiheiten sich ndd. dichter unter umständen im reime gestatteten, das wird mit schrecken beispielsweise der gewahr, welcher den schönen von Walther zu Krauses jubiläum veranstalteten druck des Anselmus liest“.

Das spiel sei in den zum kloster Doberan gehörigen orte Redentin bei Wismar gedichtet und zwar — wie die notiz am schlusse des textes ergebe — im jahre 1464, denn in v. 1297 sei auf die pest hingewiesen, welche in jenem jahre in Lübeck gewütet habe. Die sieghafte art, wie der vom teufel eingefangene geistliche mit seinen reden und beschwörungen Lucifer und Satan so zusezt, dass sie ihn unversehrt von dannen ziehen lassen müssen, lasse einen geistlichen als verfasser vermuten. In Redentin sei wahrscheinlich der magister curiae der einzige gewesen, der im stande war ein osterspiel zu verfassen. Es bleibe daher auf dem Doberaner Cisterciensermönch Peter Kalf, der dies amt 1465 bekleidete, der verdacht haften, der redaktor des Redentiner spieles zu sein. Nach Doberan waren die ersten mönche aus dem kloster Amelungsborn bei Holzminden gekommen. Da auch später ein beständiger zuzug von mönchen aus Amelungsborn dorthin statgefunden zu haben scheine, so hätten wir vielleicht in diesem umstande eine erklärung für die der mecklenburgischen mundart fremden formen des spiels. Schröder ist zweifelhaft geworden, ob das Redentiner spiel wirklich in Redentin aufgeführt werden konte. Vielleicht in Wismar. V. 767 heisst: *unser borger megede hebben alrêde papent eren swînen.* Von den mägden der bürger konte der wächter in Redentin nicht wol reden, das passt besser auf die stadt Wismar.

Der vortragende gieng dann näher auf den gang des spieles ein und gab eine anziehende analyse desselben. „Überall rasch und lebhaft fortschreitende handlung, ein weises masshalten selbst in den komischen effekten. Manche scenen sind gegen andere spiele in origineller weise erweitert, stellenweise sind gute versuche zu einer charakterisierung der einzelnen personen gemacht. Das ganze wird getragen von einer frischen, volkstümlichen, an treffenden sprichwörtern reichen sprache. Dazu

die anmutende lokalfärbung, so dass man sich von frischem erdgeruche angehaucht fühlt. Das sind die grossen vorzüge des stückes". Daran schloss sich eine darlegung des verhältnisses des Redentiner spiels zu anderen spielen. „Nicht darauf kam es für den Redentiner dichter an, was er bot, denn das stand längst fest; sondern nur darauf, wie er es bot. Nur in der invidueIlen gestaltung der traditionellen formen und motive konte sich der dichter bewähren. Ein bischen talent war zwar erwünscht, aber zur not gieng es auch ohne das, wie die mehrzahl unserer geistlichen spiele beweist. Was ein dichterisch begabter mann aus seinem stoffe machen konte, selbst wo er sich auf den alten bahnen bewegt, das hat uns der dichter des Redentiner spiels gezeigt".

In der diskussion, welche sich an den vortrag schloss, bemerkte professor Schröder-Marburg, er halte den teufelsnamen *Noytor*, hd. *Natyr* für eine entstellung des deutschen wortes *natter*. — Die 13. historie des Murnerschen Eulenspiegels dürfe nicht wol als ein beleg für die aufführung von osterspielen in norddeutschen dörfern herbeigezogen werden. Sie sei süddeutsche einfügung in den ursprünglichen Eulenspiegeltext. Nur in ihr werde der pfarrer „pfarrer" genant, in den vorhergehenden „pfaffe" (ndd. *pape*, damals in Niederdeutschland noch ohne üble nebenbedeutung).

Die zweite sitzung begann am nächsten morgen mit der ablegung des kassenberichts. Aus dem darauf folgenden jahresbericht ist einzelnes von algemeinerem interesse.

Von der serie der publikationen des vereins befinden sich unter der presse eine samlung niederdeutscher alliterationen von K. Seitz, „Die niederdeutschen volksmundarten nach den aufzeichnungen der Niederländer" (von dem referenten), „Niederdeutsche schau- und zwischenspiele" von Bolte und Seelmann, das Waldecker wörterbuch von H. Collitz und „Anselmi frage und die sieben tageszeiten" von C. Walther. Erschienen ist der erste band von U. Jahns pommerschen mährchen.

Als nächster band der „Denkmäler" soll das Redentiner osterspiel erscheinen. Professor Reifferscheid wird einen aufruf zur samlung und bearbeitung eines pommerschen wörterbuches ergehen lassen.

Das Braunschweigische ministerium hat herrn Th. Reiche in Braunschweig mit der samlung des dialektes im herzogtum Braunschweig beauftragt.

Herr R. Wossidlo bereist in diesem sommer auf anregung des vorstandes des vereins für mecklenburgische geschichte das mecklenburgische land zur samlung der volksüberlieferungen.

Von den im verflossenen jahre verstorbenen mitgliedern ist gymnasialdirektor dr. B. Hölscher durch seine „Geistlichen lieder aus dem Münsterlande" und seinen „Spiegel der leyen" in weiteren kreisen bekant.

Hierauf hielt herr gymnasiallehrer dr. Fr. Prien aus Neumünster einen vortrag über den holsteinschen flurnamen segen.

Der flurname *sēg'n*, m., pl.? hat sich in der umgegend von Neumünster als appellativ bis auf den heutigen tag lebendig erhalten. Man bezeichnet damit eine niedrige stelle des erdbodens, die je nach der jahreszeit mit wasser angefüllt ist oder nicht, keinen abfluss hat und in der regel mit einem schilfartigen grase bestanden ist; wird das landstück kultiviert, so kann eine wiese daraus werden. In flurbezeichnungen komt das wort häufig vor, jezt und in früherer zeit, wofür eine reihe von beispielen angeführt wurde. Die älteste erreichbare form *sege* steht in einer urkunde von 1345: (termini vadunt) prope locum humidum et palustrem, qui dicitur *Sege* (vgl.

G. H[ansen], Kurzgefasste, zuverlässige nachricht von den Holsteinisch-Plönischen landen, Plön o. j., s. 132). Jüngere formen sind *sēd'n* (so schon bei Schütze, Holst. idiotikon, u. d. w. *Seden*) und die zusammengezogene form *sēn*. Dasselbe bedeutet *sich(te)n*, gleichfals appellativ gebraucht und auch in flurnamen, wenn auch nicht so häufig, vorkommend. Neokorus hat *sechter* und *sichter*; es wird dasselbe wort sein wie das urkundlich 1269 nachweisbare *sech*: due paludes, que *sech* et *sool* dicuntur (vgl. Leverkus, Urkundenbuch des bistums Lübeck I, 201, nr. 201). In den angeführten formen sind die wörter bis jezt nur in Holstein nachzuweisen, doch werden andere niederdeutsche stämme sie zweifellos gleichfals haben; ähnlich kommen sie im ganzen germanischen gebiete vor, was zahlreich belegt wurde. In der bedeutung berühren sich mit ihnen formen mit lippenlaut statt des gaumenlautes: *sipe*, *sipe*, *sijpe*, *die Sief* (vgl. Förstemann, Deutsche ortsnamen, s. 32). Zurückzuführen sind sie sämtlich auf die wurzel *sig*, die sich als *sik*, *siek*, feuchte niederung, im ganzen niederdeutchen gebiete findet. Für die tonlänge in *sēg'n* sind die doppelformen *spil*, *spēl*, *ril*, *rēl* u. ä. zu vergleichen. In *sēd'n* haben wir einen bemerkenswerten wechsel von *g* mit *d*; das umgekehrte ist häufiger zu finden, doch sagt der Holsteiner auch statt *görgel*: *gördel*, statt *örgel*: *ördel*, und einige ortsnamen zeigen ähnlichen wechsel. In *sich(te)n* ist vielleicht bewahrung des ursprünglichen vokals anzunehmen (vgl. *rott* und *rade!*); möglich wäre auch eine erhöhung des *e* zu *i*, die auch sonst in Holstein beobachtet werden kann.

Herr oberlehrer C. Schumann fragt nach der bedeutung von *rögen* in holsteinischen ortsnamen. Eine erklärung konte von den anwesenden nicht gegeben werden.

Darauf sprach der vorsitzende über den totentanz in der Marienkirche in Lübeck. Es sei verfehlt in demselben eine jüngere umgestaltung des textes sehen zu wollen, welchen die süddeutsche gruppe bietet. Er müsse widerholung eines verlorenen niederländischen totentanzes sein und habe selbst wieder in einem Revaler totentanze eine widerholung gefunden. Die ergebnisse, zu denen Seelmann durch seine untersuchung gelangt ist, will er im nächsten jahrbuche des vereins mitteilen.

In Hamburg soll, zunächst aus dem kapital der Theobaldstiftung, eine niederdeutsche bibliothek gegründet werden, in welcher sowol die ältere niederdeutsche als die moderne dialekt-litteratur zusamt den denkmälern der friesischen sprache planmässig gesammelt werden sollen. Der verein für Hamburgische geschichte hat den raum hergegeben und auch für die verwaltung der bibliothek gesorgt.

Der vorsitzende schloss die versamlung mit einem danke an die gastfreie stadt Lübeck, indem er allen teilnehmern ein fröhliches widersehen zu pfingsten 1892 in Braunschweig wünschte. H. JELLINGHAUS.

LITTERATUR.

Alwin Schultz, Das höfische leben zur zeit der minnesinger. Zweite vermehrte und verbesserte auflage. Leipzig, S. Hirzel. 1889. 1. band XVI, 688 s. mit 176 holzschnitten. 16 m. 2. band 504 s. mit 196 holzschnitten. 14 m.

Karl Weinhold war der erste, welcher in seinem werk „Die deutschen frauen im mittelalter“ (Wien 1851. [2]1882) ein grösseres gebiet aus der deutschen kulturgeschichte der mittelhochdeutschen zeit in wissenschaftlicher weise zur darstellung brachte. Seine arbeit — das ist ein grosses lob, das man ihr spenden kann — ist

noch nicht überholt, noch nicht überflüssig gemacht. Auch A. Schultzens werk „Das höfische leben zur zeit der minnesinger" antiquiert die zweite auflage von Weinholds arbeit, die ihm für seine neugestaltung schon vorlag, keineswegs. Beide bücher können mit grossem nutzen neben einander existieren: sie sind ihrer inneren anlage und ihrer äusseren gestaltung nach ganz verschieden und ergänzen sich gegenseitig. Von beiden hat sich Weinhold die weitere aufgabe gestelt; sein werk ist mehr kulturgeschichtlich angelegt, während Schultz mit absicht ein engeres feld intensiv und bis aufs genaueste durchforscht, ohne die algemeinen kulturverhältnisse ganz aus den augen zu verlieren.

Weinhold hatte bei seinem werke kaum eigentliche vorgänger aufzuweisen: der einzige, der sich in seiner universalität auch auf diesem gebiete durch eingehendere studien volgültiges heimatsrecht erworben hatte, war Wilhelm Wackernagel. Aber sein beispiel fand im kreise der germanisten nur wenig nachahmung. Zwar haben die altmeister unserer wissenschaft, Benecke, die brüder Grimm, Schmeller und Lachmann und weiterhin vor andern Haupt, Zarncke[1], Zingerle, Zappert und Bartsch in der erklärung der texte und den anmerkungen zu ihren ausgaben, in wörterbüchern und studien manchen einzelnen punkt aufgehelt und eingehend erörtert; allein es war doch fast immer nur mittel, nicht selbstzweck, und wurde durch die gelegenheit herbeigeführt. Von der jüngeren generation der germanisten ist vor allen Moriz Heyne, der nachfolger Wackernagels auf dem Baseler lehrstuhle, zu nennen, der aber leider nur gelegentlich aus seiner zurückhaltung heraustritt und uns dann sein sonstiges schweigen doppelt bedauern lässt. Der früh verstorbene Franz Lichtenstein hatte wol auch auf diesem gebiete eingehendere studien gemacht; unter den jüngeren fachgenossen hat sonst bisher keiner ein eindringendes interesse für die realien bewiesen[2].

Alwin Schultz hat in seinem „Höfischen leben zur zeit der minnesinger" das ganze gebiet des ritterlichen lebens in der zeit von 1150—1300 in den kreis seiner betrachtung gezogen. Über die begrenzung der periode kann man rechten: sehr zweckmässig erscheint sie mir nicht, und ich bin — wie übrigens auch Schultz selbst oft — in meinen nachträgen, wo die werke ihrem ganzen ideengehalte nach noch in der höfischen, in der ritterzeit wurzeln, über dieselbe hinausgegangen. Man hat Schultz den vorwurf gemacht, sein buch sei keine kulturgeschichte. Die tatsache ist begründet; allein der verfasser wolte keine solche schreiben, und man wird ihm das recht der selbstbegrenzung seiner aufgabe zugestehen müssen. Trotzdem aber waren, glaube ich, die politischen und socialen strömungen der zeit bei beurteilung einzelner punkte mehr zu berücksichtigen: so lässt sich meines erachtens das sinken des ritterstandes nur durch das emporkommen der ministerialen und ihre almählich dominierende stellung und durch die änderung im verhältnis der landesfürsten dem grundbesitzenden adel gegenüber erklären. In dieser hinsicht wäre noch manches zu erörtern, wozu hier nicht der platz ist. Schultzens darstellung bekomt durch diese beschränkung etwas skizzenhaftes: manches ist mehr angedeutet als ausgeführt, die abrundung fehlt. Manchmal hätte diese sich wol schaffen lassen, oft auch nicht; ich rechne es Schultz zum grossen verdienste an, dass er sich nicht zu einer künstlerischen gruppierung und abtönung verleiten liess, die mit sicherheit zu machen heute noch unmöglich ist. So erhalten wir ein weniger schönes, aber wahres bild.

1) Leider scheint Zarncke nach einer Beitr. 10, 389 gemachten notiz seinen geplanten Nibelungencommentar nicht ausführen zu wollen. Wir können diese resignation im interesse der kulturhistorischen forschung nur aufs tiefste bedauern.

2) Vgl. jedoch die angaben über jüngst erschienene schriften s. 373 fg. Red.

Die künstlerische gestaltung muss einer späteren „kulturgeschichte" vorbehalten bleiben, zu der noch viele vorarbeiten fehlen. Zwar scheint das interesse zu erwachen. In den lezten 10—15 jahren ist manche einzeluntersuchung auf deutschem boden erschienen, manches wichtige dokument publiciert worden. Zum teil haben diese werke Schultz schon vorgelegen und sind von ihm benuzt; so F. Niedner, Das deutsche turnier (Berlin 1881); R. Becker, Ritterliche waffenspiele nach Ulrich von Liechtenstein (Progr. Düren 1887), die einzeluntersuchungen in Stengels ausgaben und abhandlungen. Merkwürdiger weise ist Schultz gar nicht näher auf die kulturgeschichtlich äusserst wichtigen reiserechnungen des Wolfger von Ellenbrechtskirchen (herausg. von Zingerle. Heilbronn 1877) eingegangen[1], während nach meiner meinung solche rechnungen, reiseberichte und haushaltungsbücher die wichtigsten dokumente für die erkentnis des äusseren lebens der damaligen zeit bieten. Nicht bekant war Schultz auch das interessante buch, das G. Hagemans veröffentlicht hat: Vie domestique d'un Seigneur Châtelain du moyen âge, Verviers 1888; es enthält einen auszug aus den haushaltungsbüchern des Jean de Blois aus den jahren 1327 und 1329. Diese rechnungen, welche wol volständig herausgegeben zu werden verdienten, sind um so wichtiger, als es sich nicht etwa um die verhältnisse eines reichen erbherrn, sondern um die eines jüngeren sohnes handelt.

Die folgenden arbeiten konte Schultz wol nicht mehr benutzen, da sie während des druckes erschienen sind. Ich führe sie hier an, um die rührigkeit der lezten zeit zu zeigen und auf sie auch an dieser stelle hinzuweisen. Die werke, welche mir nicht vorgelegen haben, bezeichne ich mit einem sterne. *Ad. von Oechelhaeuser, Der bilderkreis zum wälschen gast des Thomasin von Zirclaere. Nach den vorhandenen handschriften untersucht und beschrieben. Heidelberg 1890. Joh. von Antoniewicz, Ikonographisches zu Chrestien de Troyes. Erlangen 1890. (SA. aus Roman. forschgn. V; vgl. Suchier, Littbl. 1890 nr. 7, 272). L. von Kobell, Kunstvolle miniaturen und initialen aus hdschr. des 4.—16. jahrhunderts mit besonderer berücksichtigung der in der hof- und staatsbibl. zu München befindlichen manuscripte. München 1890. Wendelin Boeheim, Waffenkunde. Handbuch des waffenwesens in seiner historischen entwickelung vom beginne des mittelalters bis zum ende des 18. jahrhunderts. Leipzig 1890. *Heinrich Schröder, Zur waffen- und schifskunde des deutschen mittelalters bis um das jahr 1200[2]. Kiel 1890. *von Süszmilch, gen. Hörnig, Burgen im erzgebirge. (Mit 6 grundrissen.) Mitth. der deutschen ges. z. erforschung vaterländ. spr. und altert. in Leipzig bd. 8 heft 3. 1890. *Ad. Seyboth, Das alte Strassburg vom 13. jahrh. bis zum jahre 1870. Geschichtl. topographie nach den urkunden und chroniken bearbeitet. Strassburg 1890. Ernst Gasner, Zum deutschen strassenwesen von der ältesten zeit bis zur mitte des 17. jahrhunderts. Leipzig 1889. Jean Loubier, Das ideal d. männl. schönheit bei den altfranz. dichtern d. XII. und XIII. jahrh. Diss. Halle 1890. *Franz Tetzner, Die erziehung des „juncherren" in der blütezeit des rittertums. Praktischer schulmann bd. 38 heft 5—7. 1890. (Mir lag nur ein teil vor, gedruckt als diss. Leipzig 1890). *A. Dobbertin, Der gute Gerhard von Rudolf von Ems in seiner bedeutung für die sittengeschichte. Rostocker diss. 1890. *Gärtner, Berthold von Regensburg über die zustände des deutschen volkes im 13. jahrh. Gymnasialprogr. Zittau 1890.

1) Auf eine andere notiz, die sich darin (s. 25) findet, will ich hier noch kurz aufmerksam machen, ohne weitere folgerungen daran zu knüpfen, auf einen historischen pfaffen Amîs: Aput Climmun gibt Wolfger Amisio sacerdoti XXX. den. frisac.

2) Vgl. Berger in dieser zeitschr. XXIV, 122 fg.

*G. Tobler, Geschichte der juden in Bern bis zu ihrer vertreibung aus der stadt 1427. Archiv d. hist. vereins d. cantons Bern 12 (1889), 331 fgg. *Edelmann, Schützenwesen und schützenfeste der deutschen städte vom 13.—18. jahrh. München 1890 (vgl. Litt. cbl. 1890 nr. 24, 822). Verwunderlicherweise hat Schultz das reiche kulturgeschichtliche material, das Du Cange uns in seinem Glossarium mediae et infimae latinitatis bietet, nur teilweise ausgenuzt. Wie viel sich bei einem systematischen nachschlagen dort noch gewinnen lässt, zeigen unsere notizen und verweise bei einzelnen punkten, die wir im folgenden geben werden.

Es ist erfreulich, dass sich die vorarbeiten mehren; aber wir brauchen auch eine grosse zahl solcher studien. Denn es ist unter den jetzigen verhältnissen eine unmöglichkeit, dass ein einzelner eine kulturgeschichte der mittelhochdeutschen zeit schreibe; er müste denn historiker, jurist, nationalökonom, germanist, kunsthistoriker und nicht zum wenigsten theologe in éiner person sein. So lange in den einzelnen fächern die vorarbeiten nicht bis zu einem gewissen grade gemacht sind, ist eine zusammenfassende und befriedigende darstellung der kulturgeschichte unmöglich. Ja auf speciell philologischem gebiet, über das verhältnis der deutschen dichter zu ihren französischen vorbildern im einzelnen, fehlt es noch an arbeiten. Und wenn man Schultz vorwirft, er halte deutsches und französisches in seiner darstellung nicht genug auseinander, was tatsächlich nicht ganz unbegründet ist, so soll man erst von germanistischer seite das verhältnis im einzelnen darstellen. Denn es ist von dem verfasser eines zusammenfassenden bildes nicht zu verlangen, dass er alle diese einzelheiten nachprüfe. Eine sonderung des französischen und deutschen in sitte und brauch ist erst dann möglich, wenn wir mehr sicher deutschen boden unter den füssen haben.

Schultz vernachlässigt manchmal in seiner darstellung den ihm im princip gegenwärtigen grundsatz, dass die glaubwürdigkeit der dichter nur relativ ist. Und vor allem tritt nicht genug hervor, was wir uns immer gegenwärtig halten müssen, wenn wir anders zu einer unbefangenen würdigung des lebens der damaligen zeit gelangen wollen: dass die figuren, welche die dichter schildern, stets — man verzeihe das fremdwort! — posieren. Sie sind immer auf der bühne, grell beleuchtet, behangen mit flitter und gold. Wir sehen sie fast nie beim lampenlicht, im häuslichen kreise mit schlichten einfachen kleidern. Fast in allen gedichten herscht der superlativ unbeschränkt, und auch dieser muss sich noch, um höhere effekte zu erzielen, steigern lassen. Das müssen wir berücksichtigen und dürfen es nie aus den augen verlieren; allerdings bei dem einen dichter mehr, bei dem andern weniger.

Schultzens werk hatte sich schon in seiner ersten auflage viele freunde zu erwerben gewusst. Noch mehr wird es bei der zweiten der fall sein, die in wahrheit eine „vermehrte und verbesserte“ ist. Am eindringlichsten sprechen die schlichten zahlen: bd. I[1] 521 ss., 111 illustr. — I[2] 665 ss., 176 illustr.! Bd. II[1] 426 ss., 136 illustr. — II[2] 491 ss., 196 illustr.! Das werk legt in seiner jetzigen gestalt ein glänzendes zeugnis ab für den fleiss und das wissen seines verfassers. Nur der sorgfältige leser merkt, wie viel Schultz nachgearbeitet und wie er die litteratur bis auf die neuesten erscheinungen ausgebeutet hat. Vor allem erzwingt er dadurch unsere anerkennung, dass er mit unbefangener prüfung an seine eigenen ergebnisse von neuem herangegangen ist und ausstellungen fremder und eigener kritik gleichmässig berücksichtigt hat. Es ist ein buch, das dem verfasser zur ehre und unsrer wissenschaft zu grossem nutzen gereicht. Wir wollen hoffen, dass es recht viel anregung zu weiteren studien gibt und durch sein dasein daran erinnert, dass es auch eine auf-

gabe unsrer wissenschaft ist, das äussere leben der damaligen zeit zu begreifen und darzustellen.

Wir müssen uns immer wider ins gedächtnis rufen, dass es ein kunsthistoriker ist, der das werk geschrieben. Und deshalb wollen wir auch mit dem verfasser nicht weiter rechten über einige sprachliche misverständnisse, die ihm passiert sind und die unten richtig gestelt werden sollen. Aber einen andern punkt müssen wir noch berühren, der schon bei der ersten auflage anlass zu ausstellungen gegeben hat: Schultz citiert in vielen fällen schlechte oder veraltete ausgaben, was nicht bloss mit unbequemlichkeiten verbunden ist, sondern zuweilen auch falsche ergebnisse zeitigt (vgl. z. b. zu I, 87. 344). Die Eneide solte nach Behaghels ausgabe, der Eraclius nach Graef (QF. 50), die Rabenschlacht, der Ortnit, die Wolfdieteriche nach dem Deutschen heldenbuch, die Martina nach Keller (Litt. verein 38. 1856), der von Kürenberc nach Minnesangs frühling citiert sein.

Bei der grossen anzahl von citaten, die Schultzens werk bietet, stellen sich natürlich leicht allerlei ungenauigkeiten ein. Was mir aufgefallen — es ist nur weniges —, führe ich im folgenden an. Band I:

S. 51 anm. 3 lies *In dûht, im bekœm* — 121 anm. 7 l. *sunderlich, wintliecht* — 157 anm. 5 l. *Mai u. Beafl. 195, 7, lernte ez wol* — 234 anm. 3 l. *Mit golde wol bewunden* — 241 anm. 2 ist Crane 1335 wol ausgefallen: *van golde ind van gesteine* — 260 anm. 4 l. *Grieshaber, Predigten II, 69* — 262 anm. 2 l. *sy lütt* — 263 anm. 5 l. *Frauend. 348, 6* — 283 anm. 3 l. *Und ir pfæwîn huete* — 298 anm. 1 l. *Tandareis 13321* — 305 anm. 5 l. *sein raiz chlait, Der frueten Diet* — 330 anm. 1 l. *Sitze und beste* — 334 anm. 4 l. *Denkmalen* statt *Samlungen* — 334 anm. 6 Wo gehört das citat *p. 104* hin? — 353 anm. 8 Carmen occulti auct. l. *Friczchal, dignatur* — 384 anm. 4 l. *varch* — 392 anm. 2 l. *j. Tit. 599: Slementschier* — 399 anm. 1 l. *j. Tit.* und *Slementschier* — 402 anm. 5 Carmen occ. auct. l. *Quem* — 453 anm. 7 l. *hovewart.* — 468 abs. 3 l. *kleiniu kunder* — 482 anm. 6 l. *Von maneger müze* — 508 anm. 1 l. *zolen* — 508 anm. 4 l. *rittere edir knecht* — 515 l. *Einen vaden, Wolvesdrüzzel, Enem mülle* — 549 anm. 10 l. *Kolocz.* und *Des* — 562 anm. 7 Nach *Tundalus* ist die zahl *51, 47* ausgefallen. Die klammer bei *Roths dichtungen* ist zu streichen Beides gehört nicht hierher, siehe später zu I. 562 — 640 anm. 2 l. *Karlm. f. 208, 33.*

Band II:

S. 22 anm. 2 l. *tusenvar* — 29 z. 2 l. *espie* — 38 anm. 3 l. *von der gurtel* — 42 anm. 6 l. *Silberwize* — 48 anm. 4 l. nach D. Heldenb. II: *vor mîner, edele steine, nieman, abgeschaben, Gewinnst du* — 51 anm. 1 l. *Crone 2899* statt *2889* — 65 anm. 1 l. *Par l'ueilliere du hiaume* — 76 anm. 3 l. *Bd. I, s. 604 fgg.* — 90 l. [1], statt [5], — 150 vorlezte z. l. *Und enen* — 199 anm. 9 l. *Sant* — 204 anm. 7 l. *Gefult* — 212 anm. 11 l. *(In Pelrapeire)* — 291 anm. 4 l. *Der hebe* — 311 abs. 2 l. *Ja ist unser beider helfe* — 409 anm. 5 l. *igl swer.*

Die register sind — was ohne zweifel praktischer ist als die frühere einrichtung — jetzt für jeden band gesondert angefertigt und lassen an zuverlässigkeit, soweit ich nachprüfen konte, nichts zu wünschen übrig. Ich würde eine erweiterung und die nennung derselben materien unter mehreren verschiedenen stichwörtern bei einer neuen auflage befürworten.

Schultz hat gewissenhaft die ausstellungen der kritik an der ersten auflage geprüft und zu verwerten gesucht. Es ist keine leere phrase, was er (vorwort s. XIII) sagt, „dass er jede berichtigung mit gröstem danke annehmen und dass er sich

freuen würde, wenn seine arbeit anlass zu weiteren forschungen gäbe, sei es auch um seine eigenen resultate zu modificieren oder zu widerlegen". Die nachträge und berichtigungen, welche ich im folgenden gebe, möchte ich als dank eines aufmerksamen lesers an den verfasser aufgefasst wissen. Manches von meinen nachträgen wird Schultz vielleicht gekant und absichtlich bei seite gelassen haben; manches wird ihm unbedeutend erscheinen. Allein ich glaube, dem charakter seines buches ist es angemessen in den anmerkungen eine gewisse volständigkeit zu erreichen, sobald es sich nicht um das allergewöhnlichste handelt, und auch kleinigkeiten nicht auszuschliessen; denn das Höfische leben ist kein populäres, sondern ein gelehrtes werk. Es mag sich an die unbedeutenden punkte bei eingehenderer forschung mehr und mehr ankrystallisieren, so dass neue, der aufmerksamkeit nicht unwerte gebilde entstehen.

S. 8] Zu der anmerkung füge ausser dem in den nachträgen (1, 663) schon bemerkten werke jezt noch hinzu: Essenwein, Die kriegsbaukunst (Handbuch der architektur teil 2 bd. 4 heft 1) und Fr. Pfaff, Die burg Steinsberg bei Sinsheim und der spruchdichter Spervogel. Ztschr. f. d. gesch. d. Oberrheins. Nf. 5 (1890), 75—118.

S. 16] Auch Château-Renault (Dép. Indre et Loire) „est bâti au confluent de deux petites rivières, la Brenne et la Branle, nommés aujourd'hui Gaule, qui coulent à quarante mètres au-dessous des murailles, au fond d'une vallée large de quatre cents mètres". (Hagemans, Vie domestique s. 18).

S. 22] Anm. 8: In dem citat aus Alex. Neckam ist wol auf s. 23 zu lesen si oder sive situm loci natura muniat.

S. 23] Anm. 4 sind als nachweise für *zingel* noch anzuführen: Gârel 1349, Tandareis 2316, Dêmantîn 8957. Doch geht beim Pleier wie bei Berthold von Holle die terminologie wol sicher auf Wolfram zurück.

S. 26] Anm. 3: Das zweite beispiel aus Diemers Deutschen ged. (313, 21) ist zu streichen, da hier *brustwere* panzer, harnisch bezeichnet. Andere belege für die bedeutung „brustwehr" siehe jedoch noch Lexer 1, 373.

S. 29] Bei der bemerkung über die anzahl der türme einer burg hätte sich Schultz nicht das klassische beispiel Parz. 161, 23 fgg entgehen lassen sollen, wo der *tumbe knappe* die am horizont nacheinander auftauchenden türme der burg des Gurnemanz für von Artus gesätes korn hält und seiner mutter volk tadelt: *mîner muoter volc niht pûwen kan; Jane wehset niht sô lanc ir sât, Swaz sir in dem walde hât: Grôz regen si selten dâ verbirt.*

S. 33] Füge anm. 2 hinzu: *diu valbrück was ûf gezogen* Tand. 5613, vgl. 5676; ferner *porta campestris* (Oppenheim) *dicta vallidor* Baur HU. 2, 421 nr. 439 a. 1289; ferner HU. 2, 657 nr. 658 a. 1305. 2, 689 nr. 690 a. 1308. 2, 689* a. 1315. 1, 693 nr. 1046 a. 1371. *Nicolaus dictus an deme valletharc* HU. 3, 122 nr. 1059 a. 1336; 3, 276 nr. 1193 a. 1346; 3, 366 nr. 1274 a. 1355. Anm. 3: *slegebrucke* Tand. 5351.

S. 35] Anm. 3: *ein schozporce dâ nider schôt* Crane 292.

S. 43] Türme als schatzkammern werden noch erwähnt Crane 2456 fg., 4798 fg. und Tand. 7566 fgg.: *Der grôze turn der ist vol Von silber und von golde gar (Daz ich iu sage daz ist wâr), Der ob dem palase stât; Dar in er gesamnet hât, Daz in dem turne mære Ist nienen winkel lære, Er ensî vol von grunde gar.* — Ein *steinhûs* wird als schatzkammer gebraucht GA. 1, 127, 845: *in sîn steinhûs er daz* (das silber) *truoc.*

S. 44] Anm. 7 sind wol noch die instruktiven stellen Tand. 11165 fgg. und 11489 fgg. hinzuzufügen.

S. 49] Einen ziergarten finden wir Wolfd. B. 807, 1: *daz getwerc nam den fürsten mit ellenthafter hant. Ez wiste in vil balde, dâ ez ein ziergarten vant.* Dort ist ein sedel von marmor, darüber eine linde (automat) mit singenden vögeln. — PBr. Beitr. 15, 218 fgg. habe ich einen kleinen beitrag zur gartenkunst zu geben gesucht und für die pflege und schulung der linden beispiele angeführt. Es sei mir gestattet einige nachträge dazu hier anzureihen. Meleranz 436: *Enmitten in dem anger Sach er einen boum stân, Des nam war der junge man, Daz was ein diu sekœnste linde. Ich wæn, daz ieman vinde Einen boum alsô wünneclich. Si was geleitet umbe sich, Die este gebogen ûf daz gras. Swer under der linden was Dem moht der lichten sunnen schîn Mit ir licht kein schade sîn.* Tand. 4664: *Der hof was lanc unde breit Eben sleht als ein hant. Ein linden er dar ûf vant Diu was geleitet umbe sich Wît unde meisterlich Lanc wâren die este Grôz unde veste. Diu linde hôch und dicke was, Dâ von der ritter noch genas.* Tandareis entweicht bei seinem kampfe mit dem riesen unter die linde, deren zweige so weit herunterreichen, dass dieser seine grosse stange nicht gebrauchen kann. Ja, wie Tandareis sich unter die zweige birgt, vermag ihn der riese von oben nicht einmal zu sehen (Tand. 6580 fgg.). H. v. Freib. Trist. 1155: *Dâ stuont ein linde bî dem wege. Die was erzogen mit sulcher pflege. Daz sie mit esten und mit blaten Gap vollen wint und grôzen schaten* Grimm, Roseng. 169: *Sie* (Kriemhild) *hat ouch erzogen ein linde, diu ist sô wît, Daz sie fünf hundert frouwen vil guoten schaten gît. Dar under stêt ein gesidele.* Die linden wurden überhaupt breit gezogen, und man liess die äste schon ziemlich tief sich ansetzen. Daher kann man auch sagen *si fuorten in ûz der linden* (Meleranz 1258) und *im was gâch ûz der linden* (Tand. 9149).

Eine rationelle baumpflege scheint man damals schon gekant zu haben. Vgl. Lieders. 1, 77, 19 fgg.: *O we minneclichü sat Wie schön in mynem hertzen stat Daz zwy daz du geimptet hast! Ich klag daz du es nit enlast Ze rechter zit erwinden. Mir sait myn enphinden Das ez sich hab gespraittet wit, Da von, lieb, so wår es zit Das man des jmpters aste Mit trösten vnder sazte.*

S. 51] Anm. 3 ist wol der unterschied zwischen den in beiden citaten erwähnten lauben zu erwähnen. Die erste ist an das haus angebaut (v. 77 fg.) und steht mit ihm durch eine kleine tür in verbindung (75. 162). Sie ist hoch (78) und liegt über dem baumgarten erhaben (133). Anders steht es um das zweite citat, bei dem wol an eine laube im modernen sinne zu denken ist.

S. 53] Anm. 5 hat Schultz eine erklärung von *wurmlâge* versucht, der ich im folgenden widersprechen möchte. 1) Schultz nimt als selbstverständlich an, dass *wurmlâge* und *wurmgarte* dasselbe bedeuten. 2) Er berücksichtigt nicht den zusammenhang der stellen, an denen *wurmlâge* auftritt. Sonst hätte er sehen müssen, dass an ganz unbebauten stätten, irgendwo, plötzlich eine *wurmlâge* errichtet wird (Dèmant. 1055 fgg.; Crane 4191 fgg. 4219 fgg.). 3) Er übersieht, dass vermiculatus in der erklärung, die er selbst anführt, glossiert wird als *wormgemelde, gemalt oder geferbt als wormlin, gewurmlet,* dass es sklavisch übersezt ist und nur „rot, vermeille“ bedeutet. Ganz selten ist auch bei Du Cange die bedeutung „musivgemälde“ belegt, dagegen häufig „rubrum“ (Du Cange S. 282 fg.). Althochdeutsch wird *wurmotaz* mit *vermiculum* und *coccineum* glossiert, ebenso *gewurmot = coccineum, vermiculata* (Graff 1, 1045). 4) Ganz unzulässig ist bei Schultzens erklärung

die deutung aus *wurme-lâge* (nachstellung); in dem angenommenen falle ist *-age* eine aus dem romanischen übernommene ableitungssilbe. 5) Den grösten sprung macht Schultz nun im folgenden: Mosaikfussboden mit eingelegtem labyrinth — labyrinth — irgarten — freier platz in der mitte des irgartens. Es liegt kein einziger grund dafür vor, wir haben nicht den geringsten anhalt für diese schlüsse. In der stelle aus Herz. Ernst B (2830 fgg.) übersieht Schultz, dass dieser „irgarten“ innerhalb der burg liegt. Es ist undenkbar, dass die burg so gross war, dass ein solcher irgarten, in dessen mitte erst die eigentliche wurmlage sich befand, darin angelegt sein konte. Kurz, wohin wir auch sehen, widersprüche!

Aber Schultzens opposition gegen W. Grimms deutung ist gerechtfertigt. Dessen auffassung ist unhaltbar bei der einfachen betrachtung der zeugnisse. Jakob Grimm (W. Grimm, Kl. schr. 3, 291) hat den beispielen seines bruders noch einige hinzugefügt, die hier aber nicht zu verwerthen sind: *vyrmsele* (Judith 134, 57) besagt nichts, die übrigen belege werden wir bei *wurmgarte* zu besprechen haben. Auf die erklärung der ortsnamen lasse ich mich nicht ein: sie können pro und contra nichts beweisen.

Die meisten gelehrten scheinen mir hier zu einem falschen resultat gekommen zu sein, weil sie mit der erklärung des namens begonnen und daraus, nicht immer ohne zwang, seine bedeutung gefolgert haben. Wir werden den umgekehrten weg einschlagen. — *Wurmgarte* ist verschiedentlich belegt (W. Grimm, Kl. schr. 3, 291): Lanz. 5041 fgg., Vorauer hs. 296, 25 *(nû hilf mir sundære heim ûz diseme wurmgarten)*, Türh. Willeh. Cod. Palat. 175a *(der Danjêlen erlôste ûz dem übelen wurmgarten)*, j. Tit. 2518 *(der Danjêles pflac in dem wurmgarten)*, *wurmgarte ormgardr* GDS. 126; Holthausen, Beitr. 9, 458. 462 fgg. Vgl. *Wurmeleia* Kemble 4, 156, *Vurmeléa* 4, 178 (218; 6, 232; zu *léah* hain), *Wurmstide*, *Wurmstede* Thür. mitth. 1. 4, 87. 89 fgg., *wurmouwe* Hohe lied hrsg. von J. Haupt 59, 16 (die wider gottes willen tun, *nehaizzent niht ein zartgarte, die nemugin wol heizzin ein wurmowe unde ein dornowe*). — *Wurmgarte* ist einmal eine übersetzung von *lacus leonum* (Daniel cap. 6, 12); es wurde so verdeutscht, da die löwengrube zu unverständlich schien. Dann aber ist *wurmgarte*, *wurmléah*, *wurmstete*, *wurmouwe* ein feuchter, bruchiger wald, resp. aue. Denn die vorstellung, dass die schlangen (oder drachen) den feuchten wald und bruch liebten, war damals schon lebendig, wie auch Lanz. 5041 fgg. zeigt.

Was ist nun *wurmlâge*? Eine bedeutung, die mit unserm *wurmlâge* wol nichts zu tun hat, zeigt das französische *vermillage* (Du Cange 8, 283a): *vermillage vero aut vermullage dici videtur Præstatio, pro facultate porcos in silvam inmittendi, ut terram fodiendo, vermium instar, unde nomen, cespites eruant.* Sehr wahrscheinlich ist diese erklärung nicht; aber diese abgabe für die schweine, das vermilagium, wird kaum etwas mit unserm wort zu tun haben. Die *wurmlâge* befindet sich in der burg (Herz. Ernst B. 2366 fgg. 2559 fgg. 2830 fgg. 2950 fgg. 3338 fgg.), nicht weit von ihr entfernt (Athis C* 26 fgg., D 54 fgg.) oder schliesslich an einer beliebigen stelle (Dêmant. 1055 fgg., Crane 4191 fgg. 4219 fgg.). Ungewiss bleibt die lage Lanz. 1834 fgg. Besonders instruktiv scheinen mir die ausführungen Bertholds von Holle zu sein: *Ich wil ûch die strâze lêren Dar hin an ûwer rîche. Uch ist wêrliche Ein wormlâge gemachet dâr. Vil maneche stolze vrowe clâr, Ind ritter hânt nû ûch gelegen* Crane 4191, *Dô sâgen si ûf dem anger breit Die paulûn vur in ûf geslagen Daz begunde dem koninge behagen. Dat ros die ritter mit sporen nam: Gerant her fluhteneclîchen quam Vur die wormlâge riche* Crane 4219, *Dâr was gemachet ûf den plân Ein wormlâge alsô getân Daz ich spreche wol vor wâr,*

Wêrn zwê tûsent frouwen dâr, Si mochten lichte hân ersên Den strit di solde dâr geschên Dêmant. 1055, *Dêmantin di helt gemeit An di wormlâge hen reit* ebd. 1109, *Alsus di hôchgelobte reit In di wormlâge al zû hant. Or pherde worden wedir gesant. Der koning ûf daz gestôle sat* usw. ebd. 1118, *Firganant der rîche, Eim vorsten quam gelîche An di wormlâge ûf de andir sît* ebd. 1127.

In der wurmlage wird gekämpft und getafelt. Aus den angeführten stellen geht hervor, dass die wurmlage schnell hergerichtet werden konte; die ritter und frauen des landes kommen Crane entgegen und an der stelle, wo sie sich niederlassen, um ihn zu erwarten, wird eine wurmlage errichtet (ähnlich bei der auch von Schultz angeführten stelle aus der Sächs. weltchronik). Anders bei der wurmlage in der burg: die helden kommen in einen grünen hof, sie finden in einer wurmlage herliche gestühle und sehen innerhalb im kreise manchen schönen tisch. (Herz. Ernst B. 2366). Nahe bei der wurmlage befindet sich der pallas (ebd. 2559 fgg.). Von oben von der burg sieht man auf die wurmlage herab (ebd. 2830 fgg.). Mir scheint nur eine deutung möglich: die *wurmlâge* ist ein freier, gewöhnlich kreisrunder (daher der name?) platz, meistens von tribünen umgeben, auf dem gekämpft und auch getafelt wird, wenn man nicht im saale speisen will oder aus andern gründen die möglichkeit dazu fehlt. Mit dieser erklärung lässt sich alles ohne schwierigkeit vereinen. Dieser platz lag zuweilen innerhalb der burg, zuweilen nicht weit davon entfernt. So sagt Schultz (s. 52 fg.) von dem turnierplatz: „Wenn es das terrain gestattete, war innerhalb der mauern auch noch ein platz für die ritterlichen übungen reserviert. So in schloss Schönburg und Hohennagold. Gieng es nicht an den platz in der burg selbst unterzubringen, so wurde er wenigstens in die nächste nähe derselben verlegt“. Das stimt volständig zu meinen obigen ausführungen über die wurmlage.

Wie ist aber das wort zu erklären? Darüber kann ich nichts sicheres angeben. Vielleicht mag die römische arena, in der kämpfe mit tieren und menschen statfanden, die vermitlerin der benennung gewesen sein. Aber man komt über sehr vage möglichkeiten nicht hinaus.

S. 55] Anm. 5: Ein *angster* findet sich abgebildet in Jacob Grüszbeutels Stimmenbüchlein (1531) Bl. Aiiijb; ebenso auch in dem abdruck der ausgabe von 1534 durch H. Fechner in „Vier seltene schriften des XVI. jahrh.“, bl. Aiiijb.

S. 58] Zu anm. 5 ist noch anzuführen GA. 2, 392, 47 fgg. — In anm. 6 hat sich eine reihe von irtümern eingeschlichen. Jener Elsân, den Dietrich von Bern mit der aufsicht über die söhne Etzels und seinen bruder betraut, ist nicht identisch mit dem bruder Hildebrands, dem mönch Ilsân. Ferner sind hier nicht die stiegen des saales gemeint, die er verdürnen soll, sondern *die stîge*, die wege.

S. 59] Vgl. zu der anlage der lauben noch Tand. 4406 fgg.: *Mit unkreften gienc er dan In die stat dâ er vant Under einer louben an der want Vor eines koufmannes tür Ein banc, dâ sazte er sich vür.* Ferner Karlm. 208, 38: *De* (die bürger von Paris) *hengen grone ind brunyt Vsser den loven van den husen.* — In anm. 6 sind wol unter den vögeln, deren sang man in den *liewen* überall hört, gefangene vögel in käfigen zu verstehen.

S. 61] Die anm. 1 am schluss erwähnte stelle (Troj. 17462) ist wol zu den s. 63 unten besprochenen mosaiken zu stellen. — Bei der schilderung der türen wäre vielleicht noch zu erwähnen, dass die türpfosten und die türkapitäle nach aussen und auch wol nach innen über die mauer hervorragten, so dass man nicht zu grosse gegenstände darauf legen und aufbewahren konte: es wird *daz übertür* (glossiert mit

superliminare) genant. Vgl. (sie) *solde daz wachs legen her vür Ob ir kemenâten tür* Heinr. v. Freib. Trist. 5889, *ûf daz türstudel hin vür Legte sie daz wachs* ebd. 5912, *dô quam er der dâ wolde baden Alsô nacket an die tür. Dô was oben dar vür Guoter wedel vil geleit* GA. 3, 139, 64, *Dâ sazt ich den gebraten Visch vff daz vbertür* Lieders. 3, 8, 124, *Ich graif vff daz vbertür Vnd nam minen visch* ebd. 3, 8, 136. — Daher komt die bekante sprichwörtliche redensart „etwas, besonders die seele, auf die obertür setzen", vgl. Grimm, DWb. 7, 1105, Schmeller² 1, 620, Volksbuch v. dr. Faust ed. Braune s. 13.

S. 62] Anm. 6 füge hinzu: *der palas was an allen enden überwelbot* Lieders. 2, 232, 803.

S. 67] Dêmantîn 2376: *Sî trat ûf eine steinîn want An ein venster sitzen.* — Dass die fenster in ziemlicher höhe angebracht waren, zeigt auch folgende stelle: *dô spranc er ûz dem bette, an leite er sîn gewant, Ob im tet er daz venster ûf mit sîner hant* Ortnît VII, 545, 1. — Den hier genanten schlössern, in denen sich gruppenfenster mit säulentrennungen finden, ist auch noch die kaiserpfalz in Goslar zuzufügen, vgl. Hotzen, Das kaiserhaus zu Goslar (Halle 1872) s. 13 und Mithoff, Kunstdenkmale und altertümer im Hannoverschen (Hannover 1875) bd. 3, 64.

S. 72] Hier ist noch eine merkwürdige heizanlage zu erwähnen, die mir aus dem kaiserhause zu Goslar bekant ist, eine luftheizung, deren einrichtung sicher noch in unsere zeit fält. Von einem grossen, an der hinterseite des gebäudes befindlichen und von aussen heizbaren kamin geht ein system von kanälen aus, die sich von einem hauptast nach rechts und links verzweigen. Von dem hauptkanal führt auch eine röhre ins obergeschoss, wo sich ein dem untern entsprechendes system findet. Über die genaue zeitbestimmung dieser anlage sich zu äussern, muss ich sachverständigen überlassen. Aber auch wenn man sie (mit recht?) ins 14. jahrhundert sezt, fält sie noch in unsere periode hinein. Vgl. hierzu die oben citierten werke von Hotzen s. 15 und Mithoff s. 66 fg. — Öfen erwähnt Weinhold DFr.² II, 89 fg.; vgl. auch *Heintze Cachilabe* Baur HU. 1, 657 nr. 984 a. 1364.

S. 74] Anm. 1 füge noch hinzu: *Wir hetten tochter noch sün Vnd sazzen vff ainer bün Ob vnserm tisch* Lieders. 3, 7, 103. Das gleiche bezeichnet wol *hôhgesidel* Dietr. Fl. 4959. — Anm. 9. Porträts der edelsten ritter und helden sind in dem Dêmant. 7119 fgg., 7164 fgg. erwähnten saale auf die wände gemalt. Noch interessanter ist eine stelle aus den gedichten des Teichner (Karaj. anm. 254): *Wâ gemâlet stênt die alten, Die von got nû sint erkorn, Sô stêt ie gemâlt dâ vorn Daz er ein buoch hât in der hant. Aber swer nû an ein want Mâlen wolt vil manegen pfaffen, Er wurd wunderlich geschaffen: An der einen sîten dan Müest ein wîp gemâlet stân Und ein spilbret in der hant Und ein swert umb sich gespant. Wâ sie tafel, trinkhorn An der sîten truogen vorn, Daz hât nû ein swert umgeben Und ein Basler lanc dâneben.* Auch der dichter des Kittel erwähnt (Altsw. 21, 7) einen saal, in dem frauenporträts so meisterlich von einem maler aus Griechenland gemalt sind, dass sie zu leben scheinen.

S. 76] Die maler von Erfurt erwähnt Nic. de Bibera in seinem Carmen occulti auctoris (Gesch. quellen d. prov. Sachsen I) 1762 fgg.:

> *Sunt ibi pictores alii* (vorher ist die *pictura* der *sartores* erwähnt) *per mille colores*
> *Qui diversarum processus materiarum*
> *Conducti pingunt et menti gaudia fingunt*

Auch *rielachen* komt vor und ist wol nicht *rüelachen* gleich zu setzen, sondern mit *rie* zu verbinden; vgl. *si hiez im bringen drâte Tepich zuo den benken Und an die wende henken Sidînin stuollachen* (var. *riglachen*) GA. 2, 413, 178.

S. 79] In der trinklaube *was geströuwet grüenez gras* GA. 2, 470, 104. Ich will hier gleich noch das auf s. 103 erwähnte bestreuen der kemenate mit blumen und kräutern nennen, das aber nicht nur, wie Schultz irrig meint, an besonderen festtagen, sondern ganz gewöhnlich geschah. Unter den sanitären regeln wird noch im Ring (263, 40)[1] erwähnt: *Dar zuo schol geströuwet sein Mit chraut die chamer sunder wol Daz nicht sey mösich, wassers vol.*

Auch in der schilderung des festlich geschmückten schlafzimmers einer bäurin (GA. 2, 184, 366) finden wir diese sitte erwähnt: *Beide krût, gras unde loup Des lac der estrîch vol; Dillen und wende wâren wol Mit bluomen gar bedecket, Der was daran gestecket Daz man dâ niht wan bluomen sach.* Dass das bestreuen mit blumen und kräutern sehr gebräuchlich war, sehen wir aus den reiserechnungen Wolfgers von Ellenbrechtskirchen. Ich führe folgende stellen an: *pro gramine super caminatam et quibusdam equis viiij. den. sen.* (s. 43), *pro gramine in caminatam* (s. 43. 44. 45. 46. 48), *pro gramine in cameram* (s. 49. 51. 54. 55. 56. 58). Ebenso finden wir diese gewohnheit in der *Vie domestique d'un seigneur Châtelain* (s. 21): *la salle du manoir est jonchée d'herbes fraîches, car la saison est belle encore. En hiver la paille remplacera l'herbe odorante* (vgl. auch s. 12 und 102 anm.: *à II famès qui netéèrent les chambres et la salle et pour erbe cuillir X. d.*).

S. 80] Vgl: *sîn tisch von helfenbeine Guldîn an den slozzen Sam si wærn gegozzen* Laurin 1136.

S. 81] Fussschemel sind abgebildet Codex diplomaticus Cavensis bd. 3. I Manoscritti Membranacei s. 36. 108. 235. 249. — Zu dem *plumît* wird noch ein *banclachen,* ein teppich, der auf die bank gelegt wird, erwähnt: *ein bette man dar truoc* (auf die bank) *Und ein banclachen* GA. 3, 48, 190, vgl. Schultz 1, 87.

S. 82] Abbildungen des faltstuhls siehe auch noch Cod. dipl. Cavensis, bd. 3: I Manoscritti membr. 4. 36. 108. 235. 249. Wie Schultz richtig angibt, ist er meistens ohne lehne. Dann hätte er vielleicht aber s. 83 den ausdruck „Als muster eine faltstuhls teile ich fig. 24 die abbildung des sogenanten trones könig Dagoberts mit“ anders fassen sollen, da dieser mit lehne versehen ist und daher die sachlage leicht falsch aufgefasst werden könte. — Ein thronsessel eigentümlicher art ist Virg. 942, 6 fgg. erwähnt: Der fürstliche bote wird an den herrentisch gesezt: *der küneginne krône Swebete schône ob im dô Dem vürsten edel ze lône. Im wart sîn gemüete vrô: Er saz dô under krône.*

S. 83] Anm. 3 vgl. Grimm, Weist. 5, 272: *die frau mag sich des gebrauchen uf ihrem wittibenstuel, dieweil sie lebt.*

S. 85] Höchst instruktive zeichnungen der construktion von spanbetten bieten auch der Codex dipl. Cavensis bd. 3 d. Manoscr. membr. s. 5 und Kat. d. Bayr. nationalmuseums V, 1 Roman. altertümer fig. 163. — Vgl. noch: *In der kemnât stuont ein bette von helfenbeine gar Dar ob lac ein kulter von lichter sîden klâr* Wolfd. D. 80, 1. *Von palmât dicke ein matraz Gesteppet ûf ein phelle breit Der erzeiget grôze rîcheit, Dar ûfe saz der werde man* Garel 796. — Eine genaue schil-

1) Ich habe mich nicht gescheut den Ring, der in seiner sprache, der poetischen technik und in der schilderung der zustände einer antikisierenden tendenz huldigt, hier, wie sonst öfter, heranzuziehen.

derung des betaufputzes gibt der Pleier im Meleranz 619—635: auf dem bette liegt ein *phlûmît* und ein gestepter *matraz*; zwei leintücher sind darüber gestreckt und werden durch ein decklaken von hermelin mit futter von feuerrotem pfelle bedeckt. Ein *wangküsselîn* liegt noch dort und endlich ein *zieche von Salomanderâ*. — *Declachen von Troyande, die besten sîdn ûz aller heiden lande* werden Rabenschl. 115, 4 erwähnt.

S. 87] Die bemerkung Schultzens über *underzieche* ist zu modificieren, da nach den lesarten der handschriften an jener stelle der Eneide (1278) *under tieke* in den text zu setzen ist, vgl. Behaghel, Lesarten zu 1278 und 9308 fg.

S. 88] Anm. 4. Ein *declachen zobelîn* wird auch Gârel 4966 erwähnt.

S. 89] Zu der beobachtung, dass die unterbetten von stroh sind bei der sonstigen, so kostbaren aufmachung vgl. auch zu Iolande 2319. — Anm. 3 ist noch die von Schultz s. 208 anm. 3 citierte stelle aus Thomas Wykes anzuführen. — Was die anm. 6 angeführten verse aus dem Bloch (366 fgg.) hier zu tun haben, weiss ich mir nicht zu deuten. Hinzuzufügen ist aber Eracl. ed. Graef 4395: *ûf einem strô was ir baz, Dâ sie bi im lac ode saz, Danne mit aller der zierheit, Die ûf des kaisers bette was geleit.* — Auch den rittern auf ihren abenteuerfahrten werden über eine unterlage von laub und moos betten und teppiche gedeckt: *dar nâch bette man in Under daz gezelt hin Beidiu ûf loube und ûf gras. Vil manec guot gulter was Ûf daz loub gedecket. Dar ûf wâren gestrecket Vil wîziu lîlachen* Wig. 92, 11. Die gleiche schilderung etwa finden wir Meleranz 9619—32. — Credenztische sind, wie Schultz meint, nicht üblich gewesen, und darin hat er gewiss recht. Dagegen scheint etwas anderes gebräuchlich gewesen zu sein: In der gralsburg werden die goldenen und silbernen trinkgefässe auf vier karrôschen hereingefahren und von diesem wagen auf die tische verteilt (Parz. 237, 21 fgg.; vgl. Virg. 682, 1 fgg. 1010 fg.).

S. 91] In weniger vornehmen häusern wurden auch wol die lichter ohne *kerzstal* irgendwo festgeklebt, wie es GA. 2, 328, 494 fgg. geschildert wird: *Eine kerse nam se in de hand, Se ging ander werre hin in, De kersen klevede se bi ein vensterlin.*

S. 93] Wachslichte erwähnt auch Ulrich von Liechtenstein Frauend. 299, 5 fgg., wo er schildert, wie die ritter in Neuenburg die ganze nacht hindurch herumstreichen, von dienern mit lichtern begleitet. Die kosten der beleuchtung waren sehr beträchtliche, und wenn auch die kerzen im hause selbst gegossen wurden, so war der preis für unser urteil ein ungemein hoher. Hagemans hat (Vie domest. s. 24) ausgerechnet, dass für Jean de Blois an einem gewöhnlichen abend die beleuchtung fr. 16 in heutigem gelde kostete. — Anm. 2 vgl. *quod 16 candele equalis ponderis et quantitatis dicte vulgariter pfündige, gewundene kertzen de dicta cerea conficiantur* Strassb. urkdb. 3, 358, 35 a. 1327; *ouch sal zcu yeder kerczin nicht mynner kummen dan eyn pfund wasses, och sal daz dacht allewege von seisz rademen sin yn yglicher kerzcen.* Baur, Arnsburger urkdb. 602 nr. 985 a. 1369.

S. 94] Kerzen werden den damen am abend von dem gesinde vorangetragen (Wolfd. D. VI, 76, 1. Lanz. 888). Ebenso werden laternen zu diesem zwecke gebraucht: *Si het mit ir dar getragen Zwô laterne (hôrte ich sagen) Dar inn zwô kerzen brunnen lieht* Tand. 11490.

S. 95] Anm. 10 ist noch nachzutragen: *des küniges muoshûs* H. v. Freib. Trist. 2901, vgl. Alexander 5939 fgg.

S. 96] Nach der mahlzeit werden die tische aus dem saale getragen und man tanzt dort: vgl. noch zu Iol. 2921 und Crane 2158. — Früher schlief der herr mit

seiner gefolgschaft auf dem saale, und so tut es noch Dietrich von Bern: *Dô wahte der Bernære Und ouch die recken über al Die bi im lâgen ûf dem sal* Dietr. Fl. 5808. — Zwei personen des gleichen geschlechtes schlafen häufig zusammen, vgl. zu Iol. 708 und folgende stellen: *Bî der juncfrouwen lac Ir meisterinne, diu ir pflac* Meleranz 1359. *Diu schœne Kameline lief Hin zuo Brangænen wider Und legete sich an ir bette nider. Dô legete sich Tantrîsel Ze samne und Paranîsel* H. v. Freib. Trist. 4918. Die sprüche des Cato (Liedersaal 1, 568, 331) schärfen als höflichkeit ein: *Wenn du wilt legen slaffen dich Zu dinem gelichen so rat ich Das icht werd von dir geswigen An welhem tail er wolle ligen.* Er galt indessen für feiner, jedem gast ein eigenes bett zu bereiten: *Nu wart in gebettet wol Als man lieben gesten sol legelichem besunder* Lanz. 831. *Mit den gesellen er dô gie In ein kemenâten Diu was wol berâten Mit vier betten riche* (für vier ritter) Tand. 2626. *Man vuort den degen wert erkant In ein sunder kemenâten* (während die damen in einem gemeinsamen zimmer zu schlafen scheinen) Tand. 13347.

S. 97] Eine nachtigall singt in einem elfenbeinernen speer Virg. 6, 4 fgg.; in einem speer singen nachtigall, zeisig usw. Orendel 977 (vgl. 972—977). Ein goldener adler, als automat, auf dem zelte des Lanzelet Lanz. 4780—4805.

S. 103] Ein vorhang vor dem bette wird öfters erwähnt; vgl. noch Mel. 584 fgg., Zarncke, Beiträge zur erklärung und geschichte des Nibelungenliedes s. 156 fgg. und weiter: *Ez* (das bett) *was vil wol behangen Al umbe und umbe vür den stoup* GA. 2, 184, 364; *Her ritter, liget stille, Ich rât und ist mîn wille. Der umbehanc ist gelesen* (in falten gelegt) *Uns mac arges niht bî wesen* GA. 2, 278, 49. Auch ein baldachin darüber findet sich, also ist es ganz unser himmelbett GA. 3, 65, 26—38. — Anm. 4 ist noch anzuführen Gârel 1202 und aus anm. 5 Herz. Ernst 2630. — Die bank vor dem bette hatte, wie dieses selbst, unter sich einen raum, dass man gegenstände darunter verbergen konte, vgl. *Ir kindelîn si suochte under bette und under banc* Wolfd. A. 922, 2. — Das *schirmbret*, ein wandschirm, eine art spanischer wand im schlafzimmer, wird Krone 8321 erwähnt; vgl. auch noch Lexer 2, 756.

S. 104] Anm. 3 ist noch nachzutragen: *Diu wirtin nam die laden ûf den schôz, Vil schiere si ûf geslôz: Si nam mit ir hende Her ûz ein [weiz] stolz gebende* GA. 2, 166, 331. Aus dieser stelle ersehen wir, dass für die verschiedenen garderoben- und schmuckstücke mehrere, grosse und kleine laden vorhanden waren. Die truhen für die kleidung sind gross und schwer, diese ist so klein und leicht, dass die hausfrau sie auf den schooss nimt.

S. 106] Die kemenaten werden auch des nachts mit kerzen erleuchtet; Lanz. 888 fgg. geht die tochter des wirtes zu den rittern, von zwei jungfrauen, die leuchter mit brennenden lichtern tragen, begleitet: *Die saztens zuo den stunden Zuo den lichten diu si funden Nâch der vrouwen gebote* (vgl. auch Lanz. 852 fgg.). Ebenso brennen (Parz. 244, 27 fgg.), während Parzival schläft, kerzen. — Als Ulrichs v. Liechtenstein geliebte ihn in ihrem zimmer empfängt, stehen vor dem bette zwei grosse leuchter und hundert lichter strahlen von den wänden (Frauend. 348, 25). — Auch an der tür des hauses befand sich ein klopfring: *Ze dem dritten kinde kom er sân Und ruort den rinc an der tür* GA. 2, 411, 132.

S. 107] Unrecht hat Schultz wol, wenn er das vorhandensein von nachtgeschirren bezweifelt. In dem ausgabebuch des Jean de Blois (Vie dom. s. 35 und anm.) findet sich im oktober der posten: *It. pour orinaus pour pluss. foiz VIII. d.* (von Hagemans = fr. 2, 10 heutigen wertes gesezt). Vgl. noch Du Cange 8, 383 fg.

S. 108] Abtritte werden noch erwähnt von Nic. de Bibera (Carmen occulti auctoris 1721): *Alter* [facit] *privatam pro commoditate locatam.* Sie sind gewiss häufiger gewesen, als Schultz annimt; in den städten sind sie, scheints, in der regel vorhanden, wie die erwähnung in den urkundenbüchern zeigt; vgl. z. b. Strassb. urkdb. 3, 236, 23 a. 1314; 3, 316, 17 fgg. a. 1324. Vgl. auch Du Cange 6, 509 c sub *privada* und *privata*, der noch einige belege gibt, und Gasner (Zum deutschen strassenwesen s. 140), dessen schilderung der zustände des 15. jahrhunderts die früheren illustriert.

S. 109] Über *line* vgl. jezt O. Zingerle Ztschr. f. d. a. 33, 107 fgg.; über *estres* ebd. s. 115.

S. 111] Über doppelkapellen vgl. noch Mitt. der k. k. central-commission 15 (1889), 239.

S. 113] Eine ganz gute abbildung der doppelkapelle des schlosses zu Vianden befindet sich, wenn ich mich recht erinnere — das werk ist mir hier nicht zugänglich — in Arendts Monographie du Château de Vianden (Luxemburg 1884).

S. 114] Eine bedachung mit blei finden wir Virg. 189, 6: *Gedecket was mit blîge Vür den regen und vür den wint Daz kostberlîche gemiure.* Gewöhnliche häuser waren mit schindeln und stroh gedeckt: *daz* (das haus) *was nider und niht hô Mit schindeln gedaht und mit strô, Der zûn der wende der was fûl, Enmitten stuont ein krumbiu sûl, Diu was des swachen hûses kraft; Die râren wârn dar an gehaft* Eracl. 2199. Vgl. *eyn hus mit ziegeln gedecket vnd daz gesseln dar neben, daz ander bit Rore* Worms Baur HU. 3, 511 nr. 1424 a. 1376.

S. 120] Es hätte im text vielleicht die pflasterung von Ardes hervorgehoben werden sollen, die in dem citat in der anm. 1 leicht übersehen wird. Weitere nachrichten über pflasterung von städten hat Gasner (Strassenwesen s. 50 fg., 65 und anm. 32. 114 und anm. 387) zusammengestelt. Unrichtig ist die bemerkung Schultzens, dass man erst in der zweiten hälfte des 14. jahrhunderts in Deutschland zur pflasterung der städte geschritten sei. Die ausführungen Gasners (s. 123 fgg.) beweisen, dass schon anfang des 14. jahrhunderts das pflaster in aufnahme kam. Dafür wird aber von der stadt oft ein weggeld erhoben, wie Gasners nachweisungen (s. 127 und anm. 26. 27) zeigen.

S. 121] Schlimmer als für reiter stand es für fussgänger, für die manchmal die strassen kaum passierbar waren. Nur durch schreitsteine, die sich besonders bei wegkreuzungen fanden, wurde für die fussgänger gesorgt, sonst ist die strasse voll kot und schmutz. Vgl. Gasner s. 120 fg. und Eracl. ed. Graef 3875 fgg.: *Des hûses sie guoten war nam Und als sie gegen der tür kam Dô was diu selbe strâze Horwec ûz der mâze Als ez ofte in grôzen steten ist.* Nun lenkt die kaiserin ihr pferd auf einen runden stein; das strauchelt und sie fält in den schmutz. — Zu anm. 3 war wol noch auf s. 639 anm. 2 zu verweisen. — Die älteste anordnung über den kehricht und dessen abfuhr ist uns aus Strassburg aus der ersten hälfte des 12. jahrhunderts erhalten (Gaupp, Deutsche stadtrechte des mittelalters 1, 68 nr. 82; bei Gasner s. 53 und anm. 35). Schon dort wird verboten mist und kehricht vor die häuser zu werfen, ausser wenn man ihn gleich wegführen will, und es ist nur erlaubt ihn an bestimte, namhaft gemachte stellen hinzuschaffen.

S. 126] Hier hätte jedenfals in einer anmerkung auf die lebensvolle schilderung des wesens und treibens der bürger und handwerker hingewiesen werden sollen, die sich bei Nic. de Bibera im Carmen occulti auctoris 1682 fgg. findet.

S. 143] Wolfdieterich bietet sich der in den wehen liegenden gemahlin des vom drachen getöteten ritters als *amme* an, wird aber zurückgewiesen, da die frau sich vor ihm schämt (Wolfd. A. 570 fg.; ausführlicher Wolfd. D. VIII, 65 fgg.). — Die anm. 8 gegebene übersetzung von *wîsôd* mit „weihbrunnen" ist unrichtig. *wîsôd* bedeutet „geschenk, gabe".

S. 150] Anm. 3 ist das beispiel aus Eraclius ed. Graef 1278 (ed. Massmann 1162) zu streichen. Die lesart von B, welche Massmann in den text sezt, gibt wol das richtige: *amme* und *muoter* bezeichnen dieselbe person nach verschiedenen funktionen hin, und es ist gerade als beispiel dafür, dass die mutter ihr kind selber säugte, zu verwenden. Noch im Ring (21 b, 36) wird dem Bertschi die lehre gegeben: *Macht denn alter weiber nicht Gehalten nach der ammen pflicht, So emphilch der muoter ȥart Ir kind, daȥ sey sein selber wart Mit saugen, hüten und auch phlegen.* — Die andere massnahme, sich mit ammen zu behelfen, hat ihre grossen schattenseiten: *Darȥuo muss man ammen haben, Chamerweib, die getrunkend me, Dann man wassers rind ym se; Seu fressend vil und sagent an, Es hab daȥ kindel alȥ getan* Ring 20, 35. Interessant ist, dass die Wiener bearbeitung von Wernhers Marienleben in der schilderung des bethlehemitischen kindermordes die kinder bei den müttern schlafen lässt (ed. Feifalik 4278 fgg. 4312), während die Berliner umgestaltung von ammen zu erzählen weiss, die den schlaf der kinder behüten (Fundgruben 2, 209, 14 fg.). Man darf die erste darstellung wol als original bezeichnen und kann bei der änderung höfischen einfluss vermuten. Scherer (Gesch. d. d. litt. im 11. und 12. jahrh. 99 anm. 1) führt noch an aus Vulfadi archiepisc. Bituricensis epist. pastor. (Mabillon Vet. Anal. s. 102 b): *Consulimus itaque precamurque feminas nobiliores et alias quascumque, ut filios suos proprio lacte nutriant et nullatenus ancillis aliis ad educandum tradant.*

S. 152] Vgl. *Sy* (Wenzel und Frau Gut, die als kinder verheiratet werden) *redten Chindleich. Ir wirte do dew Maid Von jr Tokchen sait Wie die wern gestalt; Do enkegen er jr vorzalt Waz sein Sprincz het gevangen* Ottok. v. St. cap. 174. Aber auch die knaben spielen wol einmal mit puppen. Hildebrand erzählt von seinem zögling Dieterich: *Er wænet dâ ȥe Berne sîn, Mit kinden spilen der tocken Und swaȥ sî habent in ir laden Daȥ er daȥ lâȥe durch sîn hant Und in nâch trage ir prîsevaden* Virg. 203, 9. Auch Schultz führt (Anm. 8 ende) diese stelle an, versäumt aber den richtigen schluss daraus zu ziehen.

S. 157] Die schrift von Franz Tetzner: Die wissenschaftliche bildung des „juncherren" in der blütezeit des rittertums (Leipz. diss. 1889) bietet so gut wie nichts neues und beschränkt sich im grossen und ganzen darauf, aus den arbeiten von Wackernagel, Weinhold und Schultz einige zusammenstellungen zu machen. Die mhd. litteratur wird nur in kleinem umfange selbständig herangezogen. Die vorliegende dissertation ist indessen nur ein ausschnitt einer grösseren arbeit, die im Prakt. schulmann 38 heft 5—7 erschienen ist und mir zu meinem bedauern nicht zugänglich war. Daher erstreckt sich mein urteil auch nur auf die als dissertation gedruckten teile der arbeit.

Fursîn wird dem Partonopier von seinem oheim Sornagiur anvertraut: *Sîn ôheim wolte in franzeis Vil gerne heiȥen lêren, Darumbe er den vil hêren Partonopiere dâ bevalch: Wan er ein tugentrîcher Walch Was ân alleȥ underbint, Sô lieȥ er sîner swester kint In sîme dienste erbeiȥen* Part. B. 6516. Wilhelm von Wenden versteht und spricht arabisch (Wh. v. Wenden 3424 fgg.). Auch die heiden sprechen französisch: *Do enkunde de vorste unvorzagt Nicht enwiȥȥen, waȥ he*

sprach (Daz was dem vorsten ungemach). Dorch daz he was ein heidisch man Dô zû redene he began Franzois, des kunde he (der heide) *ein teil* Dêmant. 10272. Merkwürdig ist, was Ottokar von Steyer über die sprachkentnisse herzog Rudolfs, des sohnes Albrechts von Österreich, der Blanca von Frankreich heiratete, erzählt: *Yedoch ain Ding jn* (Rudolf) *petaubt: Wenn jm ward erlaubt Zu Ir* (Blanca) *siczen gan, Daz er nicht mäͤcht verstan Dhains jr Wort, Vil Frewden jm das stort, Das möcht nu anders nicht sein* (Ott. v. St. cap. 702).

Oft werden die knaben und jünglinge schon früh in fremde lande geschickt; so herzog Ernst, der *welhisch* und *latîn* lernt und dann schliesslich noch nach Griechenland gesant wird (Herz. Ernst B. 70 fgg.). Ludwig III. und Hermann I. von Thüringen werden am hofe Ludwigs VII. von Frankreich erzogen (Wackernagel, Litt.-gesch. 1², 127 anm. 1); vgl. noch Weinhold, D. Fr.² 1, 141, Tetzner s. 23 fg. und Epistolæ Lupi ed. Baluzius nr. 91.

S. 160] Auch die frauen verstanden französisch und hatten sich feine bildung angeeignet (anm. 4): *Welt ir lenger hinne wesen, Ich lâze iu mîne tohter lesen Swelch mære ir welt in franzois. Mîn tohter ist sô kurtois, Und welt ir zabelen mit ir, Daz kan si wol: daz habet ûf mir* Mai 230, 29. — Die frauen können meistens lesen und schreiben, vgl. Ulrich von Liechtenstein, Frauend. 321, 21 fgg. und Sachsenspiegel 1, 24, 3 *(saltere und alle bůke die to godes deneste horet die vrowen pleget to lesene).* Dass die frauen die briefe vom kapellan lesen lassen, besagt noch nicht die eigene mangelnde fähigkeit (Wolfd. A. 200, 1 fg., Virg. 130, 9 fg.; vgl. aber 258, 1 fgg. 260, 1). Iblis sagt (Virg. 436, 5): *den brief schrîb ich mit mîner hant.* Dass könige und hofleute nicht lesen können, komt öfter vor (Marke bei Eilhart 4839 fgg.; Virg. 535, 1 fgg., vgl. 939, 1 fgg.; Mai 141, 21 fgg.). Gegen unser erwarten versteht der alte Hildebrand zu lesen, was wir dem kampfgeprüften recken gar nicht zugetraut hätten. Virginal reicht ihm einen brief und bittet:

„*lesent, herre, kunnent ir*“.

Hildebrand entschuldigt sich zunächst mit seinen schlechten augen, dann aber liest er ihn doch vor (Virg. 455). — Über die form der briefe äussert sich Schultz nicht. Es wäre da vielleicht noch das eine oder andere aus Steinhausen, Geschichte des deutschen briefes 1, 5 fgg. zu entnehmen gewesen. Vgl. noch Altsw. 211, 6: *Ein brieff das was ein lied Mit wis und worten clug Das unns zu samen drug Gar heimlichen an ein stat.*

S. 161] Die notiztafeln bewahrten die damen in dem weiten ärmel (Wolfd. A. 200, 1) oder steckten sie in den busen (*der muoter er die tavele in den buosen wider stiez* Wolfd. A. 306, 1). — Vielleicht war noch etwas mehr von Schultz hervorzuheben, dass Gregorius (Greg. 986), Eraclius (Eracl. 408 fgg.), Flore (Flore 810), Walther (Part. B. 19624) sämtlich ihre bildung in einer schule und nicht durch privatunterricht empfangen.

S. 162] Was das alter bei den studien anbetrift, so ist noch zu erwähnen, dass Heinrich von Kirchberg schon mit zwölf jahren von Paris nach Bologna zum studieren komt (Nic. de Bibera 98 fgg.). Über die art des gelehrten unterrichtes der kinder gibt uns der oft genante Nic. de Bibera gute auskunft (Carmen occulti auct. 31 fgg.).

S. 163] Zu anm. 5 ist auch wol Greg. 1547 fgg. anzuführen: *Sun, mir saget vil maneger munt, Dem ze ritterschaft ist kunt, Swer dâ ze schuole belîbe Unz er dâ vertrîbe Ungeriten zwelf jâr, Der müeze iemer für wâr Gebâren nâch den pfaffen.* Vgl. auch noch im algemeinen Part. B. 19619 fgg.

S. 167] Anm. 1 hätte vor allem Greg. 1617 fgg. erwähnt werden sollen.

S. 168] Bei beiden in anm. 3 angeführten stellen (Trist. 4712 fg. und Herb. Troj. 9307 fgg.) ist sicher nicht das messerwerfen als waffenübung gemeint, sondern die dichter denken an einen jongleur, der das bekante messerspiel übt. Daher ist die anmerkung hier zu streichen.

S. 170] Zu anm. 1 füge noch hinzu Greg. 1547 fgg.

S. 173] Die briefe werden meistens besiegelt (Virg. 442, 1). Die königin siegelt den brief selbst: *Diu riche künegimne Besigelte in mit ir selbes hant. In ein lade sî in beslôz* Virg. 482, 10. Aber es finden sich auch offene briefe erwähnt. Das siegel wird daran gehangen und dient zugleich dazu dem boten sicheres geleit zu verschaffen: *Diu hânt daz ingesigel guot An disen brief gehangen Durch ir tugenthaften muot, Daz ich niht wurde gevangen Ich Bîbune ûf der widervart* Virg. 266, 7; vgl. 246, 7 fgg. — Grünes wachs zum siegeln finden wir genant Vie domest. s. 96: *It. a Colin clerc pour cire vert pour sceler XII. d.;* vgl. zu diesem gebrauche noch Sava in den Mitteilungen d. k. k. central-commission 9 (1864), 152 fgg. und Zimmerische chronik 1, 483, 15 fgg. — Briefboten wurden wol von den einzelnen höfen, städten und klöstern ständig gehalten, vgl. z. b. Hilgard, Speyrer urkdb. 426, 20 a. 1343; 435, 36; 436, 2 a. 1345; ferner *Yrmele briefdregerse von Kiedrich* Sauer, Cod. dipl. Nassoicus I, 3, 361 nr. 3183 a 1366. Allein wol nur die deutschherren hatten eine volständige privatpost im modernen sinne eingerichtet; vgl. Matthias, Über posten und postregale 1, 153 fgg. und E. Hartmann, Entwicklungsgeschichte der posten 187 fgg.

S. 174] *briefvaz* finden wir noch genant GA. 1, 109, 149. Eine *bühse* zur aufbewahrung des briefes wird erwähnt Virg. 930, 1 fg.: *Baldelîn wart schiere bereit, Den brief er in die bühsen leit.* In der Vie domestique (s. 23) wird P. de Charmeteau le messager erwähnt, qui va porter des lettres à Bourges, après les avoir précieusement renfermées dans la *boiste aux lettres* qu'il porte à sa ceinture, d'où son nom de *messager a boiste.* — Auch *lade* findet sich als bezeichnung für diese briefbüchse (Virg. 247, 1. 482, 11). Die *lade* scheint an einer schnur getragen worden zu sein: *si* (Virginal) *ersach die lade dô Und ouch die langen lîne* Virg. 256, 8. In taschen werden ebenfals briefe getragen (Virg. 454, 13).

S. 175] Über den lohn der boten erhalten wir gute auskunft in der Vie domestique (s. 20 anm. 28 a. 35 a. 36 a. 37 a. usw.). Weitere dankenswerte zusammenstellungen über die in diesen rechnungen notierte bezahlung der boten, arbeiter und handwerker hat Hagemans dort (s. 52 fg.) gemacht. — Unsere gedichte nennen natürliche höhere löhne und zehrgelder der boten. Iblis gibt einem 200 pfund *zergelt* (Virg. 442, 2 fgg.). Aber all dies ist nicht als baare münze aufzufassen, wozu Schultz neigt. Zum grossen teile sind die wertangaben in den gedichten rein formelhaft: *ein swert, daz was wol tûsent marke wert* heisst nicht „ein schwert, das 1000 mark wert ist“, sondern nur „ein sehr wertvolles schwert“. Das richtige bringt auch Schultz einmal (2, 79); aber an einer anzahl anderer stellen (so 1, 177. 276 a. 4. 501 a. 4. 575 a. 5) berücksichtigt er diese erwägung nicht.

S. 176] Die boten werden erst bewirtet, dann sagen sie ihre botschaft: *Morant gebot upme sale Die taflen do bereiden. Die herren hiez he beiden, Dat sie nit ensethen Wat meren da sie brethen Sine hedden alle gezzen* Lachmann, Drei fragm. ndrh. ged. s. 174, 56; *Er* (Dietleip) *hiez in* (d. boten) *willekomen sîn: Er vuorte in sô gedrâte In eine kemenâten rich. Man schancte im den kalten wîn. Man hôrt sîn mære wunderlich* Virg. 545, 9; *Eckart hiez balde bringen ein begozzen*

brôt Und einen koph mit wîne, es tete in (Nîtgêr und Hildebrand, den müden boten Dietrîchs) *grôze nôt* Alph. 309, 1; später (310, 1) essen sie dann noch regelrecht.

S. 177] Die boten sind geheiligt: *enwere id nw recht sede Dat man den boden heylde vrede Ich dede dich an eynen boem haen* Karlm. 52, 62. Aber trotz dieser anerkanten satzung wirft kaiser Constantin Rothers boten in den kerker.

S. 179] Es ist wol auch ein unterschied zwischen *knabe* und *juncherre* anzunehmen, vgl. *Zwelf knaben vuorte er mit im dan Und vier juncherren wol getân* Tand. 3975. — Die anm. 7 angeführte stelle ist von Schultz falsch verstanden: Ecke hat schild und schwert und ist, wie er selbst sagt, *ein frouwen bot*. Daran knüpft die bemerkung Hildebrands an: „ihr soltet lieber einen schaprun und einen engen rock tragen [statt eurer brünne], als dass ihr so in knappen weise [d. h. zu fusse gehend] und doch gewapnet herren aufsucht“. Hildebrand schliesst nachher seine äusserung: „in so reicher kleidung soltet ihr beritten sein“. (Ecke L. 44, 5 fgg.)

In Heinrichs von Freiberg Tristan (1923 fgg.) komt folgende stelle vor: *Dar nâch* (zogen) *sîns herren capelân Sô vil als er der mochte hân, Dar nâch die ritterlîche schar.* Es ist fraglich, wie *capelân* zu deuten ist. Solte es = kaplan (wie 4368 fg.) oder = schreiber sein? Aber wie komt es, dass er deren so viele hat? Bechsteins deutung in seiner ausgabe ist unrichtig, wie ein einfaches durchlesen der für seine bedeutungsangabe in anspruch genommenen stellen bei Du Cange (s. v.) zeigt. Ich glaube indessen, dass Bechsteins, von Bartsch mit nicht ausreichenden gründen zurückgewiesene conjektur *castelân* statt *capelân* die meiste wahrscheinlichkeit für sich hat.

S. 180] Über höfische etikette hat Schultz auch in dieser auflage nicht viel neues. Auch ich habe leider nur wenig gesammelt. Auf K. Hildebrands aufsätze (Ges. aufsätze u. vortr. s. 40 fgg,) auf die schon Lichtenstein in seiner recension der ersten auflage dieses werkes aufmerksam machte, möchte ich von neuem hinweisen, trotzdem Schultz meint nichts aus ihnen entnehmen zu können. — Es galt als höfische sitte, den freund bei der hand zu fassen und so mit ihm zu gehen, z. b.: *bî handen si* (Ezel und Dietrich) *sich viengen, Ensamt si dô giengen Sitzen ûf daz gesidele hin* Dietr. Fl. 5223. Ganz gute freunde umschlingen sich noch enger: *Bî handen si sich viengen Die gesellen beide giengen Gehalsen vur den herzogen* Türh. Trist. 671; vgl. *gehalsen friuntschaft* Walth. 30, 32. Der wirt lässt die gäste voran gehen, aber ein gegenseitiges bekomplimentieren dabei scheint schon damals üblich gewesen zu sein: *Dô si kâmen hinz der tür Mit der hende schop er für Gâreln unde Gîlân. Der wirt als ein hobescher man Wolte si des niht erlân, Si muosten vor im gân Uf den schœnen palas wîten* Garel 4506.

S. 190] Schultz meint, dass frauen die ritterwürde erteilten, sei wol nur poetische erfindung. Aber es ist doch vielleicht an die von ihm selbst s. 185 anm. angeführten stellen zu erinnern, wo damen den ritterschlag volziehen.

S. 191] Anm. 2 ist auf Ulrichs von Liechtenstein Frauenbuch 607, 3 fgg. hinzuweisen, wo ebenfals die leidenschaft der männer für die jagd von den frauen getadelt wird.

S. 194] Im frauenzimmer werden die gewänder der ritter angefertigt: *Swester, daz mir werde bereit Wâpenkleit und kursît rich, Dar umbe wil ich sicherlîch Leisten allez daz du wil* (Tand. 12111). Es wird nun erzählt, wie die jungfrau es ihren frauen mitteilt und sie ein stück pfeller nehmen und das werk beginnen. — Andere kleinigkeiten werden von näherinnen besorgt. So erwähnt die Vie domestique: It. a la cousturiere pour apreiller draps II s. VI d. (s. 62), pour faire XII

draps de lit a la cousturiere II s. (s. 78). — Auch schneider finden sich genant, so in den reiserechnungen Wolfgers von Ellenbrechtskirchen: *Incisori vestium iiij. den. Eidem pro potu iiij. den. Eidem de soccania magistri Heinrici vij. den.* (s. 14), *Consutoribus V. sol. veron.* (s. 29). Nic. de Bibera (1760) rühmt die Erfurter schneider: *Sunt ibi sartores, quorum manus addere flores*
Novit, ut in veste pictura notetur honeste.
Vgl. noch: *Heiz den snider sniden Zwêne rôte röcke und schaprûn* Türh. Trist. 2282.

S. 199] Ein junges mädchen soll schüchtern sein; besonders wenn man fragt, ob sie heiraten wolle, soll sie sich erst zieren: *Ez diuht ouch noch ein ungenuht Swâ man ez verneme, Ob ein wîp niht erkæme, Dar man sie gæbe einem man, Den sie mit vollen ougen an Nie gesach zuo einem mâl* GA. 3, 361, 168. *Sô man dir heret also an: Wilt du Pertschin ze dem man? So scholt du dich des ersten weren En wench, daz stet dir wol ze eren* Ring 32d, 14.

S. 201] Das segnen der wunden stand in grossem ruf: *Man zôch im abe den harnesch, dem küenen wîgant; Dô sènten ime die wunden die frouwen al zehant* Grimm, Roseng. 1996. *Ich sende nâch einem wîbe Diu den smerzen dir vertrîbe, Diu kan manegen segen guot* Eracl. 3159. *Hie geredet undr uns wîben, Ich hân in gesegent, im was entsehen* Eracl. 3430. Vgl. noch mhd. wb. II², 239. Ztschr. f. d. a. 4, 577 und Schultz 1, 203 und anm. 2.

S. 202] Ein wasserarzt wird erwähnt Hilgard, Speyrer urkdb. 452, 23 a. 1348: *Anno domini MCCCXLVIII festo palmarum han wir der rat zů Spire meister Johans den wasserartzat in unserre stetde schirm genomen.* Wie die ärzte und ärztinnen die krankheit constatierten, davon zeigte éine art die folgende stelle des Eraclius (3208 fgg.): *„Lâ mich grîfen dînen arm, Ich sage dir in kurzer frist, Obz diu suht ode daz vieber ist“. Diu alte hiez Morphêâ, Diu greif baltlîchen sâ, Paridê under sîn gewant. Den arm belûchte sie in der hant Und markte flîzeclîchen sân Mitten vingern sîn âderslân. Kündec was sie genuoc. Sîn âder im ze rehte sluoc, Als er wære wol gesunt.* — Von heilmitteln gegen innere krankheiten wird schwitzen und heisse kräuterbäder genant: *Ir sult iu heizzen lâzen, Daz frumt iu zuo den sachen. Ode welt ir, heizet iu machen Ein bat von guoten würzen* Eracl. 3580. Eine salbe *grüener denne der klê* erwähnt Ulrich von Liechtenstein im Frauend. 28, 2, die Bechstein für *unguentum populeum* hält. — Es ist nicht immer mit sicherheit zu entscheiden, ob wir ein arzneimittel oder irgendwelche krankenkost vor uns haben. So finden wir in der Vie domestique folgendes: *It. pour amandes et sucre et autres chosses pour Bugart qui fut mallade II s. XI. d. ob.* (s. 111), *It. pour pommes pour Bugart X. d., It. pour encre violat pour Bugart II s. X d.* (s. 112). Was *encre violat* vorstelt, ist nicht mit sicherheit zu bestimmen, möglicherweise ist es ein absud aus veilchen; vgl. noch unsere bemerkung zu s. 506. Sonstige bestimmungen über krankenkost sind folgende: *Hüetet iuch vor bœsem ezzen (Des sult ir niht vergezzen), Grüenez fleisch ist iu verboten, Ezn sîn hüener wol versoten; Von Tîverburch trinket wîn, Der sol wol gemenget sîn* Eracl. 3585. *Wann daz ist gewonlich, Daz siechen spis solt kalte sin* Lieders. 1, 80, 119.

S. 203] Anm. 3 füge noch hinzu: *„Ich wän, du bist verirret, Got hat din vergezzen, Tuo dich her, la dich mezzen!“ Also lang ich in masz, Vntz er allez vergasz* Lieders. 3, 9, 153. Vgl. auch Grimm, D. myth. 1116 fg.

S. 205] Anm. 5: *schaffære* Dietr. Fl. 810. 4632 usw., vgl. Lexer 2, 629 fg.

S. 207] Auch der bruder des Jean de Blois, Guy de Châtillon, comte de Blois, hat einen zwerg an seinem hofe, dem der herr VIII d. schenkt (Vie domest. s. 103).

S. 208] Ein hofnarr wird in folgender notiz erwähnt: Erzbischof Heinrich III. von Mainz quittiert namens der testamentsexekutoren seiner verstorbenen schwester, der herzogin von Österreich, dem kloster Eberbach über zahlung von legaten derselben an den pfarrer zu Wickerde und an Ochlinus, eiusdem nostre sororis, dum vixit, fatui. Eltville a. 1347 Sauer, cod. dipl. Nass. 1, 3, 240 nr. 2470*. Schultz hätte vielleicht noch Heinrichs v. Fr. Trist. 5471 f. erwähnen sollen: *Im* (dem narren Tristan) *sluoc dâ nieman keinen slac, Als man tuot nû den tôren.* — Das aussehen und die kleidung der narren schildert ausführlich Ulrich von Türheim Trist. 2475 fgg. und 2503 fgg. Man findet sie oft an höfen und schickt einen guten narren auch wol als geschenk an einen freund: *Wir bedorfften wol eins narren Zu mencher abentur. Ir wist wol, uns starb hiur Unser alter dor hie gigel, Den unns der brobst von Ligel Schickt zu eynem osterspil* Altsw. 161, 33.

S. 210] Zu der frage vom dutzen vgl. noch Dietr. Fl. 5039 fgg. Helche nent Dietrich von Bern „*ir*“, dann fährt sie fort: *Er* (Etzel) *hât lange gewunscht dîn. Dir sol daz nicht zorn sîn, Daz ich dir dû spriche: Dar an ich niht zebriche Dehein mîn êre noch mîn zuht, Wan dû hâst her zuo mir vluht;* ferner Ring 9d, 28 *Bertschin det daz schelten wê Und daz düczen dannoch me.*

S. 212] Zu anm. 2 füge noch folgende stellen: *Ir hâr gelîch dem golde Als ez got wünschen solde Krûs alsam die sîden* Tanhäuser HMS. 2, 86a. *Ir hâr ist val, ze mâze lanc, Gevar alsam die sîden* Tanhäuser HMS. 2, 84b. *Si treit lanc gel valwez hâr* Wahsmuot HMS. 1, 327a. *si treit krûs hâr, krisp unde gel* Wahsmuot HMS. 1, 327a. *Gel und goltvar was ir* (Marias) *hâr* Philipp Mrl. 834. *Ir goltvar hâr Krûs lûter unde reine* Iol. 2764. *Gel als diu sîde was ir hâr* GA. 2, 287, 16. *Ir hâr was reid unde gel* GA. 2. 287, 21. *Diu vrouwe truoc ûf irem houbt Hâr gespunnen golde gelîch Dar ob gebende zwinzerlîch, Ir wimpran brûn, ir antlütz fîn, Ir ougen sam der sterne schîn, Ir mündel daz stuont rôsenvar Ob rôsenbleter wæren dar Geströut und brünnen vor rœte* GA. 1, 263, 76.

S. 213] Anm. 2 ist noch anzuführen: *Ir scheitel wîz unde smal Wol geschicket hin ze tal: Si hâte zarte löckel Si was gesmücket als ein töckel* GA. 3, 112, 59.

S. 217] Anm. 4 füge hinzu: *Ir arme sleht, ir hende, dâ nihtes niht gebrach; Ir nagel dar an sô lûter, Daz man sich drinne ersach* Ortnît V, 388, 1.

S. 218] Anm. 1: *Alsam ein löuwe ist er gebrust Und als ein Hiune wol gelidet* Troj. 29562. — Anm. 2: *Siu ist in midin alsô smal Si gezême eime hèrren wol* Rother 75.

S. 219] Anm. 5: *Nach wunsche waren ir die bein Weder zu groz noch zuo clein, Smale füess und da bi spitz* Altsw. 25, 27. *Wol stend bein und spitzig füez* Altsw. 122, 29.

S. 220] Anm. 3 sind eine anzahl beispiele angeführt, die hier unter die rubrik „Hässlichkeitsideal“ nicht hin passen: vom zweiten bis zum zehnten sind wol die beispiele auf s. 212 zu verweisen. Dagegen ist hinzuzufügen Wig. 61, 3, GA. 1, 249, 17 und Wolfd. D VII, 119, 1 fg.: *Ir hâr het esels varwe und was unmâzen lanc, Daz ez ir über den gürtel hin zuo der erden swanc.* — Anm. 4: *(dixisti), Sub barba ruffa raro fore cor sine truffa* Nic. de Bibera 684.

S. 222] Für die angabe, dass die frauen, algesehen von einer nachthaube nackt im bett lagen, war passend auf fig. 32 zu verweisen. Über das schlafen ohne jegliche kleidung vgl. zu Iol. 2730.

S. 223] Die anm. 1 angeführte stelle aus dem Lanzelet (1905 fgg.) hat Schultz nicht richtig verstanden: Es ist hier nicht vom morgengebet die rede, sondern davon, dass der ritter messe hört. — Einige beispiele erwähnen, dass die frauen zunächst nicht den pelz, sondern ein hemd anlegten. Das sagt auch das von Schultz unten (anm. 2) gegebene citat aus dem Rom. de Troie (1605), wo Medea den pelz *sor sa chemise* anzieht. Ferner: *Si warf an sich ein hemede, ûz dem bette se spranc* Wolfd. A. 122, 1. Die frau liegt im bette, der ritter komt: *Ein sîdîn hemde si an slouft Mit im von dem bette Si gienc, daz si in hette Mit listen gerne brâht von dan* GA. 1, 270, 284.

Es ist gesund ein luftiges schlafzimmer zu haben (Ring 26 d, 29 fgg.): *Der luft ist auch den schlaffen guot, Dar umb der mensch vil unrecht tuot Der gen schlaffet an der stat, Da kain luft hin komen mag.* Einige gesundheitsregeln gibt Wittenweiler im Ring (27 c, 22 fgg.), wie man sich nach dem aufstehen verhalten soll, regeln, die zum teil den vorschriften der provenzalischen diätetik ähneln und vermutlich wie fast alle medicinischen anschauungen dieser zeit am lezten ende auf Hippokrates und Galen zurückgehen werden. — Weiterhin (Ring 27, 41) findet sich dann noch algemein der ausspruch: *alles wäschen geschehen schol, So der mensche nüchter ist.*

S. 224 fgg.] Bei dem nun folgenden abschnitt über das badewesen werde ich etwas ausführlicher sein müssen, weil er mir am meisten einer umarbeitung und ergänzung zu bedürfen scheint. Schultz hat leider E. Martins zusammenstellungen und interessante angaben in dessen ausgabe von Murners badenfahrt (Strassburg 1887) nicht benuzt: er hätte doch eines oder das andere daraus entnehmen können. Indessen auch Martin hat grade für unsere zeit nicht das volständige material verwertet und in folge dessen ist seine darstellung nicht immer fehlerlos.

Es war wol stärker hervorzuheben, dass unter gewöhnlichen umständen keineswegs jeden tag ein bad genommen wird. Allerdings lässt sich dabei kaum unterscheiden, ob vom dampfbad oder vom wasserbad die rede ist. Es genügte wol, wenn man einmal oder auch zweimal in der woche badete; denn das bad griff sehr an und man unterliess darnach alle anstrengenden beschäftigungen, was bei einem täglichen bade nicht durchzuführen gewesen wäre. So gibt Ulrich von Liechtenstein im Frauendienst (540, 3 fgg.) auf die frage: „*herre welt ir hînt paizzen iht?*“ zur antwort: „*nein ich, ich wil paizzen niht, ich wil ez durch mîn bat hînt lân*“. Der Tanhäuser sieht das zweimalige baden in der woche als grossen luxus an: *Diu schœnen wîp, der guote wîn, diu mursel an dem morgen Und zwirent in der wochen baden, daz scheidet mich von guote* (HMS. 2, 96 a). Vor festen badete man um recht schön auszusehen; man wolte durch das bad den glanz und die frische der haut verstärken. So heisst es von Isôt: *diu künegîn dô niht enlie, Sine batte schône ûf die vart,* ehe sie sich Kædîn zeigt (Türh. Trist. 1100); nicht anders handelt der kaiser, da er sich auf dem feste den schönen frauen zeigen will (Herrand v. Wildonie, Von dem blôzen keiser 146 fgg.).

S. 224 anm. 3 ist noch Meleranz 8738 fgg. hinzuzufügen.

Der Pleier schildert (Mel. 468 fgg.) eine besonders schöne badekufe: *Daz holz war lign âlôê Verre brâht über sê Von dem lant ze Koresas. Mit gold si gebunden was.* Mit dem wasserbad war auch massieren gleichzeitig verbunden, und auch

dieses wird sonderbarer weise oft von jungfrauen besorgt. Ohne dies kneten ist das bad nicht volständig. So kann Ulrich von Liechtenstein sagen, als er aus ärger die badekufe verlassen will, in der er doch schon lange gesessen: *Nû reichet mir mîn badgewant: Ich wil als ungebat ûz gân* (Frauend. 229, 26). Durch dieses massieren wurden die quetschungen und blutunterlaufenen beulen, die durch das tragen der rüstung und die lanzenstösse der gegner entstanden waren, weggebracht: *Si twuogen und strichen schiere Von im sîn amesiere* Parz. 167, 5. *Vier klârin juncröwelîn Erstrichen von im sîn amasier* Tand. 13404, *bluotige amesiere* Parz. 164, 25; vgl. Tit. 21, 97; Parz. 88, 17.

Die hübsche schilderung, welche der Pleier von dem bade des Tandareis gibt, hätte sich Schultz nicht entgehen lassen und jedesfals in einer anmerkung das citat geben sollen: *Den* (Tandareis) *wolde man des niht erlân, Er muoste sitzen in daz bat: Sît man in des niht erlât, Dô tet erz, wan ez muoste sîn. Vier klarin juncröuwelîn Erstrichen von im sîn amasier, Sîn lîp was klâr unde fier. Nû kom diu juncrowe gegân. Dâ sî vant den jungen man In dem bade, des schamte er sich. Si sprach: „herre, daz ich Bin her zuo iu gegangen, Des lât iuch niht belangen, Wan ich mit iu ze reden hân"* (Tand. 13399). *Nû gie diu juncrowe dan, Dô des schimpfes was genuoc, Ein badelachn man dar truoc, Daz was von sîden kleine Wîz unde reine. Daz legtē an sich der werde man, Die juncroun liez er dâ niht stân, dô er ûz dem bade gie, Sîn zuht in des niht erlie. Uz dem bade an sîn bette er schreit* (Tand. 13433, vgl. auch noch 14051 fgg.).

„Seifried Helbling kent schon das dampfbad" sagt Schultz (s. 227); und am ende derselben seite: „Die dampfbäder sind aber wol erst gegen ende des 13. jahrhunderts in gebrauch gekommen, denn frühere schriftsteller gedenken ihrer meines wissens gar nicht". Diese meinung Schultzens, dass Seifried Helbling zuerst das dampfbad erwähne, ist unrichtig: es lässt sich schon etwa 125 jahre früher nachweisen. Die älteste mir bekante erwähnung findet sich in der erinnerung des Heinrich von Melk (945 fgg.): *Unt ob hundert perge fiurîn Sîn temprunge solden sîn, Sine möhten in niht erlâwen, Unt die tiervel mit fiurîn chlâwen Schuoffen in solhes weters sous: Entriwen daz ist ein ubel chuelhous* (vgl. auch Wilmanns, Beitr. zur gesch. d. ält. deutschen litt. 1, 8 fg.). In den reiserechnungen des patriarchen Wolfger von Ellenbrechtskirchen aus den ersten jahren des 13. jahrhunderts findet sich folgende notiz, die sich auf das dampfbad bezieht (ed. Zingerle s. 23): *apud Pattariam* (Passau): *Minutori in estuario. xij. den. Aliis balniatoribus. viij. den.*[1]. Weitere stellen finden sich angeführt von F. Bech, Germ. 17, 48 fgg., von denen ich besonders die schilderung des höllenbades in Thomasins Welschem Gast (gedichtet 1215—1216) und die verse HMS. 3, 211b, die unter Nîtharts namen überliefert sind, hervorhebe. Sonst vgl. noch Georg 4977, GA. 1, 147, 452, Dietr. und Wenezlan 362, Wolfd. C 36, 1; D. VI, 187, 3. Weiterhin sind anzuführen Parz. 116, 4, Willeh. 436, 8 fgg., Pseudo-Stricker, der könig im bade (GA. 71). Auch die erwähnung des *wazzer-bat* durch Ulr. von Liechtenstein (226, 31) bezeugt vielleicht dessen kentnis des dampfbades.

Medicinische regeln über den unterschied beim gebrauch der dampf- und wasserbäder finden sich zuerst im Ring (27, 18 fgg.): *daz drit, daz die nataur wil haben, Ist daz twahen und daz paden. Hie so scholt du mercken pey, Daz man da vindet zwayerlay Peder nach der gmainen sag: Swaysspad und auch wasserpad.*

1) Andere auf das badewesen bezügliche stellen in den reiserechnungen finden sich s. 5. 19. 35. 42.

Swaysspad daz sey dir berügt. Hast du uberflüssichait Zwüschen flaysch und auch der haut. Wasserpad mit edeln chraut, Daz lawich sey und nicht ze hayss, Macht dich schön und dar zu füyss. — Auch in deutschen gedichten findet sich die regel mit vollem magen zu baden: *Sô die leib in werden sat Sô gênt si lecken in ein pat* Renner 9651; vgl. noch Zappert, Archiv f. österr. gesch.-quellen 21, 24.

Vielleicht war die schilderung des dampfbades, welche Herrand von Wildonie in seinem *mære von dem blôzen keiser* gibt, mehr neben der Seifried Helblings hervorzuheben. Wir lernen noch manches neue daraus: so erscheint es hiernach zweifelhaft, ob vor dem eintreten der dampfentwickelung nur ein begiessen mit warmem wasser und massieren des badenden, der schon auf der schwitzbank lag, stattfand, wie Zappert und Martin annehmen. Ich wenigstens kann mir auf diesem wege die folgende stelle nicht erklären: *Dô der keiser het gebât, Als man ze bade gewonheit hât, Dô sprach er: „man sol giezen an. Wir suln erwarmen unde gân* (= und dann gehen) *Zuo den rossen für daz tor; Dâ wartent uns die ritter vor. Der keiser legt sich ûf ein banc, Als in diu hitze dâ betwanc; Diu venster wurden zuo getân* Von d. blôzen keiser 161. Hieraus scheint entweder zu entnehmen, dass der badende zuerst in einer kufe sass und sich abwusch, oder aber, dass man dieses abgiessen und massieren als „bad“ bezeichnete.

Ins bad wird zur frühen morgenstunde geblasen oder mit dem becken geschlagen. Die zweite methode erwähnt Wittenweiler im Ring 10 b, 1 fgg.

Zu s. 228 anm. 3 ist Ulrich v. Liechtenstein, Frauend. 538, 14 fgg. 540, 3 fgg., zu anm. 4 Nic. de Bibera 1889 fgg. nachzutragen:

Inde recedenti (vom bade) *si quis tibi tunc sicienti*
Potum libaret corpusque totum recrearet,
Illum laudares et sanctis associares[1].

Über die herkunft der seife vgl. Kluge, Etym. wb.[4] 324 fg., der wol mit recht vermutet, dass sie germanische erfindung ist, und nicht gallische, wie Plinius will. Die gleiche ansicht spricht E. Martin, Murners badenfahrt s. IX aus.

Schultz hat in den nachträgen (1, 664) schon selbst darauf aufmerksam gemacht, dass er vergessen habe die badereisen zu besprechen, und gleichzeitig das wichtigste und instruktivste zeugnis dafür angeführt. Aus deutschen gedichten unserer zeit ist mir keine stelle bekant, die darauf hinwiese. Die erste mir begegnete anspielung fält in die erste hälfte des 15. jahrhunderts: Hermann von Sachsenheim erwähnt im Spiegel eine *brünfahrt* der frau Âventiure (Altsw. 148, 35 fgg., vgl. 149, 21). Anzuführen wäre möglicherweise noch: *Ich wölt, das die prünnen Ze merzen werent guoter win; So möcht ich des gesunder sin* Lieders. 3, 478, 44.

Von badeorten und ihrem besuch gibt Zappert in seiner grundlegenden abhandlung über das badewesen (Archiv f. kunde österr. gesch.-quellen 21) einige notizen, von denen indessen nur wenige in unsere zeit hineinragen: so über die mineralquellen von Pfeffers aus den jahren 1350 und 1382, über Plummers (Plombières) aus dem jahre 1292 (s. 142 fg.). Er berichtet von einer badereise des abtes Albert von St. Emmeram im jahre 1352 und von der eines angehörigen des h. geisthospitals zu Ulm im jahre 1376, die sich wol nach Überkingen richtete (s. 148).

Einige bemerkungen über Wiesbaden will ich noch hinzufügen. In dem testament der Begine Methildis zu Bopard (Rossel, Urkdb. d. abtei Eberbach 2, 745 a. 1322) findet sich eine auf die blüte der dortigen bäder gehende notiz: *It. do et lego*

1) Vgl. noch weiter Crecelius, Oberhessisches wb. s. 81 fg.

quatuor amas hunici vini in curia Eberbacensi inferiori peregrinis annuatim aquis euntibus et redeuntibus integraliter tribuendas usw. Im 14. jahrhundert existieren dort schon elf bäder, deren älteste sich im jahre 1326 nachweisen lassen. Fr. Otto hat in seiner ausgabe des Merkerbuches von Wiesbaden (Wiesbaden 1882. s. 70 fgg.) eine dankenswerte zusammenstellung über das dortige badewesen gemacht, der ich diese angabe entnehme. — Die grosse anzahl der badehäuser bezeugt einen starken besuch des bades durch fremde, und damit steht auch das gesuch einer brüderschaft an den erzbischof von Mainz aus dem jahre 1337 in verbindung. Diese bittet trotz des in Deutschland herschenden interdiktes den leichen ihrer brüderschaft sowie den der zu Wiesbaden verstorbenen fremden eine kirchliche bestattung angedeihen lassen zu dürfen. Der erzbischof erfülte ihre bitte und gab die erlaubnis. Mit recht versteht Otto unter diesen fremden badegäste.

Wichtiger und interessanter als dieses ist die schilderung eines Wiesbadener badefestes durch Henricus de Langenstein, dictus de Hassia, die er in den achtziger jahren des 14. jahrhunderts verfasste. Sie bildet das fünfte kapitel seines *Tractatus de cursu mundi sub figura diversarum picturarum secularium* und ist veröffentlicht in den Annalen des vereins für nassauische altertumskunde und geschichtsforschung 13 (1874), 344 fgg. Der uns hier angehende abschnitt *De voluptate carnali* steht s. 348, und ich drucke ihn seiner wichtigkeit halber, und da die nassauischen annalen auch auf grösseren bibliotheken nicht immer vertreten sind, noch einmal hier ab.

„Et nisi fallar, ecce mens instituentis praefatae picturae seriem deducta est a spiritu, ut latenter Joannis apostoli figuraret sententiam, dicentis: „Omne, quod est in mundo, aut est concupiscentia carnis aut concupiscentia oculorum aut superbia vitae“. Id est omnia mundanae deviationis vitia in tria reducuntur, quae sunt: voluptas carnalis, avaritia temporalis et fastus gloriae inanis. Quomodo autem voluptas carnalis appropriatius designiri potest, quam in pictura festi Wesebadensis, omni carnalitate lascivi, et spuma omnis sensualis voluptatis squalidi? Ad quod undique acceditur in letitia et exultatione, cum tubis et fistulis, cum vasculis et fasculis repletis; adducuntur escae et potus delicatissimi, pecunia assumitur copiosa, vestis adducitur curiosa; spe habendi solacium in via luditur, canitur, discurritur, quasi ad gaudium felicitatis habendum in termino aspiretur. Ubi cum perventum est, constituuntur commessationes, quaeritur mulierum societas, intratur balneum, lavantur corpora, maculantur animae. Exitur, et strepunt tubae, canunt fistulae, fiunt choreae. Ibi aspicientium castis oculis obiiciuntur spectacula corruptionis, quae sunt utriusque sexus gestus luxuriosi et habitus impudici. Ibi in feminis inspicitur nuditas uberum, in viris discoopertio natium, ubique luxus, quo castus offenditur animus. Quid multa? Ibi cernitur omnis vanitas et dissolutio, nulla devotio, nullus ordo; ibi dei oblivio, ibi omnis virtus exulat; non est verecundia, abest temperantia, regnat gula, insanit luxuria. In hoc festo ventris, verius prostibulo veneris et ludibrio daemonis, mira videbis monstra; monachum militem factum, militem in feminam commutatum, feminam in virum; quando monachus cernitur in veste militari, miles in veste monachali, monialis in habitu meretricio, clericus in vestitu femineo. Ibi dissimilatis habitibus basia dantur, sese osculantur mares et feminae. In balneo nudi nudis consident, nudae cum nudis choream ducunt. Taceo iam et transeo ea, quae in obscuro fiunt, quia vulgata sunt omnia. Sed quid est? non est par exitus et introitus huius festi insanientis, quando omnibus consumptis vasa revertuntur vacua, bursae sine pecunia, et auditur computatio et displicet tantae pecuniae dilapidatio. Et

quandoque revertentium hinc animos mordet de perpetratis vitiis conscientia. Ille melancolizat de tanta deviantia; ille dolet, quod separatur a letitia, ille meditatur tristis, quam brevia et inania sunt mundi gaudia. Quid plura? redeunt corpora dealbata et corda vitiis denigrata; redeunt discrustati, qui accesserunt sani; redeunt veneris sauciati sagittis, qui pollebant virtute castitatis; parum est, si non reverterentur meretrices, quae accesserunt virgines, adulterae, que fuerunt uxores probae, et non redirent demoniales, quae accesserunt sanctimoniales. Sicque his aliisque moeroris occursibus redeundo omnes experiuntur, verum esse, quod extrema gaudii carnalis luctus occupat".

Welch ein unterschied zwischen der finster asketischen schilderung des starren moralisten, der keine worte hart genug findet um die „sittenlosigkeit" zu verdammen, und den briefen des Nicolo Poggio aus den bädern zu Baden im Aargau, des vertreters der lachenden farbenprächtigen welt des Cinquecento, der mit dem auge des künstlers das bunte treiben beobachtet und sich an dem kräftigen ausleben des menschen freut ohne darüber zu moralisieren!

Mit den mineralbädern gehören auch wol die jungbrunnen zusammen. Heilkräftige quellen haben gewiss die veranlassung zu den sagen vom „jungbrunnen" gegeben, die dann im einzelnen noch weiter ausgestaltet sind. In unserer periode finden wir sie erwähnt in „Abor und das meerweib" Ztschr. f. d. a. 5, 6; Wolfd. B. 336 fg. und endlich im j. Tit. 6053 fg.

S. 228] Ein almorgendliches waschen wird auch in den lehren des Cato empfohlen. *Du twach dir alle morgen fru Den munt, die zenn und och den nack (Gesundheit dir daz bringen mack), Die hend vnd och die ogen din; Das may dir kain schad sin* Lieders. 1, 567, 288. Nicht ganz so streng nimt es Wittenweiler, der vorschreibt einmal in der woche oder allerwenigstens einmal im monat das haupt zu waschen. Dagegen soll man die füsse oft reinigen (Ring 27, 32 fgg.).

S. 229] Anm. 1 ist wol die stelle Krone 22071 fg. heranzuziehen: *Vor betwane diu hiufel manec trahen: Nû muosten sie pigment abtwahen*, wo entweder mit dem herausgeber das subjekt *pigment* als plural für *pigmente* genommen werden muss oder aber, was mir wahrscheinlicher, *muoste* zu schreiben ist. Möglicherweise gehört auch das schönheitsmittel Ring 33 d, 6 fgg. hierher: *(Sie) machte sey vil schön da her Mit salben von Capponer smer, Mit pürsten und auf machen Sam sitt ist ze den sachen.* Es ist doch wol eine salbe von capaunenfett gemeint, die zum bestreichen des gesichtes diente und nachher wider abgewaschen wurde (oder ist es eine pomade??). Ich erinnere noch an die italienische kosmetische vorschrift: „Des morgens wasche die frau sich mit warmem mandelwasser, in dem hühnerfett aufgelöst ist" (Anz. f. k. d. d. vorz. 1877, 188).

Bei den bemerkungen über die mangelnde reinlichkeit der frommen war wol auf Zapperts aufsatz (s. 9. 13 fg.) zu verweisen. Dort würde auch Schultz den grund und ursprung dieser erscheinung richtig angegeben gefunden haben: die selbstkasteiung und die abwesenheit jeder weltlichen eitelkeit bis zum extrem.

S. 234) Zu dem bewinden der haare mit gold vgl. noch Iol. 404 fg. und Eracl. ed. Graef 1931 fgg. Langes bis auf die erde reichendes haar wird Iol. 1838 erwähnt; vgl. auch zu Iol. 1838 und Herz. Ernst B. 3100 *(Ir hâr unz ûf die erden Mohte wol gelangen)*, Ortnît V, 385, 3 fg. *(Daz hâr ir von dem nacke gie nider für den fuoz, Zeroufet und verworren, jæmerlîche was ir gruoz. Dô schein ir durch die zöpfe ir hals alsam der snê).* Langes, bis auf die erde reichendes haar bei einem knappen wird Lanz. 466 fgg. genant. — Anm. 5 ist wol noch zu erwähnen Altsw. 50,

23: *So fahe ich an den frouwen an, Die fremd löcke henken dran An die zeune* (= zeine), *die sie tragen.*

S. 235] Auf eine eigentümliche frisur will ich hier aufmerksam machen, die sich ein paar mal erwähnt findet und sich ziemlich lange gehalten haben muss. Ich habe leider zu spät angefangen darauf zu achten; vielleicht wissen andere nachträge zu geben. Im algemeinen streicht man die haare hinter die ohren zurück (Virg. 57, 7 fgg., vgl. 133, 6 fgg.), aber es scheint mode gewesen zu sein zwei locken über oder vor den ohren sich herunterringeln zu lassen: *Sich heten umb ir ôren dâ Geringelt zwêne löcke reit. Die glizzen âne kunterfeit Recht alse goldes dræte* Troj. 19912. *Die orlîn waren versmucket: Dar uber was gedrucket Zwen gelwe locke crus* Altsw. 25, 5, vgl. 51, 11 fgg. Möglicherweise gehört auch Wig. 27, 11 fgg. hierher.

S. 236] Die kronen ruhen bei jungfrauen oft auf blossem haar, so Tand. 8368 fgg., Mai 91, 4. — Vgl. *Die megde giengen mit ir kranz Durchrigen wol mit golde* Virg. 971, 2. Ein *Schappel von golde rôt* dient als kronreif Wh. von Wenden 4006 fgg.; einen vielfarbigen schapel finden wir erwähnt Wig. 26, 27: *Diu maget truoc ein schapel, Daz was weitîn unde gel, Rôt, brûn unde wîz. Dar an lac vil grôzer vlîz Von golde und von sîden.* Hierher gehört auch eine stelle aus der Martina (218, 110): *Wan daz kiusche himelrîs Was dâ mit gebluomet Ir hôbit mit geruomet; Wan daz was unbedaht Als der reinen was geslaht, Dur ir kiusche ein schappel Darûf daz was sinewel, Als megden ist irloubit Schappel ûf blôziz houbet, Lilienwîz und rôsenrôt, Als ez daz reht ie gebôt.*

S. 237] Vgl. auch *hôivetdûch* Iol. 4020 und anm. — Auf das gebende wird noch ein blumenkranz aufgesezt H. v. Freib. Trist. 3762 fgg., eine krone ebd. 4512 fg. Ein frischer veilchenkranz liegt noch über dem mit edelsteinen gezierten borten Part. B. 12462 fgg., umgekehrt ein schapel über einem kranz Troj. 7508. Ein kranz ruht auf der krone Dêmant. 592 fgg., schapel und krone vereint finden sich auf dem haupte Virg. 128, 10 fg. — Eine eigentümliche frisur wird Virg. 578, 11 geschildert: *ûf ir houbet krônen rîch, Daz hâr hinüber dem golde swebe.* — Ein durchsichtiges netz erwähnt Ulrich von Liechtenstein Frauend. 172, 15: *Ein netze von berlîn was ir* (der zöpfe) *dach, Dar durch man si doch plecken sach.*

S. 240] Die *rîse* wird über den kranz aufgesezt, vgl. zu Iol. 2758. Über *cuevrechief* vgl. Iol. 2761 und anm. Die *rîse* verdeckt mitunter durch die art ihres tragens und den dichten stoff das haar, so GA. 2, 346, 325 fgg., wo die situation nur unter dieser voraussetzung verständlich ist. Gewöhnlich aber ist die *rîse* von einem feinen, durchsichtigen (seiden-) gewebe; vgl. Iol. 2764 und ferner: *Mîn slogir dacte mîn antlütz gar Dardurch ich doch vil wol gesach* Frauend. 258, 14. *Ir Antlucz sach man sew behullen Ain Slogr chlain und weiz, Dardurch gaben Gleiz Ir Wengel Rosenvar* Ottok. v. St. Cap. 173.

S. 241] Von anderen kopfbedeckungen hätte Schultz noch den *sturz* (Dêmantîn 1466) erwähnen können.

Schultzens fassung des folgenden passus „Die prediger, wie bruder Berthold von Regensburg, ereiferten sich gewaltig über diesen neuen luxus“ (d. i. die gelben schleier) ist wol nicht ganz zutreffend. Neu war dieser luxus damals nicht, denn er ist durch Heinrich von Melk (Erg. 329. Prl. 697) schon für das 12. jahrhundert bezeugt. Allerdings hat Wilmanns (Beitr. 1: Der sog. H. v. Melk), doch wol kaum mit recht, diese satiren in das 14. jahrhundert zu schieben versucht. Einen von seinen gründen, die frühe, vereinzelte erwähnung von dampfbädern, haben wir durch die beibringung anderer zeugnisse unwirksam gemacht. Wie steht es aber

mit dem aufkommen des gelben als modefarbe? Im 13. jahrhundert kent es der verfasser von Grieshabers predigten (2, 69) nur als fein und üppig: *da tragent si . . . vil gerne daz guote gewant: der man den guoten roc unde den rîchen huot, diu frowe daz gelwe röckeli unde die gelwen stûchen, den rôten mantel unde daz rôte gebende.* Iolande (2764) trägt zum festgewand *gelisiden koverschyt.* Und schon im 12. jahrhundert soll in Österreich, wie am ende des 13., die gelbe farbe verrufen gewesen sein? Es ist sehr merkwürdig, und Wilmanns nimt mit recht daran anstoss. Aber widerum finden wir im 15. jahrhundert in Alemannien überraschender weise die edeldamen gelbe schleier tragen und sehen die bürgerfrauen es ihnen nach tun: *Als die edlen frawen pflagen gele geferbte schleier zu tragen und das die burgerweiber ainsthails nachtheten, do sagt er* (Bastian Heker) *manichmal, so er ain her oder ainer vom adel, muszen ime sein weib und dochtern nun schwarz geferbte schleier tragen, wie die closterfrawen, das wurden die ander weiber nit leichtlichen nachthun* Zimmerische chr. 1, 461, 12. Wie ist dies alles zu reimen mit den predigten Bertholds von Regensburg und andern zeugnissen? Ich glaube nur so, indem wir eine beständigkeit dieser modefarbe durch mehr als drei jahrhunderte, oder aber ein beständiges widerkehren, etwa im laufe von hundert jahren, annehmen. Mit sicherheit kann man sich weder für das eine noch für das andere entscheiden.

S. 243] Das älteste deutsche zeugnis für den gebrauch der schminke bietet die Erinnerung des Heinrich von Melk, wo die bäurin *mit vrömder varwe an der wange* es den damen nachtun will. Besonders die alternden frauen suchen die reize der jugend, aber vergebens, durch schminke und andere toilettenkünste wider herzustellen: *Ez ist manig altez wib Dü färwet vnd badet jren lib Vnd schint jr daz vil lützel an Man sech ir doch die runzeln an* Lieders. 3, 522, 127.

S. 244] In den hier gegebenen einleitenden bemerkungen hätte Schultz wol kurz darauf hinweisen sollen, dass auch jene zeit einen unterschied in der wahl der kleiderstoffe zwischen winter und sommer gemacht hat, dass man im sommer leichte, dünne stoffe trug. Schultz selbst erwähnt (1, 271 anm. 4) leichtere sommermäntel. In dem testament des ritters Wernher von Winterowe (Rossel, urkdb. d. abtei Eberbach 2, 666 a. 1317) heisst es: *Alheydi ancille mee tunicam meam estiualem.* Ferner *vestes estivales* Mittelrhein. urkdb. 3, 481 nr. 631 a. 1238. Ich will hier noch auf die belege hinweisen, die Lexer (2, 1298) unter *sumergewant* und *sumerkleit* und Du Cange (4, 451) unter *juppa* geben.

S. 249] Gewöhnlich scheinen die damen keine *bruoch* getragen zu haben. Sonst hätte es auch nicht zu der vom 15. jahrhundert an gebräuchlichen redensart: „das weib trägt die bruoch“ (z. b. Ring 31 d, 22) kommen können. Wir sagen noch jezt von einer frau, die den pantoffel schwingt: „Sie hat die hosen an“. Andrerseits scheint der umstand, dass im Ring (35, 2) besonders von frau Els gesagt wird: *sey hiet kein pruoch* gegen unsere meinung zu sprechen. Aber auch die GA. 3, 114, 116 fgg. geschilderte jungfrau trägt kein untergewand, da sonst der schreiber ihre geheimsten reize kaum so detailliert hätte zergliedern können. In einer Münchener handschrift der Augsburger chronik Sigm. Münsterlins aus dem jahre 1457 (Cgm. 213 f. 31) wird Semiramis die erfindung der *bruoch* der frauen zugeschrieben: *Das sich ander frawen jres suns Ninia nit geprauchten, erdacht Semiramis die allererst die niderclaide, die man prüch nennen ist, vnd verschlosz darein alle frawen, die in jrem sale waren.* — Kurz, alles in allem hat Schultz ganz recht, wenn er die unklarheit unsrer anschauungen über die untergewänder der frauen nachdrücklich betont.

In der deutung der worte *muoder* und *übermuoder* kann ich nicht mit Schultz übereinstimmen. Als grundbedeutung für *muoder* ist „leib, gestalt“ anzusetzen, dann „bekleidung des leibes: haut“, und endlich „kleid, gewand“. Weigand hat mit recht für die entwickelung der bedeutung von *muoder*: mieder auf leib : leibchen hingewiesen. Ich möchte noch auf den in Süddeutschland gebräuchlichen terminus „leib“ für taillenstück des kleides, taille hinweisen, wo „leib“ = oberleib die vermitlung abgegeben haben muss. So ist auch *muoder* wol almählich immer für das danebenstehende *übermuoder* genommen worden. *übermuoder* bedeutet erst oberleib [vgl. *übermunt* oberlippe Lexer 2, 1647, *überrücke* 2, 1652, *überstock* im gegensatz zu *unterstock* 2, 1662 usw.], dann aber auch den teil der kleidung oder das kleidungsstück, das den oberleib bedeckt; vgl. oberhemd und niederhemd (Schultz 1, 253).

Schultz scheint unter *muoder* ein besonderes kleidungsstück zu verstehen, aber mit unrecht: die unten (anm. 7) angeführten stellen beweisen nichts dafür und bei dem citat aus Engelhard (3056) findet sich die richtige erklärung von *muoder* als „brustteil des hemdes“ schon in Weinholds D. Fr.[2] 2, 262. Ganz falsch ist die annahme Schultzens: „Jedenfals ist das übermieder unter dem hemd angelegt worden; das hemd ist an ihm befestigt“. Er folgert dies aus einer schilderung im Wolfd. D (VI, 94 fgg.), aber hat die situation nicht ganz durchschaut:

dô lôste ein sîdîn hemde daz hôchertige wîp
von dem übermüeder al umbe und überal.
sie liez den lîp blecken die siten hin ze tal.

Das heisst nichts anderes als „sie löste von der brust das seidene hemd gänzlich (in das sie geschnürt war) und entblöste ihren körper an der seite nach unten hin“, denn an der seite wurde das hemd geschnürt. Dass sie kein übermieder unter dem hemd angehabt, lässt die ganze spätere situation und die genaue schilderung ihrer reize erkennen. — An der stelle aus Neidhart haben wir die zweite bedeutung „bekleidung des oberleibs, kleidungsstück, das den oberleib bedeckt“ anzunehmen. So scheint mir alles am besten und unbefangensten sich zu fügen, wenn wir das gleiche nebeneinander der bedeutungen bei *muoder* und *übermuoder* annehmen.

S. 251] Anm. 1 füge hinzu Erec 1541. — Anm. 2 war noch Wolfd. D. VI, 99, 2 fgg. zu erwähnen, wo die seitenöfnung des hemdes angeführt wird. — Zu anm. 3 vgl. noch Wig. 24, 19: *Gerigen meisterlîche Ein hemde was darunder. Des nam den riter wunder Daz ez sô kleine möhte sîn. Ez was wîz sîdîn Mit guldîner nâte.*

S. 252] Über enge, die körperformen zeigende kleider vgl. noch Troj. 20212 fgg.: *Und was der roc dar under Getwenget an ir lindez vel, Sô daz ir brüste sinewel Alsam zwei kügelîn gedrât Enbor die keiserlîche wât Gelupfet heten über sich, Als ob zwên apfel wunneclîch Ir wæren dar gestecket.* Ebenso ist der unterrock eng an den körper geschnürt: *Ir brüstel stundend ir ze brisz, Als ich irs durch den roc möcht sehen Vnd anders nit, daz musz ich iehen.* Der traum (Lieders. 1, 139, 262).

S. 253] Anm. 2 hätte Schultz bei dem citate aus Helbling den vorstehenden vers mit anführen sollen, da dieser auch den berührten unterschied zwischen *hemde* und *pheit* belegt: *mantel, roc unde pheit, Oberhemd und niderkleid* Helbl. 1, 670. Vgl. auch noch *XII. tunice, de quibus sex erunt habentes quinque ulnas, sed relique quatuor ulnas de panno qui vulgo dicitur pheide* Rossel, Eberbacher urkdb. 1, 152 a. 1212. — Gewebte (?) buchstaben hat das kleid der Helena: *gelîstet und*

gebuochstabet Was ez von wîsen henden An orten unde an enden Mit hôher künste ruoche Konrad, Troj. 20126.

S. 256] *diu gelwen stûchen* erwähnen Grieshabers pred. 2, 69. — Die *stûchen* sind manchmal aus sehr feinem, durchsichtigen stoff gemacht: *Den stûchen von dem röckelîn Warf ich dâ über daz houbet mîn: Dar durch ich doch vil wol gesach, Swâ ûf dem velde diu tjost geschach* Frauend. 287, 3.

S. 258] Die mannigfachen kleidungsstücke der frauen zeigt die schilderung GA. 1 nr. XIII v. 359 fgg.: Die frau opfert zunächst *mandel unde suckenîe*, das zweite mal *ir gewant* (welche kleidungsstücke?), *daz si in dem rocke bestuont*, und das dritte mal *tet si alsam*. Da es in der kirche öffentlich geschieht, so muss sie nach diesem allen noch immer anständig bekleidet gewesen sein.

Aus der anm. 2 angeführten Percevalstelle vermag ich nicht herauszulesen, dass der *bliaud* geschnürt wurde. Eneide 1702 fgg. ist nur von einem pelzgefütterten gewande die rede: hermelin, darüber grüner samt. Gewöhnlich wird umgekehrt gesagt: „samt, darunter hermelin“, aber ebenso wie hier noch Helmbr. 1345 fgg. Parz. 588, 19.

S. 259] Vgl. noch: *Ich fuort ein rückel daz was wîz Dar an mit golden grôzer vlîz Von vrowen henden was geleit* Frauend. 172, 17.

S. 260] Zu anm. 1 füge hinzu: Ein Amor aus karfunkelstein geschnitten dient als heftel für das *houbetloch*: *dâ hafte si ir buosem mite Nâch der Kärlinge site* Wig. 26, 22. — Über die einfarbigen röcke vgl. noch zu Iol. 4018, über die aus verschiedenfarbigen stoffen zusammengestückten zu Iol. 2771.

S. 263] In der beurteilung der folgenden kleidungsstücke, wie *garnasch*, *kürsen* und anderer scheint mir Schultz nicht immer das richtige zu treffen. Ich gebe im folgenden kurz meine auffassung, ohne sie jedoch in allen fällen als sicher und bestimt hinstellen zu wollen.

Schultz hätte vielleicht die form der *garnasch*, die ärmellos und vorn von der erde an geschlizt ist, erwähnen und den verweis auf Du Cange (4, 34 fg.), der reiche belegstellen gibt, beifügen sollen. Der ausdruck „pelzüberwurf“ könte übrigens zu misverständnissen anlass geben: es ist ein dem *surkot* ähnliches gewand (*surcoto sive Guarnaccia* Du Cange l. c.), das nur mit pelz gefüttert ist; vgl. auch Weinhold, D. Fr.² 2, 201.

Schwieriger liegt die sache bei der *kürsen*. Aber es ist nicht unwahrscheinlich, dass dieser ausdruck ursprünglich nur das fell, den pelz des schafes bedeutet. Im althochdeutschen und angelsächsischen wird *mastruga* (schafpelz) mit *crusina* glossiert (Graff 4, 616 fg. DWb. 5, 2820. Du Cange 2, 631), vgl. Dfgl. 27 (wo für *andromeda*, das die gleiche bedeutung wie *mastruga* hat, *kürsen* als glosse auftritt) und die Mhd. wb. 1, 916 b angeführten stellen aus der Martina und Helbling, ferner DWb. 5, 2822. Nicht unwichtig sind ebenfals die hier angeführten belege für die bedeutung „pelzdecke, decke von pelz“. — Es hat sich weiterhin neben der bedeutung *mastruga* die algemeinere „pelz“ und „pelzfutter“ und schliesslich „pelzgefüttertes kleidungsstück“ entwickelt. Zu der bedeutungswandlung ist das wort „pelz“ zu vergleichen. Die bedeutung „pelzfutter“ tritt im mittelhochdeutschen noch auf: *Ir mandel grüen alsam ein gras: Ein vêhiu kürsen drunder was. Diu kürsen het ein überval, Ze mâzen breit, ze mâzen smal* Frauend. 348, 5. Die stelle bedeutet: „Ihr mantel war grün und mit pelzfutter von *vêch* versehen. Und dieses pelzfutter hatte einen überfall, wie wir jezt noch technisch sagen: entweder klapt der pelz sich oben in kragenform um oder überhaupt besezte an den rändern auch die aussenseite.

Ferner vgl. Herbort, Troj. 8476 fgg. Es wird das gewand beschrieben, das so fein ist, dass man gar keine naht sieht: *die kvrse vnder der wat Die was von grozzer ziere: Von einer hande tiere Was die kvrse genomen* usw. — Ein *kürsenlîn,* das aus mit marderfell gefüttertem schürbrant besteht, findet sich genant Parz. 588, 18 fgg. Vgl. Weinhold, D. Fr.² 2, 289.

Das *kursît* sezt Weinhold (a. a. o.) der *kürsen* wol mit recht ungefähr gleich. Es war auch hier wol Du Cange (2, 584 und 674) zu citieren. Das *kursît* wird auch von damen getragen, vgl. dazu noch Iol. 2770.

Über *kurzebolt* sagt Schultz nichts, aber einiges lässt sich doch schon ermitteln. Weinhold (D. Fr.² 2, 287) ist wol im recht, wenn er *kurzebolt* und *cyklas* zusammenstelt (Altd. bl. 1, 351 gl. 12. jahrh.: *cicladis churzebolt,* Heinrici Summarium: *toga kurzebolt*). Wir finden bei beiden die ähnlichkeit mit der dalmatica erwähnt (*courtibauld tunica brevior seu dalmatica* Du Cange 2, 664, *cyclas instar Dalmaticae* ebd. 2, 685). Nicht zu übersehen ist, dass der kurzebolt in dem krönungsornat des römischen kaiserpaares vorkomt (Eracl. 2385). Er dient als kleidungsstück für männer und frauen (Du Cange 1, 664).

Der *kitel* war ein ärmelloses anschliessendes gewand, wie eine stelle bei Altswert (25, 16) zeigt: *Ein sidin kittel was ir cleit, Dardurch sach ich die brüstlin, Die stigen fast zuo berge hin: Ir arme waren nackent bloz.*

Es galt als fein die joppen sehr kurz zu tragen, und gegen diese unanständige mode wurde mehrfach gesetzlich vorgegangen. Du Cange (4, 70 und 450) führt interessante beispiele dafür an. Auch die joppe war den männern und frauen gemeinsam.

S. 265] Anm. 2 füge noch hinzu: *man sach dâr manchen rîchen swanz An lichten valden unde or schort* Dêmant. 7594.

Der an dieser stelle ebenfals genante *schurz* fehlt bei Schultz gänzlich. Vgl. noch: *manigen wol gevalten schurz sach man an maniger vrowen* Wh. v. Östr. 33c (Lexer 2, 831). Schmeller (2², 473) gibt an: „Weiberrock, stola cingula adsuta dependens usque ad pedes“ und „juppenschurz, lineum indusium, quo superinduunt se feminae ad talos usque demissum“; vgl. noch Frisch 2, 235. Darnach scheint ausser dem *swanz*, der wol unserer hofschleppe ähnlich war und wie diese erst bei bedarf an das kleid geschnürt wurde, noch der *schurz*, ein faltiger überwurf, an dem gürtel befestigt worden zu sein.

S. 266] Schultz berichtet (lezte zeile) nach Heinr. von Melk, dass die „bürgerfrauen“ sich nicht den luxus der schleppen versagt hätten. Es steht aber an jener stelle im original *tagewurchen* und *gebiurinnen*, tagelöhnerinnen und bäurinnen, wie er auch unten (s. 269) citiert.

S. 269] Bei der besprechung des mantels hätte auch vielleicht die *hülle* (mantel) genant werden sollen: *si* (Kriemhilt) *sprang von dem gestüele, die hülle sie von ir swang* Grimm, Roseng. 1946. Weitere beispiele siehe bei Lexer 1, 1381.

S. 271] Eine goldene kette zum zusammenhalten des mantels wird erwähnt Mai 41, 22: *Ein guldin ketene lieht gemâl Vor ouch durch den mantel gie, Dâ mite man in zesamene vie. Daz diu tassel solden sîn, Daz wâren zwêne rubîn*; vgl. noch Schultz 1, 279 fg.

S. 272] *reitkleit* wird Lanz. 5933 erwähnt, und aus dieser stelle (vgl. 5940 fg.) scheint hervorzugehen, dass die reitkleider und reisemäntel nicht die länge der gewöhnlichen mäntel hatten. — Anm. 2: kappen von braunem scharlach Wig. 227, 6, eine kappe von pfelle, mit rotem gold durchwebt und mit edelsteingeschmückten borten

besezt, gefüttert mit hermelin und zobel Wig. 227, 33 fgg., eine kappe von rothem siglât mit hermelin- und zobelfutter Wig. 65, 23 fgg.

S. 273] Schultz führt anm. 1 wol zum beweise seiner im texte aufgestelten, unzweifelhaft richtigen meinung, dass „einzelheiten der modischen kleidung immer schwer festzustellen sein würden“, einige verse eines belgischen trouvères, Gauthier le Long, an. Die gespert gedruckten worte *molekins*, *rarerquins*, *museas* sollen, scheints, das nicht erklärliche sein. Aber bis zu einem gewissen grade kann man doch der bedeutung nahe kommen: *molekin* gehört zu *melocineus*, von dem Isidor (lib. 19 Orig. cap. 22 sect. 12) *de Vestibus* sagt: *Melocinia quae malvarum stamine conficitur, quam alii Melocinam alii malbellam vocant.* Ferner Papias: *Molocina vestis quae albo stamine fit, quam alii malbellam vocant* und *Malbella quae ex malvarum stamine conficitur, quam alii molocinam vocant.* Weiteres bei Du Cange (5, 333), der auch diese stellen citiert und belege für afrz. *Molechin* und *Moloquin* anführt. *rarerquins* gehört vielleicht zu *rarus* fulvi coloris, niger color mixtus fulvo, color inter flavium et caesium (Du Cange 7, 32 b), *museas* ist wol aus *muscals* entstanden. *muscale* ist dasselbe wie *muscarium*, eine fliegenklappe, die, reich mit perlen und edelsteinen geschmückt, sich oft erwähnt finden (Du Cange 5, 555).

S. 275] Anm. 2 war wol auf die bemerkungen Haupts zu Erec 1558 und Neidhart s. 125 zu verweisen. — Ein *borte ûz Arâbî* wird an einem gürtel erwähnt Tand. 13453 fgg.: *Ein gürtel wol verzieret Mit edelem gesteine Grôz und niht ze kleine Uf einem borten von Arâbî, Der was grüene als ein achmardî, Diu ringge ein edel rubìn.* — Anm. 6 füge noch hinzu: *Sy was an der Chrenkch Mit einem Gurt vmb vangen: Mit maniger guldein Spangen Was derselbig Gurt reich* Ottok. v. St. cap. 67; vgl. noch Eraclius ed. Graef 3805 fgg.

(Fortsetzung folgt.)

Liesenberg, Friedrich, dr. phil., Die Stieger mundart, ein idiom des Unterharzes, besonders hinsichtlich der lautlehre dargestelt, nebst einem etymologischen idiotikon. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 1890. VII, 225 s. 4,80 m.

Stiege ist ein ort von 1500 einwohnern im kreise Blankenburg zwischen Nordhausen und Quedlinburg gelegen. Tümpel (Beitr. VII, 21) wuste noch nicht (vgl. die karte), ob die mundart von Stiege als md. oder nd. anzusetzen sei. Liesenberg hat uns in seiner darstellung ein anschauliches bild des ausgeprägt md. lautstandes und wortschatzes gegeben. Er führt uns hart an die grenzscheide der hochdeutsch-niederdeutschen mundarten und gibt uns die sehr dankenswerte nachricht, dass dieselbe aufs deutlichste von der bevölkerung wahrgenommen und scharf und schroff von ihr empfunden werde (s. V). Die konstatierung dieser schlichten tatsache gibt dem verfasser sofort einen vorsprung vor zahlreichen samlern, die derlei „selbstverständliche dinge“ zum nachteil der wissenschaft glauben verschweigen zu müssen. Wir bekommen überhaupt von der arbeitsweise und der darstellungsform des autors den eindruck, dass wir es mit einem manne zu tun haben, der nicht bloss anhänglichkeit an die volkssprache seiner heimat, sondern auch guten sprachlichen sinn besizt, um sorgfältig und am richtigen ort zu beobachten. Leider ist er mit den hilfsmitteln der heutigen dialektforschung sehr ungenügend vertraut und steckt noch in veralteten anschauungen, die seinem guten willen, über dieselben hinauszukommen, die bahn versperren. Wie windet er sich z. b. s. 10 fgg. zwischen den von ihm angenommenen möglichkeiten hindurch, um das dasein eines für ihn verwunderlichen *a*-lautes

zu begreifen! Ihn uns zu veranschaulichen, gelingt ihm schliesslich nur durch die feine beobachtung, dass folgendes *-ch* palatal artikuliert werde. Alles andere konte er uns ersparen. Namentlich die äusserung, das für *ë* stehende *a*, um welches es sich hier handelt, möchte sich „als der ursprüngliche, weder zu *ë* getrübte oder gebrochene, noch in *i* verdünte laut darstellen“. Wir vermissen statt dessen sehr eine beschreibung der zungenartikulation. Das in frage stehende „palatale“ *a* vertritt teils älteres *ë* (z. b. *pax* pech, *x* = palatalem *-ch*), teils *ẹ* aus *a* als „angelehnten“ umlaut (z. b. *tax* pl. *taxər* dächer), teils älteres *æ*. Wir werden die erscheinung eher begreifen, wenn wir uns einen überblick über das vokalsystem der dargestelten mundart verschaffen. Leider ist dies dadurch erschwert, dass der verfasser nicht streng oder ersichtlich genug zwischen der rein mundartlichen und der unter dem einfluss des schriftdeutschen stehenden umgangssprache gesondert hat. Ich berücksichtige nur die mundartlichen besonderheiten. Sie ergeben folgende übersicht:

a ⩾ *ọ*: *ọpl* apfel; umlaut *ẹ*	*a* ⩾ *ǭ*: *ǭmt* abend; umlaut *ẹ*
ë ⩾ *a*: *sakse* sechs	*ē* ⩾ *ę̄*: *štẹn* stehen
⩾ *ā*: *lāwətə* lebte	*ę̄* ⩾ *a*: *naxər* näher
i ⩾ *e*: *wēdə* rute	*u* ⩾ *o*: *potr* butter
uo ⩾ *ōu*: *kōu* kuh; umlaut *ẹ̄*	*ie* ⩾ *ē*: *lēp* dieb.

ī, *ū*, *ǖ* sind im algemeinen bewahrt, doch (wie alem.) in auslautstellung und vor vokal diphthongiert: *prẹi* brei; *friə̯t* heirat; *pou* bau; *nẹi* neu u. a.

Im ganzen beobachten wir einerseits bewegung von *a* zu *o*, andererseits von *i* zu *e*, *u* zu *o*. Interessant ist die entwicklung von *i* nach *ẹ* hin in dem diphthong *ẹi* aus *ī*. Hätte der verfasser irgend eine beliebige, phonetische vokaltabelle verglichen (ihm selbst liegen physiologische beobachtungen noch gänzlich fern), so wäre er spielend zu dem schluss gekommen, dass sich aus den entwicklungsstadien der vokalqualitäten der mundart der übergang von *ẹ* zu *a* als zwingende consequenz ergibt. Es handelt sich also, wie ich ausdrücklich bemerke, nicht um „eine ausweichung des *ë* zu *a*“, auch nicht um „eine unbestimte bezeichnung eines lautvorgangs, den man nicht näher erklären kann“ (s. 12 anm.), sondern — wie sich der verfasser leicht überzeugen wird — um eine den mundartlichen vokalismus beherschende lautmechanische bewegung, die wie von *i* zu *ẹ*, so von *ẹ* zu *a* geführt hat. Ich habe schon öfter auf den praktischen nutzen derartiger übersichtstabellen aufmerksam gemacht und kann nicht umhin sie immer wider den ausserhalb der engern fachkreise stehenden samlern zu empfehlen. Es ist eine höchst einfache methode vermeintliche rätsel zu lösen.

Der konsonantismus hat dem herrn verfasser weniger kopfzerbrechen gemacht. Ich hebe formen hervor wie *hē kamp* er kam, *namp* nahm; *hē funk* er fing, *junk* gieng, die sich in einem system zusammenschliessen, innerhalb dessen wir auslautendes *-p* sehr wol begreifen. Lautgesetzlich sind ferner in der mundart formen wie *pōk* bog : *bōʒən* bogen, *flōk* : *flōʒən*; in diese gruppe sind formen getreten wie *saʒən* sahen, *tsoʒən* zogen, *ješaʒen* geschahen, und so entstanden auf analogischem wege singulare wie *sāk*, *tsōk*, *ješak*: entsprechend in der nominalflexion *flok* (floh), *šōk* (schuh) u. a. Nach dem muster von imperativen wie *šwik* (schweige) bilden sich in demselben zusammenhang solche wie *wik* weiche, *šlik* schleiche; zu dem lautgesetzlichen infinitiv *šwīn* schweigen tritt nun aber die analogische imperativform *šwī* schweige und die doublette *šwī* : *šwik* führt zu neuschöpfungen wie *sik* (zu *sīn*) sei, *jek* (zu *jēn*) geh — formen, die in leicht zu durchschauendem, vom verfasser nicht erkantem zusammenhang stehen und sich weit über Mittel- und Niederdeutschland verbreiten.

Auch in der wortbildungslehre kann eine dieser erscheinungen leicht misdeutungen ausgesezt sein. Stiege liegt innerhalb der mundartenzone, von der wir mehr aus neigung als auf grund von beweisen annehmen, dass sie ursprünglich der nd. zunge angehört habe. Die heutige mundart von Stiege zeigt keinerlei nd. reste. Was Liesenberg dafür ansieht, beruht auf ungenügendem eindringen in den sprachlichen stoff. *jros* comp! *jrėr* superl. *jrėtstə* ist gar zu verdächtig eine neubildung nach superl. *witstə* comp. *witr* zu sein. Wenn die mundart in irgend welcher zeit einen positiv **jrot* besessen hätte — und dieser könte allein für nd. beweisen — so wäre die entstehung einer form *jros* geradezu undenkbar, da **jrōt* an der parallelform *wīt* eine gar zu feste stütze gehabt hätte.

Das idiotikon ist reichhaltiger, als die sache selbst erforderte, denn es ist durch unentschiedenes, dilettantisches etymologisieren übermässig angeschwelt worden. In einzelnen, allerdings seltenen fällen war der verfasser von richtigem takt geleitet, z. b. in der erklärung von *adərkauggən* (widerkäuen), während er bei andern ihm selbst wol geläufige tatsachen nicht erwogen hat. So kann *rėll* (grosses stück brot) nicht zu ags. *wridan* gehören, weil in der mundart in diesem fall anl. *fr-* obligat wäre. Interessant war mir in der wortliste *jraiwə* (scharf beissend, vom käse). Es ist hess. *greibe*, das durch die Pilatusstelle (v. 370. Ztschr. f. d. phil. VIII, 282. 267) litterargeschichtliche bedeutung gewonnen hat.

Ich möchte den herrn verfasser ermuntern, fleissig weiter zu sammeln, dabei jedoch mehr, als er bisher getan hat, auf den wortschatz der volkstümlichen bräuche und sitten zu achten und seinen landsleuten mehr „auf den mund zu sehen“, um sich über die artikulationsformen der mundart zu belehren. Er möge auch im anschluss daran beherzigen, dass es nur bequemlichkeitsgründe sind, wenn wir gestatten, die laut- und wortbildungen des md. dialekts mit den sprachformen mhd. klassikerausgaben zu vergleichen. Die schriftliche überlieferung aus dem mittelalter der eigenen heimat wäre in den kreis des studiums zu ziehen gewesen.

MARBURG, APRIL 1891. FRIEDRICH KAUFFMANN.

W. Müller, Zur mythologie der griechischen und deutschen heldensage. Heilbronn 1889. VI, 177 s. 8. 3 m.

Dem ausgeprägten standpunkt, den der nunmehr verewigte verfasser bereits in seinem buche „Geschichte und system der altdeutschen religion (Göttingen 1844) vertreten hatte, den er gegen J. Grimm in seinem „Offenen sendschreiben“ (Göttingen 1845) verfochten und bald darauf auch in dem litteraturbericht der Wiener jahrbücher bd. 125 s. 1 fgg. (1849) bekräftigt hat, ist der eifrige forscher sein leben lang treu geblieben. Lebhaften widerspruch hat er noch bei seiner 1886 erschienenen „Mythologie der deutschen heldensage“ geerntet. Die besprechungen dieses werkes durch E. H. Meyer, Anz. XIII, 19 und Rödiger, Deutsche litteraturzeitung 1887 sp. 1617 u. a. hat er bereits in einer beilage zum Litteraturblatt für germ. und rom. philologie 1888 nr. 7 beantwortet. In der neuesten schrift hat er noch ein leztes mal das wort ergriffen und die anklagepunkte klar zusammengefasst. W. Müller hält zunächst einkehr in der werkstätte E. H. Meyers und mustert dessen Indogermanische mythen I. II (Kentauren. Achilleis). Daran schliessen sich äusserungen über Nibelungen-, Wieland- und Walthersage; in einem VI. abschnitt handelt er über Orendel.

Ich kann mich nicht rundweg auf die seite der recensenten Müllers stellen. Die abweisende polemik gegen Müllers grundanschauungen ist nur teilweise berechtigt.

Es wäre ungerecht, wolten wir von der warte unfertiger hypothesen aus das bedeutsame in der auffassung des gegners der prüfung nicht würdigen. Die etwas altmodische einleitung zu dem vorliegenden buche wird allerdings nicht ausreichen, die mythologen zu belehren, dass es vom Müllerschen standpunkt aus möglich ist, in den mythologischen schutthaufen ordnung zu bringen. Mit den gedanken dieser einleitung möchte ich mich hier beschäftigen. Die einzelnen studien können um so weniger gegenstand der besprechung bilden, als sie nur beiträge zu früheren arbeiten liefern, die mitberücksichtigt werden müsten.

Die griechische *μυθολογία* ist z. b. bei Platon teils im sinne von *ποίησις* teils synonym mit *ἀναζήτησις τῶν παλαιῶν* gebraucht; noch bezeichnender ist es, wenn *μυθολογία* bisweilen gleichbedeutend mit *ἀρχαιολογία* steht. Preller, Griech. myth. s. 1 anm. hat schon festgestelt, dass unter *μῦθοι* überlieferungen vom ältesten nationalen leben mit rücksicht auf ihre bildliche und poetische bedeutung oder auf ihr hohes altertum zu verstehen sind. Ich lege wert darauf, an die ursprüngliche bedeutung zu erinnern, was Müller leider versäumt hat. Wenn wir heutigen von mythologie reden, so kreuzt sich für uns die vorstellung der poetischen gestaltung dunkler überlieferungen aus der zeit des heidentums mit der bald mehr bald weniger lebhaft empfundenen, algemein anerkanten beziehung der stoffe auf das religiöse leben der heidnischen Germanenwelt. Das religiöse moment tritt unter den dürftigen bruchstücken heidnischer überlieferung nirgends so kentlich wie in den zauber- resp. gebetsformeln zu tage. Bekantermassen handelt es sich aber in der regel um dichterische erzählungen, welche die religiösen anschauungen zu personen und ereignissen verkörpern. Unsere überlieferung ist vorwiegend religiöse dichtung. Daher haben wir uns dieselben processe gegenwärtig zu halten, die wir heutzutage bei künstlerischer schöpfung uns vorzustellen pflegen. Nach gemeinem verstande suchen wir in mythologischer forschung die religion. Folglich ist von der philologischen behandlung der überlieferten mythen die religionsgeschichtliche nicht zu trennen. Ein drittes gibt es aber nicht. Neben den religiösen überlieferungen gehen jedoch profane her, beziehungsweise sind jene unter diese vermengt und umgekehrt. Möge die begrifsbestimmung dahingestelt bleiben — wir verstehen unter mythus die religiöse, unter sage (volkssage) die profane dichterische überlieferung aus der ältesten zeit des nationalen lebens. Sofern die götter ins nationale leben eingreifen (man denke an die genealogischen sagen) sprechen wir von göttersage (im gegensatz zu mythus), genau ebenso wie wir je nach den gebieten der profanen überlieferung von heldensage, tiersage und ähnlichen reden. Wenn sich die mythologie in diesem sinne mit mythen zu beschäftigen hat; wenn der mythus eine bildlich-poetische überlieferung religiösen inhalts oder wenigstens religiöser grundlage aus der zeit des heidentums bedeutet: so muss, sofern religion als faktor im nationalen leben der Germanen anerkant ist, zugestanden werden, dass auch heldensagen zur mythologie beisteuern können. Ich bin mit W. Müller völlig einverstanden, dass religiös-mythische elemente z. b. in der Walthersage fehlen, während sie in andern, sei es in höherem, sei es in geringerem masse vorhanden sind. Ich bin mit W. Müller völlig einverstanden, dass es ein irtum ist, in der heldensage religiöse mythen mit natursymbolischer deutung zu suchen oder götter und helden als zwillingsgeburt aus ursprünglichen dämonen hervorgehen zu lassen. Wol aber lege auch ich verwahrung ein, wenn Müller sich berufen glaubte, die wunderbaren gewebe der volkssage zu zerreissen und die heldensage in historische vorgänge („historische mythen" lautet bei ihm die unglückliche fassung) aufzulösen. Wer wird ihm folgen, wenn er die Orendelsage in der zeit der

kreuzzüge entstanden und den anschauungen dieser zeiten gemäss mit christlich-religiösen elementen verbunden glaubt? Nur Müllenhoff hat gelegentlich (Z. f. d. a. 30, 227) die wichtige tatsache gestreift, dass erzählungen der sogenanten heldensage vielfach (nicht bloss bei Saxo grammaticus) von einer euhemeristisch-historisierenden, jedenfals gelehrten auffassung ausgegangen sind, und dass nicht jede sage in buchstäblichem sinne als quellenmaterial verarbeitet werden darf. Wer wolte es jedoch wagen, unseren dürftigen überlieferungen die von den epigonen verschuldete vermummung abzureissen? Und wer wolte sich rühmen, der blühenden volkssage ins treue auge geblickt zu haben? Der schluss W. Müllers, die heldensagen sezten sich aus simpeln historischen tatsachen zusammen, weil nicht allein bestimte geographische beziehungen, sondern auch bekante historische namen und ereignisse sich darin finden, ist ebenso falsch, als wenn jemand verlangte, was Saxo über die gesetzgebung seines Frotho überliefert, sei in die urgeschichte Dänemarks aufzunehmen. Es liegt dem Müllerschen gedankenkreis ein trugschluss zu grunde. Falsch wäre es, deswegen die einzelnen prämissen zu verwerfen.

MARBURG, FEBR. 1890. FRIEDRICH KAUFFMANN.

Die concessivsätze im Nibelungenliede und in der Gudrun mit vergleichung der übrigen mittelhochdeutschen volksepen. Von **Hermann Kuhlmann.** Kieler dissertation 1891. Leipzig, G. Fock. 60 s. 1,50 m.

Die concessivsätze der volksepen werden hier als ergänzung der auf die concessivsätze der höfischen poesie gerichteten untersuchungen von Mensing (vgl. s. 260 dieses bandes) behandelt. Die darstellung schliesst sich demgemäss im algemeinen an die bei Mensing an; einzelne abweichungen waren meist durch veränderte grundbedingungen gegeben, so die kurze fassung der „algemeinen bemerkungen" (§ 2 s. 7), die übrigens bei Kuhlmann eher gewonnen haben. Weniger glücklich war die trennung der conditionalformen als der träger eines concessivverhältnisses in kapitel V und kapitel VI, so dass dieses die inversion mit sonst heterogenen bestandteilen vereinigt. Wenn überhaupt unter den mannigfaltigen formen, unter denen das concessivverhältnis sich versteckt (kapitel VI bei Mensing), eine scheidung statfinden soll, so müsten die conditionalformen als einheitliches ganzes den übrigen gegenüber treten, und diese übrigen würden dann innerlich den in kapitel I behandelten sätzen am nächsten stehen. Andere abweichungen sind dadurch bedingt, dass formen, denen Mensing ein eigenes kapitel widmen konte (*al* und *aleine*) in der volksepik ganz fehlen oder (vgl. *doch* als nebensatzpartikel, Kuhlmann § 49) in anderer form eingefügt werden; eine tatsache, deren feststellung schon allein den sorgsamen untersuchungen beider verfasser wert verleiht. Hier sind von besonderem interesse die abschliessenden ergebnisse von Kuhlmann (§ 57).

Was die wissenschaftliche ausrüstung und die sorgfalt der arbeit betrift, so steht Kuhlmann seinem vorgänger kaum nach. Einige flüchtigkeitsversehen sind ihm untergelaufen; dem druckfehlerverzeichnis auf s. 6 kann noch hinzugefügt werden: s. 19 z. 21 ist zu lesen „(348, 15)" statt „(347, 3)" u. a. Aber er hat dafür mehr geschick, ungezwungen über das engste gebiet der syntax hinauszugreifen und die formenlehre, die metrik und andere gebiete zur lösung einer frage herbeizuziehen. Wie sein vorgänger, so bleibt auch er bei der aufzählung von belegstellen nicht einfach an der äusseren form hängen; er ist kein oberflächlicher statistiker, sondern zeigt

sich bemüht, die wirkenden kräfte auf dem grunde aufzuspüren. Wir finden sogar schon hübsche ansätze der erkentnis, dass der schwankende modusgebrauch zum teil von der grösseren oder geringeren beliebtheit gewisser verbalformen geregelt wird (vgl. § 21 den conj. praet. von *tuon*).

Gelegentlich fält aber auch Kuhlmann in den fehler des schematisierens. So möchte ich z. b. conjunctive im nebensatze wie die auf s. 21 z. 23 fgg. nicht einfach bloss aus der natur des hauptsatzverbs, sondern vielmehr aus einer tatsächlich vom hauptsatze aus in den nebensatz herüberwirkenden willenstätigkeit erklären und wäre demgemäss mit belegen wie Gudrun 1010, 2 oder Nib. 1862, 1 (bei Lachmann 1800, 1 vgl. Kuhlmann s. 29) etwas vorsichtiger. Noch weniger aber würde ich in einem satze wie *ez dunket guot* (s. 29) etwaiger formelhafter erstarrung einen konservierenden einfluss auf den modus zugestehen. Ein moduswechsel würde ja hier gar keinen betonten bestandteil treffen (daher auch Wolfd. A. 260 *swaz dich nu dunke guot*), während eine formel wie *ez geschiht*, die mit dem modus auch den stamvokal wechseln müste, allerdings am indicativ festhält.

Eine lebendigere auffassung der modi hätte auch sonst nicht geschadet. So fordern belege wie Nib. 1404, 3 (s. 24 z. 40); Nib. 1251, 3 (s. 31 z. 6) eigentlich dazu heraus, sie als beispiele eines aus der willenstätigkeit entspringenden conjunctivs den mehr auf der verstandestätigkeit beruhenden conjunctivfällen gegenüberzustellen; und unter den leztgenanten hätte wol hervorgehoben werden dürfen, wie der conj. praesentis gerne den spielraum für die zukunft erweitert (vgl. vor allem die belege auf s. 30).

Mit weniger sicherheit, aber doch aus überzeugung möchte ich für die sätze mit veralgemeinerndem pronomen (s. 17 fgg.) beanstanden, dass in ihnen der conjunctiv die in den pronominalformen steckende ungewissheit zum ausdrucke bringe. Mir scheint vielmehr, dass diese ungewissheit entweder im betonten indefinitum oder aber im modus zum ausdrucke komme, dass also in den sätzen mit voll betontem einleitendem indefinitum der indicativ vorhersche. Eingehendere begründung dieser ansicht ist hier nicht am orte; sie ist mir aus längerer betrachtung gerade dieser sätze erwachsen. Hier sei nur noch zum schlusse der befriedigung ausdruck gegeben, dass den verfasser der handschriftenapparat des Nibelungenliedes veranlasste, wieder einmal — wenn auch noch von ferne — ausblicke zu eröfnen auf die dienste, die unsere syntaxforschung der textkritik leisten könte.

HEIDELBERG, AUGUST 1891. H. WUNDERLICH.

Böhmens anteil an der deutschen litteratur des XVI. jahrhunderts. Von **R. Wolkan.** I. Bibliographie. II. Ausgewählte texte. Prag, A. Haase. 1890—91. VIII, 140 und IX, 208 s. gr. 8. 9,20 m.

Das auf drei bände berechnete werk will den nachweis liefern, dass das geistige leben der Deutschen in Böhmen auch im jahrhundert der reformation reiche blüten hervorbrachte, ja dass die deutsche litteratur in diesem zeitraume nicht minder mannigfaltig wie in einem anderen deutschen lande war. Bei der politischen sturmflut, die gegenwärtig den boden Böhmens nicht zu seinem und noch weniger zum vorteil des österreichischen gesamtvaterlandes, durchzittert, ist die patriotische tendenz, die dem verfasser vorschwebte, unschwer zu erkennen; eben deshalb aber muss das erscheinen des werkes um so wilkommener geheissen werden.

Bis jezt sind zwei teile erschienen, und zwar enthält teil I das bibliographische material, teil II eine reihe charakteristischer texte, während der noch in aussicht stehende III. teil einen überblick über die entwicklung der deutschen litteratur Böhmens im 16. jahrhundert und der geistigen strömungen Deutschböhmens überhaupt bieten soll.

In die bibliographie der deutsch-böhmischen litteratur des 16. jahrhunderts wurden nur diejenigen litterarischen werke aufgenommen, die in Böhmen gedruckt oder nachweislich daselbst entstanden sind; nur für die älteste zeit (bis 1525) fanden einige werke aufnahme, die nicht direkt in den kreis unserer betrachtung zu ziehen sind, wol aber wert haben für die erkentnis der geistigen arbeit dieser zeit auf anderen gebieten. Sonst blieben fachliche und lateinische schriften ausgeschlossen und sind für eine spätere zeit aufbewahrt; dasselbe gilt von den werken jener „söhne Deutschböhmens, die später das vaterland verliessen und in Deutschland förderung und stellung erlangten“.

Wenn man auch die richtigkeit des mit diesen worten des verfassers aufgestelten princips zugestehen will, so ist doch die fassung für die erwähnten ausnahmen nicht hinlänglich klar. Was der verfasser insbesondre unter „fachlichen“ schriften versteht, da sein verzeichnis so viele theologische, ja auch nach 1525 ein paar medicinische und musikalische werke enthält, ist nicht wol einzusehen. Gehören solche schriften nicht ganz eigentlich zur fachlitteratur? Und wäre da nicht mit gleichem recht u. a. z. b. Hageks Böhmische chronica, verteutscht durch J. Sandel (Prag 1596) zu nennen gewesen? Gerade diese geistlichen und zwar überwiegend reformatorischen werke machen in Wolkans bibliographie die grosse mehrzahl aus. Unter 401 schriften, die der katalog verzeichnet, sind von Joh. Mathesius allein 134, von Nicolaus Herman 29, von Avenarius (Joh. Habermann) 23 verfasst. Überhaupt erhelt aus der beschaffenheit der hierher gehörigen werke mehr noch als der lebhafte anteil Böhmens an der algemeinen litterarischen bewegung dieses zeitalters die ansehnliche mitwirkung des landes an dem reformationswerke. Einen hauptsitz litterarischer regsamkeit im sinne der reformation bildete das städtchen Joachimsthal, in welchem um 1517 ein bergwerk entstand und eine kleine, aber rührige evangelische gemeinde sich niederliess. Hier wirkte in den jahren 1532—65 Johann Mathesius, geboren in Rochlitz im Meissnischen, erst als rector der lateinschule, dann als diacon, zulezt als pfarrer in gemeinschaft mit seinem freunde, dem kantor Nicolaus Herman. — Im übrigen ist die flugschrift, gewöhnlich „zeitung“ genant, die sowol politische als lokale begebenheiten behandelt, der meistergesang, das fastnachtsspiel und die tragödie in der bibliographie vertreten.

Der verfasser war auf das emsigste und sorgfältigste bemüht, alle irgend erreichbaren litterarischen erzeugnisse für Böhmen in anspruch zu nehmen und seinem zwecke dienstbar zu machen; und zwar hat er sich nicht damit begnügt, die bezüglichen werke bloss ihrem titel nach anzuführen, sondern er hat seinen katalog in dankenswerter weise mit reichhaltigen angaben der bibliotheken und archive, wo sich die einzelnen schriften finden, der bibliographischen hilfsmittel, in welchen sie bisher verzeichnet wurden, und nicht selten auch der die schriftsteller behandelnden quellenwerke ausgestattet. Selbstverständlich kann von volständigkeit des bibliographischen materiales, wie herr Wolkan s. VI selbst hervorhebt, nicht die rede sein; erstlich darum, weil der verfasser sich auf keine vorgänger in seiner arbeit stützen konte, ferner deshalb, weil die gegenreformation systematisch darauf ausgieng, sämtliche schriften protestantischen inhaltes der vernichtung preiszugeben. Gleichwol wäre

der umfang der bibliographie um ein beträchtliches geringer ausgefallen, wenn es dem verfasser nicht beliebt hätte, bei manchen schriften die ausführlichen vorreden, widmungen und inhaltsverzeichnisse abzudrucken — ein vorgang, der zur charakteristik der bezüglichen werke ein erhebliches beiträgt —, und wenn die widerholten auflagen eines werkes nicht unter den einzelnen jahreszahlen besonders aufgeführt, sondern gleich zu der ersten auflage in anmerkung kurz hinzugefügt worden wären.

Hie und da scheint uns Wolkan über das ziel, das er sich steckte, etwas hinausgeschritten zu sein. Er hat nämlich auch solche schriften aufgenommen, die, anonym und in Deutschland, beziehungsweise ohne bezeichnung des druckortes, erschienen, ihrem titel zufolge mit böhmischen verhältnissen zusammenhangen; hierbei wäre der nachweis der böhmischen provenienz wünschenswert und schon darum geboten gewesen, weil bei der seltenheit der aufgeführten bücher die nachprüfung keine leichte sache ist. Als ein entschiedener misgriff muss es bezeichnet werden, wenn unter nr. 11 die ohne angabe des druckortes erschienene gereimte beschreibung eines in Joachimsthal abgehaltenen freischiessens angeführt ist, in deren schlussverse sich ein Hans Lutz aus Augsburg als verfasser nent, von welchem doch kaum nachzuweisen sein wird, dass er ein geborner Böhme gewesen sei. Im ganzen aber verdient der nicht geringe fleiss, die sorgfalt und umsicht, mit welcher der verfasser hinsichtlich der aufbringung des bibliographischen materials vorgieng, die volste anerkennung. Wenn in folgendem einige zusätze und nachträge geboten werden, so mag der verfasser nur das interesse daraus erkennen, das der referent dem werke zuwendet.

Unter den denkmälern der poetischen litteratur fehlt auffallenderweise das unter dem namen des „Ackermanns aus Böhmen“ bekante streitgespräch zwischen einem witwer und dem tode. Sein ursprung fält zwar einer früheren periode zu, aber Goedeke im Grundriss I², 322 führt auch zwei auflagen aus dem 16. jahrhundert an unter dem titel: „Schone red vnd widerred eins ackermans vnd des todes mit scharpfer entscheidung jrs kriegs eim iegklichen vast kurtzweilig vnd nutzlich zu lesen. Pax legentibus“. Am schluss: Gedruckt durch Johannem Schott von Straßburg. 1500. 20 bll. 4. (Brit. Museum). — Straßburg durch Martin Flach. 1520. 18 bll. 4. (München). Es stamt von einem gewissen Johann aus Saaz (vgl. Mitteilungen des hist. vereines der Deutschen in Böhmen. Bd. XVI. Litter. beilage s. 31 und Kniescheks ausgabe des Ackermanns in der „Bibliothek der mhd. litteratur in Böhmen“ bd. II, 81) und wird von Gervinus, Gesch. d. deutsch. dichtung II⁵, 357 als „das volkommenste stück prosa“ bezeichnet, „das wir in unserer litteratur besitzen“. — Von dem bei Wolkan unter nr. 106 (s. 34) angemerkten, am schlusse der Sarepta von Joh. Mathesius befindlichen liede mit den anfangsversen „Christ König Gott, vnser Heiland, Vnser Schutz steht in deiner Hand“ finde ich in dem kürzlich ausgegebenen antiquarischen katalog von seltenen werken 65 der firma Ludw. Rosenthal in München unter nr. 1426 auch eine selbständige ausgabe: „*Ein christlich Lied für gemeine wolfart diser Kai. Bergstatt, vnd aufnehmen des löblichen Bergwercks. Gedruckt zu Nürmberg beia Kathrina Perlachin.* (ca. 1580). 2 s. fol. *Mit 3 Zeilen Musiknoten*“. — Zur jahreszahl 1561 ist ein werk von Joh. Mathesius nachzutragen mit dem titel: „*Ein Trostpredig, ausz | den worten des Herrn, Matth. IX. | Das Megdlein ist nicht todt, son | dern es schlefft, etc. Für alte vnd ster | bende leut, Gepredigt in S. Joachimszthal . . . | Nürnberg, J. von Berg, vnd Vlr. Neuber,* 1561“. 4. 12 bl.; leztes leer. Mit kleinem titelholzschnitt. In den bekanten bibliographischen werken durchweg mangelnd, steht es verzeichnet

in dem „*Bibliotheca Haeberliniana*“ überschriebenen antiquar-katalog von Ludolph St. Goar in Frankfurt a M. vom jahre 1877, abt. IV unter nr. 6420. — Eine spätere auflage des unter nr. 111 angeführten werkes von Mathesius „*VOm Ehestandt | Vnd Hauszwesen | fünfftzehen Hochzeytpredigten*“ erschien 1567 „*mit Melodieen zu Nürnberg durch Vlrich Neuber, vnd Dieterich Gerlatzen*“, 228 bl. 4. S. Maltzahn, Bücherschatz s. 41, nr. 268. Die bibliographie ist nach art der inkunabelkataloge chronologisch geordnet; dort jedoch, wo den büchern die angabe des jahres der veröffentlichung fehlt, ist es öfter zweifelhaft, auf welchen kriterien die einreihung derselben von seiten des verfassers beruht.

Die den zweiten band füllenden schriftproben sind im ganzen sorgfältig ausgewählt. Insbesondre hat sich der herausgeber durch die mitteilung von Jörg Brentels „*Zwey schone newe Lieder*“, der übersetzung der Andria von Terenz durch Stephani, von desselben fastnachstspiel „*von einer Mülnerin vnd jren Pfarrherr*“, der biblischen tragödie „*vón dem erschröcklichen vntergang Sodom vnd Gomorra*“ von Mathias Meissner und der „*Tragedia von zweyen Böhmischen Landherren*“ eines anonymus anspruch auf den dank der litterarhistoriker erworben. Nicht hieher gehört, wie schon oben bemerkt wurde, Hans Lutzens gedicht von dem festschiessen zu ehren der gründung Joachimsthals. In poetischer beziehung zeichnen sich einige geistliche lieder aus, so jene von Christoph Hosman von Elbogen und von Georg Spindler und in hohem grade das obenerwähnte fastnachtsspiel von Stephani; dieses atmet eine urwüchsige frische und darf sowol durch die gewante form des dialogs als durch echte komik den besten produkten dieser art und zeit an die seite gestelt werden.

In der herstellung der texte ist der herausgeber alzu conservativ verfahren: er hat weder für die interpunktion ausreichendes geleistet, noch irgend welche erklärungen und verbesserungen verderbter stellen der keineswegs durchaus glatten texte geboten; beides mit unrecht. Mehrfache von dem verfasser bei textworten angebrachte „*sic*“ verraten, dass ihm genauere kentnisse der älteren deutschen sprache mangeln; so z. b. wenn ihn die im 16. jahrhundert bereits vielfach gangbare pluralform *warden* (s. 57, 63) oder der stamvokal in *tratz* (115, 1671) stutzig macht.

WIEN. ADALB. JEITTELES.

Edward Schröder, Jacob Schöpper von Dortmund und seine deutsche synonymik. Marburger universitätsschrift. Marburg 1889. 37 s. 4.

Es war selbstverständlich, dass, wenn Jacob Schöppers verdienste um die deutsche synonymik gewürdigt werden solten, auch seine dramatische tätigkeit zu erwähnen war. Denn Schöpper war in erster reihe schulmann, daneben seit 1544 auch geistlicher. Seine humanistische bildung zeigt sich in den zunächst für das Dortmunder gymnasium geschaffenen lateinischen dramen, die der verfasser fast alle genau analysiert. (Vom Euphemus, der ihm nicht zugänglich war, finden sich exemplare in Zwickau und Gotha.) Auch sein verhältnis zu anderen dramatikern wie Macropedius, Sixt Birck, Philicinus, Zovitius u. a. wird klar gelegt. Sein bestes drama ist das erstlingswerk, der Johannes decollatus, der nachher von Schonaeus in seinem Baptistes benuzt ist. Schöpper ist Terentianer, an den fünf aktschlüssen hat er chöre in jambischen dimetern oder in glykoneen. — Im zweiten abschnitt handelt der verfasser von der deutschen synonymik, die 1550 als hilfsbüchlein für „prediger, schreiber und redner“ erschien, aber das höhere ziel verfolgte, die heimatliche sprache

zu verbessern und zu bereichern. Sie ist der erste Dortmunder druck. Die beiden vorreden (lateinisch und deutsch) gehören zu den anziehendsten urkunden für die geschichte unserer schriftsprache. Das werkchen gibt auf seinen acht bogen die übersetzung von rund 1400 lateinischen wörtern und wendungen und bringt dafür über 6000 deutsche nummern bei. Der verfasser spricht den wunsch aus, dass der historische verein für Dortmund und die grafschaft Mark einen neudruck veranlassen möchte. Er gibt auch die vor Schöpper erschienenen zusammenstellungen von synonymen, von denen dieser aber keine benuzt hat. Dagegen sind von ihm Adam Petris oberdeutsches glossar zu Luthers Neuem testament (1523) und des Schweizers Petrus Dasypodius Dictionarium latinogermanicum (1535) benuzt worden. Mit einem exkurs über die zeit der einbürgerung der hochdeutschen sprache in Dortmund schliesst die verdienstvolle arbeit Schröders.

WILHELMSHAVEN. H. HOLSTEIN.

Gedichte von J. M. R. Lenz. Mit benutzung des nachlasses von Maltzahn herausgegeben von **Karl Weinhold.** Berlin, W. Hertz. 1891. XXII und 228 s. 8. 6 m.

Im leben hat der unglückliche dichter vergeblich danach gerungen, seine talente zur reife zu bringen und an geeigneter stelle zu gebrauchen; nach seinem tode und namentlich, seitdem Goethe in dichtung und wahrheit das andenken des jugendfreundes erneuert hatte, ist ihm die genugtuung geworden, dass in seiner engeren heimat ebenso wie im weiteren deutschen vaterlande teilnehmende freunde und litteraturforscher sich um die samlung, ordnung und herausgabe seiner werke sowie um die erkentnis seines persönlichen lebensganges und seiner schriftstellerischen entwickelung mit eifer und hingebung bemüht haben. Der mediciner Dumpf, unterstüzt von dem Dorpater bibliothekar Petersen, hatte eifrig Lenziana gesammelt, die Tieck in der ausgabe der gesammelten schriften (1828) nur ungenügend verwertete. K. L. Blum (professor der geschichte in Dorpat von 1826 bis 1851) gab 1845 das jugenddrama „Der verwundete bräutigam“ heraus. Die samlungen Dumpfs wurden später von Wendelin v. Maltzahn († 1889 in Berlin) und Jegor v. Sivers († 1879) sorgsam gehütet und eifrig vermehrt. Der erbe und berufenste nachfolger beider männer in bezug auf die tätigkeit für Lenzens andenken ist Weinhold geworden, der schon 1884 den „Dramatischen nachlass“, 1887 das sonst vergessene drama „Die sizilianische vesper“ (vgl. diese zeitschrift XX, 255), jezt endlich eine samlung aller erhaltenen gedichte von Lenz in chronologischer anordnung mit einleitung und anmerkungen herausgegeben hat.

Die ausgabe enthält 110 nummern, mit verzählung für das citieren bequem eingerichtet; darunter gegen 20 bisher ungedruckte und viele bisher nur in schwer zugänglichen einzeldrucken veröffentlichte gedichte. In vielen fällen waren verschiedene fassungen eines gedichtes nachweisbar, die der herausgeber volständig angegeben und in ihrem verhältnis zu einander klar bestimt hat; vgl. namentlich die viel genanten gedichte 24 *(An mein herz)* und 47 *(Die liebe auf dem lande)*. Die in Weimar erhaltene, von unbekanter frauenhand gefertigte abschrift von nr. 12 *(Piramus und Thisbe)* enthält manche variante, die man dem dichter selbst zutrauen möchte. Auf zahlreiche andere belehrende und fruchtbare nachweise hier im einzelnen einzugehn muss ich mir versagen.

Die einreihung der einzelnen gedichte in die hauptperioden des Lenzischen lebens und die chronologische anordnung im einzelnen, die bisher häufig zweifelhaft

geblieben war, ist mit sorgfältiger benutzung und scharfsinniger combination der durch das früher unbekante material gebotenen anhaltspunkte ausgeführt, so dass durch die ausgabe ein sicherer grund für das studium des dichters und seiner zeit gegeben ist. Von den durch H. Kruse bekant gewordenen liedern des Sessenheimer liederbuches spricht auch Weinhold Lenz nur zwei zu (14 *Wo bist du itzt, mein unvergesslich mädchen* und 15 *Ach bist du fort?*); er bekämpft dagegen s. 267 mit guten gründen die annahme der Lenzischen autorschaft für „*Nun sizt der ritter an dem ort*“ (jG. 1, 263), wie überhaupt die haltlosigkeit und unzuverlässigkeit vieler mitteilungen von P. T. Falck über Lenz schlagend nachgewiesen wird.

Bei der volständigkeit der samlung und bei der genau zeitlich fortschreitenden anordnung lässt sich volkommener, als es früher möglich war, beobachten, wie mannigfach die vers- und stilarten sind, in denen der für eigenheiten der formgebung mit schnellem blick und leichter empfänglichkeit begabte Lenz sich nach und nach versucht hat. Ein genaues studium seiner verstechnik mit vergleichenden ausblicken auf die zeitgenössische litteratur könte sehr lohnend werden.

Mit kundiger hand hat Weinhold s. VIII—XXII einen abriss des lebens und der wirksamkeit von Lenz entworfen. Was dort (und in den anmerkungen, z. b. zu nr. 66) über das verhältnis bemerkt wird, in dem der dichter zu seinem vaterhause stand, ist neulich durch die in der Deutschen rundschau 17, 7 (1891) s. 154 fg. veröffentlichten familiennotizen bestätigt und in einzelheiten ergänzt worden.

KIEL. O. ERDMANN.

Der deutsche unterricht. Eine methodik für höhere lehranstalten von **Rudolf Lehmann.** Berlin, Weidmann. 1890. XIII und 394 s. 8; geb. 8 m.

Im ersten jahrgange dieser zeitschrift s. 230 fgg. wurde das buch von E. Laas über den deutschen aufsatz in prima (Berlin 1868) begrüsst und gegenüber anderen sehr seichten handbüchern und hilfsmitteln für den deutschen unterricht gebührend gewürdigt. Wer damals — wie unter vielen anderen auch der schreiber dieser zeilen — diesem buche mit empfänglichem sinne entgegenkam, der empfand sehr wohl, wie mächtig es auf die hebung des deutschen unterrichts zu wirken bestimt war. Indem Laas den deutschen aufsatz der obersten klasse als eine besonders wertvolle frucht des gesamten gymnasialunterrichts darstelte und zeigte, wie durch planmässige arbeit der lehrer und der schüler in den lehrstunden und in der häuslichen tätigkeit diese frucht herangezogen und zur reife gebracht werden kann, wurde sein buch zielzeigend für auswahl und behandlung des lehrstoffes, fast noch mehr als das spätere, bei weiterem titel in engeren grenzen sich haltende buch über den deutschen unterricht (1872). Beide bücher liessen in anregendster und lehrreichster weise erkennen, wie ihr verfasser, von philosophischer und klassisch-philologischer bildung ausgegangen, sich durch ernstes nachdenken und studium noch als lehrer auch für alle anderen aufgaben des deutschen unterrichts geschickt gemacht und auch in litteraturgeschichte und sprachwissenschaft fortgebildet hatte. Ich habe während langer lehrpraxis in beiden büchern für sehr viele fragen und aufgaben des unterrichts rat, anleitung und anregung gefunden und empfehle sie philologisch gebildeten lehramtskandidaten, denen der deutsche unterricht in irgend einer klasse übertragen wird, noch heute als die besten hilfsmittel, die sie mit auswahl des für ihre verhältnisse und aufgaben passenden und mit almählich wachsender eigener kritik studieren mögen.

Der verfasser des neuen, in gleichem verlage mit jenen werken erschienenen buches über den deutschen unterricht sezt sich denn auch unter allen seinen vorgängern (obwol er auch andere berücksichtigt, wie Hiecke s. 37 fgg., Klaucke s. 52 fg., Franz Kern s. 108 u. a.) am häufigsten zu Laas in beziehung. Mehrfach jedoch will er dessen bestrebungen auf das tatsächlich erreichbare einschränken (s. 38. 138), mehr praktische anleitung für den unterricht auch in den unteren und mitleren klassen geben, namentlich auch geringere ansprüche an die ästhetische urteilskraft des schülers stellen (s. 46). Diese gegen Laas ausgesprochene oder angedeutete polemik halte ich deshalb für wenig angebracht, weil es Laas sicher fern gelegen hat, sein beispiel für eine immer und in jedem falle anwendbare norm zu erklären; er hat überall nur an vorsichtig prüfende und das von ihm gebotene ihren verhältnissen anpassende leser gedacht. Unter dem, was Lehmann selbst über die aufgaben des deutschen unterrichts bietet, ist vieles lehrreich und beachtenswert, obwol auch er nicht alle diese aufgaben gleichmässig berücksichtigt; aber gerade weil er mehr als Laas dazu neigt, das von ihm selbst erprobte zur algemeinen norm des deutschen unterrichts zu erheben, so halte ich neben einem referat über den inhalt des buches einen widerspruch gegen diejenigen ansichten und vorschläge, denen ich eine solche algemein zutreffende richtigkeit nicht zuerkennen kann, auch in dieser zeitschrift für angebracht. Ich ordne meine bemerkungen nach den hauptaufgaben des deutschen unterrichts, indem ich die erörterungen des „algemeinen“ und die anweisungen des ihm meist parallel laufenden „besonderen“ teiles von Lehmanns buche zusammen zu berücksichtigen suche.

Die deutsche lektüre ist in beiden abteilungen vorangestelt. Wie Lehmann schon in einem vortrage auf der Görlitzer philologenversamlung 1889 (Verhandlungen s. 234 fgg.) ausführte, unterscheidet er drei stufen des verständnisses: 1. anschauliches. 2. historisches. 3. kritisches. Dass bis obertertia (untersecunda bildet auch hier eine übergangsstufe s. 17) die erste stufe und art der behandlung vorwalten solle, und dass hier vorzugsweise der unmittelbare eindruck des gelesenen (und ausdrucksvoll, mit richtiger sonderung und betonung vorgelesenen!) auf die schüler wirke, hebt Lehmann s. 17 fg. sehr richtig hervor; da er aber bei der lektüre die klare auffassung des zusammenhanges, die unterscheidung der hauptsachen von den nebenumständen natürlich auch für ein durch den unterricht zu erreichendes ziel hält, so wird eine skizzierte disposition der hauptteile eines erzählenden gedichtes, eine widererzählung der gelesenen begebenheiten nach streng chronologischer folge und andere von Laas DU[1] 245 fg. angegebenen didaktischen kunstgriffe ihren wert behalten. In bezug auf die auswahl der poetischen lesestücke nimt Lehmann seinen standpunkt oft recht hoch; ich würde die meisten balladen Schillers lieber nicht schon in quarta lesen (s. 143), und Chamissos Salas y Gomez gewiss nicht in tertia (s. 153; ähnlich auch Laas DU. 251); dieses gedicht halte ich wegen der starken ausmalung des grässlichen und schaudererregenden überhaupt für keine geeignete schullektüre. Einverstanden bin ich mit Lehmanns vorschlag (s. 161), Nibelungenepos und Gudrun, wenn — was ich allerdings nicht wünsche, s. unten — die mhd. originallektüre von den preussischen gymnasien ausgeschlossen bleiben soll, schon in obertertia zu lesen; die begebenheiten und gestalten des volksepos sind dem tertianer vielleicht noch sympathischer als dem primaner. Einen guten prosaauszug aber würde ich dann den meisten metrischen übertragungen vorziehn.

Der wert einer stilistich musterhaften prosalektüre für die mitleren klassen scheint mir von Lehmann s. 157 zu wenig betont zu sein. Die fertigkeit des deut-

lichen vorlesens (mit angemessenen pausen und richtiger betonung!) ist ein sehr wichtiger bestandteil der algemeinen bildung und doch auch in gebildeten ständen durchaus nicht so verbreitet, wie es der fall sein könte, wenn es auch auf höheren schulen genügend geübt würde. Besonders schön gebaute kleinere prosastücke (wie z. b. aus Schillers geschichte des dreissigjährigen krieges charakteristik und ende Wallensteins u. a.) können so oft gelesen werden, dass sie ohne viele mühe völlig im gedächtnis haften und frei vorgetragen werden können, was ein ungemein wichtiges hilfsmittel zur stilistischen ausbildung ist (vgl. darüber das empfehlenswerte buch von Reichardt, Logik, stilistik und rhetorik, Leipzig 1877). Lessings prosafabeln sind auch in dieser beziehung ein wertvoller schatz für jede klasse des gymnasiums, Herders paramythien für die mitleren und oberen.

Lectüre mit anstreben eines geschichtlichen verständnisses ist (s. 19) eine hauptaufgabe der oberen klassen. Auch hier wird vor alzuviel eingehn auf persönliche erlebnisse, sowie auf studien und vorbilder der schriftsteller gewarnt. Die verteilung der lesestücke ist so gedacht, dass in den drei jahrescursen der obersecunda und prima die deutsche litteratur in zeitlicher folge durchmessen wird, wobei für das mittelalter, sowie für die periode von 1500—1750 zusammenhängender vortrag die lücken ergänzen soll (s. 32). Aber auch die biographien Lessings, Goethes, Schillers solten doch zusammenhängend vorgetragen und mit ausblicken auf ihre zeitgenossen verbunden werden; dass zwischen der lektüre eine kleinere anzahl von lehrstunden litterarhistorisch gestaltet werde, halte ich für angemessen. Dadurch lernt auch der primaner einem zusammenhängenden vortrage (der ja auf der schule durch fragen unterbrochen werden kann) mit aufmerksamkeit zu folgen. Im algemeinen wird ja wol auf sehr vielen gymnasien der unterricht in ähnlicher weise gehandhabt, wie Lehmann es angibt; seine speciellen vorschläge für verteilung der lektüre auf die einzelnen klassen und semester s. 214—299 sind wol durchdacht, doch möchte ich nicht alle zur unbedingt bindenden norm werden sehen. Namentlich an zwei punkten denke ich anders: die zusammendrängung aller so verschiedenartige interessen und gedanken weckenden werke Lessings auf ein einziges semester (s. 268) scheint mir durchaus nicht empfehlenswert; und eine von Lehmann nirgends vorgesehene erweiterung über die klassische zeit hinaus kann der unterricht noch dadurch erhalten, dass hervorragenden dichtern des 19. jahrhunderts eine besprechung gewidmet wird, wozu auch in den oberen klassen eine für ihren standpunkt berechnete samlung deutscher gedichte (ich empfehle die für diesen zweck vorzüglich geeignete von H. Kluge, vgl. meinen aufsatz in der Zeitschrift für deutschen unterricht II, 210) ein unentbehrliches hilfsmittel ist. Ferner meine ich, dass das kritisch-ästhetische verständnis deutscher dichtungen, welches Lehmann nach den einleitenden bemerkungen s. 48 gänzlich aus dem gymnasium ausschliessen und auf die universität verweisen will (auf der viele studenten und lehrer noch weniger zeit und gelegenheit dazu finden als auf dem gymnasium, und bei gänzlich mangelnder vorbereitung durch das gymnasium noch weniger finden würden!), in beschränkten grenzen sich sehr wol mit dem litteraturgeschichtlichen verbinden lässt. Bei der behandlung des einzelnen hält Lehmann selbst jene ausschliessung gar nicht consequent fest; auch er betont s. 19. 202 die klarlegung der wichtigsten dramaturgischen begriffe an der lektüre, und wird sich doch wol auch die lesung von epischen, sowie von höheren lyrischen und elegischen dichtungen nicht ohne eine entsprechende erläuterung denken. Ist aber in secunda ein gewisses verständnis der grundbegriffe von den poetischen gattungen gewonnen, so bieten doch in prima Lessings Laokoon und

dramaturgie die beste gelegenheit zur verarbeitung und anwendung derselben. Auch bei diesen beiden werken ist ja der litterarhistorische zusammenhang zu beachten; aber für die schule haben sie ihren hauptwert durch die in ihnen ausgesprochenen algemeinen kunstansichten. Von diesen kann aus dem Laokoon — für den die schon auf secunda zu lesende, von Lehmann s. 269 sehr mit unrecht ausgewiesene abhandlung über das wesen der fabel[1] die beste vorschule bildet — auf epische dichtungen, aus den inhaltreichsten abschnitten der dramaturgie auf dramen jeder zeit reiche und fruchtbare anwendung gemacht werden. Eben deshalb aber würde ich in dem eigentlichen Lessingsemester nur den Laokoon, mit solchen besprechungen verbunden, vornehmen, die lektüre aus der dramaturgie aber für das folgende semester aufsparen. Dort kann sich an diese lektüre die besprechung sowol Goethischer als Schillerscher dramen anschliessen und der unterricht mit rücksicht auf die historische folge weitergeführt werden. Ein solches verfahren habe ich bei widerholter anwendung nicht so verfehlt gefunden, wie Lehmann nach s. 249 es ansieht.

Über die deutschen schriftlichen arbeiten enthält Lehmanns buch vieles beachtenswerte und lehrreiche; aber auch vieles, was der erweiterung bedarf oder anfechtbar ist. Mit recht wird s. 164 fg. die wichtigkeit kleinerer übungen betont, die speciell die formale grammatische und stilistische fertigkeit befördern sollen; sie können nach meiner meinung nicht nur in mitleren, sondern auch in oberen klassen die einförmige folge der grösseren terminarbeiten unterbrechen und in viel weiterer ausdehnung, als Lehmann angibt, angewant werden: wörtliche und freie übersetzungen aus fremden sprachen in prosa und in versen, umformungen lateinischer oder griechischer satzreihen entweder in lauter kurze, coordinierte deutsche sätze, oder auch in richtig und wohlklingend gebaute deutsche perioden; daneben besondere übungen im deutschen periodenbau, wofür unsere klassiker (vgl. z. b. Goethes Werther am 10. mai, am 21. juni, am 18. august; Klopstocks oden an Ebert, an Fanny!) herliche vorbilder, die älteren handbücher von Herling, Becker, Wurst, K. A. J. Hoffmann (unter den neueren Reichardt, Logik, stilistik und rhetorik. Leipzig 1877) brauchbare anleitung bieten. Auch kleinere übungen (wie einsetzung neuer oder den im lesestück vorliegenden synonymer beiwörter, vertauschung der adjectiva oder der adverbialen satzbestimmungen mit nebensätzen) sind nicht zu verachten.

Die einteilung der aufsätze in darstellungen, entwickelungen und beurteilungen (s. 303. 306. 333) ist begriflich unklar. Eher lassen sich alle üblichen schulaufsätze — sowol die von Lehmann empfohlenen, als die von ihm (bisweilen recht vorschnell) verworfenen — unter die drei rubriken: erzählung — beschreibung — abhandlung einreihen. In dieser folge treten die drei scharf zu sondernden arten von aufgaben in die verschiedenen stufen des unterrichts naturgemäss ein, beschreibung nicht vor tertia, abhandlung nicht vor secunda; aber auch auf der obersten stufe sind jene beiden ersten mit höheren ansprüchen an ausdruck, anordnung und inhalt neben der abhandlung nicht zu vernachlässigen.

Erzählung und beschreibung (darstellung eines nach-einander in der zeit und eines neben-einander im raume — unterschiede, die später bei Lessings Laokoon in in ihrer vollen wichtigkeit erkant werden!) können gegeben werden 1) nach eigener erfahrung und anschauung; 2) nach dem aus der lektüre entnommenen. Als dritte quelle wurde vor 40—60 jahren — wo manche lehrer jeden schüler zu einem Jean Paul, Tieck oder Andersen heranzubilden strebten — häufig die eigene phantasie für

1) Ein ausgezeichnetes hilfsmittel für den lehrer bietet die ausgabe dieser Lessingschen schrift durch F. Prosch (Wien 1890).

selbsterfundene geschichten oder schilderungen herbeigezogen; dass Lehmann heute davon keinen gebrauch macht, wird man gewiss billigen. Aber ich werde wol nicht der einzige sein, der von der schroffheit überrascht ist, mit der Lehmann auch die erste quelle abweist, d. h. auf erzählung von selbsterlebtem (s. 177 fg.), auf beschreibung von selbstgeschautem (s. 180 fg.) für schüleraufsätze gänzlich verzichtet. Er verwirft sie speciell für tertia, weil den ihm bekanten grossstädtischen schülern die dazu notwendige fähigkeit der beobachtung und gewanten darstellung abgehe. Soweit dieses traurige testimonium paupertatis zutrift, solte es doch gerade auf einen mangel der bildung aufmerksam machen, den zu heben nicht am wenigsten die aufgabe des deutschen unterrichts ist, und zwar eine aufgabe, die eben so sehr der erziehenden wie der unterrichtenden seite desselben angehört. Selbst bei einem einfachen schulspaziergange müssen sich belebendere und erzählenswertere momente finden lassen als die eingenommenen mahlzeiten (s. 177); und wer sie nicht finden kann, der kann zunächst wenigstens dazu gebracht werden, dies als einen mangel seiner bildung anzusehen. Ausserdem wird der schüler der hauptstadt doch auch ausser den schulspaziergängen zeuge von vorgängen, die sein gemüt mächtiger und lebhafter ergreifen müssen und deren eigene erzählung eine bildende aufgabe namentlich dadurch wird, dass er sich gewöhnt die zeitlichen stadien des vorganges zu sondern (auch äusserlich durch absätze!), die erzählung zu gliedern und abzurunden, objektive erzählung und subjektives urteil und gefühlsäusserung zu unterscheiden. Ebenso fehlt es nirgends an grösseren und kleineren gegenständen (seien es bilder, denkmäler, bauwerke, strassen, plätze oder landschaften), an denen die fertigkeit der beschreibung geübt werden kann, wobei dann die aufzusuchenden, räumlich abgegrenzten teile den anhaltspunkt für die auch hier fest aufzustellende und zu befolgende einteilung bieten. Aus dem anschauungsunterricht, den seminaristisch vorgebildete lehrer auf den untersten klassen oft in ausgezeichneter weise erteilen, kann auch der gymnasiallehrer manchen wertvollen fingerzeig für seine methode entnehmen. Pädagogische mittel, um das vorhandene ungeschick zu überwinden, sind: vorbesprechung der gegebenen und zu hause überlegten oder im concepte entworfenen aufgabe; gemeinsames aufsuchen der besten anordnung; nach einer mit eingehender anleitung des lehrers gemachten aufgabe widerholung eines ähnlichen themas ohne viele anleitung; genaue korrektur, lesen und vortragen von guten mustern — auch von gelungenen schüleraufsätzen. Dass ein schüler die arbeit des anderen vor anfertigung seiner eigenen lese, pflegt kein lehrer zu wünschen; austausch und vergleichung der corrigierten aufsätze kann nur empfohlen werden. Warum soll man auch nicht einmal einen versuch mit wechselseitiger (mündlich vorzutragender) kritik machen dürfen? Bei freien vorträgen (gegen die Lehmann s. 94 fg. eine nur die unverständigen übertreibungen treffende polemik führt) halte ich eine anregung zu mündlicher kritik für selbstverständlich. Die briefform ist für erzählungen und beschreibungen nicht zu verschmähen, weil sie besonders deutlich macht, was der zweck der erzählung oder beschreibung ist, nämlich einem anderen die fehlende kentnis oder anschauung durch sprachliche mitteilung zu ersetzen. Wenn — vielleicht nach manchen verfehlten versuchen — einmal wirklich eine wol abgerundete erzählung oder beschreibung gelungen ist, so wird auch der grossstädtische schüler sie nicht unter seiner würde halten und der lehrer nicht (wie Lehmann s. 178) fragen: was können die schüler für ihren stil wesentliches daraus lernen?

Die vorstehenden bemerkungen solten sich gegen die neigung Lehmanns richten, den stoff zu erzählenden und beschreibenden aufsätzen immer und ausschliesslich

nur aus der lektüre zu nehmen; dass diese auch zu solchen zwecken verwendet und dadurch in verschiedener weise durchgearbeitet wird, ist ganz angemessen. Das buch enthält nach dieser seite hin s. 188 fgg. 195 fgg. anregende und nützliche bemerkungen. Vielleicht aber würde eine noch grössere heranziehung der prosalektüre (und zwar namentlich auch der altklassischen) für diesen zweck zu empfehlen sein. Wenn immer nur die deutschen gedichte und dramen — ein wahrer Pegasus im joche! — den stoff zu schüleraufsätzen bieten, so liegt die gefahr nahe, dass ihre würde herabgesezt und ihr wahrer reiz verringert wird.

Auch beschreibungen können nach litterarischen quellen gemacht werden, indem man die in einem werke gegebenen andeutungen über die beschaffenheit von gegenständen oder örtlichkeiten sammelt und geordnet verarbeitet; Laas hat (D. Aufs.[1] s. 203 u. a.) diese art von aufgaben auch für die oberen klassen treflich behandelt, während Lehmann wenig von ihnen sagt. Nichts anderes als eine beschreibung nach litterarischen quellen aber ist natürlich auch die von Lehmann ausführlich behandelte charakteristik. Diese aufgabe ist aber, wenigstens wenn es sich um die hauptpersonen einer tragödie oder eines epos handelt, eine so schwierige (vgl. Laas D. Aufs.[1] 120), dass ich gegenüber der vorliebe, welche Lehmann s. 307 fgg. für solche arbeiten zeigt, meinerseits bedenken gegen ihre zu häufige anwendung aussprechen möchte. Es ist eine für schüler auch bei vorsichtiger anleitung nur annähernd lösbare aufgabe, das ganze eines grossen charakters zu überschauen, die wesentlichen züge herauszufinden und angemessen geordnet darzustellen. Der von Lehmann s. 309 angegebene kunstgriff, eine besonders charakteristische äusserung zum ausgangs- und anhaltspunkt der charakteristik zu nehmen, erleichtert natürlich die lösung, kann aber auch das urteil ungebührlich binden; zumal wenn der lehrer diesen ausgangspunkt nach seiner auffassung angibt, die bei Lehmann selbst eine recht subjektive zu sein scheint. Wie der s. 309 angeführte satz: *es sind nicht alle frei, die ihrer ketten spotten* ein zur charakteristik des tempelherrn in Lessings Nathan besonders brauchbarer ausgangspunkt sein soll, gestehe ich nicht einzusehn. Für Tell oder Wallenstein könte man aus Schillers dramen eher zehn solcher ausgangspunkte finden als einen einzigen. Besonders schwierig aber wird die charakteristik der hauptpersonen einer modernen epischen oder dramatischen dichtung dadurch, dass nicht fertige, sondern werdende, während der handlung sich bildende und entwickelnde charaktere vorgeführt werden. Hier sind also verschiedene stadien zu unterscheiden und die aufgabe wird, wenn sie wirklich gut ausgeführt wird, doch in eine historische entwicklung auslaufen müssen. Eben deshalb würde ich es vorziehen, lieber einzelne wichtige momente aus dieser entwicklung nach deutlich gestelter frage bearbeiten zu lassen; also z. b. nicht: charakter der jungfrau von Orleans, sondern etwa: weshalb schweigt die jungfrau auf die anklage des vaters? usw. Wenn man aber bei der einmal beliebten form der charakteristik bleiben will, dann sind lieber weniger ausgemalte persönlichkeiten, als grosse und für den schüler schwer übersehbare zu wählen; Buttler passt besser für einen schüleraufsatz als Wallenstein, Shrewsbury oder Paulet besser als Maria Stuart oder Elisabeth; Pandaros oder Thersites besser als Hektor oder Achilles. Billigenswert sind die von Lehmann s. 314 vorgeschlagenen vergleichungen zweier personen; es ist in der tat nicht erschwerend, sondern erleichternd für den schüler, wenn man ihm ein gegenbild zum massstab und anhalt gibt. Aufgaben dieser art, deren ich mich mit vergnügen erinnere, sind: Aeolus bei Homer und Vergil; Telemachos und Goethes Hermann; Goethes Egmont und Schillers Fiesco; Goethes Egmont eine Siegfriedsnatur usw.

Den oberen klassen allein zugehörig, für sie aber eine der wichtigsten aufgaben des deutschen unterrichts sind aufsätze, die eine gestelte oder zu stellende frage beantworten sollen, d. h. abhandlungen. Ich scheue mich nicht, diesen von Lehmann durchweg vermiedenen ausdruck auch von schüleraufsätzen zu gebrauchen, weil das für die wissenschaftliche abhandlung charakteristische merkmal: verständliche darlegung einer durch untersuchung und nachdenken gewonnenen erkentnis, auch bei diesen arbeiten vorhanden sein kann und soll. In aller bescheidenheit kann und soll auch der schüler der oberen klassen ein bewustsein von der art und dem zwecke solcher arbeiten haben; nicht mehr aber auch nicht weniger, als wenn er durch den beweis eines mathematischen lehrsatzes sich erkentnisse neu aneignet, die grosse mathematiker vor ihm durch dieselben gedankenoperationen zum ersten male gefunden haben. Laas hat in seinem buche über den deutschen aufsatz an vielen leichter oder schwerer zu lösenden aufgaben vortreflich gezeigt, wie die in dem thema liegende schwierigkeit (aporie) klar gelegt wird und wie aus der einsicht, dass die hebung dieser schwierigkeit, die beantwortung der gestelten frage der mühe und arbeit wert sei, das freudige streben erwächst, in ehrlicher arbeit ein resultat zu gewinnen. Diese einsicht und die bescheidene freude an einem so gewonnenen resultat ist die beste und für die wissenschaft wie für das leben wertvolste mitgabe, die auf intellektuellem und zugleich auf sitlichem gebiete das gymnasium seinen zöglingen mitgeben kann. Wenn der s. 137 aufgestelte grundsatz, dass schülerarbeiten überwiegend reproduktiv zu halten seien, in dem sinne verwertet wird, dass auch schüler oberer klassen nicht das bewustsein eigenen strebens nach solchen zielen gewinnen sollen, so protestiere ich gegen diesen grundsatz. Jedesfals hat Lehmann, wenn auch manche aufgaben der geschilderten art in seinem buche vorkommen, ihren eigentümlichen wert nicht so entschieden betont und auch im einzelnen (s. 333 u. a.) nicht so fruchtbare anleitung zur auffindung und anordnung des stoffes gegeben, wie sie an vielen stellen bei Laas DA. zu finden ist; und doch ist eine solche anleitung ungemein wertvoll. Wenn auf klare disposition der aufsätze kein wert gelegt worden ist, so lassen sich die folgen im späteren leben der schüler oft genug erkennen; sowol seminar- und examenarbeiten der candidaten, als auch gedruckte bücher der herren schriftsteller geben dafür unerfreuliche beweise.

Auch die von Lehmann s. 320 fg. hübsch behandelten begrifsbestimmungen, sowie die von ihm s. 72 fg. gering geschäzten aufsätze über sentenzen sind natürlich ebenfals abhandlungen in dem angegebenen sinne, da umfang und inhalt eines begrifs, geltung und anwendbarkeit eines satzes untersucht und an beispielen dargelegt werden sollen. Lehmann will für diese aufgaben eine beschränkung durchführen, die in einzelnen fällen brauchbar und nützlich sein mag. Er will die zur darlegung gewählten beispiele stets auf ein bestimtes litteraturdenkmal einschränken und gibt namentlich für die begrifsbestimmungen sehr hübsche und mit vorliebe ausgeführte beispiele s. 81. 321 fg. Wenn diese gebiete aber bisweilen so weit gefasst sind wie in dem s. 327 behandelten beispiele („Von der gewalt, die alle wesen bindet, befreit der mensch sich, der sich überwindet“ — zu veranschaulichen aus dem griechischen und dem deutschen volksepos), so sehe ich nicht ein, warum die wahl von belegenden beispielen aus den dem schüler bekanten teilen der geschichte und kirchengeschichte, ja auch aus eigenen erfahrungen gänzlich ausgeschlossen bleiben sollen. Der zerstreuung oder ratlosigkeit kann durch vorbesprechung des stoffes vorgebeugt werden.

Der mündlichen korrektur der aufsätze gibt Lehmann zu wenig ausdehnung (s. 300). An die gesamtbesprechung der eingelieferten aufsätze (s. 196. 301)

kann sich sehr wol auch eine besprechung der einzelnen bei der rückgabe in einer weise anschliessen, an der nicht nur der unmittelbar beteiligte, sondern auch jeder zuhörende etwas lernen kann; und wenn dafür nicht die ganze stunde hindurch die aufmerksamkeit gefesselt werden kann — warum sollen nicht einige arbeiten beim beginne jeder stunde zurückgegeben werden? Ich habe dies verfahren immer bewährt gefunden. Es hat mir stets widerstrebt, nach kurzer algemeiner besprechung die sämtlichen aufsätze in die klasse zu werfen ohne anderen als schriftlichen verkehr mit dem einzelnen schüler. Wenn die schülerzahl es irgend gestattete, habe ich über jeden aufsatz (ich habe mehr als 6000 korrigiert) mit dem verfasser wenigstens einige worte gewechselt.

Die von Lehmann s. 302 empfohlene privatbesprechung ausser der schule ist natürlich höchst wertvoll, aber sie wird sich aus rücksicht auf die zeit der lehrer und schüler doch nur in vereinzelten fällen ausführen lassen.

Was Lehmanns buch über die unterweisung in deutscher grammatik und stilistik enthält, ist nicht besonders reichhaltig. Auch Laas hatte diese seite des deutschen unterrichts erst in zweiter linie berücksichtigt, aber z. b. über bekämpfung unrichtiger und geschmackloser wendungen D. U.[1] s. 140—146 eingehend gesprochen. Mit recht erklärt sich Lehmann s. 101 mit Wilmanns gegen die auflösung dieses unterrichts in lauter gelegentliche bemerkungen; einen streng systematisch vorgehenden, docierenden unterricht wünscht er auch nicht; so bleibt also nur der mittelweg übrig, für jedes halbjahr oder vierteljahr ein dem bedürfnis und verständnis der schüler entsprechendes pensum zu bestimmen, das nicht nur bei gelegentlichen erläuterungen vorzugsweise zu beachten, sondern auch durch besondere besprechung und übung (mit wesentlich heuristischer methode) den schülern praktisch vertraut und theoretisch verständlich zu machen ist. Die s. 106 gemachten vorschläge für die festsetzung solcher pensen sind aber anfechtbar, namentlich auch wegen ihrer lücken. Aus der ganzen syntax wird nur die lehre vom tempus und modus (nebst der indirekten rede) erwähnt, und zwar ohne dass Lehmann mit den neueren wissenschaftlichen erörterungen dieser gegenstände vertraut zu sein scheint. Ausserdem wird nur mit der bemerkung (s. 102), dass die grundzüge der syntax dem deutschen mit dem lateinischen und griechischen und den tochtersprachen der erstgenanten gemeinsam seien, auf den vergleich mit diesen im fremdsprachlichen unterricht hingewiesen. Auch in anderen gebieten (casuslehre, gebrauch der adjectiva, wortstellung und -betonung u. a.) finden sich doch sehr wesentliche eigentümlichkeiten des deutschen, die besonderer einübung und besprechung oft genug bedürfen. Die vorhandenen neueren lehrbücher sind freilich (vgl. Lehmann s. 103) für diese zwecke oft sehr ungenügend; doch ist in den älteren werken von Kehrein, Vernaleken, Koch, K. A. J. Hoffmann vieles lehrreiche zu finden. Unter den elementar gehaltenen hilfsmitteln ist reichhaltig und vielfach brauchbar das so eben erschienene hilfsbuch für den deutschen unterricht von A. Matthias (Düsseldorf 1892). Über die einteilung und benennung der nebensätze verweise ich auf meinen aufsatz in der zeitschrift für deutschen unterricht I, 157. Die einrichtung stilistischer übungen habe ich schon oben s. 414 berührt.

Das verhältnis des deutschen unterrichts zur historischen sprachwissenschaft wird ausführlich besprochen s. 112—124. Vorgermanische sprachgeschichte komt nicht in betracht; die verwantschaftsverhältnisse der indogermanischen sprachen und die erste germanische lautverschiebung gehn die deutschen lehrstunden weniger an als die fremdsprachlichen, und diese haben eher zeit dafür. Eine kurze orien-

tierung über die deutschen dialekte und über die geschichte der schriftsprache ist in oberen klassen bei besprechung der älteren litteraturperiode wol angebracht. Über die frage nach der betreibung mittelhochdeutscher lektüre hält Lehmann sein eigenes urteil etwas zurück; ich halte es für ebenso ausführbar als lohnend, in einer der oberen klassen etwa 500 strophen aus dem Nibelungenepos und etwa 20 lieder und sprüche Walthers im original zu lesen. Wenn dies geschieht, wie es vor 1882 auf vielen preussischen gymnasien ohne überbürdung und mit regem anteil der lehrer und schüler geschah, so gewint man erstens durch die mit eindringendem studium des einzelnen verbundene lektüre eine tiefer begründete und fester haftende vertrautheit mit dem inhalt dieser dichtungen, zweitens durch die einführung in einen kleinen festen bestand von mhd. sprach- und verslehre einen anhalt, an den sich bei der beständig entgegentretenden vergleichung mit dem gegenwärtigen gebrauche ohne schwierigkeit wertvolle sprachgeschichtliche kentnisse und ausblicke anschliessen lassen. Soll es bei der 1882 leichter hand verfügten ausschliessung dieser studien aus dem preussischen gymnasium bleiben, so tut man besser, die lektüre aus dem Nibelungenepos nach obertertia zu verlegen und auf der oberstufe bei der litterargeschichtlichen übersicht auf die dort gewonnene algemeine kentnis des inhalts zurückzugreifen. Lieder und sprüche Walthers solte man ohne mitteilung des originales lieber gar nicht lesen, weil hier form und inhalt noch enger zusammenhängen als beim epos und jede übersetzung ein ungenügendes, eine freie bearbeitung aber ein verfälschtes bild gibt.

Verslehre und poetik werden s. 32 fg. nur ganz oberflächlich berührt, wobei aber der verfasser doch gelegenheit nimt, über ein von dem seinigen abweichendes verfahren sich mit unberechtigter schärfe zu äussern. Wenn Klopstocks oden gelesen werden, so ist es nach meiner meinung selbstverständlich, dass auch ihr versbau berücksichtigt wird, und das müste in sehr unvernünftiger weise geschehen, wenn es wirklich als „sonderbare verirrung“ bezeichnet zu werden verdiente. Unter den erörterungen und vorschlägen für philosophische propädeutik s. 338—387 ist vieles beachtenswerte; doch wird hier wol noch mehr als bei anderen aufgaben des deutschen unterrichts der individuellen freiheit, neigung und vorbildung des lehrers spielraum gelassen werden müssen.

Auf die fragen der schulreform und der durch sie etwa herbeizuführenden änderungen der lehrpläne geht Lehmann direkt nicht ein. Es ist aber klar, dass ein nach seiner meinung intensiv und eifrig gegebener deutscher unterricht bei einer bescheidenen vermehrung der stundenzahl (3 statt wie bisher 2 wöchentliche stunden in den mitleren klassen) nur gewinnen kann, indem dann für stilistische übungen, widerholung und vertiefung der lektüre, vorträge, dispositionsübungen mehr zeit übrig bliebe, auch ohne dass der umfang der lehrpensa erweitert würde. Viel wichtiger freilich als eine immerhin wünschenswerte kleine vermehrung der stundenzahl ist freiheit von häuslicher frohnarbeit, wie sie in regelmässigen zeitraubenden praeparationen oder geschichtsausarbeitungen hier und da noch verlangt wird. Solche überbürdung raubt mittelbar auch dem lehrer des deutschen die vorbedingungen für die besten erfolge seiner tätigkeit, nämlich offene auffassungskraft und bereitwilligkeit zu eigener, mit almählich zunehmender selbständigkeit gemachter geistiger arbeit.

Zum schlusse erkenne ich nochmals an, dass ein grosser teil von Lehmanns ausführungen lehrreich und wertvoll ist, und stimme namentlich der in der vorrede s. III fg. enthaltenen angabe der ziele des deutschen unterrichts aufrichtig bei.

KIEL. O. ERDMANN.

Materialien zu Lessings Hamburgischer dramaturgie. Ausführlicher kommentar nebst einleitung, anhang und registern zusammengestelt von **Wilhelm Cosack.** Zweite vermehrte auflage. Paderborn, F. Schöningh. 1891. 460 s. 4,80 m.

Die neue ausgabe des dankbar aufgenommenen buches stimt, weil von der für den praktischen gebrauch allerdings wünschenswerten verbindung mit dem texte auch diesmal abgesehen werden muste, äusserlich mit der ersten volständig überein und verfolgt auch dieselben grundsätze. Sie wendet sich — getreu dem gewählten motto: „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen“ — nach wie vor an möglichst weite leserkreise und möchte jedem einzelnen das gewähren, was er zum richtigen verständnis der Hamburgischen dramaturgie gebraucht. Dass dies dem umsichtigen und verdienstvollen verfasser in vollem masse gelungen ist, braucht nach den eingehenden anerkennenden besprechungen des buches von Grosse im Archiv für litt.-gesch. VII, 390—406 und Kummer in der Zeitschrift für die österr. gymnasien 1879, 2. heft, sowie nach den kritiken in der Jenaer Litteratur-zeitung 1887 nr. 5 und im Zarnckischen Litterarischen centralblatt 1887 nr. 23 hier nicht noch wider des längeren ausgeführt zu werden. Hervorzuheben aber ist, dass der verfasser seine zweite ausgabe mit recht als eine vermehrte und verbesserte bezeichnet, da er sich überall bemüht hat, die inzwischen auf dem gebiete der Lessing-litteratur erschienenen wertvollen arbeiten für seinen kommentar zu benutzen und denselben, soweit als irgend möglich, zu vervolständigen und zu berichtigen. So wird jezt das neu aufgefundene schäferspiel von Pfeffel „Der schatz“ (Frankfurt a/M. 1761 bei Garbe) seinem inhalte nach s. 101 besprochen. Zurückgenommen wird s. 28 die behauptung, dass die ergänzung von Cronegks Olint und Sophronia durch Roschmann nie im druck erschienen sei; s. 181 steht der richtige titel des stückes von Marivaux „la double inconstance“ (nicht wie früher „la double inconstance ou le fourbe puni“). Vervolständigt und bis auf die neueste zeit fortgeführt ist die litteratur der katharsisfrage s. 394 fgg. Die sprache Lessings und ihre eigentümlichkeiten besonders in bezug auf den wortschatz sind stets berücksichtigt; demzufolge ist dem buche ein drittes register „Sprachliches“ hinzugefügt. S. 423 ist eine abwehr gegen dr. Albrecht, Lessings plagiate eingefügt. Die jezt übliche schulorthographie hat der verfasser in seinem kommentar durchgeführt, citate aus Lessing jedoch nach dessen schreibweise und zwar unter benutzung der Lachmann-Maltzahnschen ausgabe widergegeben, was sicher zu billigen ist.

DANZIG. O. CARNUTH.

Gulielmus Gnapheus, Acolastus. Herausgegeben von **Joh. Bolte.** Berlin 1891. XXVII u. 83 s. (Lat. litteraturdenkmäler des XV. und XVI. jahrhunderts herausgegeben von M. Herrmann und S. Szamatólski. I.) 1,80 m.

Mit diesem hefte ist die von zwei strebsamen jungen gelehrten veranstaltete samlung hervorragender werke der lateinischen litteratur des 15. und 16. jahrhunderts eröffnet worden. Das unternehmen hätte sich in der tat nicht besser einführen können; denn Joh. Bolte gehört zu den eifrigsten und gründlichsten forschern auf dem gebiete der renaissance und des humanismus und steht wol wegen seiner umfassenden kentnis der in- und ausländischen bibliotheken allen voran. So darf das erste heft als eine musterarbeit gelten, zumal da auch die von den herausgebern der samlung aufgestelten grundsätze in der bearbeitung der betreffenden druckwerke sorgfäl-

tig beobachtet sind. Auch kann man die wahl des stoffes für dieses erste heft als eine glückliche bezeichnen, denn der Acolastus des Gnapheus gehört zu den besten erzeugnissen der lateinischen schauspiellitteratur und erlangte im laufe der zeit eine geradezu kanonische bedeutung.

In der einleitung, die Bolte vorausschickt, zeichnet er in wenigen strichen die entwicklung des humanistischen dramas auf italienischem und deutschem boden und nent die hauptvertreter dieser richtung bis zum eintritt des Gnapheus. Dieser mit einer kurzen aber treffenden charakteristik verbundene exkurs macht den wunsch rege, dass der verfasser sich zur abfassung einer geschichte des humanistischen dramas entschliessen möchte.

Von s. IV an folgen bemerkungen über die anlage des stückes: in einem schema wird die wol überlegte ökonomie desselben nachgewiesen. Die nachweise der durchweg bedeutungsvollen personennamen aus Plautus, Terenz, Horaz, Plato und Aristoteles (s. VI) zeugen von guter philologischer schulung. Neu ist, dass die äussere einrichtung des stückes auf dem antiken traktate de comoedia beruht (s. IX), interessant die bemerkung über die einführung der chorlieder am aktschlusse. Die zweite abhandlung R. v. Liliencrons (s. IX anm. 2) handelt nicht, wie man vermuten möchte, von den horazischen metra in den kompositionen des 16. jahrhunderts, sondern direkt von den chorgesängen des lateinisch-deutschen schuldramas. (Hier sagt v. Liliencron s. 319 irtümlicherweise, dass Gnapheus den Acolastus schon 1525 geschrieben habe.) Die mitteilungen, welche Bolte über die person des autors macht (s. XI und XII), sind volständig ausreichend, die verweise auf die biographische litteratur genügend. Auch die nachgeschichte des werkes, der einfluss auf die litterarische produktion ist in befriedigender weise dargestelt, von übersetzungen werden drei deutsche, je eine englische und französische angeführt. In einem von grosser sorgfalt zeugenden exkurs (s. XVI—XXIV) lernen wir die von Gnapheus benuzten stellen antiker autoren kennen: Terenz überwiegt, aber Plautus ist nicht ausgeschlossen; auch des Erasmus grosse sprichwörtersamlung ist benuzt. Zur praef. 2, 17 hoc enim onere dudum levari opto möchte ich an Cic. de sen. 1, 2 hoc enim onere . . et te et me ipsum levari volo erinnern.

Die bibliographie (s. XXIV—XXVII) weist 47 ausgaben nebst einer handschrift vom jahre 1587 auf. Aus dieser zahl lässt sich ein schluss auf die weite verbreitung des Acolastus machen. Die ausgaben hat Bolte meist selbst eingesehen, wie man aus der hinzugefügten bogenzahl sieht; ich glaube, dass der wert dieser angaben nicht im verhältnis zu der angewanten mühe steht, da es doch ziemlich gleichgiltig ist, ob eine ausgabe $4^3/_8$ oder $4^1/_2$ oder $4^7/_8$ bogen zählt. (Das Bremer exemplar nr. 8 zählt $5^1/_2$ bogen.) Rechnet man die exemplare der Binderschen übersetzung hinzu, so hat Bolte zum nachweis der von ihm angeführten exemplare nicht weniger als 46 bibliotheken benuzt, darunter 17 ausländische. Welcher aufwand von zeit, mühe und kosten zur aufstellung der bibliographie gehört hat, weiss nur der zu beurteilen, der sich einmal in gleicher weise versucht hat. Und dabei wird die angestrebte volständigkeit doch nicht erreicht: so findet sich beispielsweise ein exemplar der Brylingerschen dramensamlung (nr. 23) auch in Meiningen; und doch möchten wir die bibliographie nicht missen, zumal da sie recht interessante mitteilungen über drucker und druckersignete liefert, vgl. nr. 1 und 22. (Das spruchband in druckerzeichen des Joh. Gymnicus hat in Reuchlins Comoediae duae v. j. 1534 in majuskeln Iustitiam, nicht Iusticiam.) Auch das erfahren wir aus der bibliographie, dass Gnapheus schon 1532, 1536 und 1543 eine durchsicht des textes (editio recognita) vor-

nahm, obschon es nicht ausgemacht ist, dass die ausgaben von 1536 und 1543 nur ein abdruck der ausgabe von 1532 sind. Eine völlige überarbeitung ist die ausgabe von 1555, aber sie erlangte keine verbreitung.

Die beiden photographischen nachbildungen des titels und des buchdruckerwappens bilden einen treflichen schmuck des auch sonst prächtig ausgestatteten werkes. Was den text betrift, so ist mit recht die editio princeps zu grunde gelegt worden. Unter dem texte sind die abweichungen von dieser angegeben; es sind meist druckfehler; v. 174 und 176 sind lesarten der ausgabe von 1555 aufgenommen; öfter sind griechische wörter, die in lateinischer schrift gedruckt waren, mit griechischen lettern widergegeben. Die änderung non tetuli v. 539 in detuli kann ich nicht billigen, zumal da s. XX die stelle selbst als Ter. Andr. 807 nachgebildet angegeben wird. Von druckfehlern habe ich nur s. XVI z. 2 v. u. lingna bemerkt, und v. 1142 ist Eam maculam zu lesen (st. Eamma culam).

Die herausgeber und der verleger werden sich in der erwartung nicht täuschen, dass ihr unternehmen, das mit der in jedem betracht vortreflichen erstlingsgabe nunmehr ins leben getreten ist, bei allen freunden der renaissance-litteratur ungeteilten beifall und freundliche aufnahme finden wird.

WILHELMSHAVEN. H. HOLSTEIN.

Eckius dedolatus. Herausgegeben von **Siegfried Szamatólski.** Berlin, Speyer und Peters. 1891. XV und 52 s. (Lat. litteratur-denkmäler des XV. und XVI. jahrhunderts herausgegeben von M. Herrmann und S. Szamatólski. II.) 1 m.

Der Eckius dedolatus wird mit recht zu den bedeutendsten schriften der ganzen humanistischen zeit- und streitlitteratur gezählt Er ist ein hieb des humanismus auf den scholasticismus in form einer persönlichen satire, die sich gegen Johann Eck, den hauptvertreter des scholasticismus, richtet. Bekantlich schrieb sich der Ingolstadter professor nach der Leipziger disputation den volständigen sieg zu und liess sich von seinen freunden als sieger begrüssen und feiern. Früher humanistischen bestrebungen zugetan, ein begeisterter freund der schönen wissenschaften, deren studium er der in unwissenheit versunkenen geistlichkeit angelegentlich empfahl, hatte sich Eck almählich auf die seite derer begeben, welche in Luther den feind der kirche und den zerstörer der bestehenden ordnung sahen. Dagegen bewiesen Luthers freunde die gröste teilnahme. Lazarus Spengler erklärte sich in seiner Apologia für Luther; und der verfasser des Eckius dedolatus gab der verachtung Ecks in einer satire ausdruck, welche die ganze derbheit und leidenschaft jener zeit zur darstellung bringt.

Der herausgeber hat durch veranstaltung eines neudrucks allen einen grossen dienst geleistet, zumal da Böckings neudruck in der grossen Hutten-ausgabe nur schwer zugänglich ist und ausserdem, wie Szamatólski nachweist, in kritischer hinsicht viel zu wünschen übrig lässt. In der einleitung spricht Szamatólski von den vorbildern, die der verfasser hatte, sowie von den quellen der fabel, und gibt eine kurze aber treffende charakteristik der hauptpersonen des dialogs. Von besonderer wichtigkeit ist weiterhin der hinweis, dass der verfasser nicht Wilibald Pirkheimer, dem das werk seit Riederer fast widerspruchslos zugeschrieben worden ist, sein kann; vielmehr ist die autorschaft wahrscheinlich auf Matthäus Gnidius in Basel zurückzuführen, wie schon A. Jung und Goedeke behauptet haben. Der strikte beweis dafür kann freilich noch nicht geführt werden, aber in den von Szamatólski gefundenen

spuren liegt vielleicht der ausgangspunkt für die entdeckung des bisher unbekanten hervorragenden satirikers. Dagegen ist die von der Pirkheimerforschung nicht beachtete Oratio Eckii dedolati ad caesaream maiestatem vom jahre 1530, welche der herausgeber im anhang gibt, mit recht als ein werk Pirkheimers anzusehen. Sie ist übrigens nur in einem Münchener exemplar erhalten. Vom Eckius dedolatus sind fünf ausgaben vorhanden. Das gegenseitige verhältnis derselben wird genau erörtert. Zu grunde gelegt ist der text der ersten ausgabe, aber die abweichungen der anderen ausgaben werden ebenfals bekant gegeben. Das titelblatt der ersten ausgabe ist in phototypischer nachbildung widergegeben. Der text selbst ist durchaus korrekt, die ausstattung des heftes höchst geschmackvoll.

WILHELMSHAVEN. H. HOLSTEIN.

Thomas Naogeorgus, Pammachius. Herausgegeben von **Johannes Bolte** und **Erich Schmidt**. Berlin, Speyer und Peters. 1891. XXVI und 151 s. 8. (Lat. litteraturdenkmäler des XV. und XVI. jahrhunderts. Herausgegeben von M. Herrmann und S. Szamatólski. III. 2,80 m.

In Thomas Naogeorg (Kirchmayer), dem bedeutendsten tendenzdramatiker der reformationszeit, erhob sich einer der tüchtigsten und wuchtigsten streiter, die das drama als waffe gegen die kirche Roms benuzt haben. Und gerade der Pammachius, sein erstes drama, geisselt wie kein anderes mit aristophanischem spotte das papsttum mit seinen vielen irtümern und durfte in der neuen rüstig fortschreitenden samlung nicht fehlen. Die beiden herausgeber haben sich, namentlich Schmidt in seinem ausführlichen artikel in der Allg. deutschen biographie (23, 245), bereits als tüchtige kenner der dramatik Naogeorgs vorteilhaft bekant gemacht. Eine tüchtige vorarbeit bot bereits Scherer in der Zeitschrift für deutsches altertum (23, 190), nachdem Gervinus den grossen pamphletisten zuerst in die geschichte der deutschen dichtung eingeführt hatte. Die einleitung gibt zunächst kurze biographische notizen über Naogeorg, dessen tod nach einer untersuchung A. von Weilens wahrscheinlich in das jahr 1578 zu setzen ist, während bisher das jahr 1563 als todesjahr galt. Auch erhalten wir eine knappe aber ausreichende übersicht über Naogeorgs litterarisches wirken, wobei eine treffende charakteristik der einzelnen dramen und sonstigen schriften gegeben wird. Sodann werden die drei drucke des lateinischen originals und die czechische übersetzung von 1546 bekant gemacht und Naogeorgs aufnahme und wirkung in England besprochen. Zulezt folgt — und darin liegt der schwerpunkt der einleitung — eine eingehende vergleichende charakteristik der vier deutschen übersetzungen, als deren ergebnis sich herausstelt, dass der übersetzung des Justus Menius vor den beiden anonym erschienenen der vorrang gebührt, während Johann Tyrolffs übertragung dem werte nach die lezte stelle einnimt. Als das ergebnis einer neuen untersuchung darf noch angemerkt werden, dass der Theomachus des brandenburgischen diakonus Georg Bömiche, der bisher nur dem titel nach bekant war und jezt in einem exemplare der stadtbibliothek zu Danzig (vermutlich von Bolte) aufgefunden worden ist, nichts weiter ist als eine freie aber sehr gelungene übersetzung des Pammachius. Der text des Pammachius ist nach der ersten ausgabe von 1538 von Bolte besorgt worden und empfiehlt sich wie die vorangegangenen hefte durch korrektheit und geschmackvollen druck.

WILHELMSHAVEN. H. HOLSTEIN.

MISCELLEN.

„In bus correptam".

Die anfrage, welche ich im ersten hefte dieses jahrganges (s. 42) gestelt hatte, ist nicht unbeachtet geblieben. Ich habe für zuschriften von verschiedenen seiten mit mannigfachen anregungen hier dank abzustatten. Eine vermehrung des materials durch nachweisung der gleichen redensart auch in den schriften anderer als Luthers ist bisher freilich nicht erfolgt. Doch kann ich selber zu den beiden von mir nachgewiesenen stellen (Erl. ausg. 24², 363 und 61, 282) noch 61, 104 nachtragen, wo Luther von Erasmus sagt: „ist gestorben wie ein Epikurer, ohne einigen diener gottes und trost. ist gefahren *in Bus correptam*". [So lesen die alten drucke, nach Förstemann, Tischreden III. 416, während Förstemann und ihm folgend die Erl. ausg. in „corrept*um*" verändern, gemäss der hallischen lat. tischredenhandschrift (Bindseil, Colloquia I, 275): Ist gefaren *in Bus correptum*". Rebenstock, Colloquia I, 193ᵇ liest dagegen: „*Obijt in bus correptam*".] Aber verschiedene vorschläge zur erklärung des wunderlichen *Bus* sind mir zugegangen.

Abgesehen von einer vermutung von Sander in Wittenberg, welcher *bus* aus falscher lesung einer abbreviatur von *brevius* erklären möchte, greifen die erklärungsversuche entweder zu *abyssus* (mhd. *abiss* z. b. bei Hermann Damen V, 4. MSH. 3, 167) oder zu *Erebus*. So erinnert Sievers in Halle daran, dass *Erebus* in alten grammatiken ein besonders beliebtes exempel für syllaba correpta sei. Kluge in Jena nimt *bus* für verkürzung von *abyssum*, also *in abyssum correptam*, und verbindet damit die frage, ob nicht der dunkle „*nobiskratte*" in DWB. VII, 864 (*in nobiskratten kommen* = der hölle zufahren) aus *in bus correptam* zu erklären sei. Th. Siebs in Greifswald erinnert dazu an die in Nordwestdeutschland noch jezt häufigen *nobiskrüge* = höllenschenken, vgl. Grimm Myth. II, 766. Einen ganz andern weg weist uns Ignaz Zingerle, der an *bus*, ital. *bugio*, altspan. *buso* = loch, höhle erinnert und (vgl. Christ. Schneller, Tirolische namensforschungen, Innsbruck 1890 s. 66) darauf aufmerksam macht, dass *bus* in dieser bedeutung noch jezt, wenn auch selten, im deutschen Etschthal vorkomme; in Wälschtirol *el bus delle strie* = hexenloch.

Die meisten dieser erklärungsversuche lassen das „correptam" zweifelhaft. Gehört es in der den grammatikern geläufigen bedeutung von *corripere* = verkürzen zu *bus*, woran Sievers offenbar denkt? Oder steht es in der gewöhnlichen bedeutung ergreifen, wobei als objekt der handlung die seele des von der verwünschung betroffenen zu denken wäre? Dann wäre der ausruf elliptisch etwa für: *in bus* [= *abyssum*] *deducite animam correptam* oder (vorschlag von Th. Siebs) für: *O animam in bus* [= *abyssum*] *correptam!*

Mir scheint allein Sievers uns auf die richtige fährte zu weisen. Es sind mir jüngst lateinische grammatiken des 16. jahrhunderts durch die hände gegangen, welche mir keinen zweifel darüber lassen, dass diese euphemistische benennung der hölle aus der lateinischen grammatik stamt und zunächst als schülerwitz verstanden werden will. Nicht allein, dass angaben wie folgende: „*genit. sing. [3. decl.] desinit in is correptam [scil. syllabam]*" ganz geläufig sind (z. b. Lucas Lossius, Enchiridion parvulorum Witeb. 1549 bl. Rᵇ); sondern wir begegnen auch tabellen über die quantität der endsilben in den verschiedenen declinationen, die in der 3., 4. und 5. declination mit „*Ablativus in bus correptam*" endigen, so z. b. bei

C. Bornerus, Analogia, hoc est declinandi et coniugandi formulae. Lipsiae 1539 bl. B 8[b], F iiij[b], F 7[a]. Offenbar stamt diese bezeichnung: *[desinit] in .. correptam [syllabam]* aus einer alten, langjährigen schulpraxis. Da ist wol denkbar, dass „*in bus correptam*“ als leztes in der reihe launige bezeichnung des lebensendes wurde; oder aber es ist möglich — und wenn ich Sievers recht verstehe, auch tatsächlich durch alte grammatiken belegbar —, dass eine schultabelle, welche überhaupt die quantität der endsilben docierte, zu „*in bus correptam*“ als beispiel *Erebus* aufführte und so jene scherzhafte bezeichnung hervorrief.

KIEL. G. KAWERAU.

Zum Düdeschen Schlömer.

Sprenger hat Nd. jahrb. 15, 93 mit anderen stellen des Schlömer v. 4706 fg.:

Darvan hefft my Christus entfryet,
Dat unschůldige Gades-Lam,
Dat der Werldt Sůnd droech und wechnam,
Welcks Godt vorheten Abraham,
Vor my goffert am Crůtzesstam.

besprochen. Wenn er die richtigkeit der überlieferung anzweifelnd schreiben will:

Dat unschůldige Gades-Lam, dat droech
Der Werldt Sůnd und woch

und unter berufung auf Minnesangs frühling 140, 24 *woch* zur substantivisch gebrauchten interjection macht, so lässt sich die vermutung nicht unterdrücken, dass er die zweite silbe von *wechnam*, die in Boltes text wie im alten druck hinter v. 4709 eingerückt ist, volständig übersehen hat. Gegen seine änderung hätte Sprenger schon der umstand einnehmen müssen, dass der erste seiner verse 10, der zweite 5 silben zählt, während der dichter ziemlich streng an seinem achtsilbner festhält. Dasselbe verspaar erscheint übrigens schon im Fall Adams und Even Bl. Mvj[a]:

Selig ist, der geleubet fåst,
Das Iesus unser Heiland sey,
Der uns machet von sůnden frey,
Und das recht ware Gottes-Lamb,
Das der Welt sůnd trug und wegnam,
Der auch zu Even und Adam
Sichtlich zu trost auff Erden kam.

Vierreim liegt hier wie im Schlömer vor.

BERLIN. HERMAN BRANDES.

Noch etwas zur erklärung Luthers.

Über den von mir s. 40 dieses bandes besprochenen ausdruck „Quecksilber in den teich werfen“ hat mir herr prof. Ignaz Zingerle die folgenden bemerkungen freundlichst zugesant. Auf meine frage, ob er sie nicht in dieser zeitschrift veröffentlichen wolle, hat er mir anheimgestelt, dies selbst zu tun. Dankbar teile ich hier seine worte mit.

„Ich erlaube mir, bei „Quecksilber in den teich werfen“ auf folgende meinungen des volkes in Tirol zu verweisen: 1) Wenn man quecksilber in das wasser wirft, so begint es zu wallen und zu sieden und lässt wolken (also gewitter) wie rauch auf-

steigen. 2) Wenn man quecksilber in brunnen wirft, wallen sie auf und dann versiegen sie, weil das quecksilber immer tiefer in die erde frisst, und es macht, weil es immer weiter frisst, muhren[1]. Eine diesbezügliche sage steht in meinen Sagen aus Tirol (2. auflage) s. 155 nr. 255, vgl. die anmerkung dazu s. 625, wo auf Birlinger, Volkstümliches aus Schwaben I, s. 38; Sepp, Altbairischer sagenschatz s. 350; Rochholz, Aargauer sagen I, s. 42. 110 verwiesen wird".

Der gröste teil der hier genanten litteratur steht mir in Halle nicht zu gebote. Doch wird es hier schon genügen, die in dem genanten werk Zingerles s. 155 enthaltene sage vorzuführen: „Am Küchelberg bei Meran lagen einst schöne weinberge mit einer quelle, an deren köstlichem wasser viele leute sich labten; der winklerbauer senkte aus neid quecksilber hinein, und dieses frass tiefer und tiefer, bis die weinberge selbst nach einander hinabrutschten und an ihrer stelle die Winklermuhre entstand". Verwerflich scheint mir übrigens mit rücksicht auf das alter und die weite verbreitung jener volksmeinung die dort s. 625 beigebrachte vermutung von Rochholz, dass sie aus einem wortmisverständnis entsprungen sei, dass nämlich der queck- und keckbrunnen (fons vivus) sich ins quecksilber (argentum vivum) verdreht habe, und zwar seit eindringen der alchymistischen vorstellungen der markscheidekunst unter dem volke.

Zu gleicher zeit schrieb mir ein würtembergischer, besonders mit der fränkischen sprache bekanter forscher, pfarrer Gustav Bossert: „Quecksilber wirft nach fränkischer meinung der neidische nachbar einem in den brunnen, damit der brunnen das wasser verliere, denn das quecksilber suche dem wasser eine andere richtung zu geben; das scheint mir auch für quecksilber im teich zu passen".

Dies tritt also sehr gewichtig jenem zweiten hinweise Zingerles zur seite. Dagegen sind mir dafür, dass, wie ich vermutete, das quecksilber im sprichwörtlichen ausdruck die bedeutung eines giftes haben möge, noch keine belege kund geworden.

HALLE A/S. J. KÖSTLIN.

Zur bedeutung von mhd. rôse.

Ignaz Zingerle hat in dieser zeitschrift s. 281 des lezten heftes nachzuweisen versucht, dass „rose" blume überhaupt bedeute und „im engeren begriffe erst unsere nhd. rose". Wie stimt das zu der zweifellosen entstehung aus dem latein? Wie seltsam wäre die in diesem fall doch notwendige annahme, dass lat. *rosa* auf deutschem boden erst die bedeutung „blume" und aus dieser heraus wider die speciellere erhalten hätte!

Dass die rose, die schon sehr früh ein hauptliebling der kulturvölker war, als solche auch als repräsentantin der blumen überhaupt auftreten kann, wird niemand läugnen. Aber dass in unsern litteraturdenkmälern irgendwo „rose" einfach = blume sei, hat Zingerle durchaus nicht erwiesen. In den stellen, wo das so scheinen könte, ist durchaus mit der engern bedeutung auszukommen; denn die mhd. lyriker sind botanisch ebenso wenig genau wie unsere neueren, und wenn sie statt anderer blumen öfters die rose nennen, auch in fällen, wo dieselbe botanisch nicht besonders passt, so ist das genau so gedankenlos conventionell, wie wenn sie allenthalben von der nachtigall reden. Der fink, die amsel, die drossel, die grasmücke kommen bei

1) Vgl. den artikel „mur" im Deutschen wörterb.: Sand und losgebrochenes, zerstücktes gestein, welches von den höhen in die talebenen niedergerolt ist.

den minnesingern so gut wie gar nicht vor — ich zähle im Mhd. wb. und bei Lexer für sie zusammen 7 stellen aus den lyrischen gedichten —, die nachtigall jeden augenblick: folgt daraus, dass nachtigall = singvogel ist? Ausserdem lassen sich gerade bei den mhd. dichtern genug stellen finden, wo neben der rose andere blumen genant sind; *vîol* und *rôse* hat Zingerle selbst angeführt, man darf nur an *lilje* und *rôse* erinnern, oder an die zahlreichen stellen, wo die rose mit dem dorn zusammengestelt ist. Dagegen ist, sowie es sich um die blume als solche handelt, stets *bluome* gebraucht, besonders im gegensatz zu *blat*.

Die von Zingerle angeführten composita beweisen nicht dafür, dass mhd. *rôse* einfach = blume sei. Alle von ihm genanten blumen haben mit der rose entweder die form gemein: eine napfförmige blüte mit getrenten blumenblättern, die im kreise stehen, so: anemone, christblume, sorbus, mohn, wolkraut[1], von welchen wider mehrere, wie die rose, fünf blumenblätter, bzw. zahlreiche staubfäden haben; oder sie haben rote („rosa") farbe: alpenrose (5teilig), seidelbast, welche noch dazu beide an holzigen stengeln, wie die rose, wachsen; oder es stimmen form und farbe zugleich: pfingstrose, malve, lychnis. Am wenigsten ähnlichkeit hat die narzisse. Bei dem ganzen reichlichen dutzend von blumen, das Zingerle angeführt hat, ist ebenso viel oder weit mehr ähnlichkeit mit der rose vorhanden, als bei levkoje, nachtviole, gelbveigel, glockenblume, gentiane, hottonia, nelke, armeria, jasmin, iris mit dem veilchen, dessen namen sie alle nach DWB. 12, 42 tragen oder doch getragen haben; ist aber *vîol* = blume?

Nur in einigen mundarten, welche alle dem bairischen alpengebiet angehören, vermag Zingerle *rôse* einfach = blume nachzuweisen. Andere mundarten kennen es nur = lat. *rosa*. Wenn nun, wie doch Zingerles ausdruck fast notwendig aufzufassen ist, „blume" die ältere bedeutung war — wie kamen alle diese mundarten dazu, das wort in seiner bedeutung auf eine und dieselbe blume einzuschränken? Fasst man aber, wie bisher jedermann, die engere bedeutung als die ältere, so ist alles ganz einfach und klar.

Ich verweise noch auf DWB. 8, 1163 fgg., besonders auch 1171. 1173.

TÜBINGEN. HERMANN FISCHER.

Wir bemerken zu vorstehendem, dass nach Th. Siebs, Zur geschichte der englisch-fries. sprache s. 231. 232 auch in den meisten nordfriesischen mundarten das wort „rose" für „blume" im algemeinen gilt, daneben aber auch in der speciellen bedeutung gebraucht wird.

In dem aufsatze von Zingerle sind mehrere versehen in orts- und blumennamen zu verbessern. Seite 281, zeile 6 v. u. lies: des Nonsberges, im Fersinatale, in Luserna; ebenso in der note: Lusernisches wörterbuch. Auf der lezten zeile: *roasen von hennan*. — Seite 282, zeile 5 v. o. lies: schneerose; z. 9: sperwerbaum; z. 12: grindmagen; z. 14: peonienrosen, beninienrosen; z. 15: freysamrosen; z. 24 (und 26): mergenrößlin, ..., von welchem hiebevor ... gesagt ist. Auf seite 283 ist zeile 3 v. o. das citat zu berichtigen: Engelhard 5346; zeile 7: Berthold I, 166, 14 *der eine weg ist linde als pfeller, batmât und sîde*.

Red.

---

1) „Sammetröslein" ist nach Pritzel und Jessen, Die deutschen volksnamen der pflanzen, 626 = verbascum oder = rosa oder = lychnis.

Erwiderung.

Roethe hat in dieser zeitschrift XXIV, 273 fgg. den grundgedanken meiner schrift: „Prolegomena der litterar-evolutionistischen poetik“ nicht richtig aufgefasst. Selbst wenn es wirklich irgend begründet wäre, dass die litteraturgeschichte seit jahrzehnten an einer litteraturgeschichtlich-induktiven poetik arbeitet und dass andererseits der begriff des evolutionistischen speciell auf die poetik bereits zu folgerichtiger anwendung gekommen ist, so sähe Roethe doch mit unrecht in meinem wege eine wesentliche übereinstimmung mit jenem von ihm gemeinten und vertretenen standpunkt der auswahl „klassischer beispiele“ — und seien sie noch so zahlreich und mannigfach —, gegen den meine schrift gerade in erster reihe gerichtet ist. Ich verlange angesichts der — auch von R. zugestandenen — steten wandlung der poetischen ideale nachdrücklich a) berücksichtigung des litteraturgeschichtlichen gesamtmaterials, b) ordnung desselben in geschichtlicher folge, an stelle der bisher zusammenhangslosen, beispielsweisen einzelverwendung, c) inbeziehungsetzen desselben unter grundsätzlicher anerkennung der obwaltenden entwicklung, d. h. almählichen aus- und umbildung der poetischen gattungen. — Nicht also z. b. auf blosse feststellung des gemeinsamen bei Sophokles und Shakespeare gehe ich aus, sondern auf darlegung ihrer notwendigen verschiedenheit, wie sie nur im zusammenhang der durch stete wandlungen bezeichneten litterarischen entwicklung hervortritt. Das wesen der poesie sehe ich nicht in den übereinstimmenden eigenschaften einiger beliebigen dichtungen, sondern erst in dem entwicklungsprincip der gesamten weltpoesie.

Ebenso ist meine stellung zur naturwissenschaft, speciell zum Darwinismus unklar aufgefasst und dadurch in ihr gegenteil verkehrt. Meine abweichung von Scherer begründe ich gerade durch widerspruch gegen dessen darwinistisch-naturwissenschaftliche herleitung der poesie. Meine aus betrachtung der tatsachen hergeleitete auffassung ist: eine systematisch-geschichtliche (nicht blos chronologische) darstellung der poesie zeigt, dass die poesie — wie die menschlichen geistesfunktionen überhaupt — einer wandlung und entwicklung unterworfen ist, welche sich derjenigen der natürlichen arten in manchen wesentlichen punkten analog erweist. Eine blosse übertragung der naturwissenschaftlichen ergebnisse auf geistiges gebiet und besonders auf das der poetik ist indes völlig unzulässig. Insbesondre weise ich die von Darwin und Scherer versuchte materialistische herleitung der poesie aus äusserungen niederer tiere mit der darlegung zurück, dass erst innerhalb der geschichte des menschlichen geistes auf einer bestimten entwicklungsstufe die poesie beginne; ihr erfahrungsmaterial sei also der litteraturgeschichte, nicht der naturwissenschaft zu entnehmen. Völlig in der luft schwebt danach Roethes vorwurf einer misachtung der geschichte zu gunsten der naturwissenschaft. Ich möchte soweit gehen, im gegenteil zu behaupten, dass diese ihre modernen errungenschaften wesentlich der anwendung der geschichtlichen methode, dem vorschreiten von der naturbeschreibung zur naturgeschichte verdankt.

Die von mir befürwortete methode ist danach systematisch-litteraturgeschichtlich, wie sie durch uneingeschränkte, geordnete berücksichtigung des gesamtmaterials philologisch ist.

Auf die vorläufigen ergebnisse dieses weges legte ich zwar ausdrücklich kein gewicht, da es zunächst naturgemäss weder auf volständigkeit noch endgiltigkeit der definitionen, sondern nur auf probeweise vorführung der methode abgesehen war. Indessen ist es in jeder hinsicht ein trugschluss, dass nach meiner definition „die

raffiniert effektvolsten schauer- und rührdramen den triumph tragischer kunst bilden müsten". Roethe erhebt — wie er andeutet — diesen einwurf übereinstimmend mit der (in Roethes eignem „Anzeiger für deutsches altertum" erschienenen) wolwollenden, doch vielfach schiefen besprechung meiner schrift durch R. M. Werner. Der entscheidende zusatz: „möglichst grosse" entladung ist eine willkürliche einschiebung, die sich Roethe an meinem text erlaubt. Meine definition lautet (s. 22): „Und nun werden wir die specifisch tragische wirkung umfassend also erklären: sie ist entladung von eigener immanenter wehmut vermittelst vorstellung eines starken, zur katastrophe führenden leidens eines andern menschen, durch den blossen schein der vorstellung losgelöst von aller im leben damit verbundenen unlust. — Gewiss wird" — setze ich a. a. o. hinzu — „durch umfassende durchführung der litterar-evolutionistischen methode diese definition eine präcisere fassung und nach verschiedenen verwanten seiten engere abgrenzung erlangen". — Bezeichne ich somit die tragische wirkung als entladung von immanenter wehmut, so folgt zunächst noch nicht, dass die stärkste entladung das beste trauerspiel anzeige, so wenig wie aus der bezeichnung des gefühls als gebiet der poesie etwas für den triumph der gefühlsschwelgerei oder aus der Aristotelischen nachahmungstheorie etwas für den naturalismus folgt. Nun rede ich ferner gar nicht von dem wesen, sondern nur von der wirkung der tragödie. Das wesen der schauer- und rührstücke aber ist es eben, auf die tragische wirkung ohne innere nötigung, ohne tragische mittel, ohne tragisches wesen hinzuarbeiten. Richard Wagner nent den effekt sehr geistvoll eine wirkung ohne ursache. Das gebaren der schauer- und rührstücke spricht also im gegenteil für meine definition: sie kennen diese intensive erschütterung als tragische wirkung und arbeiten mit äussern mitteln auf dieselbe hin.

Auf die weiteren, rein subjektiven urteile Roethes gehe ich nicht ein, ebensowenig auf den persönlich zugespizten schluss-abschnitt. Nur eine in algemeiner form gehaltene „abfertigung" muss ich zurückweisen, weil sie nicht mich allein betrift. Roethe begründet sein bekentnis: „Ich glaube nicht recht an die litterarhistoriker, die nie philologen gewesen sind", durch hinweis auf „den ernst und die straffe anspannung streng philologischer arbeit". Mit dankenswerter offenheit ist damit einer in manchen einseitig philologischen kreisen latenten überhebung ausdruck gegeben. Also nur die philologische arbeit ist ernst und straff, das eigentlich litteraturgeschichtliche (und gar das ästhetische) an der litteraturgeschichte ist ein amüsantes sichgehenlassen! Bei solchen anschauungen ist es nicht verwunderlich, wenn litterarhistoriker ihrerseits derartige philologen als zuständige richter über erscheinungen der litteraturgeschichte und poetik nicht anerkennen.

KIEL, AM 29. SEPT. 1891. EUGEN WOLFF.

Antwort des recensenten.

Es ist nicht meine absicht, durch eine ausführliche antwort auf Wolffs erwiderung mir zeit und dieser zeitschrift raum zu rauben; wer sich die mühe nimt, mein referat mit Wolffs buche selbst zu vergleichen, dem wird sich die antwort leicht ergeben! Ich habe selbstverständlich Wolffs methode nicht nur nach seiner formulierung, sondern auch nach seiner anwendung dargestelt und beurteilt; in der entladungstheorie scheint sich ihm der standpunkt inzwischen leise verschoben zu haben.

Nur über den schlussabsatz noch zwei worte! Dass Wolff über meine zuständigkeit anders denkt, als die herausgeber dieser zeitschrift, geht freilich mich wenig

an. Aber höchst überraschend war mir begreiflicherweise seine behauptung, dass ich „das eigentlich litteraturgeschichtliche ... an der litteraturgeschichte“ misachte. Genau das gegenteil ist richtig: die litterarhistorische forschung ist mir ein höhepunkt philologischer arbeit; die besten, reifsten und geschultesten arbeiter scheinen mir dafür grade gut genug. Aber wie mir der kein wissenschaftlicher historiker ist, der die quellen nicht zu untersuchen versteht, so ist mir nur der ein ernsthafter litterarhistoriker, der zu selbständiger prüfung seines materials im stande ist: dazu aber bedarfs nun einmal philologischer schulung und begabung. Liegt in dieser ansicht philologische „überhebung“, so bekenne ich mich zu dieser „überhebung“: bücher vom schlage der E. Wolffschen prolegomena können mich in ihr nur bestärken.

ROETHE.

Berichtigung zu XXIV, 285 dieser zeitschrift.

Es ist nicht richtig, dass ich Vierteljahrschrift 2, 581 Wieland als autor der „Regierungskunst“ bezeichnete; es ist unwahr, dass ich den von Minor in anführungszeichen ausgehobenen ausdruck „echt Wielandische gedanken“ für diesen Merkurartikel gebrauchte. Ich konte beides nicht tun, weil L. Hirzel schon 1882 in der einleitung zu Hallers Gedichten s. CDLI das erörtert hat, was Minor jezt noch einmal entdeckt.

GRAZ. B. SEUFFERT.

NEUE ERSCHEINUNGEN.

Brandes, Hermann, Die jüngere glosse zum Reineke de vos. Halle a. S., Max Niemeyer. 1891. LXI und 314 s. 10 m.

Brandstetter, R., Die reception der nhd. schriftsprache in stadt und landschaft Luzern 1600—1830. Einsiedeln, druck von Benzinger & Co. 1891. 90 s.

Büttner, Hermann, Die überlieferung des Roman de Renart und die handschrift O. Strassburg, K. J. Trübner. 1891. VI, 229 s. 5 m.

— —, der Reinhart Fuchs und seine französische quelle. Strassburg, K. J. Trübner. 1891. VI und 123 s. 2,50 m.

Düntzer, H., Zur Goetheforschung. Neue beiträge. Stuttgart, Deutsche verlagsanstalt. 1891. VI und 436 s. 6 m.

Inhalt: Goethe's befreiter Prometheus. — Wielands matinée „Goethe und die jüngste Niobetochter“. — Goethe's unterstützung des jungen Klinger. — Herder und der junge Goethe in Strassburg. — Zu Goethes „Natürlicher tochter“. — Die Göchhausen'sche abschrift von Goethe's „Faust“. — Die sendung der Lenzischen „lustspiele nach Plautus“ an Merck. — Das ghasel auf den eilfer in doppelter fassung. — Die entstehung der beiden ersten und der beiden lezten akte von Faust II. — Shakespeare und der junge Goethe.

[Edda.] Håndskriftet nr. 2365 4to gl. kgl. samling på det store kgl. bibliothek i København (Codex regius af den ældere Edda) i fototypisk og diplomatisk gengivelse. Udgivet for Samfund til udgivelse af gammel nordisk litteratur ved Ludw. F. A. Wimmer og Finnur Jónsson. Københ. 1891. LXXV, 193, 4 ss. und 45 (doppelseitige) taff. 4. 25 kronen (28,15 m.).

Handwerck, Hugo, Studien über Gellerts fabelstil. Marburger diss. 1891. 43 s. 4.

Der verfasser dieser mit grosser sorgfalt gearbeiteten abhandlung vergleicht die in Schwabes „Belustigungen des verstandes und witzes“ 1741—1744 zuerst erschienenen Gellertschen fabeln — in Goedekes grundriss² § 207 sind diese drucke nicht erwähnt! — mit der späteren gestalt derselben fabeln in der gesamtausgabe von 1746. 1748. Er zeigt in anschaulicher weise, wie sorgsam und umsichtig Gellert seinen stil und seinen versbau in der zweiten fassung fortgebildet hat. Am schlusse (s. 36 fgg.) wird noch das vorhältnis Gellerts zu seinen vorgängern Hagedorn, Lafontaine, Stoppe, Brockes (in den übersetzungen aus Lamotte) besprochen. S. 43: „Gelernt hat er von allen. Doch dürfen wir sein eigenes dichterisches gefühl nicht zu gering anschlagen. Den stil, mit dem er so überaus glücklich die unterhaltungssprache idealisierend nachahmt, ... fand er in dieser weise bei keinem seiner deutschen vorgänger; er hat ihn, auf ihren schultern stehend, ausgebildet“.

Jahresbericht über die erscheinungen auf dem gebiete der germanischen philologie, herausgegeben von der geselschaft für deutsche philologie in Berlin. Zwölfter jahrgang 1890. Leipzig, Carl Reissner. 1891. IV und 354 s. 8 m.

Keinz, Friedrich, Altdeutsches. I: cod. germ. Monac. 5249. II: Über ein gesamtverzeichnis der altdeutschen gedichte. München, Jos. Ant. Finsterlin. 1891. 16 s.

Die schrift ist der deutsch-romanischen abteilung der Münchener philologenversamlung als festgabe überreicht worden. Sie enthält höchst beachtenswerte anregungen zur anfertigung eines verzeichnisses sämtlicher erhaltenen deutschen gedichte von c. 1150 bis zur reformationszeit nach den anfängen; vgl. Bartsch, Beiträge zur quellenkunde der altd. litt. (Strassburg 1886) s. 359 fgg. Keinz selbst hat (s. 10) zu diesem zwecke bereits die angänge von mehr als 12000 gedichten gesammelt; es wäre gewiss mit freuden zu begrüssen, wenn diese bedeutenden vorarbeiten zu einem wirklichen gesamtverzeichnis vervolständigt würden. Die entscheidung darüber, wie umfangreich die angaben für jedes stück zu gestalten seien, wird doch wesentlich von den kräften der mitarbeiter und den zur verfügung stehenden mitteln der veröffentlichung abhängig bleiben; wir enthalten uns daher des eingehens auf die einzelnen vorschläge. Nur glauben auch wir (wie der referent der Deutschen litteraturzeitung 1891, sp. 1430), dass die anordnung nach den anfangsworten vor der nach den reimworten den vorzug verdienen würde; bei gedichten, deren eingang in verschiedener fassung überliefert ist, müste durch verweisung nachgeholfen werden.

Kinzel, Karl, Kunst- und volkslied in der reformationszeit ausgewählt und erläutert. (Denkmäler der älteren deutschen litt. III, 4.) VIII und 140 s. Halle, buchhandlung des waisenhauses. 1892. 1 m.

Enthält kirchenlieder von Luther, Speratus, Nic. Decius, Nic. Herman, P. Eber, B. Waldis, Joh. Hesse und anderen; weltliche dichtungen von Fischart, Ulrich von Hutten, sowie Puschmans und Wagenseils berichte über den deutschen meistergesang; endlich 34 gut ausgewählte volkslieder.

Kinzel, Karl, Walther von der Vogelweide und des minnesangs frühling, ausgewählt übersezt und erläutert. (Denkmäler der älteren deutschen litteratur II, 1.) Zweite verbesserte auflage. Halle a/S., buchhandlung des waisenhauses, 1891. VIII und 115 s. 0,90 m.

Längin, Th., Die sprache des jungen Herder in ihrem verhältnis zur schriftsprache. Diss. Freiburg i. B. 1891. 108 s.

Über lautverhältnisse, wortformen und wortbildung in Herders schriften bis 1769.

Lyttkens, I. A. och **Wulff, F. A.,** svensk uttals-ordbok. Lund 1889—91. C. W. K. Gleerups förlag. 68, 371 s. und 5 taff. 7,50 kr.

Nebert, Reinhold, Zur geschichte der Speyrer kanzleisprache. Ein beitrag zur lösung der frage nach dem bestehen einer mhd. schriftsprache. Hallische diss. 1891. 66 s. 1,25 m.

Neubauer, R., Martin Luther augewählt, bearbeitet und erläutert. (Denkmäler der älteren deutschen litteratur für den litteraturgeschichtlichen unterricht III, 2. 3.) I: Schriften zur reformationsgeschichte und verwanten inhaltes. Mit titelbild. IX und 187 s. 1,80 m. — II: Vermischte schriften weltlichen inhaltes, fabeln, dichtungen u. a. VII und 252 s. 1,80 m. Halle, buchhandlung des waisenhauses. 1890. 1891.

Der gut getroffenen auswahl ist auf s. 215—252 des zweiten bändchens auch eine übersicht über Luthers sprache angehängt; dort werden s. 246 für die wendung *wenn (wo) .... thäte* mehrere neue belege zu den in dieser zeitschrift XVI, 374. XXIII, 42. 293. XXIV, 41. 201 gesammelten hinzugefügt. Die zurückführung auf das excipierende mhd. *wan* aber ist abzuweisen, da die durch ein solches angeknüpften nebensätze (s. Mhd. wb. 3, 483 fgg.) ganz anderer art sind, als jene bei Luther. O. E.

Netoliczka, Oskar, Zu Heines balladen und romanzen. Kronstadt 1891. 31 s. 4.

Reis, Hans, Beiträge zur syntax der Mainzer mundart. Giessener diss. 1891. 46 s.

Schild, Peter, Brienzer mundart. I. teil. Algemeine lautgesetze und vocalismus. Basel, Sallmann und Bonacker. 1891. 107 s.

Specht, Friedr., Das verbum reflexivum und die superlative im westnordischen. (Sonderabdruck aus Acta germanica III.) Berlin, Mayer und Müller. 1891. 56 s. 1,80 m.

NACHRICHTEN.

Am 22. august verschied in Tübingen der ausserordentl. professor der romanischen philologie dr. Wilhelm Ludwig Holland (geboren in Stuttgart 11. august 1822); am 15. oktober in Leipzig der geh. hofrat prof. dr. Friedrich Zarncke (geboren in Zahrenstorf bei Brüel in Mecklenburg-Schwerin am 7. juli 1825).

An der universität Leipzig habilitierte sich dr. H. Hirt für indogermanische sprachwissenschaft und deutsche philologie.

Von dem sprachatlas des deutschen reiches, bearbeitet von dr. G. Wenker in Marburg unter mithilfe von dr. Fr. Wrede und dr. E. Maurmann, sind bis jezt 69 blätter in handzeichnung an die königliche bibliothek zu Berlin abgeliefert worden, welche die aussprache folgender 23 wörter veranschaulichen: *bald, bett, brot, drei, eis, feld, gänse, gross, hund, kind, luft, mann, müde, nichts, pfund, salz, sechs, sitzen, tot, was, wasser, wein, winter.*

Das zur erinnerung an Johann Andreas Schmeller in seiner geburtsstadt Tirschenreuth gesezte denkmal (eine von prof. Anton Hess modellierte büste auf hohem sockel von schwarzem syenit) ist am 20. juli 1891 feierlich enthült worden.

Halle a. S., Buchdruckerei des Waisenhauses.

BEITRÄGE ZUR DEUTSCHEN MYTHOLOGIE.

II. Things und die Alaisiagen.[1]

Die hochwichtigen altäre, welche an der stätte des alten Borcovicium im jahre 1883 gefunden wurden, haben eine ansehnliche litteratur ins leben gerufen. Während in der lesung und auflösung der beiden römisch-germanischen inschriften[2] fast völlige klarheit herscht, gilt das von den sachlichen erklärungen, soweit sie der deutschen altertumsforschung zufallen, durchaus nicht: die meisten bewegen sich in falschen bahnen, weil sie der sprache nicht gerecht werden; auch sind sie durch den bestechenden anklang an zwei friesische rechtstermini des spätesten mittelalters irregeleitet worden[3].

Vor allen dingen ist es ein grosser fehler, die inschriften kurzer hand als friesisch zu bezeichnen. Auf dem ersten steine heisst es „*Germani cives Tuihanti*“, auf dem zweiten „*Germani cives Tuihanti cunei Frisiorum*“. Deutsche aus Twente wird nun doch niemand Friesen nennen, sie waren Franken, wahrscheinlich Chamaven; dass sie aber in einer römischen heeresabteilung dienten, die zum grossen teil aus Friesen bestand und darnach benant war, dieser annahme steht nichts im wege: viele inschriften geben von ähnlichen verhältnissen kunde. Wenn nun die *cives Tvihanti* in Britannien sich vereinigen, heimatlichen gottheiten nach römisch-germanischem kulte einen votiv-

1) mit einem rechtsgeschichtlichen excurse (s. 435 fgg.), den ich der grossen güte des herrn prof. dr. Heck in Greifswald zu danken habe.

2) Die erste inschrift lautet (nach Hübner, Westd. ztschr. f. gesch. u. k. III, 120 fgg.): „*Deo* | *Marti* | *Thingso* | *et duabus* | *Alaesiagis* | *Bede et Fi* | *mmilene* | *et n(umini) Aug(usti) Ger* | *m(ani) cives Tu* | *ihanti* | *v(otum) s(olverunt) l(ibentes) m(erito)*“. Die zweite inschrift ist zu lesen: „*Deo* | *Marti et duabus* | *Alaisiagis et n(umini) Aug(usti)* | *Ger(mani) cives Tuihanti* | *cunei Frisiorum* | *Ver. Ser. Alexand* | *riani votum* | *solverunt* | *libent[es]* | *m(erito)*“. In *Ver.* ist vielleicht — so teilt mir gütigst herr prof. Seeck mit — *Verteris* (nördl. von York) als frühere station des cuneus zu erkennen (Itin. Anton. 467, 5. 476, 4; Not. dignitt. Occ. 40, 26; Geogr. Rav. 431, 6). Vgl. u. s. 456.

3) Auf Kauffmanns abhandlung (Beitr. XVI, 200 fgg.; vgl. Sievers ebenda 257 fgg.) habe ich in einem nachtrage (s. u. s. 456) bezug genommen.

stein zu errichten, so ist doch kaum denkbar, dass sie sich der friesischen sprache bedienen solten, weil sie zum *cuneus Frisiorum* gehören; aber gesezt diesen höchst unwahrscheinlichen fall, so müsten wir doch bei der erklärung keineswegs das friesische des 11. oder 12. jahrhunderts zu rate ziehen, sondern eine aus dem altenglischen und altfriesischen zu erschliessende gemeinsprache, die — soweit die vorliegenden formen in frage kommen — von der westgermanischen nicht erheblich abweicht. Von allen erklärern hat allein Heinzel[1] den gedanken ausgesprochen, dass wir mit fränkischer, nicht mit friesischer sprache zu rechnen haben; leider aber führt er ihn nicht durch, indem er (s. 53) die Alaisiagen „nur friesisch bezeugte göttinnen“ nent.

Scherer[2], der zuerst die inschriften gedeutet hat, gieng von dem namen *Thingsus* aus. In einer geistvollen abhandlung erbaute er auf einer speciellen bedeutung des stammes *þing-* die ansicht, dass die steine dem volksversamlungsgotte Tius geweiht seien. Wenngleich sich sachliche gründe gegen den deutschen thinggott, den schützer des in heer und thing versammelten volkes, nicht anführen lassen, so ist doch eine deutung der beiden inschriften — das gestand auch Scherer zu — keineswegs damit gegeben, denn „die algeehrten göttinnen, die bitte und die geschickte ausführung“, sinken zu wesenlosen und überflüssigen gehülfinnen herab. Es war schon ein methodischer fehler, einen namen, dessen wortstamm sich gar verschiedenen deutungen anschmiegt, der interpretation zu grunde zu legen, anstatt vor allem das gewicht des appellativums *alaisiagis* in die wagschale zu werfen. Und ein weiterer fehler schloss sich an. Scherer (vgl. Westd. ztschr. f. gesch. u. k. III, 287 fgg. und Brunner, Ztschr. d. Savigny-stiftung f. rechtsgesch. Germ. abt. V, 226 fgg.) bezog *Bede* und *Fimmilene* auf den namen zweier friesischer Thingarten und erklärte sie, allerdings in sehr geschickter weise, als göttinnen des Thingfriedens. Er folgte damit einer äusserst bestechenden entdeckung Heinzels, die für alle späteren deutungen massgebend geblieben ist, die wir aber aus inneren und äusseren gründen für durchaus ungerechtfertigt erklären müssen. Möge es mir nicht als unbescheidenheit ausgelegt werden, wenn ich (Heinzel, a. a. o. s. 52) glaube zwischen den zeilen lesen zu

1) Rich. Heinzel, Über die ostgotische heldensage. Sitzungsberr. der kais. akad. zu Wien. Phil.-hist. kl. 1889 s. 50 fgg. Vgl. Jellinghaus, Ztschr. f. d. phil. XXIII, 378.

2) Wilh. Scherer, Mars Thingsus. Sitzungsberr. der Berl. akad. Phil.-hist. kl. 1884, s. 571 fgg.; vgl. E. Hübner, Altgermanisches aus England. Westd. ztschr. f. gesch. u. k. III, 120 fgg.

dürfen, dass sie neuerdings selbst ihrem entdecker unbequem geworden ist. Die namen *Bede* und *Fimmilene* wurden nämlich an das in einer friesischen rechtsquelle erscheinende *bodthing* und *fimelthing*[1] angeknüpft und die Alaisiagen als schutzgöttinnen dieser gerichte angesehen; später ward *Thingsus* geradezu als gerichtsgott und schliesslich auch das wort *alaisiagis* in einer dazu passenden weise erklärt.

[Dieser[2] umstand nötigt uns, auf die bedeutung von *bod*- und *fimelthing* näher einzugehen. Die herschende meinung deutet die unterscheidung auf den algemeinen gegensatz teils des echten[3], teils des gebotenen dings[4] einerseits und des after- oder nachdings anderseits. Indes die einzige stelle, welche uns das *fimelthing* schildert[5], ergibt, sobald man sie im zusammenhange der darstellung würdigt, dass *fimelthing* nur eine art des *bodthing*, nämlich das vom grafen persönlich abgehaltene bezeichnet.]

Was zunächst die etymologie des wortes *bodthing* anlangt, so braucht *bod*- als erstes kompositionsglied keineswegs den akt des aufbietens zu bedeuten, sondern es meint das „mandatum, praeceptum", die ein für alle mal bestehende vorschrift (vgl. ags. afrs. *bod*): so ist afrs. *bodthing* „das ein für alle mal vorgeschriebene ding". [Dementsprechend wird *bodthing* in den fries. quellen schlechthin für das volgericht gebraucht, also für dasjenige gericht, welches schon auf grund der vorschrift, nicht erst bei processbeteiligung besucht werden muss, und zwar anscheinend ohne rücksicht darauf, ob es zeitlich einen regelmässigen

1) H. Jaekel, Die Alaisiagen Bede und Fimmilene. Ztschr. f. d. phil. XXII, 257 fgg. Es ist hier nicht raum, die ausführungen Jaekels eingehend zu besprechen, und darum beschränke ich mich auf die bemerkung, dass ich sie aus äusseren und inneren gründen durchweg für nicht stichhaltig erachte. Dass *Bede* aus *Badwine* entstanden sei, ist undenkbar; jede beziehung zu *Baduhenna* habe ich Ztschr. f. d. phil. XXIV, 147 widerlegt; dass **baduthing* zu **bedthing* und dieses zu *bodthing* geworden sein könne, wird niemand ernst nehmen; *Badunâth* als „kampfgenoss" zu erklären (altsächs. *-nâth* ist selbstverständlich = ags. *-nôþ* in *Beadunôþ* u. a. vgl. got. *nanþjan*), *Tiuding* mit *thing* des *Tius* übersetzen, aus den beiden überlieferten ortsnamen *Bahtlon*, *Baflon* ein *Baihlon* als tatsächlich belegt erschliessen — das alles sind dinge, die ich als grundlagen für weitgehende schlüsse nicht empfehle.

2) Durch eckige klammern bezeichnet sind die ausführungen des herrn prof. Heck.

3) Vgl. R. Schröders Lehrb. d. d. rechtsgesch. s. 36 und 540. Sohm, Altd. gerichtsverfassg. s. 45. J. Grimm, Rechtsaltt. s. 827.

4) Vgl. Brunner, Hdb. d. d. rechtsgesch. I, 148 anm. 27.

5) Westerl. ldrecht bei v. Richthofen, Rechtsqu. § 25 s. 391, 3 fgg.; bei Hettema, Oude friesche wetten II, s. 37 § 27. Vgl. u. s. 436 anm. 2 und 3.

charakter trägt[1]. Nach § 22 des sog. schulzenrechtes[2] hat der graf das recht, alle 4 jahre *bodthing* zu halten. Er muss aber 7 wochen vor dem termine seinen *ban* an die schulzen abgeben und ist dadurch der richterbefugnis, abgesehen von notfällen, beraubt. Die schulzen[3] beraumen gemäss § 23 in ihren bezirken ein 6tägiges *bodthing* nach 6 wochen, also eine woche vor dem termin des grafenbodthings, an. Sie sind es auch, und nicht der graf[4], die dieses 6tägige *bodthing* abhalten. Die tätigkeit der schulzen wird ausdrücklich bezeugt und folgt aus der banleihe sowie dem empfange der dingbusse. Nach abhaltung der 6 dingtage wird der bann dem grafen zurückgegeben (§ 24). Nachdem dieser nunmehr die richterbefugnis hat und anderseits der termin für sein *bodthing* herangekommen ist, dürfen wir eine schilderung desselben erwarten. In der tat tritt in § 25 der graf in tätigkeit. Er soll an drei tagen nach bodthingsart diejenigen leute richten, welche man auf dem rechten *bodthing* nicht zu ende richten konte.

1) Vgl. das privileg für Stavern z. I. 1118 (Waitz, Urkk. 2. aufl. nr. 17, v. Richthofen, Uss. über frs. rechtsgesch. I, 117 fgg.): „*ut placitum generale quod dicitur bodthing non observent*“. Anderseits Küre 10 nach Rüstringer redaktion (*nên bodthing firor sitta*), v. Richthofen, Rechtsqu. s. 19, 1.

2) Richthofen, Rechtsqu. 390, 8 fgg. § 22. *Van des grêwa riucht.* — *Dit is riucht, di grêwa deer hyr da ban lath, dat hi des fyarda iêris bodthing hâlda moet also fyr sô hi wil. Dat is riucht als hise hâlda wil, dat mase kêda schil, ith aller kerkane liick di prêster eft Cristes morne eer iêris dey, datse di grêwa hâlda wil eft sumeris nacht eer lettera ewennacht; ende als di grêwa bodthing hâlda wil dat hi schil da ban op ìa saun wiken da schelten eer mase hâlde; ende neen doem to dêlen bihalva om needsecken, hit ne sê datter een hêra oen dit lând coemme, iefta dat ma een wyf an nêde nym iefta dat ma een man in sine hûse slee, so moet hi deer rîda ende ban lêda.*

3) Ebenda anschliessend *Van schelta ladingha.* — § 23. *Dit is riucht dat da schelten kêda schellet aller lyck binna sîne banne des monnendeys toe aller doerna lyck sex wiken eer mase hâlde, ende aldus kêda: Bodthing kêde ich ioe wr sex wiken aen dis selva dei, dis mônendeys to hâldene, ende dis tysdeys, dis wernsdeys, dis tongersdeys, dis frêdis, dis saterdeys ende dis mônendeys. Alle dagen aegen hyase toe bannen bi des koninges banne, ende alsô to hâldene ende to lâstan; sô hwa soe naet ne seeckt, di schel toienst dyn schelta mit twâm pondem bêta.* — § 24. *Dit is riucht, dat da schelten des mônendeys deer komma ende des tysdeys; ende dis koninges ban op ìa da grêwa al deer hya et ontfinghen.* — § 25. *Dit is riucht, dat di grêwa dine tysdei ende den wernsdey ende den tonghersdey, da trê dagen, alsô riuchta schil da lyoden, als ma oen dae bannenda bodthing deed, deer ma deer naet to eynd riuchta mocht; sô hêtet da trê daghen fimeltingh.*

4) Dem grafen wird das 6tägige *bodthing* von Schröder zugeschrieben (Lehrb. s. 540 anm. 18 fgg.).

Diese drei tage — die einzigen, an denen der graf selbst richtet — bilden das *fimelthing*, sind aber zugleich das angekündigte *bodthing*.

Damit ist die deutung von *fimelthing* als afterding ausgeschlossen. Es lässt sich schlechterdings nicht denken, dass der graf nur die im schulzenrechte aus faktischen gründen vertagten sachen zu erledigen hatte. Vielmehr ist „zu ende richten" prägnant zu nehmen. Es bezieht sich sicherlich auf die lezten stadien des ungehorsamsverfahrens, das mit der friedloslegung endigte, und wahrscheinlich auch auf die erledigung der urteilsschelte. Für die beziehung auf das ungehorsamsverfahren spricht, dass nur das ungehorsamsverfahren vor dem grafengericht uns eingehend beschrieben wird[1], und dass die zuständigkeit des grafen für die vor das *bodthing* gehörenden parteiklagen (*strîd*)[2] ausdrücklich auf den ungehorsamsfall beschränkt ist[3]. Die zeitliche verbindung von schulzen- und grafending findet eine volständige analogie in dem Brokmerrechte, welches vor dem grossen landgerichte (dem *thruchthingath*) die abhaltung von gerichtstagen in den niederen bezirken, den vierteln, vorschreibt[4]. Auch die erklärung des wortes *fimelthing* wird durch diese auffassung ermöglicht. Das „*sô*", welches den namen *fimelthing* einführt, scheint den ausdruck durch die kompetenz für ungehorsamssachen zu erklären. Nun wird der lezte akt der friedloslegung in den quellen technisch als *sêka* bezeichnet und gerade im schulzenrechte dieses *sêka* dem grafen zugewiesen.[5]]

Hier hat die etymologische forschung einzusetzen[6]. Der erklärung, die ich (Z. gesch. d. engl.-frs. sprache s. 416) vermittelst an.

1) Vgl. § 55. *Van mêne thingriuchte toe howe.* (v. Richthofen, Rechtsqu. 396, 9. 411, 26.)

2) Die zuständigkeit des *bodthing* für *strîd* folgt aus §§ 26. 27 (Richth. a. a. o. 391, 13): „*om dat stryd, deer ma al deer grêta schil*". Vgl. auch die überschrift „*fan bodstride*" (bei Hettema a. a. o. s. 37 § 29), welche sich auf diese klagen bezieht.

3) Vgl. § 16 (s. 389), richtiger bei Hettema a. a. o. s. 34 § 17: „*dat dy frîa Fresa ne thoer bi des grêwa ban an stride with staen, hit ne sê dat hem zyn scelta wrhêrich ûrtioghe*".

4) Vgl. Richth. a. a. o. s. 168, 20 „*fon tha thingathe. — That wellath Brôemen, thet tha fiuwer rediera gader unge ina fiardandèle èr tha thruchthingathe and èndigie alle tichtega; alle thet thèr tha fiuwer nàwet ne èndegie, thet êndegie thiu mêne acht eta thruchthingathe*".

5) Vgl. a. a. o. s. 396, 31; 413, 20; 426, 19; 489 und Schulzenrecht § 79 (o. a. o. 400, 16).

6) Ob *fimelthing* oder *fimelthing* anzusetzen ist, bleibt unaufgeklärt, weil der text *i* für *ĭ*, *i* und *y* für *î* schreibt, z. b. *thing*, *strîd* und *stryd*. Für langes *î*, welches etymologisch einem alten *i* und *î* entsprechen kann (vgl. *i* und *î* in offener

fimbul- als „grosses ding“ gegeben habe, möchte ich eine andere, mehr specialisierende vorziehen. Es gibt im deutschen eine in den meisten mundarten verbreitete wurzel *fem (fim) fam fum,* welche — soweit ich aus dem vergleiche der sämtlichen bedeutungen zu schliessen wage — den begriff der unsicher tastenden, unstäten, tappenden bewegung birgt. Im mnd. ist *vimelen* „suchend umhertasten“, *vammeln vimmeln vummeln* (vgl. an. *fimr fum,* schwed. *famla fumla*) „tasten“; im hessischen ist *fameln* „unsicher im dunkeln herumtasten“ (Vilmar's idiot. s. 99, so auch Pfister unter *vimmern*); im mhd. ist *vimel* masc. „schimmer, glanz“, nhd. *femern femmern* „scintillare, micare, flimmern, funkeln“ (in manchen mundarten bedeutet es „wehen, flattern“ s. unten s. 447). Die dem *fimmeln* lautgesetzlich entsprechende nordfrs. form lautet *fameln* „greifen, tappen, tasten“; ostfrs.-platd. *fimmeln* „betasten, obscön: fingern“ und *fummeln* (vgl. Doornkaat ostfrs. wb. I, 482 fgg.), und dazu vergleiche man D. wb. unter *fummeln* „betasten, reiben und glätten“ usw. Schmeller (Bayr. wb. I, 718) führt *femeln* und *fummeln* im sinne von „an etwas herumtasten“ an, *femmern femmezen fempezen fimmern fimmezen fempizen* „flimmern, funkeln“, *femel* „was in der dämmerung geschieht, die dämmerung selbst“; es ist schon *femel* „es ist schon dämmerig“, „im *femeln* muss man fischen“. Stärker noch scheint der begriff[1] des heim-

silbe, Siebs z. gesch. d. engl.-frs. spr. s. 139. 213) könte eine andere stelle der frs. rechtsquellen reden. W 470, 17 heisst es *„dio fymelbreeck IV schillingen“*, wo ein zweiter text *„thio filmenebreke“* bietet; *filmen* neutr. = ags. *filmen* ist „haut“, auch „vorhaut“. 449, 30 erscheint *filmen* in der bedeutung „zwerchfell“; was für häute an den stellen 494, 6 und 497, 9 in frage kommen, weiss ich nicht; in *fymelbreeck* 470, 17 scheint mir der schreiber das ihm unverständliche *filmen* durch ein ihm geläufiges wort ersezt zu haben: etwa „verletzung durch eine leichte berührung“? Gemeint war ursprünglich mit *filmenebreke* jedenfals die verletzung der haut, denn sie wird der quetschwunde *(môsdolch),* also einer verletzung der tiefer liegenden fleischteile, gegenübergestelt, vgl. 307, 5: *„hwêrsâ ma thene mon slait uppe en lith and thet fel nout unbursten is, sâ istet en riucht môsdolch“.*

1) Möglich ist, dass in dem namen der feme diese bedeutung liegt. In solchem falle hätten wir in dem später stets erscheinenden *ei*-vokal (*feime,* s. Lexer, Mhd. hdwb. III, 62) nicht etwa germ. *ai* zu erkennen, sondern die verhochdeutschung entweder eines niederdeutschen *ē*, welches aus *e* durch dehnung in offener silbe entstanden war, oder eines auf gleiche weise aus *i* hervorgegangenen niederdeutschen *ī*. — Dass wir berechtigt sind, diese ganze sippe (durch vermitlung von *vimel* „glanz“, vgl. Ben. mhd. wb. III, 317) mit *veim* „schaum“ und dieses mit *vûm* = nhd. *faum* (das *û*, aus *u* in offener silbe, spricht freilich gegen vergleich mit skr. *phena* usw.) in verbindung zu bringen, ist nicht wahrscheinlich. Ebenso unsicher ist das verhältnis aller dieser formen zu *fimeln* „schmeicheln, heucheln usw.“ (vgl. Doornkaat,

lichen tastens und spürens in *fimer* „spürhund“? (D. wb. III, 1638) enthalten zu sein: *die fimer müssen sie* (die wilden schwein) *ausspüren* (H. Sachs I, 424[d]).

[Deshalb ist es möglich, dass ein widerholtes „suchen“ der ungehorsamen mit *fimeln* bezeichnet ward und unsere quelle *fimelthing* als „suchding“ auffasst. Allerdings könte der stamm *fimel-* auch zu der erklärung als „rügegericht, heimliches spürgericht“ führen, zu deren gunsten die analogie des *thruchthingath* und andere momente in betracht kommen[1].

Jedesfals erscheint die mythologische verwertung der beiden rechtsausdrücke unzulässig. *bodthing* und *fimelthing* sind keine umfassenden gegensätze, durch deren personifikation die rechtspflege versinbildlicht werden könte. Sodann ist das bezeugte *fimelthing* der sache und daher wol auch dem namen nach ein produkt nachfränkischer rechtsentwicklung, dessen zurückdatierung in die germanische zeit nicht möglich ist.]

Nachdem wir also erwiesen haben, dass in dem namen der beiden göttinnen keine beziehung auf das thing zu sehen ist, können wir vorurteilsfrei an die deutung des wichtigsten teiles der inschriften, des appellativums *alaisiagis* herantreten. Was bisher darüber gesagt ist, befriedigt nicht. Scherer bezeichnete seine matte übersetzung „die algeehrten“ selbst als einen notbehelf; Pleyte (Mars Thingsus. Verslagen en mededeelingen der koninklijke akademie van wetenschappen. Afdeeling letterk. 3. reeks. deel II Amsterdam 1884, s. 109 fgg.) interpretierte „den alrechtsprechenden“, hat aber keine sprachliche begründung gegeben; der deutung Weinholds (Ztschr. f. d. phil. XXI, 1 fgg.), so fein sie auch durch sachliche gründe gestüzt ist, kann ich nicht

Wb. I, 482; ndl. *fijmeln* Oudemans, bijdr. II, 301 vgl. F. B. Hettema, bijdr. tot het oudfrs. wb. Leiden 1888 s. 33 fgg.). Vielleicht haben wir hier eine alte *ei*-wurzel anzunehmen, zu der an. *feima* „schamhaftes mädchen“, *feiminn* „schamhaft, blöde“ und die ae. und frs. vertretungen des germ. **faimnón-* „frau“ gehören (vgl. Siebs, Z. gesch. d. engl.-frs. spr. s. 264. 274). Der grundbegriff würde „scheu, schamhaft“ sein. — Ganz abseits stehen formen wie nhd. *feime* „haufe von hundert stück“ *fimme fim* (as. *aranfimba* vgl. an. *fimbul- fifl,* zu idg. √*pemph*) s. D. wb. III, 1638; desgleichen *feme* (D. wb. III, 1516 fgg.) „weide, mast“, wozu vielleicht als hochstufe griech. *ποιμήν,* lit. *pëmû* zu vergleichen ist. Aber *femeln* Schmeller, Bair. wb. I, 718 unter 2) ist wol zu unserer wurzel *fem* zu stellen und nicht als lat. lehnwort zu betrachten.

1) Sehr gut würde aus sachlichen gründen in diesem sinne die wurzel *fem* zur erklärung der femgerichte passen.

beitreten, weil sie auf einer nur im äussersten notfalle erlaubten konjektur beruht; Jaekels interpretation ist sprachlich und sachlich nicht gerechtfertigt[1]. Die aus inneren und äusseren gründen beste aller erklärungen hat vor kurzem Rich. Heinzel in seinem treflichen buche über die ostgotische heldensage gegeben. Er bezeichnet die bisherigen versuche als unbefriedigend und sieht in den *alaisiagis* das vereinzelte beispiel einer frühen kontinentalen kenning: der erste teil sei *alaisi* = ags. *alaer alor* ahd. *elira* vgl. afrs. *elren jelren* an. *qlr elrir elri,* mnd. *else els,* französisch *alisier alise,* span. *aliso;* der zweite teil sei ahd. *agì,* und somit bedeute die komposition soviel wie „schrecken der erle", d. h. sturm, blitzfeuer. Ich bin durchaus der ansicht, dass das so frühe erscheinen einer germanischen kenning uns nicht befremden dürfte, und ich mache das nur vereinzelte vorkommen gewiss nicht gegen Heinzels auffassung geltend; der zweite bestandteil, das ahd. *agì,* macht keine schwierigkeiten; ebensowenig die *s*-form neben der *r*-form. Aber das suffix *-aisi-* halte ich für eine alzu gewagte annahme, so lange wir keine sicheren analoga beibringen können. Heinzel (s. 51) nimt *álas-, álos-, alís-* und *álais* an. Ich gestehe *aloz-* (got. **aluza*) auf grund von ags. *alor* zu, desgleichen *alis-* auf grund von *else* und auch *aliz-* auf grund von *elira* usw. Für *alaz-* sehe ich keinen zwingenden grund[2]; dass für *alais-* die von Heinzel gebotenen analogieen nicht genügen, will ich jezt begründen. *ôheim œheim* neben mhd. *œhin* ist keine stütze für *-ai-* neben *-i*-suffix, weil die etymologie noch nicht sichergestelt hat, ob wir es hier überhaupt mit einem suffix zu tun haben (vgl. Osthoff, Paul und Braunes Beitr. XIII, 447). Seltenes ahd. *eideim* ist neben *eidim eidem aidum eidam* bezeugt, aber auch hier ist die etymologie unsicher, und Kluge (Etym. wb.[4] 66)

1) Jaekel übersezt „alrechtsseherinnen", indem er von afrs. *sìa* ausgeht, also von einer specifisch friesischen und zwar einer späten lautform. Das ist ganz unmöglich. Ebensowenig stichhaltig ist die sachliche begründung des „rechtssehens" durch die stelle der rechtsquellen (7, 19): *thi âsega thi bitèknath thene prêstere; hwande hia send sîande and hia skilun wesa âgon thère hèliga kerstenède*". Das ist eine erst in später zeit gemachte Rüstringer etymologie des *âsega âsiga.* Man empfand nicht mehr, dass es zu „sagen" gehörte, weil dieses wort durch assibilierung des palatalen *g* zu *sidza* geworden oder vielleicht im Rüstringer dialekt wie jezt in neuostfrs. mundarten schon ganz ausgestorben war, und deshalb brachte man *âsega* selbstverständlich mit formen wie *sègon* praet. plur. von *sìa* in verbindung. Weder die übrigen frs. texte noch der lateinische kennen jene etymologie („*quia asega significat sacerdotem et ipsi sunt oculi ecclesiae*" usw.).

2) Ags. *alaer* (Sweet oldest engl. texts) komt hier ja nicht in frage, da *-aer* nur statt *-er* geschrieben ist und in sehr vielen fällen mit *-er* und *-or* wechselt.

hält die verwantschaft der ableitung mit der von oheim für möglich; ist got. **aiþmus* anzusetzen, so könte, wie ich vermute, das seltene ahd. *ei* ein irrationaler, von der stamsilbe beeinflusster vokal sein. Ebensowenig möchte ich das wort „ameise“ heranziehen (ahd. *ămeiʒʒa*, ags. *æ̀mette*, mhd. *ămeiʒe* und *emeʒe*), denn die etymologie ist auch hier unsicher, und volksetymologische umbildung ist mir sehr wahrscheinlich. Dass ferner bei einem hinsichtlich der reime so laxen schriftsteller wie Hugo von Langenstein *(aller tugende iteil : smèhe von der sunden meil) iteil* statt *itel* im reime vorkomt, ist keinesfals beweisend; mhd. *eiteil*, welches Heinzel anführt, habe ich nicht gefunden, doch solte es in später zeit belegt sein, so könte widerum sehr wol anklang an die stamsilbe massgebend gewesen sein, oder es könte mhd. *àteil* (expers) eingewirkt haben. Und bei allen diesen formen ist doch — ebenso wie bei *alais- aloʒ-* — höchst auffällig, dass wir gar nicht an einen suffixablaut innerhalb der *ei*-reihe denken dürfen! Anders läge die sache bei ahd. *araweiʒ arawiʒ arawiʒ;* aber auch hier sind — wenngleich ich nicht kurzerhand die *ei*-form durch volksetymologische anlehnung an *weiʒ* erklären will — die etymologischen verhältnisse (vgl. ἐρέβινθος) so unsicher, dass man damit nicht operieren kann. Bei ahd. *volleist*, as. *fullisti* wird man doch weder an regulären ablaut des superlativsuffixes noch an epenthese denken wollen, und so bliebe denn *arabeit* mit den verwanten formen der übrigen germaschen sprachen, wenn wir Johs. Schmidts vermutung der epenthese annehmen, das einzige, wenn auch nicht absolut sichere analogon. Mit dieser einzigen formellen stütze bin ich, so hoch ich auch die erklärung Heinzels schätze[1], nicht zufrieden; und das um so weniger, als ich glaube durch eine einfache und formell schwerlich zu beanstandende deutung zu einem ähnlichen sachlichen ergebnisse zu gelangen.

Wir kennen eine germ. wurzel *is*, die im indogerm. durch die drei stufen *eis ois is* belegt ist. Fick (Vgl. wb. 4. aufl. I, 359) ver-

1) Die form *alis-* mag in ortnamen, wie z. b. in dem mit lokativsuffix gebildeten namen *Alisni* (dorf an der Unterweser) gefunden werden; ebenso in *Alisin* — Neckarelz, welches in einer bei Bonfeld gefundenen inschrift erscheint: „*in honorem domus divinae genium civium Alisinensium L. Arentinus M. Aeternus decuriones collegii seniorum donarunt*“ (Brambach Corp. inscr. Rhenan. 1593, Mone in der Ztschr. f. d. gesch. des Oberrheins X, 390). Vgl. auch *Aliso* und die von Heinzel erwähnten worte der Malberg. glosse. Ein *alais-* aber ist mir (natürlich abgesehen von *Alaessa* in Sicilien vgl. Brambach 2019 und Osann in der Ztschr. f. altert. wiss. 1844 s. 247) weder in namen noch sonst bekant geworden.

zeichnet für die tiefstufe griech *ἰός* pfeil, skr. *íṣu*; die grundbedeutung ist nach massgabe von *íṣate* (enteilen), *eṣati* (gleiten, schleichen) die einer bewegung. Zu einem starken verbum **éisō* lässt sich ein faktitivum **oiséịō* annehmen = eilen machen, erregen (vgl. die bedeutung von skr. *iṣáyati*), und das würde got. **aisjan* ergeben. Im altnord. ist das wort tatsächlich vorhanden: *eisa* (die hochstufe finden wir in griech. *οἶμα* ansturm, *οἶστρος* wut, zend *aēsma* zorn usw. wider), an. *eisa* bedeutet „einherstürmen, erregen", z. b. *eisa eldum* (Cleasby, Dict. 124) „to shower down embers" d. h. heisse asche niederströmen lassen, niederschütten; und öfter *ganga eisandi, vargr hafs eisar* (vom schiff = seewolf) „to go dashing through the waves" d. h. spritzend, stürmend durch die wogen fahren. Wir sind durchaus berechtigt, dieses wort auch für das westgerm. in anspruch zu nehmen[1]. Mit *-jan*-suffix und mit dem gerade im niederfränk. sehr produktiven suffix germ. *-aȝiôn-* wird aus der germ. wurzel *ais* ein feminines nomen agentis gebildet, welches — mit dem bekanten praefix *al-* verbunden — im urgerm. gelautet haben würde nom. sing. *al-aisjagjôⁿ* „die gewaltig einherstürmende, die gewaltig erregende; im ags. (wo ja dieses suffix mehrfach belegt ist, z. b. *scernieȝe, huntieȝe*) würde die form **(e)al(l)ǽs(s)ieȝe* und in fränkischen gegenden (3. jahrhundert) **alais(s)jag(g)ja* lauten: der dativ plur. muss also latinisiert *alaisiagīs* heissen.

Bei dieser deutung, welche die Alaisiagen als rein germanische gottheiten erweist, denken wir sogleich an die deutschen sturm- und kampfgöttinnen, an die walküren. Um aber diese für die ältesten zeiten wahrscheinlich zu machen, müssen wir vor allem untersuchen, ob wir auch an anderer stelle ihre spuren finden, ob und inwieweit sie sich mit bekanten göttinnen des römisch-germanischen kultes vereinigen lassen. Mit den Victoriae, die sich aus der Victoria entwickelt haben, dürfen wir sie nicht identificieren, denn eine Victoria im gefolge des Mars ist aus Germanien bekant (Brambach, corp. inscrr. Rhenan. 1412, 1737. Korr.-bl. d. westd. ztschr. I, 77), nicht aber Victoriae. — Ebensowenig sind hier die Matres und Matronae des keltisch-römischen kultes, die (di) Campestres und die Fatae zu vergleichen (gegen Schuermans, Bull. des comm. royales XXIV, 1885 s. 274). Unsere quellen für die erforschung jener kulte fliessen sehr spärlich, als arbeitsmaterial bleiben uns fast nur die inschriften.

1) Für unseren fall ist unerheblich, ob wir *s* oder (mit grammat. wechsel) *z* ansetzen (vgl. übrigens ags. *lǽran* neben *lýsan* u. a. m.).

Treten wir nun mit den überlieferungen des römischen kultes (vgl. Siebourg, Westd. ztschr. f. gesch. u. k. 1888 s. 114), mit den ergebnissen, die wir aus den römischen formen und formeln gewonnen haben, an das keltisch-germanische heran, so sehen wir für die scheidung der kulte in manchen fällen kaum ein anderes kriterium, als die lokale verbreitung der inschriften. Diese aber erweist den matronenkult durchaus als keltisch[1]. Mit den Alaisiagen sind die Matres und Matronae ferner deshalb nicht zu vergleichen, weil diese stets in der dreizahl und nur ganz selten im gefolge eines der höchsten götter auftreten (mit Jupiter Corp. inscrr. latt. VII, 260 in Britannien, Corp. inscrr. Rhenan. 1140 in Mainz), und in diesen fällen bieten sie nicht die geringste anknüpfung an bekante germanische vorstellungen. Endlich ist darum die identität ausgeschlossen, weil sie niemals (Siebourg a. a. o. s. 101) *virgines*, niemals *nymphae* genant werden, obschon diese worte sonst ganz geläufig sind — mit den walküren aber ist der begriff der jungfräulichkeit untrenbar verbunden. — An die Campestres, die ja beschützerinnen der soldaten sind, ist nicht zu denken, weil ihr kult ein rein römischer und ihre verehrung über das gesamte römische reich verbreitet ist; ferner weil sie in germanischen gegenden getrent von jeder gottheit (Brambach, Corp. inscr. Rhen. 1585. 1596. Corp. inscr. Lat. (Brit.) VII, 1029. 1080. *Campestribus et Britanniae* ebenda VII, 1129) oder mit vielen andern göttern (Corp. inscr. Lat. VII, 1114) erscheinen; endlich weil sie auch als *Matres Campestres*, und zwar in der dreizahl auftreten (Corp. inscr. Lat. VII, 510. 1084). — Eher liessen sich zu den walküren die sogenanten reitenden matronen vergleichen, die man in der *silvestris immanisque femina* des Saxo, in den dirnweibel und waldfrauen hat widererkennen wollen. Aber wir können sie für unsere zwecke nicht verwerten, da die (19)

1) Die ausbeute eines vergleichs mit dem germanischen nornenkulte (vgl. Einbeth, Wilbeth und Warbeth) wird, so naheliegend er ist, meiner überzeugung nach stets nur eine geringe sein können. Vor allem möchte ich darauf hinweisen, dass das wenige, was sich aus den einzelnen beinamen der Matres und Matronae als germanisch ergibt, durch die äusserste lokale und sachliche specialisierung der germanischen mythologie widerspricht. Und dann wird man bei manchen scheinbar zweifellosen beziehungen auf vorstellungen der germanischen mythologie und des germanischen lebens doch niemals sicher sein, ob nicht bloss beziehung zu einem deutschen ortsnamen vorliegt. Wie nahe läge es, die *matronae Mahlinehae* statt an *Mecheln* an *mahal* anzuknüpfen! Wie gern würde ich die kürzlich entdeckten *matres Fernovineae* (vgl. *Guinehae*? Bramb. 603) als die „spenderinnen des firneweins“ deuten (vgl. as. *fern*, got. *fairneis*), und doch ist möglich, dass sie nichts weiter als die alte form des ortsnamens *Verlishovem* bekunden (Korr. bl. d. westd. ztschr. 1889 nr. 131).

inschriftlosen reliefs keine genügende auskunft geben[1]; auch widerstreitet das stets isolierte erscheinen der matronen dem wesen der walküren.

Will man überhaupt an göttinnen des römisch-germanischen kultes anknüpfen, so können es meines erachtens nur die nymphen sein. Sicher ist, dass die spätere deutsche auffassung nymphen und walküren identificiert. Das lehrt des Saxo Grammaticus erzählung von Hotherus und Balderus, wo jungfräuliche wald- und kampfgöttinnen als *nymphae* bezeichnet werden[2]. Die walkürennatur dieser *nymphae* ist über jeden zweifel erhaben, und Jakob Grimm sezt geradezu *nymphae* = *idisi*. Sehr auffällig ist auch, dass sich in den ahd. glossen (Graff I, 625) „*Sturmwind — turbo — nimphus — nimpha*“ findet; wenngleich man hier sofort an den einfluss des lateinischen *nimbus* denkt, so ist doch jedenfals die kontamination der beiden begriffe dadurch bezeugt. Eine solche mag auch zur zeit des römisch-germanischen kultes nahe gelegen haben. Freilich sind unter den nymphen, wo sie auf inschriften Germaniens vorkommen, wol meistens wassergöttinnen verstanden; doch scheint mir Ihm in seiner vortreflichen abhandlung über den matronenkult (Bonner jahrbb. 83, 1 fgg.) fehl zu gehen, wenn er alle anderen beziehungen leugnet. In vielen fällen sind quellgottheiten ja höchst wahrscheinlich: so *nimpis Volpinis*, die mit Apollo zusammen genant werden (Bonner jahrbb. 84, 64 fgg.); wenn die *vicani Altiaienses* (siehe unten) den nymphen einen votivstein errichten; vor allem wenn (Brambach Corp. inscr. Rhen. 1329) der *praefectus aquae* genant wird; desgleichen, wenn die dedikation *nymphis et fontibus* gilt (Corp. inscr. Lat. VII, 171); auch *nymphis Laurentibus* (Korr. bl. d. westd. ztschr. VI, 189 fgg., Bonner jahrbb. 69, 117). Aber ein gesetz lässt sich daraus nicht ableiten. Müssen es etwa quellgottheiten gewesen sein, wenn in Britannien auf inschriften *nymphis* (Corp. inscr. lat. VII, 1104), *nymphis venerandis* (998), *deae Nymphae* (278), *deabus nymphis* (757), *nymphae Brigantiae* (875) erscheint, oder wenn es in rheinländischen inschriften *nymphis* (Brambach, Corp. inscr. Rhen. 290),

1) Auch die attribute geben keinen sichern anhaltspunkt. Mir scheinen es apfel und wiesel zu sein, vielleicht symbole des erntesegens und der jungfräulichkeit.

2) Saxo ed. Holder s. 70 (Müller-Velschow 112 fgg.; vgl. Grimm, Myth.[4] s. 358). Auch an anderer stelle werden tres nymphae erwähnt. — Es sind *silvestres virgines*, und streng werden diese jungfräulichen walküren von *feminae* geschieden. Einmal (Holder s. 225, Müller-Velschow 125) erscheint ein *silvestris cuiusdam immanisque feminae tugurium:* diese frau tritt in gegensatz zu einer *puella*, einer *per Otharum indaganda virgo*, deren jungfräulichkeit sie schüzt.

Iovi optimo maximo Nymphis (973), *deabus nymfis* (1328), *nymphis* (1745), *nimpis* (291) heisst? Wenn zu Merten eine inschrift *nymphis sacrum* gefunden ist (Bonner jahrbb. 80, 234), so braucht sie nicht notwendigerweise auf den Römerkanal oder auf quellen jener gegend gedeutet werden; es können auch waldnymphen gemeint sein, die sich möglicherweise mit den deutschen waldfrauen berühren. Auf einem in den Donauländern (Ihm a. a. o. s. 84) gefundenen relief sind die drei *Silvanae* als nymphen dargestelt; reliefs aus Österreich schildern *Pan* mit den nymphen. Die inschriften Untergermaniens kennen die *Silvanae* nicht, nur die nymphen; um so begreiflicher wäre es, wenn darunter auch waldgöttinnen verstanden wären.

Es liegt mir natürlich fern, eine völlige übereinstimmung der nymphen mit den germanischen walküren erweisen zu wollen. Nur will ich folgende behauptungen zu einem schlusse einen. Die ergebnisse der deutschen mythologischen forschung berechtigen uns, in den Alaisiagen, insofern wir sie als zwei den Mars = Tius geleitende sturm- oder kampfgöttinnen erkant haben, walküren zu erkennen. Sind nun walküren überhaupt mit gottheiten des römischen kultes identificiert und durch votivinschriften geehrt worden, so jedenfals nur mit nymphen, und zwar aus folgenden gründen: einmal weil der von den walküren nicht zu trennende begriff der jungfräulichkeit unter den in frage kommenden gottheiten nur bei den nymphen ausgeprägt ist; zweitens weil ein berührungspunkt zwischen den nymphen als wassergöttinnen und den walküren als schwanjungfrauen gegeben war; drittens weil wir die nymphen sowie auch die walküren als gottheiten des waldes kennen.

Je grössere wahrscheinlichkeit die identität der Alaisiagen und der aus weit späterer zeit bekanten walküren gewint, um so auffälliger muss es sein, dass jene nicht wie diese in der dreiheit, sondern in der zweizahl auftreten. Es fragt sich nun, ob wir in den zeugnissen des römisch-germanischen kultes, besonders unter den nympheninschriften, ähnliche fälle finden. Ich stelle eine inschrift voran, die freilich nicht aus Germanien stamt: „*Nymphis Geminis sacrum C. Fufius Gemini libertus Politicus; idem aquam perduxit*“ (vgl. Zangemeister, Korr. bl. der westd. ztschr. 1887 nr. 132). Ihm (a. a. o. s. 95) denkt hier, im gegensatze zu Mommsen, an *duo salientes,* und seiner ansicht tritt Klein (Bonner jahrbb. 84, 66) bei; für unsere zwecke komt die inschrift kaum in betracht. — Auf der Alzeier inschrift (Brambach, Corp. inscr. Rhen. 877) vermutete Ihm (mit Mowat) „*duabus Nymphis*“, doch hat Zangemeister (Korr. bl. d. westd. ztschr. 1887 nr. 157) diese lesung

endgültig widerlegt. — Auf einer Frankfurter inschrift findet sich „*Duabus*“ (Ihm a. a. o. nr. 443 s. 54). — Ich füge einen — allerdings eigenartig oberflächlichen — fundbericht (Bonner jahrbb. 67, 156) an: „In diesem jahre (1867) wurden widerum bei den weiteren ausgrabungen in Belgica zwei brunnen aufgefunden und in einem derselben ebenfals zwei sitzende weibliche figuren von rotem sandstein mit abgeschlagenen köpfen und die folgende sehr beschädigte inschrift ////I//ANAE usw. Ich würde kein bedenken tragen, den kleinen votivstein als der Diana gewidmet anzusehen, stände nicht der vom 2. buchstaben in der obersten zeile (I oder E) erhaltene rest zu entfernt von dem folgenden A, um unmittelbar dazu zu gehören. An den schmalseiten des 40 cm. hohen, 28 cm. breiten steines befinden sich baumzweige“. Gehört das alles zusammen? Friederichs (Matronarum monumenta usw. Dissert. Bonn 1886 nr. 373) konjiciert hier *Silvanabus*, wogegen Ihm (Bonner jahrbb. 84, 183) einsprache erhebt. — Im Bonner museum (Katalog von Hettner. Bonn 1876 nr. 217) befindet sich eine reliefgruppe: Auf einem lehnstuhl eine frau in langem gewande, die in der rechten einen zweig, mit der linken eine auf dem knie aufstehende schale mit früchten hält. Neben ihr links eine jugendliche weibliche figur, einen teller mit früchten haltend. Zu den matronen will sie Ihm der zweizahl halber keinesfals rechnen, ebensowenig als ein relief des museums zu Poitiers, welches zwei sitzende weibliche figuren mit früchten und füllhorn darstelt. Freilich sind derartige zeugnisse selten; doch sie zeigen, dass göttinnen in der zweizahl dem römisch-germanischen kulte nicht ganz fremd sind. In der späteren zeit aber, in der deutschen und nordischen mythologie, spielt die zweiheit, gerade bei den walküren, eine grössere rolle, als man in der regel annimt.

Mit gutem rechte weist Heinzel auf *Þorgerðr Hǫlgabrúðr* und *Irpa* hin, die beiden *Trollkonur*, welche als sturm- und kampfgöttinnen hagelwetter und windsbraut, blitz und donner und eisige kälte erregen und pfeile gegen die feinde schicken (*Fornmannasǫgur* XI, 134 fgg. und sonst, vgl. Storm, Ark. f. nord. filol. II, 124 fgg.; Detter, Zeitschr. f. d. a. 32, 394 fgg.). Nach den *Hákonarmǫ́l* des *Eyvindr skáldaspillir* (Wisén Carm. norr. I, 16) entsendet *Gautatýr* (*Oþinn*) die beiden walküren *Gǫndul* und *Skǫgul*, um könig *Hákon* nach Valhǫll zu führen. In der *Friðþjófsaga* werden die beiden *seiðkonur Heiðr* und *Hamglǫm* gedungen, dass sie sturm senden (*Fornaldarsǫgur* II, 72). — Auch *Fenja* und *Menja*, die beiden gefangenen jungfrauen, die dem könig *Fróði* gold und friede mahlen, sind eigentlich walküren: „*framvísar tvár í fólk stigum; beiddum bjǫrnu en brut-*

um skjǫldu" usw. heisst es in str. 13 des *Grottasǫngr;* und ebenda str. 21 „*eruma, valmar* (*-mær??*), *í valdreyra*". — Die beiden *wisiu merwip* des Nibelungenliedes, *Hadburc* und *Sigelint* sind walküren: das ergibt sich aus der nennung und bedeutung ihrer namen. Jakob Grimm (Myth.[4] 355. 360) meinte, der name des dritten flussweibes werde verschwiegen, doch gibt eine betrachtung aller stellen nicht den geringsten grund zur annahme der dreiheit. Für die walküren mögen diese belege genügen; aber auch sonst sind gottheiten, personifikationen in der zweizahl der germanischen mythologie nicht fremd. *Hlín* und *Gná* sind die dienerinnen der Frigg. Verbreitet ist (Panzer, Beitr. z. d. mythologie I, 88) die sage von den beiden truden *Muß* und *Kann*. Die gegensätze von t a g und n a c h t, s o m m e r und w i n t e r bedürfen keiner erwähnung. R e i f und s c h n e e werden personificiert: *dir* (dem sommer) *hât widerseit beidiu Rîf und Snê* Beneckes beitr. 398 (vgl. *mîn her Rîfe* Minnes. Hagen II, 169ª); *Frost und Eise blîche* Albr. v. Halb. 20, 124; so auch heisst es im a g s. Andreas 1258 fgg. „*h r î m and f o r s t, hâre hildstapan*" u. a. m.

Also die zweizahl stelt der auffassung keinen widerspruch entgegen, dass die Alaisiagen, die dem Mars geselten sturm- und kampfgöttinnen, den walküren der späteren quellen entsprechen. Vor allem aber reden die namen der Alaisiagen unserer sache das wort. Den in *F i m m i l e n e* erhaltenen stamm hat Scherer, noch ehe Heinzels hypothese vom *fimelthing* ihm mitgeteilt war, sogleich richtig erkant, indem er (s. 580) an altnord. *fimr* „geschickt, gewant" anknüpfte; nur ist in dieser an. form die alte bedeutung verwischt. Das *mm* nach kurzem stamsilbenvokal macht, wie auch Scherer annimt, keine grossen schwierigkeiten; möglicherweise liesse sich, fals man den bindevokal aufgibt und das *i* (statt *e*) der stamsilbe durch einwirkung eines *i* der flexionssilbe erklärt, auch die westgermanische konsonantenverdoppelung vor *l* zum beweise heranziehen. *fem- fim-* drückt, wie ich oben (s. 438) erörtert habe, die unstäte bewegung aus: ahd. **fim-ila,* got. **fimilô,* ags. *fimele* würde „die bewegung" bezeichnen und zwar im besonderen „das wehen des windes". Diese bedeutung ist mundartlich in vielen gegenden bis auf den heutigen tag bewahrt. Ich will zum beweise einige formen anführen, in denen teils *i*, teils anderer mittelvokal vorliegt, sowol konkrete substantiva als auch frequentative verba. Das Bremer wörterbuch (I, 388) verzeichnet hannöversch *femelen* „hin und her bewegt werden" (also die *e*-formen, mit mittelvokal *a* gebildet, zeigen einfaches *m*), *femel* „ein dünnes leichtes kleid, das vom winde hin- und herbewegt wird"; Frischbier (Ostpreuss. wb. I, 188)

gibt *fimmelei* „flatterndes, umherfahrendes, unstätes wesen“, *fimmelig* „unstät, flatterhaft“; *fimmeln feimeln femeln femmeln* „hin und her fahren, namentlich mit den händen, wedeln, wehend flattern“: „*fimmel* mir nicht immer mit der hand vor den augen“, „mit der peitsche *fimmeln*“; „der hund *fimmelt* mit dem schwanze“, „die bänder der haube *fimmeln*“, „er muss überall herum-*fimmeln*“. *Fimmila* kann demnach der wind, die weibliche personifikation des windes sein: wir werden hierbei an den walkürennamen *Svipul* erinnert. Die dativform *Fimmilene* kann nach den bemerkungen, die in lezter zeit von verschiedenen seiten über die einschlagenden erscheinungen gemacht worden sind (vor allem vgl. Heinzel a. a. o. s. 53 und die litteraturangaben bei Kauffmann, Paul u. Braune, Beitr. XV, 561 anm.), keine schwierigkeiten bereiten. Übrigens bemerke ich, dass die formen *-ane* neben *-ene* sich wol am besten erklären, wenn man nicht bloss für den nom. sing. fem. der *n*-stämme des althochd. und engl. = friesischen *(zunga tunȝe)*, sondern auch für die obliquen kasus der feminina und neutra als vorstufe germ. *-ēn-* neben *-ĕn-* suffix annimt, also urgerm. lokativ **Fimilēn(i) Fimilĕn(i)*. — Das schluss-*e* statt *-ae* in *Bede* und *Fimmilene* kann nicht befremden, da die inschrift mit *ae (alaesiagis)* geradezu germ. *ai* widergibt; auch wäre ja möglich, dass die beiden namensformen unlatinisiert dargestelt wären.

Wie aber steht es mit *Bede?* Die germ. wurzel *beuđ* (bieten) kann nicht vorliegen, da altes *eu, eo* niemals durch *ē* vertreten ist, und da germ. *au* + *i*-umlaut (ags. mannesname *Bēda Bǣda Bíeda*) oder *u* + *i*-umlaut für jene zeit nicht in frage komt. Zu einer *ei*-wurzel — wie Heinzel es tut — vermag ich die form nicht zu stellen, denn altes *ī* würde durch *ī* vertreten sein, germ. *ai* aber wäre (das müssen wir wegen *alaesiagis alaisiagis* annehmen) mit *ae* oder *ai* widergegeben: darum ist eine anknüpfung an afrs. *bidia* oder an das lockende an. *beiđimara beiđihlǫkk* = „nympha optans vel cupiens“ nicht erlaubt. Die formell unantastbare deutung als „bitte“ lassen wir aus sachlichen gründen hinter eine andere erklärung zurücktreten. Mir ist zweifellos, dass wir mit germ. $ē^2$ zu rechnen haben. Man darf natürlich an einen ablaut zu *badu* ags. *beadu* „kampf“ nicht denken (wie Bosworth zu einer ansetzung *bǣdeweg* „contest“ gekommen ist, weiss ich nicht, vgl. *bǣdewēȝ* Grein, Gloss. I, 77); *badu* weist auf altes **bhatú-s* zurück, und so ist wenig aussicht, in einer *ē*-stufe, wenn sie vorläge, ein germ. *đ*, ein *d* unserer inschrift zu rechtfertigen. Ich gebe eine andere erklärung. Im Hēliand 4853 heisst es: *wurđun undarbadode, that sie under bak fēllun* „sie wurden

erschreckt". Wir dürfen hierin (vgl. Fick, etym. wb.[4] 89, 489) eine idg. wurzel *bhadh bhēdh bhōdh* erkennen, welche „verjagen, erschrekken, belästigen" bedeutet, vgl. ai. *bā'dhate* „drängen", lat. *fastus fastidium,* lit. *bóstu* „ekel bekommen", *bódus* „ekelhaft". Die *ē*-stufe ist in lit. *bė'da* „not" bewahrt. Der begriff des verwirrens, jagens ist klar im keltischen erhalten: über diese formen hat herr professor Zimmer die grosse güte gehabt mich aufzuklären. Das von Fick angezogene *fo-bothaim* bietet keine gewähr, da die bedeutung durch das *fo-* so modificiert sein kann, dass sie in ihrer ursprünglichkeit nicht festzustellen ist; wol aber lässt sich zur stufe *bhōdh* altir. *búadraim* „turbare" stellen (*buaidhrim* „I vex, disturb"), *búadach* „siegreich". Demgemäss würde germ. **bēdō* als femininbildung vielleicht eine personifikation des wirbelwindes (lat. turbo) oder des wetterschauers sein (eig. „jagerin, bedrängerin", vgl. das häufige an. *drífa* „hagel- oder schneeschauer"); es kann aber auch im algemeinen sinne „not, schrecken, bedrängnis" bedeutet haben (vgl. lit. *bė'da*). Dass solche begriffe, auf die wirkung elementarer gewalten bezogen werden und als personifikation erscheinen, ist nicht auffällig: die ahd. glossen (Graff I, 407; Grimm, Myth.[4] III, 180) bieten *arapeit = tempestas, procella;* im ags. Andreas sind *wæterbrōȝan* (197), *wæterezesa* (357), *windas and wēȝas and wæterbrōȝan* (458) personificiert.

Ob wir auf grund dieser erörterungen *Fimmila* und *Bēd* als wind und wirbelwind, wind und wetter übersetzen, oder ob wir ähnliche personifikationen wie lat. *impetus* (vgl. ahd. *ungistuomi* als windname Grimm a. a. o.) und *metus* (Claudian I, 78 fgg.) annehmen wollen, ist ziemlich gleichgültig. Mir scheint, die erste auffassung ist ist als die einfachere vorzuziehen.

Wie bei den Germanen, so ist auch in der mythologie anderer völker die zweizahl der gottheiten und personifikationen nicht selten: im griech. *Damia* und *Auxesia* (Herodot V, 82. 83), *Ὕπνος* und *Θάνατος, Αἰδώς* und *Νέμεσις;* römisch *Honos* und *Virtus* — wobei auf die verschiedenheit des geschlechtes wol kein grosses gewicht zu legen ist. Besonders oft aber finden wir eine trias dadurch gegeben, dass einer höheren gottheit zwei halbgöttliche wesen als boten oder diener beigeselt sind. So erscheinen *Δεῖμος* und *Φόβος,* vielleicht auch *Ἐνυώ* und *Ἔρις* im gefolge des Ares, *Pavor* und *Pallor* im gefolge des Mars (vgl. Grimm, Myth.[4] I, 172. III, 74); *Pales* und *Favor* nent Martianus Capella cap. I, 50 als *Jovis filii;* auf einer Kölner inschrift (Orelli-Henzen 5820) heisst es: „*Honori et Favori Saturnius Lupulus*" (nach Mommsen *Pavori*). Nach čechischer anschauung brechen *Tras* (zu *tře-*

su = altbulg. *tresą* schütteln, erschüttern) und *Strach* (= altbulg. *stratŭ* schrecken) in das heer der feinde. Das mögen lokale gestaltungen sein; überall aber kehrt die auffassung wider, dass der licht- und himmelsgott als boten die wind- und wettergottheiten entsendet: der höchste gott der Litauer, *Pramžinas*, gebietet den beiden riesen *Vandů* und *Vėjas*, eigentlich „wasser und wind" — sie sind etwa unserem wind und wetter (*Mermeut* und *Fasolt?*) zu vergleichen. So entsendet *Jupiter* die *Tempestates*, so *Indra* die *Maruts*, so auch *Tius*, der germanische himmelsgott, dessen funktionen bei gewissen germanischen stämmen auf *Wôdan* oder auf *Thunor* übergiengen, die *Alaisiagen*. Wir haben unsere votivaltäre von Borcovicium sachlich somit wol nicht anders aufzufassen, als etwa die (Preller, Röm. myth.[3] I, 331 anm. 2) im südlichen Frankreich gefundene inschrift: „*Jovi optimo maximo autori bonarum Tempestatum*".

Man wird nun einwenden, dass der beiname *Thingso* oder *Thincso* meinen bisherigen erörterungen widerspreche. Indem ich darauf eingehe, fasse ich zuerst die urheber der inschriften ins auge: sie erscheinen einmal als *Germani cives Tuihanti cunei Frisiorum*, ein ander mal bloss als *Germani cives Tuihanti*. Dass der altar nicht dem schlachtengotte Mars = Tius geweiht war, ist mir sehr wahrscheinlich, denn andernfals würde wol die heeresabteilung als solche geschlossen auftreten. Auch O. Hirschfeld hat das empfunden (Westd. ztschr. 1889 s. 137 anm. 49); nachdem er die „*Marti suo*" und den „*Martibus*" geweihten inschriften der Narbonensischen provinz besprochen hat, sagt er: „Auch in den neuerdings in Britannien zum vorschein gekommenen inschriften des *Mars Thingsus* und der beiden *Alaesiagae Beda* und *Fimmilena* wird *Mars* nicht als kriegsgott, sondern als schutzgott zu fassen sein; den an diese inschriften geknüpften ausführungen Scherers über *Tius Mars* kann ich nicht beitreten. Daher wird der kriegsgott bisweilen ausdrücklich als *Mars militaris* gekenzeichnet (Corp. Inscr. Lat. VII, nr. 390/91; Brambach, Corp. Inscr. Rhen. 467)." Also: auf den kampf werden wir den beinamen *Thingsus* nicht beziehen dürfen, wie George Stephens es getan („*to the God Tiw the warrior*" vgl. Archaeol. Ael. X, 166—169); und das ist auch der grund, weshalb ich die *Alaisiagen* = walküren in ihrer ursprünglichen funktion, d. h. als sturmgöttinnen, nicht als kampfgöttinnen auffasse.

Nachdem die bedeutung der Alaisiagen *Bēd* und *Fimmila* klargestelt ist, gilt es, die stellung des *Mars Thingsus* unserer inschriften zu untersuchen. Die *cives Tuihanti* sind nicht Friesen, nicht Inguaeonen, sondern Erminonen. Diesen war Tius der höchste gott: der

alte germanische himmelsgott **Tiwaz* war bei ihnen weder wie bereits zu jener zeit bei den Istvaeonen, durch eine chthonische gottheit, durch *Wôdan (C)hannjo* (vgl. Siebs, Ztschr. f. d. phil. XXIV, 147 fgg.), noch durch den Wanenkult verdrängt. Eine spur dieser alten verhältnisse wäre noch erkenbar, wenn wir kelt. *Loucetius Leucetius*, welches auf rheinischen inschriften dem himmelsgotte Mars zuerteilt wird, mit dem römischen lichtgotte *Jupiter Lucetius* identificieren dürften (*Mars Leucetius* s. Corp. inscrr. Rhenan. 925. 930. 1540); auch erinnert die St. Galler glosse *ziu-turbines* an die funktion der alten physikalischen gottheit (Grimm, Myth.[1] 168). Und dass wir mit dieser auch in unserem falle zu rechnen haben, darauf scheinen mir die bei Borcovicium gefundenen reliefs hindeuten. Aus den figuren der seitenflächen kann ich freilich nichts ersehen. Doch das grosse halbkreisförmige relief — mag es nun zu unseren altären gehören oder nicht, und mag es sich nach Benndorf und Bormann (vgl. Heinzel, a. a. o. s. 54) auf den römischen Mars oder auf den römisch-germanischen Mars Thingsus beziehen — es lehrt uns jedenfals eine zu Borcovicium bekante auffassung des Mars, die zu der des himmelsgottes stimt. Die ansicht Pleyte's und Hoffory's, die in dem zur rechten des gottes sitzenden vogel einen schwan[1], das attribut des lichtgottes, erkennen und ihn mit dem schwanenritter in verbindung bringen, würde ich gern annehmen, da sie ja durchaus zu meiner deutung passt; ich kann ihr aber nicht beipflichten, weil F. Möller durch vergleiche verschiedener skulpturen das attribut als eine gans erwiesen hat, die nach Martial's Epigr. IX, 31 zu den opfertieren des Mars gehört. Dagegen die beiden genien mit kranz und erhobener fackel — wie man in der lezteren einen palmzweig oder ein schwert hat erkennen wollen, ist mir unbegreiflich — sind attribute des licht- und himmelsgottes, die den cives Tuihanti, wenn nicht aus römischer vorstellung, so doch sicher aus dem gerade zu anfang des 3. jahrhunderts am Rhein mehrfach bezeugten Mithraskulte geläufig waren. — Auf einen volksversamlungs- oder gerichtsgott weist gar nichts hin; schon die personifikation des

1) Warum Hoffory und auch Heinzel die bereits in der Westdeutschen ztschr. f. gesch. u. k. 1886 erschienene abhandlung Möllers unberücksichtigt lassen, sehe ich nicht ein. Vielleicht wäre Hoffory (Der germanische himmelsgott. Nachr. der Gött. ges. der wiss. 1888 s. 431) in seiner begeisterung dann nicht so weit gegangen, von dieser rohen, kaum kentlichen skulptur zu behaupten: „dass auch bei den Friesen *Tiwaz* beide funktionen (gott der volksversamlung und zugleich der schwanengleiche herscher der wolken) in sich vereinigte, das lehrt für jeden, der sehen will, der schwan, der mit wunderbarer zutraulichkeit sich an die behelmte gestalt des Mars Thingsus schmiegt“.

gerichtes statt der gerechtigkeit ist, wenn auch nicht unmöglich, so doch ohne analogie. Für votivinschriften, die nach dem austrage von politischem oder gerichtlichem streit von einer bürgerschaft errichtet sind, fehlen uns alle beispiele; und bei Borcovicium solten deren zwei gefunden sein? Das ist umsoweniger anzunehmen, als wir *Thingsus* durch eine bequeme worterklärung zu einem umfassenderen begriffe erheben können, und diese gibt uns auch das recht, auf die deutung des *Tius Things* als eines lokalen schutzgottes, wie ihn Watkin (Archaeologia Aeliana 1884 X, 148 fgg.) angenommen und Hirschfeld befürwortet hat, zu verzichten.

Soweit wir aus den beiden inschriften von Borcovicium ersehen, hindert uns gar nichts, ebensowol *Thin*C*sus* als *Thingsus* zu lesen: tatsächlich steht ein C da, wenngleich eine unbedeutende verdickung am unteren bogen möglich erscheinen lässt, dass ursprünglich ein G gemeisselt war. Lesen wir *Thin*C*sus,* so dürfen wir an die germ. wurzel *þink þank þunk* anknüpfen, welche einer indog. wurzel *teng tong tn̥g* entspricht und aus dem lat. *tongere* „scire" (griech.? *ταγῆναι* „anordnen") vgl. deutsch „*denken* und *dank, dünken*" bekant ist. Das altsächs. *thank* ist „gute gesinnung, gnädiger wille, zufriedenheit", as. *thurh-thank* ist um-willen; die tiefstufe *þunk* bedeutete wol „(gut)scheinen, (gut)dünken"; für die mittelstufe *þink* dürfen wir vermutlich die bedeutung „denken" annehmen, so dass *thinks* (adjektivische *-sa*-bildung) „der denkende" wäre. — Mit nicht geringerem rechte könte man die gleiche bildung zu einer germ. wurzel *þink þank þunk* behaupten, die dem idg. *teng* entspricht und im griech. *τέγγω* „netze, befeuchte", lat. *tingo* „netze", ferner als tiefstufe in ahd. *thunkôn*, got. **þugkôn* erhalten ist. *thinks* (mit lat. endung: *Thincsus*) würde dann „der benetzende, befeuchtende" sein und einem römischen Jupiter Pluvius, Imbricitor gleichkommen. Ich halte diese deutungen für nicht so ansprechend wie eine andere, die ich sogleich geben werde; auch will ich sie wegen des im germ. selten belegten suffixes *-sa-* nicht in den vordergrund stellen. Aber sie liefern uns den beweis, dass wir verschiedene formell unantastbare erklärungen finden können, ohne an einen gott des gerichts zu denken, zu dessen gestaltung ein volk viel mehr in der personifikation leisten müste, als ich von den Deutschen jener zeit glauben kann.

Auch wenn wir *Thingsus* lesen — und das ziehe ich vor — so sind wir nicht genötigt, einen gott des gerichtes zu behaupten und ihm eine so hohe verehrung zuzugestehen, dass deutsche stämme nach ihm den dritten wochentag benant haben solten (an die benennung des

Dingstag als „gerichtstag" wird natürlich niemand mehr glauben). Schon Pleyte hat, auf eine mitteilung Cosijn's sich berufend, auf den zusammenhang von got. *þeihs* mit *Thingsus* aufmerksam gemacht, und Heinzel sagt a. a. o.: „man darf wol darauf hinweisen, dass *þing*, langobardisch *thinx* etymologisch mit got. *þeihs* (καιρός, χρόνος), *þeihrô* (βροντή) verwant ist. *Tiu*, *Thinx* und die *Alaesiagen* werden ursprünglich rein physikalische bedeutung gehabt haben und später gemeinsam auf das gerichtswesen bezogen worden sein". Wollen wir an eine solche verwantschaft denken, müssen wir auf die älteste zeit zurückgreifen. Ich gehe aus von idg. **ténqo*. Diesem entspricht lit. *tenkù* „ich reiche aus, habe genug", und zu vergleichen ist germ. **þinhanan* „gedeihen" = got. *þeihan*, as. *thîhan*, ags. *đéon*, ahd. *dîhan*. Zu der idg. wurzel *tenq* gab es eine adjektivisch-substantivische *-es*-bildung *tenqes-*, welche „ausreichend" bedeutet. Das substantiv **ténqos- ténqes-*, welches „das ausreichende, das in fülle vorhandene" (eine treffende bezeichnung der zeit) bedeutete, ist vielleicht in lat. *tempus*, sicherlich aber in got. *þeihs* (entstanden aus **þinhaz*), genit. *þeihsis* überliefert[1]. Neben diesem idg. substantiv **ténqos* stand möglicherweise, wie neben griech. μένος ein adjektiv μενές- in δυσμενής, ein idg. adjektiv *tenqés-* „ausreichend, gedeihend, üppig, reich", und diesem würde germ. **þinʒés- þinʒís-* entsprechen, ein treffendes beiwort[2] für den alwaltenden, mächtigen himmelsgott.

Aber wir brauchen nicht zu einer adjektivischen bildung unsere zuflucht nehmen, sondern auch die gleichsetzung von *Things* und idg.

1) Zu diesem stamme gehört auch got. *þeihrô* „donner" (entstanden aus germ. **þenhuṓn-*), doch scheint es mir eher eine weiterbildung zu *þeihs* „zeit" — mit der bedeutungsentwicklung des lat. *tempestas* aus *tempus* — zu sein, als dass es direkt von der wurzel germ. *þinh-* abgeleitet sein und „gedeihen" bedeuten solte: in solchem falle müste man doch wol die hochstufe (idg. *tonq*) erwarten. Diese zeigt sich klar in altbulg. *tąča* (entstanden aus **tonk-i̯ā*), welches „gewitterregen", eigentlich „das gedeihen machende" bedeutet.

2) Die bedeutungsentwicklung ähnelt in einigen punkten derjenigen von *Κρόνος*, dem gotte der vollendung, reife und fülle, zum gotte der zeit. Der sinn des stammes *þing-*, dessen beziehungen zu **þîhan* „gedeihen" dem bewustsein natürlich entschwunden waren, als „mächtig, treflich" war den Westgermanen geläufig: ich erinnere an altsächs. *athengian* Hel. 1771 „vollenden", *gethungan* „tüchtig, treflich" vgl. *êr-thungan* Hel. 3306 „hoch an würden"; ags. *ʒedungen* „virtuosus" (dieses alte particip zu germ. **þinhanan* ags. *đéon* könte möglicherweise dem *tunginus* der lex Salica zu grunde liegen, sowie auch das von einem stamme *þang* gebildete ags. *đenʒel* an. *þengill* „princeps, dominus" ursprünglich keine nähere beziehung zum thing gehabt zu haben braucht). So ist gar wol verständlich, dass man den namen *Things* als „der mächtige, herliche" verstehen konte.

**téngos* lässt sich rechtfertigen. Sie würde den Mars Thingsus als eine physikalische gottheit erweisen. Wir unterscheiden in indogermanischer zeit bekantlich sogenante starke und schwache kasus. Eigentlich ist neben dem nom. sing. **ténqos* einen genitiv **tn̥q-s-és* oder **tn̥q-s-ós* anzusetzen, aber schon in indogermanischer zeit (vgl. Brugmann, Vgl. gramm. II, 1, 388) fand ausgleichung der stämme nach massgabe einer dieser stamformen statt: nom. *ténqos* gen. **tenqsés,* also germ. nom. **þinhaz,* gen. **þinȝses*[1] = got. nom. *þeihs,* gen. **þingsis.* Gleichwie nun im got. diese beiden formen nach massgabe des nom. zu *þeihs þeihsis* ausgeglichen wurden, so in anderen germ. sprachen nach massgabe der genitivform. In den meisten germ. sprachen ergab sich daher **þingaz,* gen. **þingses,* welches erste in westgerm. sprachen als nom. *þing* erscheint; hiezu ward nach analogie der meisten anderen neutra wie *word wordes* ein neuer genitiv *þinges* gebildet. Im langobardischen aber scheint sich lange das alte verhältnis nom. **thīh,* gen. **thinxes* erhalten zu haben, doch schliesslich ward **thīh* durch einen nach **thinxes* neugebildeten nom. *thinx* verdrängt, welcher uns erhalten ist. Ob wir nun in *Thingso* den latinisierten deutschen dativ **Thingse* sehen wollen oder eine alte abstrakte weiterbildung **thing(i)so* (wie ahd. *egiso,* ags. *eȝesa* zu got. *agis,* nur fiel nach langer wurzelsilbe der mittelvokal *i* aus), ist in sachlicher beziehung unwesentlich: wir kommen in beiden fällen auf die bedeutung „gott der zeit“ hinaus — eine sehr wol begreifliche benennung des himmels- und lichtgottes, in dessen hand der wechsel von tag und nacht, von sommer und winter ruht. Die identität des himmelsgottes, des gottes der zeit mit dem gotte des wetters bedarf wol keiner begründung[2].

Jedesfals war *Things* bei den bewohnern der Twente und überhaupt bei den Franken die übliche benennung des gottes, die

1) Gesteht man gramm. wechsel vor *s* nicht zu, so ändert das nichts; dann ist got. *þeihsis* regulär auf **tenqsés,* westgerm. **þingses* aber auf **tenqesés* zurückzuführen.

2) Eine naheliegende parallele bietet lat. *tempus* und *tempestas,* lat. *tempus* italien. *tempo* frz. *temps;* natürlich ist vor allem got. *þeihs* und *þeihrô* wichtig. — Für die bedeutung des stammes *þing-* = zeit haben wir in den germ. sprachen nur wenige belege. Wir dürfen auf die hohe wahrscheinlichkeit gewicht legen, dass sich *þing* „versamlung, gerichtstag“ usw. aus dem begriffe „zeit, termin, *καιρός*“ entwickelt haben. Erwägenswert ist ferner das ags. dativadverb *ðinȝum* „potenter, violenter“ und ags. *ȝedinȝ* „was einem bevorsteht, über einen verhängt ist“, also wol „zukunft, schicksal“. Eigennamen wie ags. **Ðinȝu** (Liber vitae 23 nach Sweet) weiss ich nicht zu erklären.

den namen *Tius* völlig verdrängt hatte: das erweist klar die bezeichnung des dritten wochentages. Sie lautet in mndl. sprache *dinxendach*[1] *dinsendach dinghesdach*, neundl. *dinsdag dingesdag dingsdag*. Hochwichtig aber und ein kräftiger beweis gegen alle versuche, unsere inschriften den Friesen zuzuweisen, ist die tatsache, dass sich in keiner friesischen[2] (und soweit mir bekant, in keiner englischen) mundart älterer und neuerer zeit eine spur des *Thingsus* findet.

Ich würde mich für keine der von mir gegebenen erklärungen des Thingsus auf grund der formellen deutung endgültig entscheiden: aus den dargelegten sachlichen gründen aber halte ich die annahme einer physikalischen gottheit für die am meisten gerechtfertigte: sie erhält durch den begriff der Alaisiagen eine starke stütze. In freier weise übersetze ich darum unsere inschrift:

„Dem himmels- und wettergotte Mars und den beiden gewaltig einherfahrenden göttinnen, der schreckenden Bêd

1) Auch findet sich in älterer sprache bisweilen *dijsdach* (Oudemans II, 82) *dijssendag*, *disendag* (vgl. *dijsdach* Schmeller, bayr. wb. II, 1071): ob wir hierin eine kontamination von **Tîsdag* und *dingsendag* sehen müssen, oder ob wir gar — das äussere ich als eine sehr gewagte vermutung — darin eine niederfränkische, dem got. *þeihs*- entsprechende form zu erkennen haben? Auch in sächsisch-niederdeutschen gebieten ist die form *dingsdag* verbreitet, und sie scheint durch kontamination mit älterem **Tîsdag* und unter später volksetymologischer anlehnung zu dem „dienstag" unserer schriftsprache geführt zu haben (vgl. auch Franck, Etym. wdbk. s. 184).

2) In anbetracht der wichtigkeit dieser sache gebe ich die frs. namen des dritten wochentages hier volständig an, sowie ich sie in den einzelnen dialekten an ort und stelle aufgezeichnet habe. Über die schreibung s. Z. gesch. der engl.-frs. sprache s. 27 fgg. 342 fgg.

altfrs. *tiesdei tyesdey* in den Emsigoër, *teysdey theysdei* in den Fivelgoër, *tysdei tysdey* in den westerlauwerschen rechtsquellen; die urkunden des 15. jahrhunderts aus Westfriesland bieten *tysdei*, auch finde ich *des thijsdes* 1455, *thijsdey* 1465, *thijsdei* 1470, *tijsdey* u. ä. belegt.

neuostfrs. *thysdy* (Harlinger glossar von Cadovius), *tìzdì* (Wangeroog); saterländisch *tæisdai* (Strücklingen), *têizdai* (Hollen), *têzdai* (Scharrel).

neunordfrs. *taisdèi* (Hattstedt), *taisdè* (Hooge), *taisdèi* (Nordstrand), *taisdì* (Oland, Brecklum), *taisdai* (Nordmarsch, Gröde), *tèsdi* (Ockholm), *tèisdèi* (Lindholm), *têisdì* (Niebüll), *tè'sdæi* (Wiedingharde); *tæisdàj* (Oldsum-Föhr), *taisdaj* (Boldixum-Föhr), *taisdâi* (Amrum), *tîsdai* (Sild), *taisdai* (Helgoland).

neuwestfrs. *tìzdæi* (Schiermonnikoog, Balk, Oudemirdum, Terschelling, Tjum), *tìsdæi* (Joure, Murnerwonde), *tìsdəi* (Molkwerum), *tìzdì* (Makkum, Grouw), *tìsdì* (Holwerd), *tìzdiə* (Oppenhuizen), *tìzdi* (Workum), *tìzdə* (Hindeloopen), *tîsdiə* (Jelsum), *tîsdə* (Baard).

und der stürmenden Fimmila sowie dem Numen des kaisers lösen ihr gelübde gern und schuldigermassen die aus Twente stammenden Germanen, welche zu der nach (Severus?) Alexander benanten heeresabteilung der Friesen (von Verteris?) gehören".

Was den Twentern anlass gegeben hat, die — im vergleich zu ähnlichen denkmälern jener zeit — besonders schönen votivaltäre zu errichten, ob sie den dank für reichen erntesegen oder für glückliche meerfahrt von der küste des heimatlandes nach Britannien bekunden, das werden wir schwerlich jemals erfahren. Jedesfals aber sind die beiden steine von Borcovicium das älteste und einzige zeugnis dafür, dass dem himmelsgotte der Germanen zwei sturmgöttinnen als boten geselt waren, der früheste erweis der walküren.

GREIFSWALD, DEN 6. JULI 1891.

Nachtrag.

Der vorstehende aufsatz ward abgeschlossen, ehe Kauffmann's abhandlung (Paul und Braune, Beitr. XVI, 200 fgg.) erschienen war. So sehr ich seine deutung der *Alaisiagae* den bisherigen vorziehe, vermag ich ihr doch nicht beizutreten: sie befriedigt mich — zumal nach den ausführungen von Sievers — formell[1], aber nicht sachlich. Die beiden göttinnen unserer inschriften werden mit ihren personennamen genant und durch das latinisierte germanische wort „*alaisiagae*" zusammengefasst: das kann nur ein festes, gebräuchliches appellativum sein. Mit einem matten adjektiv — so scheint mir auch Heinzel zu denken — wie „algeehrt" oder „hilfbereit" kommen wir nicht weiter, und „helferinnen *κατ' ἐξοχήν*" wäre keine benennung untergeordneter göttlicher wesen. Untergeordnet aber sind sie jedesfals. Die abhängigkeit der *Alaisiagen* von dem vorhergenanten *Mars Thingsus* aufgeben heisst die inschrift völlig zerreissen.

Dass die Germanen aus Twente die beiden heimischen gottheiten, die mit seltener genauigkeit individualisiert sind, einem **genius cunei* untergeordnet hätten, glaube ich nicht. Doch wie man auch den *Mars Thingsus* erklären mag, die deutung der *Alaisiagen* als sturm- oder kampfgöttinnen ziehe ich — bei gleicher formeller berechtigung — dem „hilfreich" schon deshalb vor, weil sich in den personennamen der beiden gottheiten, mit grosser wahrscheinlichkeit namentlich in *Fimmilene,* eine beziehung findet. Im übrigen bin ich, namentlich was

1) Die annahme des adjekt. suffixes *-ga-* ziehe ich einem femin. *-agjôn-* vor.

das urteil über die früheren erklärungen anlangt, mit Kauffmann einverstanden; nur stimme ich ihm gegenüber mit Heinzel darin überein, dass ich keinen grund sehe, die inschriften als friesisch zu bezeichnen.

III. Zur Hludanae-Inschrift.

Im august 1888 ward in einem Terp bei Beetgum in der provinz Westfriesland ein votivstein von grosser bedeutung gefunden. Die inschrift, deren lesung keinem zweifel unterliegt (Zangemeister, Korrespondenzblatt d. westd. ztschr. VIII, nr. 5. 127), lautet: *Deae Hludanae conductores piscatus mancip[e] Q(uinto) Valerio Secundo v(otum) s(olverunt) l(ibentes) m(erito).* Über der inschrift ist der untere rest des reliefbildnisses einer sitzenden weiblichen figur bewahrt.

So ist für friesisches gebiet eine göttin erwiesen, deren name durch funde in anderen gegenden des nordwestlichen Germaniens längst bekant war. Ein im Bonner universitätsmuseum befindlicher stein, der in Birten bei Xanten ausgegraben ist, trägt die inschrift: *Deae Hludanae sacrum C. Tiberius Verus.* Im Bonner provinzialmuseum ist eine zu Iversheim bei Münstereifel entdeckte inschrift aus der zeit des Alexander Severus: *[in honorem] d(omus) d(ivinae) [deae] Hluϑenae* ..... Nach Zangemeister (a. a. o.) komt endlich noch ein in Nymwegen gefundener stein in betracht, der in Utrecht aufbewahrt wird: *[Hl]ud(enae) sac(rum)* ....

Aus den überlieferten namensformen ist mit sicherheit zu entnehmen, dass der wechsel des *ϑ* und *d* auf germ. *đ* hinweist, und dass *-anae* neben *-enae* einen der bekanten und viel erörterten dative der *n*-stämme voraussezt (vgl. Mannhardt, Germ. mythen s. 287 anm.); die quantität des stamsilbenvokals ist aus den inschriften natürlich nicht zu erschliessen. So ergibt sich als name germ. nom. **Hlŭđôⁿ* **Hlŭđêⁿ*. Während die älteren funde nicht lehren, welchem volksstamme der kult der göttin zuzuweisen ist, bestimt der Beetgumer stein sie mit sicherheit als friesisch: darum sind wir berechtigt, sie in afrs. form *Hlŭde* zu nennen. Es ist nicht unmöglich, dass in dem frs. frauennamen *Lude* (Wassenbergh, Ev., Verhandeling over de eigennamen der Friesen. Franeker 1774, s. 52) eine fortsetzung des altüberlieferten wortes vorliegt; doch schliesst der zusammenfall dieser und ähnlicher formen mit ableitungen des stammes *liuda-* jede gewissheit aus.

Sehr bezeichnend ist, dass die erste epigraphische kunde aus dem lande der Friesen, welche als Ingvaeonen die Nerthus verehrten, gerade den namen einer göttin bietet. Was Tacitus über den Nerthus-

dienst sagt, lehrt uns die chthonische gottheit, die Terra mater, als göttin der erde und zugleich des wassers kennen. Deuten wir den namen *_ner-þu-z_ als nomen agentis, mittels germ. _-þu_-suffix von der wurzel _ner_ „tauchen" gebildet (vgl. auch Weinhold, Zeitschr. f. d. a. VI, 460), so stimt das zu den nachrichten über den kult der göttin, die aljährlich zur zeit des neu erwachenden lebens in der natur aus dem meere emporsteigt und nach feierlichem zuge durch die lande dem wasser zurückgegeben wird. Es ist überflüssig, hier die vielen — zum grossen teil und am besten von Mannhardt (Wald- und feldkulte I, 567 fgg.) verwerteten — zeugnisse zu widerholen, die vom kulte der wassergöttin in späterer zeit kunde geben. Uns komt es darauf an, wahrscheinlich zu machen, dass die Friesen in der _Hlude_ eben jene meeresgöttin verehrten. Die Beetgumer inschrift spricht sehr dafür: denn dass die pächter der fischerei, sei es für günstigen fang, sei es für rettung aus der gefahr, schwerlich einer anderen gottheit als der des meeres dankbar einen altar sezten, ist anzunemen; und diese grosse wahrscheinlichkeit wird dadurch erhöht, dass wir den namen in entsprechender weise erklären können[1]. Bei der etymologie ist vor allen dingen von einem lautlichen vergleiche mit der altnordischen _Hlóðyn_ abzusehen[2]: weder kurzem noch langem _u_ kann altnord. _ó_ entsprechen. Ich stelle den namen unserer göttin zur √_kleu_ „spülen" und nehme eine abstrakte _-ðôn_-bildung an: _hlùðôn-_ „das spülen der wogen" (dem sinne nach

1) Die erklärung Jaekels (Ztschr. f. d. phil. XXIII, 140) ist nicht haltbar. Jaekel knüpft an afrs. _hlòth_ an. Für unsere zwecke ist aber damit nichts zu erreichen: die form stimt nicht, weil eine von Jaekel angenommene nebenform afrs. *_hlùth_ weder existiert noch existieren könte; die bedeutung stimt nicht, weil sich aus afrs. _hlòth_ = bande im schlechten sinne (vgl. ags. _hlòð_, mhd. _luot_) keine „göttin der eintracht" gewinnen lässt. — Nach ablieferung dieses manuscriptes sind mir durch die güte des herrn prof. Erdmann die aushängebogen einer inzwischen gedruckten abhandlung desselben verfassers (Ztschr. f. d. phil. XXIV, 289 fgg.) zugesant. Ich bemerke dazu, dass die sprachlichen ausführungen über den namen der _Nehalennia_ (s. 304), insoweit sie nicht an Detter anknüpfen, dem jetzigen standpunkte der germ. lautgeschichte nicht entsprechen. Aus _Haevae_ einen namen _Aiwa_ zu entnehmen, ist durch kein analogon gerechtfertigt. Das mittel, mit dem das _f_ des namens _Tanfana_ erklärt wird, ist der phonetik nicht ohne weiteres verständlich; solte je die wurzel _dam_ zur erklärung herangezogen werden, so könte das nur unter der sehr gewagten annahme des suffixes idg. _-qo/qā-_ und einer konsonantischen weiterbildung geschehen.

2) Bugge, Studien übs. von Brenner, s. 24. 575. Was die englische glosse _Latona Jovis mater þunres mòdur_ anlangt, so ist mir erklärlich, dass man _Hlòðyn_ = _Latona_ gesezt hätte — aber ohne eine lautgeschichtliche entwicklung, wie sie Bugge annimt.

wie griech. *κλύδων*[1] zu beurteilen), eine passende benennung des meeres. Aus späterer zeit kann ich keine spur der *Hlude* nachweisen; es sei denn dass die westfälische bezeichnung der zwölften als *lùddage* (Woeste, Westfäl. wörterb. s. 165) nicht durch *lùtdage* = loostage (vgl. ags. *hléotan*) zu erklären ist, sondern — dem sinne nach sehr passend — durch „tage der *Lude*“, vgl. *Berchtentag*, *Berchtennacht*[2].

Mit dieser erklärung der *Hludanae*-inschriften würde sich nicht nur die deutung der *Nerthus* und der *Mardoll* als meeresgöttinnen, sondern auch der *Nehalennia* als „schiffergöttin“ berühren (Lersch, Bonner jahrbb. IX, 87; Kauffmann, Paul und Braunes beitr. XVI, 210 fgg.). Ich trete aber dieser lezteren auffassung nicht bei. Die sachlichen bedenken, die der benennung der grossen göttin nach einem so kleinen wirkungskreise entgegenstehen, stören mich nach Kauffmanns eingehender behandlung weniger, als die formellen. Dass *h* als trennungszeichen in nebensilben erscheint, bezeugt z. b. der häufige

1) Wenn Elard Hugo Meyer *Hlódyn* = *Hludana* mit *κλύζω*, *κλύδων* vergleicht (Indogerm. mythen II, 623), ohne eine genauere etymologie zu geben, so hat er jedesfals vor mir den gedanken gehabt. — Die sonstigen erklärungen befriedigen nicht. Pleyte (Geloftesteen aan de Godin *Hludana*. Verslagen en Mededeelingen der koninkl. Akad. Afdeel. Letterk. VI (1889), 58 fgg.) und Boissevain (De inscriptione apud Frisios reperta. Mnemosyne XVI, 439 fgg.) haben sich der erklärung enthalten; Pleyte erinnert nur kurz an den vergleich mit *Hulda*, der wegen der unmöglichkeit einer solchen metathese abzulehnen ist. — Gegen die ableitung von der wurzel *kleu* „hören“ (germ. mask. **hlūđo-* aus **klūtó-*) ist formell nichts einzuwenden; doch würde der name „die herliche, berühmte“ — wenn wir diese bedeutung überhaupt dem germanischen zuweisen dürfen — zu unbestimt sein: „die laute, tosende“ (vom meere?) wäre sehr gesucht, und *Hlude* = *πολυώνυμος* (*κλυμένη* Müllenhoff, Ztschr. f. geschichte VIII, 264) zu deuten, sind wir meines erachtens nicht berechtigt.

2) Die $\sqrt{kleu}$ ist — abgesehen von got. *hlûtrs* „lauter“ usw. — in den germ. sprachen mehrfach bezeugt. Ich stelle folgende fälle zusammen. Mnd. *dat lude* „das klare, dünne einer flüssigkeit“; im kärntischen (Lexer, Wörterb. 181) ist *ludel* eine kleine rinne bei einer quelle, *ludeln* = mingere; bair. *ludel* „ein tiefer ort im wasser“ (Schmeller 1445). Möglicherweise ist der monatsname ags. *Hlŷde* (Menolog. 37) als „der feuchte, nasse“ (germ. st. **hlûđjo-*) zu erklären. Im Nibelungenliede (Lachm. 875, 1) ist *ludem* die bezeichnung eines meertieres; unklar ist der *ludlacher* Konrads von Megenberg: „*ludolachra mag ain ludlacher haizen, daz ist ain merwunder an gestalt und an nâtûr gar wunderlich*“ (Buch der natur herausg. von Pfeiffer 253, 18 fgg.). — Schliesslich möchte ich hier zu Heinzels geistreicher erklärung des *staim bord chludun* (ostgot. heldensage. Wiener sitzgsberr. Phil.-hist. cl. CXIX, 49) eine vermutung äussern. Dürfen wir ahd. *hlŭdo* „der spüler“ ansetzen (*chludun* nach Grimm, Gr. I, 184 fgg.), so würden wir in *starnbord-chludun* ein annehmbares kenning für „krieger“ haben, nämlich: „die bespüier der tabula navis“.

wechsel von *-nehae* und *-neae*; gesezt dass dieses *h* auch bisweilen in stamsilben aufträte[1], so ist mir doch unglaublich, dass es auf mehr denn 20 inschriften konsequent durchgeführt sein solte[2]. Sehr unwahrscheinlich ist mir auch die zusammengesezte suffixbildung. Ich schlage darum eine andere deutung vor. Wir dürfen zu der $\sqrt{nek}$[1] einen germ. stamm **neho-* ansetzen[3] (vgl. griech. *νέκυς νεκρός*, zd. *naçu*); das zweite glied ist nom. sing. **halenî* (über das *nn* der kasus obliqui s. Kauffmann a. a. o. s. 217). *Nehalennia* bedeutet also „totenbergerin“, vgl. *Hel*, *(Ver)hellen* usw. Die komposition macht keine schwierigkeiten: entweder nehmen wir an, dass der suffixvokal des ersten kompositionsgliedes fehlt (**neh-halenî*), oder wir sehen — und das ist das wahrscheinlichere — in dem *a* ein kontraktionsprodukt, wie in so vielen eigennamen ältester zeit (z. b. *Wandalarius*, *Ancharius*).

Über die funktionen der chthonischen göttin als gottheit der erde, des meeres und der toten sowie über ihre völlige, auch in den attributen sich bekundende gleichsetzung mit der Isis brauche ich nicht mehr zu reden. Bemerkt sei nur, dass die todesgöttin auf römisch-germanischen inschriften bezeugt scheint durch die worte *deae Vagdaver. Custi* (Corp. inscr. Rhen. 67), fals mit Fulda gegen Kern (Versl. en mededeel. d. Kon. akad. 1874, 344) hinter *ver.* ein punkt anzunehmen ist.

1) Die von Kauffmann angeführten belege sind nicht beweisend: *Tuihanti* ist etymologisch nicht klar; *Baduhenna* erkläre ich auf andere weise (Ztschr. f. d. phil. XXIV, 147). Natürlich dachte ich dabei nicht an *i*-umlaut — so hat man herausgelesen (!). Ich setze an: germ. nom. *-henèn -henòn* gen. **-hennos* dat. **-hennai* usw. (vgl. Streitberg, Beitr. XIV, 217).

2) Ich glaube hierin mit Much (Ztschr. f. d. a. 35, 324) übereinzustimmen, der die möglichkeit eines unorganischen *h* gar nicht einmal in erwägung zieht. Much erklärt *Nehalennia* für ein kompositum. Das halte ich für richtig, obschon das *nn* (vgl. Kauffmann, a. a. o. s. 217) zu einer solchen annahme durchaus nicht zwingt; mit Muchs deutung aber bin ich nicht einverstanden. Dass sich aus *nêha-* (got. *nêhwa-*) und **lennan* (got. *aflinnan ἀποχωρεῖν*, ags. *b(i)linnan*, an. *linna* nachlassen) die bedeutung des gewährens oder des hilfbereiten nahens ergeben könne, ist mir unwahrscheinlich; der vergleich mit *ἐπιπόλα*, einem der tausend epitheta griechischer und römischer gottheiten, bietet keine stütze.

3) So nimt Detter (Ztschr. f. d. a. 31, 208) an und findet die hochstufe der wurzel in *Nahanarvali* wider. Bevor ich Detters aufsatz kante, kombinierte ich *neha-* mit dem ersten gliede eines saterländischen kompositums: *nèȝəklòd* „totenkleid“. „*hændəklòd* (Ztschr. f. d. phil. XXIV, 154), *dèr kwi'dən dô òldə ljü'de òk wèil tôu fon nêȝəklòd*“. *nèȝə* weist auf vorgerm. **nekó-* zurück. — Hat Detter recht, indem er *naglfar* als „totenschiff“ erklärt, so möchte ich im anschluss daran afrs. *neilthiuster* (von der nacht gesagt) als „todesdunkel“ übersetzen, denn „nageldunkel“ ist sinlos.

Fulda (Bonner jahrbb. 61, 62 fgg.) hat *Custis* wol mit recht als „(toten)wählerin“ gedeutet; unwahrscheinlich ist mir jedoch die erklärung[1] der *Vagdavera* aus **Wag(i)-dago-wërô* (frau des *Wæʒdæʒ*). Urgerm. **wagdô* „bewegung“ (vgl. ahd. *kiwegida* vegetamen) und **wërô* „hemmerin“ würde einen zu *Custis* passenden namen ergeben.

Hier mag sich die frage anschliessen, ob eine andere göttin römisch-germanischen kultes sich mit der *Hlude* vereinigen lässt. Mommsen (Korr. bl. d. westd. ztschr. V, 88) teilt eine inschrift mit, die auf einem steine der equites singulares am Lateran gefunden ist: *dae (= deae) Menmanhiae Aurelius Placidus v(otum) s(olvit) l(ubens) l(aetus) m(erito).* Das wort kehrt als frauenname *Menimani* auf einer Mainzer inschrift (Corp. inscr. Rhen. 938) wider. Es lässt sich als germanisch erklären: in *men* kann die wurzel des ahd. *minn(i)a* enthalten sein, in *man(h)ia* entweder ahd. *menni* (= monile) oder *man* (= vir) + *jô*-suffix. Dass *Menimani* unter ausschliesslich keltischen namen erscheint, macht die germanische abkunft zweifelhaft; man würde sonst ohne bedenken *Menmanhia* für einen namen der *Frîja* halten dürfen, mag damit „die halsbandfrohe“ *(Menglǫd)* oder „die liebende gattin“ bezeichnet sein. Für die leztere bedeutung könte neben *Frîja* auch der name der batavischen göttin *Haeva* sprechen, die (Mommsen, Korr. bl. V, 40) neben dem *Hercules Magusanus* erscheint: germ. **haiwô-* oder *haiwôn-* (hochstufe zur germ. wurzel *hîw*) bezeichnete wol „gattin“ (vgl. Fick, Vgl. wb.[4] I, 421).

GREIFSWALD, DEN 12. OKTOBER 1891. THEODOR SIEBS.

BRUCHSTÜCKE AUS DEM WILLEHALM ULRICHS VON DEM TÜRLIN.

Bei der ausarbeitung meiner abhandlung Über die quelle Ulrichs von dem Türlîn (Paderborn 1873) hatte ich von mehreren texten des Türlinischen Willehalms abschriften angefertigt, die ich 1874, als ich Marburg dauernd verliess, Karl Lucä einhändigte, der sich damals mit dem gedanken trug, eine ausgabe des gedichts in angriff zu nehmen. Die krankheit, welche Lucäs leben zu einem frühen ende führte, hat ihn auch an der vollendung dieser ausgabe gehindert. Nach seinem

1) So scheint sich doch wol Fulda die etymologie gedacht zu haben, wenn er von einem „dem *Wæʒdæʒ*“ verwanten weiblichen namen redet.

tode (30. nov. 1888) wurden mir die abschriften wider eingehändigt. Da ich selbst eine ausgabe des gedichts nicht beabsichtige, so teile ich hier um so lieber die texte einiger bruchstücke mit, als sich mehrere derselben in privatbesitz befinden und eines überhaupt nur noch in der mir gehörigen abschrift vorhanden ist. Abgesehen von diesen gesichtspunkten dürften die bruchstücke der recension A eine veröffentlichung in extenso auch deshalb verdienen, weil von dieser recension — der ursprünglichen fassung von Ulrichs gedicht — nur eine einzige handschrift übrig ist.

Ich bringe hier die noch ungedruckten bruchstücke der recension A zum abdruck; sie stellen reste von vier handschriften dar. Die ersten drei habe ich in der erwähnten schrift s. 6—7 aufgeführt, das vierte auf s. 13 erwähnt (es galt damals für verschollen).

Auch eine volständige handschrift ist vor nicht langer zeit wider gefunden worden: die handschrift der drei teile des Willehalm, welche Eberhard de Groote gehörte. Mein freund Eduard Lohmeyer, bibliothekar der landesbücherei in Kassel, fand sie in Köln auf dem städtischen archiv, wo ich sie 1873 vergebens gesucht hatte. Lohmeyer wird eine besprechung der handschrift und ihres wertes geben, der ich hier nicht vorgreifen will.

In den folgenden texten sind undeutliche stellen durch cursivdruck kentlich gemacht. Was zwischen ( ) steht, ist unlesbar; was zwischen [ ] steht, ist mit samt dem pergament abhanden gekommen.

1.

Grieshabers bruchstück.

Das bruchstück selbst muss für verloren gelten, da alle bemühungen um seine widerauffindung gescheitert sind. Zum glück besitze ich von dem bruchstück eine abschrift Pfeiffers, die mir Karl Roth abgetreten hat und die Pfeiffer mit folgender bemerkung einleitete:

Ein zusammenhängendes pergamentdoppelblatt [das innerste einer lage] einer sehr zierlich und sorgfältig geschriebenen handschrift aus dem anfange des 14. jahrhunderts in 4^{0} mit spalten zu 35, auch 36 zeilen und bildern auf goldgrund, die hübscher und mit mehr kunst gearbeitet sind, als man sie aus dieser zeit gewöhnlich antrift. Die anfangsbuchstaben eines jeden abschnittes sind mit gold gemalt in roter einfassung; da ich gold weder im beutel noch in meiner farbenschachtel besitze, so habe ich in meiner abschrift bloss leztere, nämlich die rote einfassung, widergegeben. Die 4 ersten zeilen jedes abschnittes sind abwechselnd rot und blau, eben so die anfangsbuch-

staben der zeilen, wie ich dies in meiner abschrift anschaulich zu machen mich bestrebte. Das bruchstück gehört dem herrn Franz Karl Grieshaber, prof. am lyceum zu Rastatt, der es mir zur bekanntmachung mitteilte und hinzufügt: „Ein freund machte es mir voriges jahr zum geschenke, der es in einer klosterfrauenbibliothek als decke eines gebetbuches angetroffen hatte. Daher seine brüche und äussere abgeriebenheit“, die, setze ich bei, die erste, besonders aber die lezte seite betroffen hat, welche so sehr abgerieben ist, dass vieles nur mit gröster mühe und hilfe des Casparsonschen abdruckes, manches, wo der text von diesem abweicht, gar nicht mehr zu lesen war. Stellen und wörter, wo ich nicht sicher war, sind mit fragezeichen bewaffent, das eingeklammerte ist aus Casparson entlehnt.

STUTTGART AM 7. JULI 1842. FRANZ PFEIFFER AUS SOLOTHURN.

Casparson 75 a 1.

[Bl. 1. a] Do man den kvneginn ivch zeigte
Der amys warn von iv geveigte
Daz die niht irret herzeleit
S(i ingebe uch pris) vnd man[heit]
Die wird han ich gegeben iv
O svzziv waz vmb div
Sin gvt min gervchen sol
Ovch sol eꝫ ergen wol
Sit dv bist so triwen vol

Casp. 75 a 10.

DJe kristen gelovbe hie grvꝫꝫet
Vnfrovde wirt den gesvꝫꝫet
Die erbet von vns adam
Menschen bilde er an sich nam
Die menscheit vnser sippe wart
Des wart himel vnd helle spart
Der wart svs vnser kvͤnne
Wol vns der frevden wͤnne
Ob iwer herꝫ den priset
Ovch werdet ir mer bewiset
Gesant vns got mit frevden hin
Arabl do sprach div kvnegin
Min will an vns ergen mvzze
Er ist so rein vnd so svzze
Vf mine triw ich daz nim
Swer von herzen getrowet im
Er læt sin an der noͤte niht
Swaz vns in sinem dienst geschiht
So ist div sel doch behalden
Jr hende si begvnden valden
Ze Jesv christ daz er ir pflege
Ob der markis bi ir iht lege
Daz moht er doch kovm verdoln
Minn svzz kan niht minn holn
Ir angest was noch vf der vart
Ob ir zetodiern iht wart

[Bl. 1. b] Da er bi ir vf dem matreiz lac
Frevde alda fvr angest wac
Minn kond ir da fvrhten niht
[Lichte hi alsam geschicht]
[Daz man van liebe liebe gicht]

Casp. 75 b 9.

DEr warheit ich doch niht sage
Darnach an dem sehsten tage
Ein Kristen insel · si kvrn
Vil schire si d*a* frevde verlvrn
Die heiden in ilten sere nach
Mit segel rvdere in was gach
Mit .... kalenden vf dem mer
Dar in w*as* heiden michel her
Si w*rd*en des schaden inne
Jr leit was vmb die kvneginne
Daz si vnminn so enpfvrt
Jr *kraft* sich sere rvrt
Zv dem markis heten si niht wan
Nv was der *nok*lir als ich eꝫ han
In die keib*en* hoh gestigen
Des ward in allen frevd verzigen
Ein lvter rvf besch..h in daz

Wol vf ich wæn der heiden haz
Vns fvret n*a*ch des todes kovf
Wol vf her. markis nv wol vf
Ich wæn *Arabl* minn svzze
Vns welle bieten todes grvzze
Ir svzz wirt manigem herzen sv̊r
Vns ilet nach div vnt*o*vr
W*elnt* daz si vns alle vlisen
Kristen gelovben svl wir nv kiesen
Wie sin svzz vns helfe hinne
Der markis nv wert die kvnegine
Des ist not mvget ir daz getvn
Jr nach varn hat niht svn
Jn ist ein kristen als ein hvn

Casp. 76 a 8.

[Bl. 1. c] Her markis nemt die wafen schir
Ich sih vil hoh Tẏbaldes banir
Vnd kalend vngeʒalt
Jch wæn wol daʒ d' kvnich Tybalt
Selb vns nach gevolget si
Der markis sprach si sint hie nahn bi
Noch niht sprach der noblir
Si er varnt uns niht so schir
Si habent gar wol ersehen
Swaz got wil daz mvzz geschehen
Nv sovm vns niht vnd pfleg der warte
Tibalt so verdinen harte
È er mir nem die kvnegin
O we solt der strit vf lande sin
So wær ich ein gar ein her
Nv han ich leider niht zewer
Wan als ein swert gelangen mac
Nv gehabt ivch wol ez ist der tac
Der vns ganze frevde git
Wir sin geladen zv der hohgezit
Der frevd immer an ende wert
Swes gelovb des mit willen gert
Der mac wol sterben ane sorgen
Swer aver hat verborgen
In sinem herzen svnden tat
Vnd valschen gelovben hat
Div red hie vngelovben sto̊rt
Vnd wirt vber al geho̊rt
Si baten in die rede sparn
Wir wellen all mit iv varn
Jn liebe slvg also die starn

Casp. 76 b 7.

Herr wolt ir ʒe himel ald ʒe helle
Ich wæn nieman anders welle
Der vf disem schiffe si
Wir sin iv herre mit triw[e]n bi
[Bl. 1. d.] Gelovbens vns nieman irret
Swaz iv von den heiden wirret
Daz welle wir mit triwen meinen
[Div kvn]egin begvnde weinen
vnd die frowen vber al
Nieman sich gelovbens hal
Der markis nv gewaffent gie
Die kvnegin er zv im vie
Des hærsniers was er bloz
Mit den armen er si vmbe sloz
Gehab dich wol frowe min
Gehab dich wol kvnegin
Gehab dich wol vil suzzez wip
Ja mvstv sehn minen lip
Ligen vor dinen svzzen tot
È daz dv frow lidest not
Vil zæher si vz den ougen twanc
Jr svlt herz vnd gedanc
Setzen in des hohsten pflege
Daz [er] vns kvrz des meres wege
Sprach er zv den frowen
Des svlt ir im wol getrowen
Der emeral sprach wes zwivelt ir
Welt ir herr geloben mir
Si sint all vnheil geselt
Die vns hie besten wel
Sit si wizzent daz ir sit ein helt[1]

[Ein bild: ein schiff, kalende d. i. galeide, mit 7 gepanzerten rittern und geschweltem segel.]

Casp. 77 a 6.

[Bl. 2. a.] Frow ist Tybalt gevarn her
So daʒ er vns hie strites wer
Leb ich des sol in betragen
Er mvʒ heim vnsern magen
Sagen. daz sis gedenken
Wie wir in ellend frivnden schenken
Den goten hab wir vns entsaget
Vnser herz nah des helfe iaget
Der in so ingvt ist erkant
Begriff wir hendebreit daz lant
Ob Tybalt zwelf tvsent ritter hat

1) Ganz unten am rande dieser spalte steht mit kleiner schrift für den maler: kaledn (d. i. kalende).

Wir gespiln im mit daz er vns lat
In sinem dienst beliben
Die wind begvnden triben
Des wart der marnære vro
Die segel er mit kreften do
In den mastbovm nv zoh
Daz er swebt ob dem kiele hoh
Nv hvlfen ser in die winde
Daz frevt des kieles ingesinde
Der markis rief ei kandaris
Nv hastv marnære pris
Behalten her an dise zit
Jenz gebirg daz gein vns lit
Maht dv vns da bringe zv
Ja her biz morgen vrv
Die naht mvzz wir varn gar
Doch trow ich ivch an der heiden var
Dar bringen ob vns got bewart
Der markis sprach si riwet die vart
Begreiff ich daz lant. daz si ie wart

Casp. 77 b 5.

TJbalt von mir enpfæht den slac
Chvmt er daz ich erlangen in mac
Der in an frevden letzet
Vñ Arabl minn ergetzet
[Bl. 2. b.] Ich send in heim mit herzeser
Ich wen niht daz er immer mer
Mich vf ganzem land beste
Dirr red wart niht me
Si fvren still vnd ane braht
Vnz wol vf mitte naht
Der wint si zv der insel treip
Der kiel nv in der hab beleip
Der markis fvr nv an daz lant
Die kvneginn het er an der hant
Er sprach svzziv ir sit genesen
Nv kan ir niñer so vil wesen
Daz si mich tvrren besten
Wir svln an daz gebirge gen
Ich kivse hie wol getriben wege
Der marnær des kieles pflege
Da hôr wir wol all ir maht
Die heiden fvren ie mit braht
Swi ir si daz ist ir site
Doch svl wir sin in senfter bite
Hat daz gesind allez komen
In der wil ward ovch vernomen
Grozzer schal vf dem mer
Man hort von sehzich kalenden her
Die heiden sere schallen
Der wft begvnde vallen
Als die berge wolten vallen[1]
[Bild: ein schiff wie auf dem ersten blatte.]
[Bl. 2. c.] [Bild: eine burg, auf deren zinne ein wächter, der ins horn bläst.][2]

Casp. 78 a 4.

DEr lvft der stimme wie der doz
D' rvf in prvft vnfrode groz
Ganzer zorn si nach flvste ieit
Doch was nv vil vnverzeit
Der markis sid er het daz lant
An dem gebirg er ein kastel vant
Daz was von vinden wol behvt
Daz gebirge vest vnd gvt
Div insel hiez montanar
Man nam da hoher tv̊rne war
Die bv̊rg vnd hab geslvzzen wol
Nv hôrt als ich iv sagen sol
Der markis kom dar gegan
Mit sinem swerte klopft er an
Der wahter rief wer ist da
Jn franzoẏs sprach der helt sa
Gi svn acvrnoẏs
Jch bin Killoẏs der franzoẏs
Den der heidentvm het gevangen
Stens mac mich belangen
Sind ir kristen so tvt vf
Nv ward ein vil balder lvf
[Bl. 2. d.] Von dem tahtelvr der was erwaht
Man hort ovch nv der heiden braht
Der kraft was mit baldem iagen
Ovch begvnde ez ie mitten tagen
Die porten man wit vf swief
Der tahtelvr gein im lief
Ben se venvs sprach er do
Des grvzzes wart der markis vro
Min herz nv swebt in frevden hoh

Casp. 78 b 3.

DJv kvnegin vñ emeral

1) Wie auf dem ersten blatte unten am rande: kaledn.

2) Zu diesem bilde ist unten am rande dieser seite für den maler bemerkt: hie e diet . . . . das übrige (7 wörter) ist über die hälfte weggeschnitten.

Des .... gesinde vber al
Was nv komen ze dem lande
Si [vorchten] daz man br[ande]
Des kieles richeit si damit
Des wolt ir deheines bit
Sich svmen. svs stv(n)d der kiel
Daz markis daz wol geviel
Si beliben niden ander bvrch
Arabl vnd *k*ybvrch
emeral vnd ovch die frowen
Dannoch moht man schowen
Sehs ivncvrowen bi der kvnegin
Die giengen mit dem markis in

Nv sit mir aber willekomen
Jch han stimme niht vernomen
Die ich also gerne hort
Der grvz dem gast vnfrevde stort
Ir sit min herr der markis
Der ze Rvnzival so hohen pris
Begie .. do ir wrd gevangen
Vancnvss moh ivch belangen
Sagt mir wie ir komen sint
Wer ist min frow wer sint
Die tragent heiden kleit
Sint si herr iwerm geleit [Casp. 78b30.]

2.

Landshuter bruchstücke.

Pg., quart, 2 spalten, je 34 verse, XIV. jahrh.

Ich wage nicht, die bruchstücke als Ingolstatter zu benennen: nach einer mitteilung Karl Roths stammen sie ursprünglich aus Ingolstatt; doch sind solche angaben Karl Roths nicht immer zuverlässig. Jezt befinden sich die fünf doppelblätter, um die es sich handelt, auf der universitätsbibliothek in München. Vier derselben hatte dr. Harter[1] von spanischen theologen in Landshut abgelöst, wo sie F. v. d. Hagen sah (Briefe in die heimat I, s. 79, 1818), und wo sie von Docen († 1828) und von Massmann benuzt wurden. Dieser ordnete sie am 12. juni 1827 und fügte verweise auf Casparson hinzu. Das fünfte doppelblatt (bl. 42 und 47) entdeckte Karl Roth 1842 an einem einband in München.

Ich vermute, dass von dem ersten blatt, das erhalten ist, vier lagen fehlen; ist dieses richtig, so war das erste blatt das 41. der handschrift. Erhalten sind vom V. hefte folgende blätter: 41. 42. 44. 45. 47. 48, also die beiden äussern und das innerste doppelblatt der lage, und vom VI. hefte 53. 54. 55. 56, also die beiden inneren doppelblätter.

Der erste buchstabe eines jeden absatzes ist rot und über zwei zeilen ausgedehnt, ausser I das ganz am rande steht. Der anfangsbuchstabe jeder zeile ist rot durchstrichen. Die blätter 42. 44. 45. 47 sind von rechts nach links in der mitte durchgeschnitten. Durch be-

1) Vgl. Karl Roth, Dichtungen s. XXIII, der den namen Harter schreibt. Von der Hagen schreibt Harder.

schneiden am rande sind beschädigt bl. 41 sp. bc, 54 bc, 56 bc; durch abschneiden der obern ecke 42 bc, 44 bc, 54 bc. Zwischen bl. 41^{d} und 48^{a} steht De traditionibus Eccles': Martin' Pergms. 1002.

Vielleicht gehörte zu derselben handschrift ein bruchstück von Wolframs Willehalm, das ich in dieser zeitschrift bd. XIII s. 262 fg. abgedruckt habe.

Casp. 89 a 9.

[Bl.41.a.] Min liebe mī mīne vch mīnē sol
Dirre beid' nach^{t} was nv gvt
Swas vor vnmine sal sin behvt
Des wart di kvnigin bewist
Swas mīne an mānes liebe p^{i}st
Als swa mīne vō lieb d^{r}ch rist

Casp. 89 a 15.

Sie beschiet vil lieb di burcg^{a}vī
D' mīnē liebe trvc wisē sin
Kein dē bur^{c}grauī ir wirte
Des lieb vnmīne in nie geirte
Das was hie nach kvsch' lere
Arabel in dancte sere
Ir kvsche het sin nie v'suchet
Nv hort ob ir gervchet
Des morgēs si schieden dan
Vō tvntanat als ich e han -ib
Gesait d' castellan da heim ble-
Dem markis h' vil sorgē v'treib
In ganz' liebe si schiedē sich
D' sechste tac was wen ich
Das d' markis dar was kvm̄
Vō dē turme wart v'nvmē
Das di h'rē quamē da
Arabel vn̄ di vrowē sa
Giengen bis an das burctor
Da di zwene irbeiztē vor
Iglich dē irē mit kvsse ēphie
Nv wē ich wol das arabel gie
Vrolich zv dem markis
In mīne lieb vn̄ mīne wis
Danne si vor hete getan
Von dem lerer ich das han
Da nach si giengē vf di b^{z}c
Arabel vn̄ kiburc
[Bl.41.b.] Dem marcg^{a}uē and' hant
Den burcgrauē ouch liebe bāt
D' sich ovch d' sinē vnd'want

Casp. 89 b 11.

Di burcgrauī sin h'ze trvc
Kvrzewile was hi gnvc
Vor d' kvnigin bis an di zit
Daz d' tac sich dem abende git
In vrovdē warē si zv tische hi
Dar nach das gesinde sich zvli
Iglich nach sines amtes lere
Nv begvnde es wehē also sere
Das kandais dē knappē rief
Manic seil h' vm den kiel nv swief
Vn̄ twanc in sere [an] das lant
En neben mā dar an bant
Starke bovme vur das wa[gen]
Di den kiel mochten vb'tragen
Swa in d' wint wolde vuren
Vn̄ mochte doch nicht gerurē
Das lant. swi vil warē d' lātve[ste]
Von boumē vf den alben
Di riv̄ allenthalben
Das man es v're [hat] gehort
Di kalenden wurdē do zvstort
D' heiden rvf in di wolkē gie
Manig' rief owe machmet wie
Vn̄ schrigē alle das mā si zv
Dem gebirge lieze varn nv
Di antwerc kvndē das bewar
Di wurfē engestlichen dar
Nv treip si d' wint gar
Das mā ir schire nā lutzel war

Casp. 90 a 10.

Manic kiel durch dē ande'n stach
Do in d' anker veste brach
[Bl.41.c.] E si vor berichten sich
Seht das ist des gotes gerich
Rief vil lvte kandaris
An zwivel bin ich gewis
Das vns got svs losen wil
M' hat min h'ze gesaget vil

Das w' in angest icht beliben
Si ertrankē vn̄ ovch zvtribē
Das mā ir horte nv nicht mer
Hie wart angest vn̄ h'zeser
Von den geloubē ellenden
Mit h'ze mvt vn̄ mit henden
Gnadetē gote si vf d' burc
Arabel [vn]de kiburc
Si viel nider vf di knie
Si sprach ich horte sagē ie
Von d' cristē got das ist war
H're *nr gebe* ich mich dir gar
Zv dienste vn̄ vur eigen
Sint dv *m'* geruchest zeigen
So starkē vn̄ so svzen
[I]ch *wil* [im]m' gerne buzē
Swas m[ich] apolle vn̄ t'vigant
Mit vngelovbē hat geschant
Das wil ich wid' dienen dir
Sint das dv hast gehulfē mir
Das ich dē vngelovben entge
Nv horte man rvfē in tode we
D' val mochte wol zv iam' ste

Casp. 90 b 9.

O we den vngetovften
Di ir leben so verkovftē
Das hie valt ein mim'[1] tot
Nv leit ovch kandaris hi not
An dem kiel vn̄ sin gevertē
[Bl. 41. d.] E das si den irnerten
Das in d' wint nicht zvvurt dar
H' mit spatē breit das lāt *g*ar
So w' h' vil gar zv varn
D' sturm sich nicht wolde sparn
Nv schire quā d' lichte tac
Vil kalendē an dē lande lac
Di d' wint hatte gewvrfē dar
D' burcgraue nam hi war
Vn̄ hat besuchet gar das lant
Vil richeit mā an dē stade vāt
Vō phellel vn̄ vō richer wat
Als heidenlant gewonheit hat
Baldekin vn̄ gvt matras
Dar vf mā mit richeit *saz*
Des hin vn̄ her lac zal

1) Hs. so, nicht im'

Kandaris vn̄ d' emeral
Gros arbeit nv liten
E si dē winde wid' str(iten)
So das dē kiele (nicht enwar)
D' burc h' do stvnt so (nahen gar)
Das im d' wint nicht (moht getv̊n)
Des and'n morgēs (was ein sv̊n)
Das mer stillē begunde
Ich wē doch nimā kvnde
Dannoch vinden svze stunde

Casp. 91 a 8.

Des me's vlut was gar ī wage
Di heidē warē in gotes phlage
Zu himel od' zvr helle
Ob der markis vō dānē welle
Vch irret nimā ir tvt *iz wol*
Kandaris bereite*n* *nv* sol
Dē kiel e*z* *ist* wol varens zit
D' burcgraue des sture git
[Bl. 42. a.] Daz h' kvme sicherlichē dan
Do das mer stillē began
Do nā man di seil gar abe
Dē kiel vurte mā vz d' habe
Mit vroudē hin vf den se . me
D' markis sp^{a}ch nv vurcht nich^{t}
W' kvmen nv zv lande wol
Ovch wil ich das mī vrowe sol
Sp^{a}ch d' burcgraue zv hant
Min vrowe sal habē gewant
Daz mā si nicht also sehe
Man sal si sehē daz mā iehe
Daz si habe kvniginne nam̄
D' heidē cleit sal si sich schamē
Min vrowe ob si gervchet
D' markis sp^{a}ch sint ir suchet
Das vnse ere priset
Das hat ir wol bewiset
Sin wil mī vrowe nicht enp'n
Ovch wil ich samt ir gern
So ich all' meist turste kan
Min vrowe sal dē tovf enphā
Als ich is vō dem mere han

Casp. 91 b 7.

Di burcgravī mvs bi vch da sī
D' lat vch nicht di kvnigin
Wir svln vch erbeiten da
Di heidē varn vns nicht na

Des svlt ir nicht vorchte han
Es ist vrvnclich getan
Ob ir vns hin geleitet
Vw' pris da wirt bereitet
Vn̄ vinde ich lebende di ich lie
D' burcgraue nv dannē gie
Zv d' di sines h'zen wielt
[Bl. 42. b.] Mit armē si in vmme vie[lt]
Do h' ir saite di botschaft
Ir beid' lip hete liebe craft
H' sp^a^ch vrowe wi retestv mir
La horē swas dor an gevellet d'
Ez mac vns brengē erē vil
Sin name stet zv hohē zil [= Casp. 91 b 24.]

Casp. 93 b 28.

Wil h' din truwe zv w'de kerē
Vns wechset michel erē
Daz rate ich das dv nicht v'seist
Sint dv dē helt so w'dē weist
Svs was d' burcgravīne rat
D' burcgraue glenc nv drat
Vn̄ kniete gezogenlichē. nid'
Vur di kvniginne wid'
Si sp^a^ch saget m' si w' gewert
Ja vrowe swes uw' gnade gert
Wir sin vch dienstes vnd'tan
Di kvnigin hiez dar tragē san

Casp. 94 a 9.

Uil phellel kost mā riche zalt
Vs heidēschaft so manicvalt
An dē lac richeite vil
Svmelich ich vch nennē wil
Das eine was phellel vō triāt
Vō heidēschaft dē man wol bekāt
Hi was vil richer acmardi
Vn̄ manic phellel vō arabi
Des ture vn̄ glaz vil hoe wac
Hi was phellel vō kandulac
Hi lac phellel von belinar
Ov nam richeit war
Ane phellel vō samorgon
Dē durch mīne gerendē lon
Arabel hete bracht tibalt
[Bl. 42. c.] [Ovch was] da phellel d' sich valt
[A]n richeit vō tussangule
Vn̄ vō tragunet wis als eī sne
Was d' phellel vō salamander

Dannoch vant man ander
Phellel di warē dē vngelich
Hi phellel wundirs rich · cht
Gar ane menschen hāt gewor
Das ich d' spott' rede nicht envorch^t^
So beschiede ich wa h' wart genvm̄
Vn̄ wie er h' was bekvmen
Ein gebirge heizet tanglesāt
Svmeliche heiden vnbekant
An d' mor lant ez stozet
Des gebi'ges sich genozet
Da vil kiel vor alder roset

Casp. 94 b 8.

Ein wurm heizet salamand'
Si habent tvgent ab' and'
Di ich vch bescheiden wil
Bi ein ist and' ist ir nicht vil
Si heizē samanarit
Vn̄ han des salamandris sit
Das si stete sint in dem vure
And' wesen ist in ture
Ouch haben si eine gewonheit
Di ist da nicht den landē leit
In d' zit so si mvzē sich
Das *awert* vō dā das me' mich
Das si dri meilen iagen
Das har gemein zvsamē t^a^gē
Vn̄ zvtvn is vō ein ander
Ich wen si sin dē salamād'
Nahe gesip als ich ez han
Als das har ist gar zvtan
[Bl. 42. d.] Vn̄ si es wite gebreiten
Mit vlize si danne arbeitē
Vn̄ mit stetem blasen
Vn̄ mit vil heizē atmesphasē
Werkent si sich selbe dar in
H' mvs ouch wesen als ich bin
An der zal eben gelich
Ovch virzaget ir svmelich
Das selbe bilde nicht volkvmt
Das stet dāne in dē phellel gedrv̄t
Dis kvest mā an dē vil schier
Ob ir sint sechs acht od' vier
Svs zelt mā in dē phellel di tier

Casp. 95 a 7.

Der tier mvz webē gelich
Des phellel werc das ist rich

Di selbē phellel wernt imm'
Ir varwe virterbet nimmer
D' phellel mac mā gewīnē nicht
Andirs dan das mere gicht
Das gebirge als hohe stet
Als dan di ordenvnge v'get
Des phelles nemē si nicht war
So kvmē dan di grifē dar
Di phellel han so lichte glanz
Svmelich vō acht bildē ganz
D' grifē gebirge da nahe lit
Di heidē wizen wol di zit
Das di mvze vollēgangē ist
Di heiden kvnnē eine list
Di phellel han nv di grifē hin
So ist danne d' heidē sin
Das si mit loube begurtē sich
Vn̄ gen di nacht gar sus hort =
Bis hin dē gebirge zv = ich [= Casp. 94 a 27]

Casp. 97 a 33.

[Bl. 44. a.] Min lute mī lant als es vch sol
Vett' dienē mit samt mir
Dirre vart ich vnsanfte enpir
D^z^ch des marcgrauī w'dikeit
Nv was di kalende bereit
H' sprach h're getruwet m'
Ich bin hi h're alsam ir
Min truwe sippe irzeigē sol
Vart vrolich vn̄ gehabt vch wol
Di kvnigin vn̄ alle nv giēgē an
Si schiedē mit vrlobe dan
In ganzō vroudē si nv sazē
D' heiden si nicht v'gazen
Manic lant si sahen
Di kalende begvndē nahē
Manic frocht si dar zv treip
Das d' markis erlich noch bleip
Lichte in dē blvmē vf dē lāde
Svs liefē si vf des meres sāde
Arabel vn̄ di burcgrauin
Ir vil wiplicher sin
Gehies swas mā si leret
Ir lieblich geberde sich me't
Das gap dē markis v^z^oudē vil
Vf sechs tage was ir varns zil
Ich wene vil blvmē was getreit
Da di svze d' minne weit
D^z^ch vroude liefē h' vn̄ hin
Ich wē swelche trat di kvnigin
Das di icht v'lure irē lichtē schī

Casp. 97 b 30.

Ich wil vn̄ mvs also ssin
So hol weren di vuzelin
Slecht zv tal vn̄ gedret
Als ir von louf das hemdel wet
[Bl. 44. b.] Vn̄ d' burcgrauī bis an [di knie]
Sw' danne w' gewesē h[ie]
Vn̄ der es solde han geseh[n]
Der mvste des [v]ō r[e]chte iehn
Das h' sach von paradis
D' wunsch sus was d' amis
Gebildet vn̄ gesuzet
Di vroude hate nv gebuzet
Dē markis swas im ie gewar
Nv vuren si mit vroudē gar
Bis das si sahē riuetinet
D' sich ouch v'svmet het
Das si den vundē vf d' vart
Beidēhalp svlch vroude wart
Das si dē himel wid' doz
Svs vuren si mit vroudē groz
Richeit sich nicht hal
D' burcgraue hiez machē schal
Sechs bosvnere bliesē vf
Zv dem stade was michel lvf
Hi was pukē slan vn̄ drischalm[in]
Des vroute sich di kvnigin
Di vurstē di ovch sazē hie
D' senen sich nv gar zv lie
Si ovgē hvben si enpor
Das si d' kvnigin sazen vor
In vroude sloz d' liebe tor

Casp. 98 a 29.

Urowe venvs des nicht v'droz
Di hi ir beider liebe sloz
Suze nv habt ir vroudē vil
Nv storent vroudē an vns zil
Das w' vns mit vch vrowē mvz[en]
Das des ellendes grvzen
An vns nicht wirken sen
[Bl. 44. c.] [Vn̄ krist]enliches geloubē wen
[Sich] an vns nicht crenke
[V]w' truwe das bedenke
Vn̄ tvt ir das so si wir vro

Mit lachen sp^{a}ch arabel do
Nv enwelle der des gotheit
Menschen bilde durch vns treit
E v'gez ich mī selb' gar
Ir wizze hant bot si ir dar
Ein zaher rer da irgienc
Mit dē armē si sie v̄me vienc
Do si di vrowe weinen sach
Di burcgrauī do zv in sprach
Ich weiz wol daz mī vrowe h^{a}t
Vil truwe da vō si nicht lat
Si hat vch in vurstīne namē
W' soldē vngemvt an ir zamē
Vn̄ hette si uw' bi ir nicht
Ir mvnt vch hoh' w'de gicht
Vn̄ truwē vil das weiz ich wol
Dirre zwivel nv geligē sol
Vrovde ist vch zv huse bracht
D' stat man nv schire nacht
Ir beid' minne nv mit liebe gach^{t}

Casp. 98 b 28.

Arabeln di vrowē sprachē zv
W' vorbekāt das w' wissē nv
Abe d' burc si riefē lvt
Das man durch bote in behvt
W' vf kiel vn̄ kalendē were
Nv rief ein marnere
Welt ir ganz' vrovde iehen
So lieze w' vch vroude sehē
Iz ist d' markis d' hi kvmt
Nv wirt hi vnvroude īzwei
getrūt
[Bl. 44. d.] Sich hub ein so lut' schal
Daz h' den bergen wid' hal
Si vuren alle mit barkē zv
Der mar^{c}graue gebot nv
Di kalendē vurē an das lant
In allē vroudē nv wart bekāt
Arabeln h'ze hielt vroude gir
Nv sp^{a}ch di burcgravī zv ir. vart
Vrowe nv ruwet vch nicht vw'
Do d' anevanc so suze wart
Alles heidenlant v'gulde nicht
Di ere di vch geschicht
Mā bvt vch noch vil groz' ere
Nv was noch d' burcgravī lere
Arabel gecleit vn̄ di vrowē
Ob dem cleide mochte mā schowē
Gerigē cappē vō samit
D' rote gap vur wid' strit
Arabel kvnde wol haldē nv
Di burcgrauī gap lere dazv
Nv was es noch an dē tage vrv

Casp. 99 a 29.

Sed marcg^{a}uē kvmē ī sanfte tet
Nv wart bestrout rivetinet
Do in di mere wurdē kunt
Durch h'zeliches vlizes vunt
Di straze si gar bedacten tē
Daz stein noch erde nich^{t} enblac
Mit vil richen phellen
Di kvnigin vn̄ ir gesellen
D' burcgraue vn̄ d' markis
Vn̄ di vier vurstinne wis
Dar zv di sechs vrowelin
Vor arabel giengen in
Di nv wol kvndē dē vrowē t't
[Bl. 45. a] Nach der franzoyser sit ch
Dem markis ein heil gescha
Das h' di burcgravin ie gesach
Di leret si so gebaren
Das ir heidenisches claren
Wiser zvch^{t} waz vngelich
Swi iene zvchte duchte rich
Nv giengen si mittē in di stat
Da mā in bereit hat
Ein palas liecht vn̄ schone
Nv hvb sich lvt gedone
Von videln harfē vn̄ rottē
Ovch wart so vil der rottē
Di vs vn̄ in drvngen
Von enphahē di orē clvngē
Da liezē si nicht von
Nv tet mā noch d' aldē gewō wō
Vil liechtes gap manige starke

Casp. 99 b 26.

Man richte di tische hi was gnvc
So vil present man in truc
Das si vil na virdroz
Hi di ioige also groz
Vō des edelen ritt's vunt
Des vliezē het gemachet kv̄t
Al der franzoyser lant
Vil botē man do wite sant

Kein orlens vn̄ mvnelvn
Geritē nicht garzvn
Kein gervnde vn̄ portigal
Zv tsartis swa h' sippe mal
An vroudē het da sante h' hin
Da wart nicht crāc d' botē gewī
D' markis einē ritt' nam
D' im zv botē wol gezam
[Bl. 45. b.] Vn̄ sante in grauē hei[mrich]
Sint das h' tv dem gerich
Vn̄ di gravinne irmeschart
Nv ich ir beid' kint ie wart
Daz si ir vliz dar an legē
Vn̄ alle vnse mac erwegen
Daz ich blibe in dem w'de
Vn̄ si also enphangē w'de
D' gvte mit mīne mich hat v'snitē
Sint das ich hā erliten et
Do mich schvpfētur vō seldē schi
D' w't d' neic al der heidē diet
D' mīne mich vlizet mit mīne
Vn̄ trachtent in ir sinne
Wie mā sie brenge liebes īne

Casp. 100 a 25.

Nv bit das si d' mīne liebē mich
Di d^z^ch mine liebe nv anet sich
Zweir richer crone di ir nigē
W't ir nv wirdikeit v'zigen
Das tvt mich gar an vroude lā
Var kein orans zu bertrā
Vn̄ sag im das ich kvmē si
Vn̄ kvnde im w' m' wese bi
Vn̄ wes mī h'ze d^z^ch liebe g't
Bertram vnde kibert
Bernhart vn̄ arnalt [= Casp. 100 b 3].

Casp. 91 b 25.

Swem todes lein nicht gevalt
D' sippe od' vrvnt si
Das d' in w'de uns wese so bi
Das geschit twinget si liebe c^a^ft
Si svln vns mit ritt'schaft
Vn̄ ī svlche ioye holn .doln
Das ez di luft nicht mvge
Hā si truwe so sint si vro
[Bl. 45. c.] [Kvn]al schiet vō dannē do
Vō dē markis da h' was bereit
Vn̄ warp als ich han geseit
H' quam zv oranse zv
Bertrā vant h' in vroudē nv
Gnuc sin' mage da bi im sas
H' irbeizte vn̄ gienc vf dē pala^s^
Da vant h' di massinie vro
Nach dē grvze vragete h' in do
Sage an kvnal wan dv varst
Mich dvnket das dv nicht sparst
Reise d' gelich ^v^ gebarst

Casp. 92 a 13.

Dv hast sere gestrichē her
Min reise ist ganz' vrovdē w'
Ob vrvndes liebe vch vroude gich^t^
So gehabt vch wol uw' ovge sich^t^
Da vō vroude w't virnvmē
Min h're d' markis ist kvmē
Vn̄ enpvtet vch grvz vn̄ liebes vil
D're brif ist vrvndes liebes zil
Den schreip sin selbes hant
H're da w't vch an bekant
Al des marcgravē bet
Den brif las h' zv stet
Dar an vant mā w'de gnvc
Vn̄ was hoh' wirde trvc
Arabel di in hatte irlost
Vn̄ wi nv w' sin hoest' trost
Das si wol wurde enphāgē
Vn̄ si gedechtē kvmm' langē
Dē h' het in vancnizse irlitē
Wi dē ir helfe het ab gesnitē
Daz hiez h' ovch dē lvtē sagē
Vn̄ begvnde truricliches iagē
[Bl. 45. d.] Ir aller h'ze zv liebe tribē
D' bote sp^a^ch mī bliben
Nicht ^u^sal sin gespart ^u^leng'
Heimrich vn̄ vrowe irmeschart
Ovch nv vrowē sal min kvmē
Do gar sin botschaft wart v'nvm̄
H' ilte dannē mit bald' iage
An dem dritten tage
Quam h' nach des me's sage

Casp. 92 b 12.

Heimrich vant h'zv naribō
Dē brachte vroude berndē lon
H'ze di vor vroude vloch
H' irbeizte sa sin ros mā zoch
Do h' in di stat nv quam
Sine brive h' do nam

Vn̄ quā zv grauē heimrich
Dir enputet des selde iam' rich
Schumpfētur het ab getretē
Aventur di zv geweten
Hat mit rich' vroudē seile
Das dv irlaches sime heile
Sint din' sippe art in gvrtet
Vn̄ naturliches bern in geb^{z}tet
Vō der d' lip dir nahen lit
Ob in di sippe nv ioie git
Das mert ir pris vn̄ ir zvcht
Sint h' ist uw' beid' vrvcht
Disen brif den sent h' dir
Das boten brot saltv mir
Geben iz ist d' akvrnoys
Des tat so kvrk bi dē roys
D' heidentvm vns hete hin
Dē hat d^{z}ch mīne lons gewī
Irlost di hoste kvnigin [= Casp. 93 a 4].

Casp. 108 a 14.

[Bl. 47. a.] Das di kvnigin neme war
Das mā in mit svlchē vroude holt
Das ez d' himel kvme gedolt
O wi solt ich nv vurē schilt
Wi lutzel mich d^{z}ch in bevilt
Das ich den durch in vurte te
Min craft da poynd'lichē dē rur
Das in der luft stvbe melmes rouch
Dē burcgrauē saltv grvzē ovch
Vn̄ di w'de burcgrauin
Sage min' tocht' d' kvnigin
Daz si sich laze v'driezē nich^{t}
Mī ovge schire si mit vrovdē sich^{t}
Vn̄ lieb habe min w'des kint
Si gesit schire w' sine mage sīt
Di svln vō rechte ir dienst wisē
Von golde von siden risen
Vn̄ dar zv sloier wol hvnd't
D' were doch was gesvnd't
Di mit berln di mit stein
Von werc also rein
Daz es kviginne zam
D' bote das cleinote do nā
Si mochte es sendē ane schā

Casp. 108 b 6.

Si sprach mī tocht' sal ez teilē lē
Des botē gabe wol ich nicht vei
Das irmeschart vn̄ heimrich
Si beide gaben des wen ich
Zwei schone vrs vn̄ hvnd't marc
Dānoch sich nicht m' enbarc
Vier phellel vn̄ ein riche gedrēge
An kovfes gedrenge
Was is hvnd't marc wol wert
D' bobote vrlovbes nv gert
[Bl. 47. b.] Dannē schiet h' vroudē rich
Nv wart gesant algelich
Vrvnt h're vn̄ mage
Das vch nv nicht betrage
D' bote quā zv riuetinet
Sine botschaft gewurbēt he^{t}
Vn̄ ovch wid' als h' solde
Nv kvmt h' wid' vur mīne holde
Vn̄ saget d' kviginne gar
Das di gravin hat enpotē dar
Arabeln irme liebe kinde
Nv neic h' vrowē vn̄ ingesinde
An d' gravinne stat
Den burcgravē si grvzē bat
Vō in zwein vn̄ willekvmē sin
Vn̄ di edele burcgravin
Sine present nam h' er vur
Di was in richer kvr
Das vil wol ovgē w'c esicht
Dem mā di richeit irblicht
Alles werc kein dē ein wicht

Casp. 109 a 5.

Der kvnigin h' di cleinot bot
Des getruwes h'zen lot
Sich senket kein d' stete
Ob aller wint wete
Das mochte si doch gecrenkē nich^{t}
D' grvs vn̄ h'ze d' liebe gicht
Di truwe si [1] lieb si not
Ir h'ze dich hat gelot
Zu ir mit stetem binden
Nimant kvnde das vinden
Wi man di liebe zu lost
Sint daz dv ir zv trost
Bist geborn vn̄ ir svn
[Bl. 47. c.] Tervigant vn̄ bakvn
Sin durch liebe des gelobt
Swi si gar mit lvgen tobt

1) si ist wegradiert.

Da dv da ie wurdest vrowe
Wol mich d' w'den schowe
Das ich vil svze dich gesihe
Alrest ich nv gihe
Jvgent vñ alders zil
Din svze mī paradis wesē wil
Sich des lip in dir blvt [= Casp. 109 a 27]

Casp. 100 b 4.

Des flvst mich hat in gemvt
Diz cleinot saltv d^z^ch mich t^a^gē
Vñ das stete liebe iagen
Ob dich d' liebe nicht v'drvzet
Mich hat v'aldet kindes v'lvst
Nv iunget mich kindes gelust
Heimrich si uil ofte kvst

Casp. 100 b 12.

M(......) noch iunge mvter
Bezzer dan vil gvter
W't dir zv vat' noch mī h're
Nv sen dich nicht das dv so v're
M' min kint hast wid'bracht
Vō h'zen ist m' des gedacht
Daz ich ellendes dich ergetze
Vñ der min h'ze zu liebe setze
Dich zv sehen han ich nicht bit
Da was di rede beslozen
Di kvnigin wart nv vro
D' burcgravin gap si do
Vil risen vñ der sloier
Vñ ovch dē vurstinen vier -sa
Ovch gap si dē zwein vrowē-
Svzsit vnde divna
D' burcgravinne phlagē die
[Bl. 47. d.] Vñ warē in ir dienste hie
Vñ ovch dē iuncvrowelin
Ob vremde vrowē bi ir sin
Dē teilte si rich di risē mit
Nv wart ovch nicht leng' bit
Tinalt vñ and' meist' vier
Den gebot mā daz si schier
Mit dē snidē werē bereit
Alrest mā nv phellel sneit
Des kost zv mīne lonē wiget
Ich wen mā ir nv nicht phlig;
Ich han si doch vor genant
Si weren gvt iuden phant
Ich wē ir habt nicht d' gesant

Casp. 101 a 11.

Dis laze w' vñ horen me
Wie das enphahē hi irge
Vil riche wat man hi v'sneit
Dē markis wart ovch bereit
Des d' burcgrave truc
Vil richer phellel vō kanduluc
Grvne dar in gewebē golt
Vō richen berln als h' wolt
Dē markis nv vñ arabeln hiez
Dē ameral h' des selbē hiez
Bereiten ovch gap mā kandaris
Nach d' franzoyser gis
Mit richen bvnt kein tischē
Dem ingesinde ane mischē
Wurdē cleider ovch gesnitē
Vō heimrich was nv vngebitē
H' besant vrvnt vñ mage
Sw' nv gebaret trage
D' hvlfe m' ovch nicht striten
Di boten rantē witen
[Bl. 48. a.] Si vundē vroudērichē vunt
In den ort der besten kvnt
Was alles fran^c^rich gegeben
Durch des einē ritters leben
Den selde in ir geleite
Hete bracht vz arbeite
Des wart hi ganz' vroudē w'
Do man besante hin vñ h'
Wol zweier wochen zit
Nv wart das mer also wit
D' svze noch h'ze vrovde git

Casp. 101 b 10.

Manig' sich bereite vngebetē
Ir all' h'ze hete lieb irretē
Das leit samen da v'tarp
Heim*rich* also wite warp
Das v*run*de vn viende
Di *uor* ... ar sere piende
Entphahens waren bereit
Heimrich nv an dē keis' reit
Vñ *saite im*me d' vroudē phlich^t^
En*vrovte* valsche h'zē nicht
D' vroudē sage tvt hi has
Loys bi d' kvniginne sas
Da d' graue brachte di me'
Di svze minnebere

An d' sippe bot lieb beiac
Vor vroudē also sere irschrac
Swigende sach si dē kunic an
Vb' eine wile si sich v'san
Vn̄ sprane vf da ir vat' stūt
Nicht liez als di vrowē tvnt
Si sp^{a}ch vil svz' ist iz war
Den vns heidenliche var
Het enzvct weistv den
[Bl. 48. b.] Getruwelicher sippe wen
Se zoch. w't h' vns sp^{a}ch si wid'
Di ovgen gvzzē wazz' nid'
Das lieb flvr hete geheizet
Vz h'ze brv̄nē wart h' gereizet
Manic vzsprinc leite dar
Man nam hi ganz' liebe war
Des wurde mvnde rot gevar

Casp. 102 a 9.

Ob mich d' nicht enrvwet
Des trvt mich hat getruwet
Vn̄ des truwe lon nicht hat
Des truwe crone mich gecront h^{a}t
Des w'de truwe mich bew'det
Min h'ze na sin' trvwe girdet
Des svzen d' nv kvmen ist
Wol d' reine suze krist
Vn̄ ouch in wiplichen siten
Mit weinē wart da vnd'snitē
Ein lachē das doch vroude *brachte*
Der kvnic nv gedachte
Wi h' lieze truwe schinen
Vur das engestlichen pinē
Das h' het durch in gedolt
Vn̄ wi h' in enphahē wolt
Das gehoet wurde sin pris
Vn̄ das d kvniginne arabis
Gewunne mvt vō geldes lone
Ob si lazen d' heiden crone
Das and' w't ir vroudē tracht
Mit graue heimrich h' das betrach^{t}
D' keis' sp^{a}ch nv wol mich wart
Daz m' di selde ist gespart
Daz ich nach vlizē vn̄ gewī
Min h'ze na sin' truwe tru
[Bl. 48. c.] Den sehn sol des wis' sin wet
Des mēlich tat mich ie begreif
Swa m' d' hosten helfe ensleif
Do was sin truwe mī v̄mesweif

Casp. 102 b 8.

Sin mvt was mines mvtes willē
Kvnde sin pine nv gestillen
Des gebe mvtes vroude mir
Di kvnigin sp^{a}ch vn̄ si ich dir
H're lieb das la schinen
Das wir im svzen pinen
Swas ich vō dinē gnadē han
Dime gebote si daz vnd'tan
Daz im w'de mvtes vroude gāz
Do sprach d' clare vivianz
Des richeit noch nicht granē warf
Swa mā mī dazu bedarf
Da w't im ere vō m' irboten
Vn̄ mochte mī craft schildes rotē
*L*eitē durch poynd'lich' tat
Min h'ze wol den willē hat
Leid' ich bin d' vrovdē zv cranc
Di kvnigin saite im danc
Das sipplich liebe in treip
Heimrich nv nicht beleip
Der kvnic im stiez zv kvmēs zil
Bertram hat geworben vil
Witschar bube vn̄ arnalt
D' tioster vil ritt' hat gevalt
Gauders vn̄ gaudin
Mil vn̄ kibalin
Vn̄ serines von pantali
Gwigriman vn̄ d' vō blavi
Samson vn̄ ioseranz
Vn̄ von hves melanz
[Bl. 48. d.] Gaudris vn̄ d' vō tandrinas
Vn̄ also rotte gezimmirt was
Gel grvne rot vn̄ als ein glas

Casp. 103 a 9.

Arabel wart enphāgē wol
D' mīne mā des dankē sol
Das ist min wan ob ich ez kā
Di rottē sich bereitē san
Vn̄ ritē al dem kvnige zv
Ob dē imā ovch kvme nv
Das hort ir schire gehort
Im quam d' mit tat zvstort
Graue hoier vō beamvnt
Vn̄ tsampani vō licvnt
Graue tyde von littenant
Vn̄ syr robert vō tinasant

Graue ritschart vō lianit
Frauperte vō tingalit
Graue kylloys vō oreste
Vn̄ vō artoys mutes veste
Vn̄ graue beals vō gerunde
Das waren alles kvnde
Svnderlich quā vō portigal
H'zoge beonit d' ouch qual
Da heime leit vō den heidē
Nv han ich vch bescheiden
Di vuren alle nach mein sit
Dirre h'zoge het des vnd'snit
D' was mit harnasch kvm̄ dar
Dᶻch sin lant vor d' heidē var tē
Deme wart vil riche hi gesni
Wapē roc vn̄ decke nach manigē
Nv quā ovch graue heimrich . sitē
Des h'ze was nv vroudē rich
Nimā antsoy was gelich [= Casp. 103 b 7]

Casp. 114 b 4.

[Bl. 53. a.] Swi ich ein teil rechtes zv im hā
So tvt m' doch di trvwe wol
Sin tvgent m' ouch helfē sol
Danken ob ich sin tar mvtē
Dirre svzen reinē gvten
D' wisheit mich hat gescheidē
Von todes pin vn̄ vō leiden
D' w'de in hohem gelde saz
Swa w'de kein hoh'. h' sich maz
Mit wūsche wart da vb'setzet
D' mīne vn̄ w'de mich hat irgetzet
Pinlicher arbeit leben -bē
Do schvmpfētur mich het gege-
Vn̄ w'de zv lon das machte si ebē

Casp. 114 b 18.

Der iamer wart mī wisel
Di schv̄pfētur mich na zv gisel
Daz ovch an v̄pris ergie
Ich gebot noch vnd' helm nie
Durch viende craft sicherheit
Do ich vf dē iagen mich v'reit
In poynd' craft bis vf das m'
D' kvnige enschvmpfiertes h'
Sahen das mich das vrs v'truc
Dannoch hatte ich crefte gnvc
Wūde vn̄ gesv̄de sich zvsamē liezē
Mit vientlichem sliezen

Glich d' wer si taten
Do si bekowert sich hatē
Vō dē mer si hvrtē vf das velt
Mālicher tete lones gelt
Bot ich vur vlisens vngewin
Dise dri kvnige hvrten in
Synagvn vn̄ halzibir
D' drittē kvnic valt ich schir
[Bl. 53. b.] Di zwene mich do ranten an
Di lanze het ich virtan
Des mvste ich pine hi liden
Schoyse mit viende niden
Halzibir ich durch dē helm slvc
Daz iz bestac sin ros in trvc
Vō m' das ich sin nicht sach
Mit starkē hvrte das geschach
Synagun vf mich treip
Min sw't svs in dē helme bleip
Also ein stro mā mich zereip

Casp. 115 a 17.

Mit d' vust slvc ich manic gebot
Dicke rief ich hin zv got
Einē heidē zvcte ich ein sw't
Des gvte wan einē slac wert
So hielt ich ab' blos als e
Vō starkē hurtē geschach m' we
Si tribē mich v̄me als einē bal
Gros wart d' genesē heidē schal
Tervigant gap nv nvwē don
Nv hvrte vf mich vō talimon
Mit ein' starken lanzen
Vn̄ wolde betwingē mich vianzē
D' kvnic mit craft di vf m' brach
Den ich mit d' knvppē stach
Daz h' vō dem rosse seic
Alrest mī vngelvcke[1] nv steic
Ir craft mich hvrte zv d' habe
Do wart min ros geslage abe
Des craft mich dānoch also hielt
Bis mī vrovde ein vianze spielt
Daz wart vnzagelich doch getā
Vō dē rosse irbeizte ich san
Das viel nider vn̄ was tot
[Bl 53. c.] Ich galt mich doch mit karles-
Mit vil w'dē kvnigē drin -lot
Des mvz mī vrowe gezvc hi sin

1) g in vng . . . ist aus k gemacht.

Di sint zv todierne quamen
Vñ di kvnige gebalsãt da nam̄
D' iam'lich geberde rich
Woldē nicht enpern si sehē mich
Das vugte m' zv seldē sich

Casp. 115 b 16.

Uz d' p'son mā mich nam
Als ez m' sint zv seldē quā
Ir wunneclich gvnst m' w'de iach
Avoy in welch' wirde ich sach
Min vrowe hi di kvniginne
Vrowe venvs di gotinne
Wart nie so ho geschont
Si gienc des tages gecront
Wan ez d' gote hochzit was
In ein iardin da *grvnes* gras
D' meie d^z^ch vrovde *het b*estecket
Vil manic schone bilde da weck;
Mānes lieb h'ze di *vor* ir sazē
Ir clare schone *so glich di* mazē
Dē wūsche sich ouch *gurte hoch*
Tibaldes vrovde ī iam's vurt: geb^z^t
Ertranc do h' vrlovbes gert
Vil hohes h' mich lobes wert
Vor ir d' kvniginne drin
Vñ beval mich ofte d' kvnigin
Das si mit hvte mī wol phlege
Di svze dar an was nicht trege
Ir blic mich dicke vō sorgē schie^t^
So si mit sehē mich irriet
Daz zeiget m' ein kein vrovdē hin
Ovch vrvmt ir wislich' sin
[Bl. 53. d.] Vnd' wilen mich wol hazsen
Vñ kein m' mit helfē lazsen
Das ich d' notdurft enpar
Dis v'stvnt ir zv vrovdē gar
Als m' di ovgen zeigtē dar

Casp. 116 a 15.

Zornes ich vnd'wile engalt
Do antworte mī vrowe hi tibalt
Do h' mich beval vch tur -hur
Sich hat din tvgent ie soge-
Kein m' mit ganz' liebe erbotē
Das ich das sw' bi minē gotē
E das d' helt wurde v'lorn
Daz ich e wolde d' gote zorn
Duldin ich geswige din

Vil svzer vrvnt vñ h're min
Var vrolich vñ gehabe dich wol
Min truwe in wol behaldē sol
Das geschach so schiet h'
D' rede ist m' mī vrowe wer
Mit d' wil ich irzvgē das
J[e]t wed' halb gecronet-sas
Ein kvnigin di trvc vō ir
D' richeit ich gar v'bir -chē
Ich mochte ir nicht halb wolre-
Nv begvde behvgde vroude m'
Ofte hi d' kvniginne blic. wechē
Swi tvgentliches sterbēs stric
Min vrovde zv iam' het gebv̄dē
Nv gap avēture stvnden -seit
Das sich tibalt durch helfe ent-
Als ich vor iach ir wisheit
Vuget do tibalt dannē quā
Daz mā h'vz mich ofte nam
In dem sinne ret si vor in das
[Bl. 54. a.] Das mā behvte mich deste bas
Kegē m' si gvte doch nich^t^ v'gas

Casp. 116 b 14.

Vil heidē min' seldē bevilt
Eine^s^ ich schachzabels mit ir spilt
Das spil m' b'nde vrovde b^a^chte
Vil ofte ich an ir schone ged^a^chte
Das di solde gote ēphendet w'dē
Vñ rif vō himel an di w'den
kvniginne mvt' vn mait
Do si m' mat het gesait
Eines tages vf d' kvnigīne
Nv was das gar vz minē sīne
Das di kvnigin frāzoys kv̄de
Ir sele v'lvst ich clagē begv̄de
Do m' das spil misseriet
Di kvnigin di clage irriet
Vñ behilt di an dē drittē tac
Do ab' min selde zv vrovdē wac
Vñ ich quam zv hove als e
Nach dē tische wart nich^t^ rede me
Ein spil satztē wid' an
Di sprach di kvniginne san
In franzoys des ich se' irschrac
Ir ret des ist hvte d' dritte tac
Von einer w'den kvnigin
Wi mochte mait vñ mvt' sin

Solde di geb'n vñ wip nicht wesē
H' markis ich wil sin nicht entwesē
Ir bescheidet m' vō d' meide das
Als ir solt *hi doln* minē has
Svs twanc hi mī vrowe mich
Das ich .. beschiet d*ewe* als ich
Di weste do bedachte si sich

Casp. 117 a 13.

Do si dē gelovbē het v'n*v*mē[n]
[Bl. 54 b.] Wi ez was vñ wi es mocht[e kvmē]
D' geloube ir gahes wol ge[viel]
Des tovfes vroude ī ir h'ze w[iel]
Zv disē vrowē nā si rat
Do si in di rede entslozzē hat
Zv dē tovfe wart ir gach
In vil kvrzir zit dar nach
Di kvnigin ir bereitē bat
Einē kiel vñ iach si wolde di stat
Rvmē d^{z}ch des gevangē willē
Vñ der heiden rede stillen
Vñ beval mich einē ameral
Dar zv dem hove vb'al
Das si mit hvte mī phlegē wol
Dise rede ich kvrzen sol
Doch was m' kvnt vō ir getan
Das si mich wolde brēgē dan
D' kiel nv bereit wart
Vñ di svze was vf d' vart
Di reine da vrlop zv m' nam
Ein vile di m' zv tal quam
Da mit ich vilte di tages stv̄d[e]
E ich di nagel v'vi[len k]vnde
Doch lost ich vz d[ē pov]*k*ē mich
Dē tac di nacht n[v] neiget sic[h]
Nv quā also di valsches lere
Vñ slos vf den ke[r]kere
Si zoch mich mit ir wizē hāt
Ich wene hi mī brvd' vō brvb[ant]
Svlche c^{a}ft noch nie an im va[nt]

Casp. 117 b 12.

Ich wart mit craft vz gezogē
Ovch was mī helfe vnbetrog[ē]
An dē vier vurstinnē hie
D' helfe ovch mir truwe sehē [lie]
[Bl. 54. c.] [Do i]ch vz dem kerk' quam
[Di] kvnigin mit armē mich nā
[I]r mīne kvs si mir bot
Swas ich in d' prisvn not
Irliden het di was nv hin
Di kvnigin vurte mich nv in
Da tibalt vñ si in liebe lagē
Di vrowē vier vnsir phlagē
Bis das si soldē zv schiffe gen
Swen mīne ie twanc d' sal v'stē
Ob mich icht mīne twūge da
Do ich ir lac an hvte na
D' min sele vñ h'ze gert
Da mīne da wart vō m' entw't
Minne svze vñ mīne lihens
Owe des verzihens
Ir mīne durch gelovbēs eren
Mich kvnde wol pine leren
Manic svzer vmmevanc. crāc
Doch was ich des libes noch so
Ich enhet wol mīne diēst getā
Svs bin ich ir mīne noch an
Daz w[eiz] si wol vñ got
Nv vil [schire] quam vns gebot
Von disen vrowē vier
D' louf was snel als ein tier
Daz w' vf were schier

Casp. 118 a 11.

Ein harnasch mā m' do zeiget
Da was von geweiget
Alrest mī lebē vor dē heidē
Nv gedacht ich d' aldē leidē
Vñ wolde mich gewapent hā
Di kvnigin wolde des nicht lā
Min harnasch si m' teilte
[Bl. 54. d.] Di liebe m' ab' vroude heilte
Di vrowē iz teilten sich
Helm vñ sw't daz trvc ich
Vñ vrowē cleid' dar obe -lobe
Ovch was di liebe d' mīne zv-
Das mī vrowe hi trvc dē halspc
Daz was doch nicht kvnigīnē w'c
Zv dē kiel b^{a}chte si mich zv hāt
Daz ez nie mēsche bevant
W' warē bereit vñ vurē dan
Nimā weste das ich was hi an
Alhi des kieles ingesinde
Nv triben vns sere di winde
Vf dē kiel rede vō m' irgie
Vō d' kvnigin vñ dē vrowē hie

Daz horte ich wol in dē castel
Nv wart di rede schire ane hel
Daz di kvnigin wunschte mi
Dise vrowē clagte swache pin
Dar inne ich ane schvlde lac
Nv het geneiget sich d' tac
Di kvnigin hat gewūnē san
Dē marn' si sp^{a}ch sage an
Ob din kvnst mich bewise kā

Casp. 118 b 10.

Der marn' sp^{a}ch wol ane maze
So sage kanstv di straze
Kein cristē lāde. Ja vrowe wol
Din sin sich bedenkē sol
Ich han se gevarn dristvnt
So wende di segel zv stvnt
Vn̄ ker kein cristē lāde di sla
Wizse d' gevangē ist vns na
Vn wiltv des hvlde han
D' marn' richte san
[Bl. 55. a.] Des hohen me's vnde vns ieit
Dem ameral was hi das varn leit
D' v'stvnt sich an d' svnnē wol
Sin h'ze trvc sufczeberē dol
Dē marn' warf h' vnd' sich
H' sp^{a}ch dv salt bewisen mich
War din varn si gewant
Nv rief di kvnigin zv hant
Das ich durch helfe queme dar
Min slan wart vil blvt var
Ich sluc als man sid' zalt
Ane d' min zorn valt
In daz m' vn̄ vlussen hin
Acht vn̄ hvnd't als ich bin
Bewist sid' vn̄ ist m' leit
Di kvnigin ovch selbe streit
Vn̄ di vier vrowē d' truwe was
Sie botē alle nv fianz. ganz
Vn swurē cristē gelovben
Nv begvnde vns vroude tovbē
So w' gevurē dē sechstē tac
D' noclir vf steic als h' phlac
Ein rvf vns vrovde wid'wac

Casp. 119 a 9.

Der noclir kos daz vns ein h·
Nach vur vf dē breitē mer
Di zogten sere in was gach
D' noclir rief vn̄ sprach
Nv wol vf d' genesō wil
Bereit vch zv w'des todes zil
Vns ist g gestozē owe nv
D' heidē craft was gahes zu
Nv seht vch vur h' markis
Begienget ir ie hohen pris
Daz lat nv kein dē heidē schinē
[Bl. 55. b.] Ad' wir liden *heiz* pinen
Di kvnigin ist gar tot
Vf dem kiel hvb sich not
Vō alden vn̄ von ivngen
Doch was ir mvt vnbetwvgē
Daz si gote wid' saiten
Ovch an dē gelovbē ver*xaitē*
W' bereitē vns mit w' zv hant
Nv kvr w' das ein lant
Des bvrc*gravē d' hie* ist
Doch sante vns d' w'de crist
Vo dē heidē in di habe
Mit dē vrowē ilte ich abe -lāt
Do ich hendelanc begreif das-
Di kvnigin nā ich an di hant
Da mit di vrowē di hie sint
Vn̄ dise edelen kint
Mit den ich an daz gebirge gach^{t}
Do vns d' wint zv lande bracht
D' heidē h' vns sere nacht

Casp. 119 b 8.

Hvnd't kalendē wol bereit
Des kieles gesinde nv nicht beit
Si volgtē an das gebirge m'
Ist mī kvmē lieb so svlt ir
Dē burcgravē alle dankē hie
D' vns so tvgentlich enphie
Vn̄ gap vns in angest rat
Sin tvgent vns so behaldē hat
Daz ich ez v'dienē nicht enkan
Di heidē vns belagē san
Nach tibalt si santē hind' sich
Want do si nicht vundē mich
In d' prisvn an dē drittē tage
Nv wisset ir wol do hvp sich clage
[Bl. 55. c.] Nach d' kviginne hie
Ir craft sich do zv samē lie
Vn̄ iltē sere vns nach zv varn

Daz kvnde d' svze got bewarn
D' vns da brachte dē lande zv
Svs war w' belegen nv
Tibaldes craft w' wid' sazen
Do w' hin vn̄ h' gemazen
Wie wir vns entseitē in
Vor d' bvrc was h' vn̄ hin
Phedelar driboc vn̄ bliden
Vur vientliches liden
D' burcgraue ich vn̄ sin wet'
Nv quā des nachtes eī st*ar*kes wete'
Als sin gvte wirt dicke kvnt
Vn̄ slvc di kalē*dn in* dē grvnt
Manic h'ze wart da *vō iam'* wūt

Casp. 120 a 7.

D*er kalēdē ein nicht ge*nas
Des *burcgravē tvgēt* nv was
Das h' durch vnsir beid' bet
Vnsem ellende zv liebe tet
Vn̄ durch cristē gelovbes erē
Gesellesehaft wolde meren
Daz di kvnigin icht v'drvzze ze
Vn̄ di burcgravī ir lichte enslvz
Daz an gelovbē sich ir svzet
Vn̄ cristē zvcht ovch grvzet
Daz hat si mit ganz' liebe getā
Svs geleit d' burcgraue dan
Vf ein' kalendē d^z^ch gemach
Daz ir vō vorchtē nicht geschach
Mit vrovdē h' vns h' brachtē
Di ritterschaft nv alle gachte
Vn̄ irbutē dē marcgravē sich
[Bl. 55. d.] D' kvnic sp^a^ch nv wisset das ich
Vw' w'de dar vmme p^i^sen sol
Vn̄ so mit liebe dankē wol
Das ez vch brenget erē solt
Ovch svl w' d' burcgravīne holt
Sin dvrch vrowelich tvgent
Das si in clein' iare ivgent
Wiplicher gvte stam so stiget
Edeler ritt' herz ir niget
Durch so svz ir zeigen
Heimrich sich neigen
Begvnde zv d' svzen
Mit lieblichem grvzen
Wir svln vch ellendē buzē

Casp. 120 b 6.

Loys sich d' schonē gar -ar
Nv begvndē di ritt'liche sch
Sere wvndirn dirre arbeit
D' kvnigin wart vil danc geseit
Vō manigē edelē mv̄de da
Graue heimrich si kvste sa
D' kvnic si vil ofte trvte
Di liebe h'ze lieb bedvte
H' vie si dicke bi dem kinne
Wol dir vil reine kvnigīne
Daz w' di vrovde hā vō dir
D' kuniginne nam si vō m'
Ich wil nv marcg^a^vīne heizē
D' nā kan mich zv liebe reizē
H' stet mich hoch ich wil in hā
Der kvnic lachē des began
Vm tvsēt crone geb ich nicht in
H' ist m' lieb sp^a^ch di marcgravī
Ir seht wol ist h' w'de wert
An im ist swes *uw'* h'ze gert
[Bl. 56. a.] Arabel vō liebe reite nv vil
Nv hvp sich manighande spil
Nv behvrt alhi das stechen
Svs irbotē si sich vrechē
Vor d' kvniginne hie
Di schowē an di venst' gie
Mit ir di clare burcgravin
Vn̄ di vier meralin
Jvncvrowē vrowē rich gezoc
Von phellel svrkot vn̄ roc
D' stvnt vō golde als ein stoc

Casp. 121 a 5.

Hie was ein riche geflorte schar
Dar vnd' mochte mā nem̄ war
Kleiner hemde wis sidin
Nv mvste arabel mīne sin
Des markis hie als h' iach
Swi svze h' gebildet sach
Arabel di sin svz h'ze zv trvc
Hi was nv vrovde mā gap gn^v^c
Bis an dē sechstē tac das w'te
D' keiser do vrlobes gerte
Vn̄ swas d' hohen mit im was
Nv irbeizte vnd' dē palas
Grave Roygir vn̄ tinant nt
Dē markis was h' an sippe gena

D' was d^rch enphahē kvmē
Vō dē wart liebes m' v'nvmē
Do h' gesalviert dē markis
H' sprach uw' hoher pris
Kan sich mit tat wite zeigē
W' hate vch vur dē veigē gē
Nv habt ir in vēnizse p's irrvn
Ist ritt' ie vor so wol gelvgē
In vnz' zit des wē ich nicht
[Bl. 56. b.] Vn̄ wen ovch nīm' geschich[t]
Kvnigin vurstē grauē vri[en]
Hern habt nicht vf di dri[en]
Ez mvste ein weg' wurf [sin]
Sint ein so hohe kvnigin
Zwein cronē d^zch vch wid' [seit]
Vn̄ der w'de was so breit
Nv wisset daz si liebe iei[t]

Casp. 121 b 4.

Di hat si vch irzeiget w[ol]
Ir liebe ich nv sturē sol
Aventur vch in allē wis
D' pabest leo ist zv paris
Vn̄ welt ir nv des tovfes [ilen]
So enlat iz nicht v'wilē
Sendet gravē heimrich d[ar]
E das d' pabest vō dannē v[ar]
Min neve kan [ez] wer[bē wol]
Durch vw' truwe h'ez w'b[ē sol]
D' markis dancte im ser[e do]
Des wart h' von h'zen v[ro]
D' kviginne sagte h' d[az]
D' vroude begvnde sich ho[en baz]
Diu des tovfes zvv'sich[t]
Ir hort wol was mī neve [gicht]
Sp^ach d' markis zv heimr[ich]
H're vn̄ vat' tvt dem gli[ch]
Ob ich din kint ie wurde
Nv hilf m' ab d' swe'n bur[de]
Das di kvnigin getovft [w'de]
Vat' in so hohem vride
Sint vns d' pabest ist nah[e bi]
Das din dienst dabi si
H're des getrvwe ich dir
Heimrich sp^ach so rit mit ı[nir]
[Bl. 56. c] [B]ertrā mī svn vn̄ rvbert[1]

1) Dieser vers ist am untern rande nachgetragen.

[V]n̄ ob h' vom dē keis' gert
[D]ē tovf an ir de^s enw'ret nicht
[G]eret sich d' pabest des gicht
[Al]s h' so hohen bote sicht

Casp. 122 a 3.

[D]ē kvnige di rede wol behait
D' pabest di reise nicht v'sait
[D' k]vnic vn̄ heimrich schiedē dā
[Di] h'ren sich zv liezē san
[Di] mit dē kvnige quamē dar
[D]as grave heimrich mit in var
[D]as stet wol vn̄ ist gvt
[N]v hort waz d' keiser tvt
[Z]v arabel nā h' vrlop hie
[Di] burcgravin mit ir gie
[H'] sp^ach ich bevele vch got
[M]in lant mī lvte vch gebot
[Na]ch willē mvt sal sliezē
[Ni]man dar v'driezen
[Da]rzv ich selb' wi ir welt
[Ge[bietet m' vch si geselt
[Mi]n h'ze mī mvt durch mvtē
[Sīt] ich han vrowe vch so gvtē
[Des] vrowe ich mich vor dē markis
[Vō] dē ir seht noch so hohē pris
[D]urch mīne gerndes zeigē
[A]lrerst beginnet sich neigē
[V]w' h'ze cristenlicher svze
[Al]s ir nv mīnēbernd' grvze
[V']stet d' cristē liebe phliget
[A]lrerst vch vnhohe wiget
[H]eidenlicher minne gruz . mvz
[Z]vrnet nicht svze das ich vō vch
[D]urch vw' ere daz geschicht
[Bl. 56. d.] Ovch enlat des mī vrowe nicht
Ir truwe vch g'ne vō h'zē sicht

Casp. 122 b 1.

Kvnigin ir mvst liebe iehē
Zu dem tovfe wil ich sehē
Vō vch vn̄ vns' alde mvter
Vurstin wart nie gvter
Dan di gravin irmeschart
Ovch ist dar vm mī vurvart
Das ir gervchet mit vns sin
Zv dē tovfe vn̄ mit d' kvnigī
Da w'de w' vch dienstes vnd'tā

Sus schiet d' kvnic vō ir dā -tē
Ir liebe zv samne was gewe
Vrien gravē warē gebetē
Vō dē kvnige vñ dē markis
Das si durch cristenlichē p^i s
Arabel tovf weren bi
Daz vrovde nv hi zv hove si
Di vrovdē alle entwichē sint
Ich wen das t'ramers kint
Vō dē markis ein schīphē dolt
Ob si mvste vñ ob h' solt
Das si d' wile v'drvzze nich^t
Manic kvrzewile si doch sich^t
Ir rot' mv̄t wart nicht gespart
Bis dē markis di eine wart
Di lvte mvste h' vurchtē hie
Als di burcg^a vin mit ir gie
Odir d' vier vrowē ein - mein
So was im vñ ī nn d' mv̄t ge-
Do mochte mā mīne liebe scho-
Bi bertrames vrowē -wē
An d' di mīne ovch kv̄de bowē

Casp. 122 b 32.

Di kvnigin al di wile slief

3.

Tambacher bruchstück.

Pg., folio, 2 sp., je 46 verse, XIV. jahrh.

Das doppelblatt befindet sich zu Tambach in Oberfranken auf der bibliothek des grafen Ortenburg, die auch ein bruchstück derselben handschrift aus Wolframs Willehalm besizt. Nähere nachrichten gibt Franz Schmidt in Naumanns Serapeum III, 342. Ebenda s. 338 wird auch ein älteres handschriftenverzeichnis mitgeteilt, in welchem die handschrift als *Sand Wilhalm* aufgeführt ist.

Casp. 22 b 6.

[a] Van der christen Ritterschaft
Der pondyer hie so herte wart
Dev Graevinne Irmesgart
Wol môht sich seins chindes fraůn
Des chraft chund den hayden draůn
Als hie wol an den hayden schain
Der durch stůrm zoch ein ain
Nu gen dem mer auf den plan
Da wart ez also gůt getan
Daz sein daz Paradys genoz
Der engel gewain was da groz
Swa plůt van den christen floz [= Casp. b 17]

Casp. 23 a 17.

Pvhurt der K^v nch van Frygende
Der ie schain an missewende
Gen dem Markeys do er in sach
Die Glaeuen er mit chreften prach
Im durch den schilt daz si ze staub
Hie ergie des hymels raub
In iamer si ir leben verchauften
An den vngetauften
Ir werdez leben hie durch minne leihē
Der Markeys mag nu niht v'zeihen
Pondyus ern grůzt doch in
Zoys můst der pfander sin
Fůr der Margravein leben
Wyllikeyn marcht vil eben
Den K^v nch er durch den helme slůg
Der doch manhait niht vertrůg
Da er si gegen begunde
Talymon sa zestunde
Auf den Markeys hurte do
Der auch der verte wart vnfro
Dem zoys so verschriet den helm
Daz auch raert des plůtes melm
Die nôt gestallen sahen daz
Daz veintleicher tote haz
Den Margrauen sere pant
Di swert si vmb wurffen in der hant
Hie wart gewant der iamers pfat
In lebens garten der tot nu iat

Gauters Tsemers vnd Kybalin
Fügt der höchste hie gewin.

Casp. 23 b 16.

Die christen di hayden strevten
Die tivfel sich auch da frevten
Der gewin was da nicht swach
Di hayden man da vallen sach
[b] Vor den christen als di snie
Nu alters wart der hayden chrie
Geswaiget vnd gestillet
Mit starchen hurte wart erhillet
Van den christen auf der hayden schar
Kylham nam der hayden war
Der hayden chraft gab nu fluht
Des Reiches vanen wart auf gezucht
Van Berhtram der in da fůrt
Der christen chraft sich nu růrt
Daz ez gie an daz hardieren
Di snellen vnd di zieren
Der hertz ich geleich den flinsen
Nach tötleichem zinsen
Si auf di hayden ranten
Diw örsse si sere manten
An pergen vnd an leiten
Hůb sich sölhez streiten
Daz der luft sich da van zerlie
Sölich dön van den swerten gie
Di mit chraft di christen slůgen
Swa gen sich diw örsse trůgen
An dem iagen auf dem wal
Der Kůnich van Tvbeanal
Des chraft dannoch in were schain
Van Talymon des můtes rain
Der helfe wart nu ain

Casp. 24 a 15.

Den hete Phevs gesant
Samargon hiez daz lant
Des hertz trůge maenleich wer
Auch was der zwaier Kůnige her
Ser geletzet vnd verschroten
Si ahten niht der toten
Di in pei den seiten nider vieln
Ich sage niht van grozzen chieln
Einen barchen het daz plůt getriben
Van den di auf dem wal beliben
Mit vollen wol in daz mer
Dirr Kůnich gab newe wer
Daz můsten si vor angsten tůn
H(al)zybier vnd Sanagůn
Der payder chraft begunde steigen
Der hayden chraft begunde neigen[1]
Di drei Kůnige vnd slůgen in
Daz wart der christen vngewin
E daz ir chraft wirt angesigt
[c] Der streit wol geleiche wigt
Di christen hurtleichen drungen
Nach preyse si sere rungen
Auf helme hie vil swert erhal
Alrerst hůb sich der hayden val
Wan si siges sich versahen
Mit hurtileichem gahen
Wart da starches golopyer*n*
Die frechen vnd di fyern
Di hayden niht ensparten
Des Reiches vanen si pe(war)ten
In wer si sich scharten

Casp. 24 b 14.

Wilhalm ie ob den v[einde]n schain
Pehtram der not gestallen ain
Mit neide was den hayden ob
Monsay chrye in siges lob
Mit chraft wart geschrey(et)
Dew chrey vil hertzen vrey(e)t
Daz zagleich tat di held (ver)mait
Daz veld waer enge oder (br)ait
Der christen chraft ez so (dur)chfůr
Der Markeys niht pei ir (hulde)n swůr
Si wurdens anders er(want)
Belur sein örss er dick (mant)
Ze paider seit ze streite(s ger)
Sůst fůr der Markeys (hin u)nd her
Auf dem wal swa chr(aft nu) was
Der hayden chraft was (als ain) glas
Van im zerprochen (und zer)tan
Swer lebens můt (wolde ha)n
Di fluhen alle gen (daz m)er
Balygan vnd der K(ůni)ch her
Wurden gar entsch(umpf)yert
Der Markeys nu se(re hurd)yert
Auf die di siges wa(ren entse)tzte
Daz wal van den wart genetzte
Der Margraf iagt sere nach
Im was ze iagen also gach

1) neigen in feigen corrigiert.

Daz im sein ŏrsse so (ser v')e trůg
Auf dem iagen er dannoch slůg
Den reichen Kůnich Sa(mph)ole
Der tet den christen vor (vil) we
Sein leben slůg des tod(es r)e

Casp. 25 a 13.

Wilhalme iagte auf daz mer
Nu sach daz Balyg(anes) her
Daz tschumpfentewr *het* vorv'*sait*
[d] Vnd nu ze schimpfen was berait
Daz sich der Markeys het verriten
Nu was auch vil vngepiten
Kůnig Meral alt vnd iunge
Rieffen nach choverunge
Di nidern vnd di obern
Begunden sich bechouern
Si wurden alle ellens reich
Haltzybier der maenleich
Vnd der chůnich Synagůn
Der tat ie schain in preyses tůn
Ranten den Margrauen an
Hie wart ein sŏlich tyost getan
Der himel vnd engel wart getiwrt
Der den Markeys het gestiwrt
Einer lantzen der er enhet niht
Ob im tschumpfentiwer geschicht
Niemant sol im weizzen
Ez wart mit grozzem fleizzen
Zwo starche glaevin auf in gesencht
Sein hertz noch alles sigs gedencht
In maenleicher tat wern
Strait er gen zwain kůnig hern
Nu wůnscht im hails daz stet wol
Sprechet waz er nu tůn sol
Zoyisi slůg er vil neitleichen
Haltzybier durch den helme reichen
Daz im sein chraft můst erweichen

Casp. 25 b 12.

Den helm ein reichev chron pant
Daz im daz lieht vor den augē swant
Piz auf daz herseiner ane plůt
In dem helm daz swert so tivffe wůt
Daz ez in der tick gestacht
Da van der zwaier Kůnige maht
Den Markeys al da siges betwanch
Der noch vil lang in sige ranch
Einem Meral zucht er ein swert
Daz was im niht ze nŏten wert
Des Margrauen fravde nu swant
Im prast daz swert in der hant
Do er ez auf Synagaun slůg
Der hayden hertze was genůg
Der Kůnige chraft den Markeys vie
Bezzer ŏrsse gesehen wart nie
Sein snelle tet den hayden we
Der kůnich Karle im das gab [= Casp. 25 b 30].

4.

Regensburger bruchstück.

Pg., folio, 2 sp., je 42 verse, anf. XIV. jahrh.

Das blatt kam vor 1811 in Docens besitz und ist nach seinem tode († 1828) ins Münchener reichsarchiv gekommen, wo Karl Roth es 1875 wider auffand und für mich abschrieb. Rechts von spalte c steht die aufschrift: *Die gemaurt Herrn Behausung;* rechts von spalte d *Capitlisch Vrbarium de Ao. 1607.* Karl Roth nimt an, dass um diese zeit die handschrift in Regensburg zerschnitten wurde. Von derselben handschrift ist noch ein bruchstück erhalten, das Karl Roth, Dichtungen des deutschen mittelalters s. 134—141 (1845), zum abdruck brachte und das ein stück der fortsetzung Türlins (*Vivians ritterschlag*) bietet. Der handschriftliche text gehört zur recension A, da die unverkürzte fortsetzung nur in dieser recension vorliegt.

Wie in dem von Roth beschriebenen bruchstück sind auch hier die anfangsbuchstaben der absätze abwechselnd rot und blau, die der einzelnen verse rot durchstrichen, was auch im texte, besonders bei eigennamen, vorkomt.

Casp. 134 b 24.

[a] Arabel kam hin in
Er sprach uil edelů kůnegin
Sin dem wilkom der vns hat
Von niht gemaht des gõttlich tat
Nach im vns hat gebildet
Wesz hertz von sůnden wildet
Ob der im bůtet bůsze
In vetterlichem grůsze
Er den in sůnden grůszet
Ob er sich im mit worten sůszet
Vnd schuld nach gnaden bůszet [= Casp. 135 a 2]

Fehlt Casp.

Sin vil gõtlich gůte
Gen vns vns ie mit helfe blůte
Vnd von der sůszen die in gebar
Nu waren auch in daz můnster gar
Die den tauf enpfahen sõlden[1]
Nu namen sie die minne holden
Arabeln vnd wisten sie hin
Irmenschart vnd die keyserin
Die Burggrefin was do mit
Vnd die sůsze Benolit
Die pfalntzgrefin von Brubant
Nach der keyserin wart gesant
Von Arabeln die kam auch dar
Der kůnegin ein schõne schar
Von frauwen volgten nach
Grafe Rogirn man hie sach
Mit siner frauwen die was clar
Auch nam man hie der schõnen war
Des grafen wip von gerunde
Mit einem rõselehten munde
Hie was Senebalin der kůne
Von semit gras grůne
Des Amye was gecleidet
Der schone sich da nit leidet
Des Grafen wip von Roiual
Bi der saz die von Thunal
Auch was hie von lyanit
Graf Ritschart was auch da mit
Zwolf gesellen die warten ime
Der von kanar ich war nime
Der ich nit wibes susze nime

Casp. 135 a 3.

[b] Hie was auch der grafe Saniel
Des lůt mit biberuel
Ze cleider trugen der ist da uil
Des Amye da was an der minne zil
Zeiget ir roter munt so gert
Er was wol minne kusses wert
Die sasz bi der von blauie[1]
Daz ich nů nande alle die
Die in von sippe liebe trugen
Auch sol ir wol genugen
Ir wurd ze vil nand ich sie alle
Ich wil daz uch wol geualle
Daz ich ir so uil bekenne
Die kůneginne ich aber nenne
Durch Arabeln tůn ich daz
Der Babest nů nit vergaz
Er segent den tauf sa zehant
Dirr frauwen schar sich vnderwant
Der Jungfrauwen vnd der Metalin
Arabeln der kůnegin
Sich vnderwant do Irmenschart
Vnd die keiserin von den si wart
Vil rein zu dem tauf bereit
Mit Arabeln nu einig sint
Der kung loys was do bi
Wer nů me geuatter si
Der Hertzog Beonet
Vnd von Kunarg Graf Hysmet
Ob sich der hie iht reche
Vnd Kandur der freche
Nu hõrent wer si verspreche

Casp. 135 b 1.

Von Aral die auch kyburg hiez
Die Burggrefin nit enliez
Si were mit flisze Arabeln bi
Ob die nů bereit si
Ja si wart enblõszet gar

1) d aus t berichtigt.

1) b aus li gebessert.

Biz an ein hemd was si bar
Doch in dē stein zoch ez ir der babst ab
Nu horent wo ich ez gelaszen hab
Den man mit flisze vmb vie
Mit eim richen pfellen wit
Die frauwen drungen wider strit
[c] Da der Babst den segen sprach
Da der segen gar geschach
Der Babest fraget wer si solte
Heben vnd wie sie heiszen wolte
Die von Arle stunt bi ir hie
Die frage von dem Babst ergie
Wie wiltu heiszen kyburg herre
So verteil ich von dir verre
Den vint der dich verleitet hat
In vnwissentlicher missetat
Daz er si von dir verflůchet
Der arger list vil enge suchet
Wie er mache reine hertzen zam
Von der sůnd die Adam
An des apfels biz erwarb
Wer sider an den tauf erstarb
Sit daz in gebar die reine meit
So daz si in ze valle ieit
Dir vngehorsam den versneit

Casp. 135 b 32.

Nu bekenne bőser geist
Sit daz du dich ze ualle weist
So gib die ere dem hohsten got
[V]on des worten vnd gebot
[N]iemer val *iu* vellet
Wer sich dir gesellet
Sit du daz von warheit weist
So gib dem heiligen geist
Die stat der du bist gewon
Vnd var verfluchet hie von
Dirre gottes geschőpfde
Daz gebůt dir der hőhste an crefte
Nennent die frauwen kyburg
Ich beswer dich bőser femurg
Bi der sůszen megd sun
Daz iht me getorrest důn
Dirre reinen gottes getat
Die din valscher rat
In vngelauben sloszen
Vil lange hat besloszen
Daz du von der entwichest nů

Da sprach er ir aber zů
Die frage ergie dristunt
[d] Aber sprach des Babstes munt
Geleubstu an den almehtigen got
Von des gnade vnd gebot
Himel vnd erd geschaffen ist
Gleubstu sinen einbornen sun ih'm crist
Den die sůsze magt enpfie
Da si daz tauwe ůber gie

Casp. 136 a 30.

Ob du dem tauf truwe leistez
So wirstu vol des heiligen geistes
Des menschlicher anefang
Nie gewan sůnde krang
Da er durch vns des geruchte
Daz er iren magtun versuchte
Vnd auch mensch durch vns wart
Die geburt vns ewigen val verspart
Der von vngehorsam ergie
Die kůnegin entwůrte hie
Ja herre daz geleube ich wol
Der Babest sprach min frage dich sol
Von vngelauben scheiden
Nu sprach er zu in beiden
Geleubstu an den heiligen geist
Daz der drier volleist
Ist ein gewalt vnd ein vol leben
Gleubstu daz dir wirt gegeben
Hie applaz diner sůnden gar
Vnd du hůt in der engel schar
Teil hast ane misswende
Vnd du nach des lebens ende
Besitzest die ewigen freude dort
In der himel freuden hort
Geleubstu daz frauwe min
Ja herre sprach die kůnegin
So wiltu werden geteuft
Ja herre der Babest sie sleuft
Vz dem hemde daz sie schein bloz
Dristunt er vf sie gosz
Daz ez ůber al den lip floz

Casp. 136 b 29.

In der drier genende namen
Der Babst sprach du solt dich schamen
Nu vil bőser valant
Sit dir ist die freud entwant [= Casp. 136 b 32].

HALLE. HERMANN SUCHIER.

ZU REINKE VOS.

Die ausgabe des Reinke Vos von Prien, die ich im folgenden citiere, bringt in bezug auf erklärung manche gute verbesserung; doch hätten die früheren ausgaben (unter denen die von Schröder das verdienst hat, reichliche erklärungen zu bieten und gerade dadurch auf schwierigkeiten aufmerksam zu machen) genauer geprüft werden können, da sie noch in manchen einzelheiten, wie mir scheint, das richtige verfehlt haben.

V. 234. *Id is wol seuen yar efte mere.*

Schröder bemerkt: „wir sagen: es sind sieben jahre. Das verbum im singular, das subj. im plural, namentlich bei zahlbegriffen nicht selten". Diese erklärung ist irrig. *id* oder eigentlich v. 235 *eft Reynke er gaff eyn deel syner truwen* ist subjekt, *seuen yar* ist nur zeitbestimmung auf die frage „wie lange". Ebenso ist in v. 3290 *boden senden* als ein begriff, d. h. als singular zu fassen. In v. 4453: *Ja, were unser ock noch ryue* und v. 4676: *unde der wulue quam dar drey*, ist nicht *ryue* und *drey* subjekt, sondern das in dem gen. steckende *wi (ryue)* und *(drey) wulue*. Während nun im hd. „fünf" und „drei" zum subj. gemacht wird, sezt der niederdeutsche in gedanken ein singuläres subj. „es".

V. 711. *De pape hadde eynen langen staff;*
Wo mannygen slach he eme gaff!
He konde nergen ghan efte krupen.
Se quemen up en in eyneme hupen,

So interpungieren Lübben, Schröder und Prien, während Hackmann, Scheller und Hoffmann hinter v. 713 ein komma setzen, und zwar mit recht. V. 713 fg. sind zu übersetzen: „er konte nirgend gehen oder kriechen, ohne dass sie in einem haufen auf ihn kamen". Vgl. v. 30:

Do de hoff alsus anghynck
En was dar neen, an alleyne de greuynck,
He hadde to klagen ouer Reynken den voss.

Ebenso noch heute: *et kimt kein handelsman int hûs, et wart ekoft.*

V. 4474. *Den slymmen, bözen, lozen ketyuen,*
Scholdemen den horen, dat were schade,
So kreghe yd mannich gud to quade,
De yw synt truwe beyde dach unde nacht.

Hoffmann sezt *man* zu *gud* (mit C) in v. 4476. Lübben bemerkt: „Es ist freilich im niederd. gebräuchlich, dem adjekt. einen solchen subst. zusatz zu geben; allein das adj. wird auch zuweilen allein gebraucht,

vgl. Gl. 3, 9 s. 172 *de wisen vorvaren* (die weisen erfahrenen)“. Schröder schliesst sich dem an und übersezt: „so ergienge es manchem guten übel“. Die worte *mannich gud* = mancher gute sind sicher auffällig und dürften auch in der heutigen sprache schwerlich eine stütze finden. Ich vermute, dass *gud* gar nicht subst. mit *mannich* zu verbinden ist, sondern fasse es als adverb = sehr. Man vergleiche folgende wendungen der heutigen sprache: *hei het ne gût ûteschullen* = er hat ihn tüchtig ausgescholten; *hei het ne gût eschlân; dat is ne gût taun schaden ewest* = das ist ihm sehr zum schaden gewesen. Ähnlich wird heute das adv. *schêne* = schön gebraucht. *to quade krigen* ist der gegensatz zu dem noch heute üblichen *te gûde krîen* und verträgt sehr wol eine adv. verstärkung.

V. 4845. *Hir byn ick beloghen unde besecht,*
Wo wol ick moet lyden dyt grote unrecht.
Werde ich loss desser groten unschult,
So late ik my doch nene dult:

Schröder erklärt: „wiewol ich dieses grosse unrecht, diesen schaden leiden muss, werde ich hier doch noch mit lügen verklagt und verleumdet“. *unrecht* ist nicht der schade, der verlust der kleinodien, sondern es besteht darin, dass Reinke *beloghen unde besecht* zu sein vorgibt. *beloghen* in sofern, als Reinke erklärt, er habe bereitwillig die kleinodien für die königin hingegeben, was voraussezt, dass Bellin um sie gebeten oder doch wenigstens sie der königin zu überbringen versprochen hat, während er sie aber unterschlug; *besecht* in sofern, als die briefe von Reinke sein solten. Es ist zu übersetzen: „hier bin ich belogen und verleumdet, wiewol ich dieses grosse unrecht leiden muss, wiewol ich es nicht ändern kann“.

V. 5094. *De man sprack wedder: neen ick, trowen!*
Id is nu sus: du moest my horen,
Dar to schaltu võlen de sporen.
Du hefst my hir umme sus ghebracht.

Hoffmann erklärt v. 5097: „du hast mich hierher umsonst gebracht, ich bin dir nichts schuldig, ich gieng weiter keine verpflichtungen gegen dich ein“. Schröder: „du hast mich hierher umsonst gebracht, du wirst keinen nutzen davon hahen, es wird dir nicht gelohnt“. Beide erklärungen sind unrichtig. Das pferd spricht zu dem manne v. 5080:

Isset, dattu volgest myneme rade,
Du schalt vangen eyn herte wol veth,
Dar van schal dy werden beth.

Syn vlesch, syne horne unde ok syne hud
Machstu al dure noch bryngen uth.

Was das pferd hier in aussicht gestelt hat, vermag es nicht zu gewähren. Der mann hat umsonst den ritt gemacht. Statt des versprochenen hirsches verlangt er jezt das pferd: *du moest my horen. umme sus* ist also auf *my*, nicht auf *du* zu beziehen. Dem heutigen sprachgebrauche entsprechender würde es *du en heffst my hir umme sus ghebracht* lauten, doch ist die ergänzung der negation nicht notwendig. Hinter v. 5096 würde besser ein komma stehen, wie es Hackmann, Hoffmann und Lübben haben.

V. 5130. *De ezel hoeff up synen sterd,*
Up synen heren dat he spranck,
He reep, he rarde unde he sanck,

Schröder: „*dat* ist wol conjunction, nicht demonstr." Ich zweifle nicht, dass es conjunction = indem ist. Vgl. meine bemerkung zu Gerhard v. Minden 11, 47 im Nd. jahrbuch XIII s. 77.

V. 5145. *Ja, al kumpt alsodanen mede to state,*
So vöget eme doch dat sulue ghelate
Alse eyner sögen, de myt leppelen eth,

Schröder übersezt: „komt so einer auch wirklich mit zu ansehen, so nimt sich sein benehmen aus oder steht ihm ebenso an, wie wenn usw." Er fasst also *dat sulue ghelate* als subjekt. Ich möchte *dat sulue* als subjekt, *ghelate* als objekt zu *voget* nehmen. *ghelate* ohne artikel noch v. 5554.

V. 5723. *Alto vele begheren was newerlde gud,*
Ja, de sulue vaken myssen mod.
Wes syn unde ghemöthe dar hen steit
Unde kricht den gheyst der ghyricheyt,
De is myt velen sorgen beladen,
Wente nemant kan den ghyrygen saden.

So interpungieren alle herausgeber. Hinter v. 5723 ist jedoch ein punkt zu zetzen. In v. 5724 and 5725 korrespondieren *de sulue* — *wes* = wessen — *der*. Hinter v. 5726 ist wider ein punkt zu setzen.

V. 5901. *Klene, grote, ok eyn deel mynder,*

Lübben: „*ok ein dêl minder* ist ein unklarer zusatz; es kann nur heissen: ‚auch ein teil kleinere, einige kleinere'. Dies ist aber bereits gesagt, denn es heisst ja: *klên unde grôt, ok ein dêl minder.* Ähnlich v. 6568". Danach Schröder: „auch einige kleinere; nicht ganz verständlich, da schon *klên unde grôt* erwähnt sind. Es wird heissen

sollen: kinder von allen grössen, eine ganze stufenleiter“. Meines erachtens soll *eyn deel minder* heissen: um ein teil kleinere, ganz kleine, wie man noch heute sagt; dann ist der zusatz nicht unverständlich. V. 6568 werden auch „grosse, kleine, lütge und noch kleinere“ aufgezählt.

V. 6035. *De meerkatte sprack altohant:*
Welck důuel heft yw boden ghesant?
Wat hebbe gy my hir te haffen
Efte wat hebbe gy hir to schaffen?

V. 6036 erklärt Schröder: „*boden* apposition zu *jù*: welcher teufel hat euch als boten geschickt“? Ich denke, es soll heissen: „welcher teufel hat euch kommen heissen, hat euch kommen lassen? Ich habe euch ja nicht holen lassen“. *yw* = dativ. Vgl. v. 452:

Hir umme scholdemen eme boden senden,
Dat he wer dorch schaden edder dorch vromen
Nicht enlethe, he scholde komen;

oder v. 3290: *Alle was en boden ghesant,*
Dat se mosten komen dar.

wo der ausdruck „jemand boten senden“ seine erläuterung findet.

Zu *haffen* v. 6037 bemerkt Lübben: „So A. Dies wort hat der übersetzer nicht aus der entsprechenden stelle im Reinaert (6684) genommen, denn die beiden verse 6037 und 38 sind ein eigener zusatz von ihm. In den glossarien lässt sich kein *haffen* finden; der Teuth. kent aber ein *affen* (wie auch B hat) — *affen, schympen, spotten, scherzen* usw. Dies ist offenbar von *affe* abgeleitet und heisst also wörtlich ‚zum affen haben‘, entspricht also ganz dem mhd. *affen* und *effen;* für *affe* sagt aber der niederdeutsche *ape;* es wäre also ein *apen (apenen)* zu erwarten. Der Teuth. kent aber auch *aff* neben *ape,* auch in übertragener bedeutung. Dass *affe* auch im niederd. neben *ape* sich findet, beweist Zeno 257. Das verbum *affen* komt vor Theoph. 709, aber freilich im unrichtigen reim: *papen — affen*“. Schröder im wortregister: „*haffen* für *affen* = äffen, verspotten“, ebenso Prien: „*haffen* = äffen, zum besten haben“. Mnd. wb. II s. 172 *haffen* = *affen,* verhöhnen, zum besten haben: *Welck narre vele sus plecht to haffen, Mit speyen worden mannigen doet straffen, unde nicht meyst straffet sin eygen gebreck, De ys eyn narre, eyn dor undt eyn geck.* Schip v. Narrag. f. 160[b]. *haffen* = *affen* zu nehmen, war wol nur ein notbehelf von Lübben, dem dann die anderen erklärer gefolgt sind. Das *h* in *haffen* hätte zur vorsicht mahnen sollen. Die idiotiken scheinen

doch einen anhalt zu bieten. Woeste, Wtb. d. westf. mundart s. 188: *habbeln* = schnell und undeutlich sprechen; dän. *happe*. Schambach, göttingisch-grubenhagensches idiotikon s. 76^b: *hauweln* = schnell und undeutlich sprechen. In Kattenstedt a. Harz: *sek hauwern* = sich zanken, streiten. Engl. *haffle* = einfältig sprechen. Vgl. auch kurhessisch *happeln* = übereilt handeln und *happel*, m. = das unverständige eilen und sich-übereilen, die einfalt (Vilmar, Idiotikon von Kurhessen s. 150). *hauweln* und *hauwern* sind frequentativa zu *hauwen* = *habben*. *habben* und *haffen* sind identisch, da *ff* und *bb* im mnd. wechseln, z. b. sehr oft in den urkunden von Ilsenburg und Halberstadt, oder doch wenigstens sehr nahe verwant. Das engl. *haffle* scheint die ursprüngliche bedeutung am besten bewahrt zu haben. „Einfältig reden" würde auch an unserer stelle passen. Vielleicht ist die bedeutung etwas algemeiner zu nehmen. Dass *haffen* die plumpe art des bären vortreflich charakterisiert, braucht kaum hervorgehoben zu werden. *haffen* scheint ein rein mundartliches wort zu sein.

V. 6286. *Ik weet yd, gy segent gerne gud.*
Nicht to myn! ik wyl dar an.
Ik hebbe wol eer by nachte ghan,
Dar ik alsodanes hebbe ghehalet,
Dat noch nicht al is betalet,
Dar umme ik moste wagen myn lyff.
So wyl ik ok yegen dessen ketyff
Myn lyff nu wagen unde dǒn dat sulue
Unde schenden ene unde alle de wulue.

Hoffmann: „Ich weiss es, ihr sähet es gerne gut (dass ich nämlich den kampf nicht eingienge); nichts desto weniger (kann ich euch wilfahren), ich will daran! Ich bin wol eher bei nacht gegangen, wo ich mir eben solches (prügel usw.) geholt habe, was noch nicht bezahlt ist (wofür ich mich noch nicht rächen konte)". Lübben: „Ich weiss es, ihr sähet es gerne gut" (dass der kampf für mich gut zu ende gehe). *nicht to myn* bezieht Lübben auf das folgende: „Trotzdem, dass ich schon manchmal prügel geholt habe, die noch nicht bezahlt, gerächt sind, mir es also auch jezt wider so gehen kann, trotzdem will ich daran". Schröder: „*nicht to min*, eigentlich: nichts desto weniger: muss aber hier wie auch oben 5641 als interjection gefasst werden. etwa: nun wol! *alsodanes* wird erklärt durch den folgenden vers, die ganze stelle heisst: ich habe wol früher schon manches geholt, was noch nicht bezahlt ist (also geraubt), und darum mein leben wagen müssen; so will ich usw." Wie Prien über diese stelle denkt, ist nicht

zu ersehen. — V. 6286 heisst genauer; „ich weiss es, ihr sähet gern, dass es gut gegangen wäre (dass der kampf schon gut beendet wäre"). Aber obwol der kampf nicht ohne gefahr für mich ist, „will ich nichts desto weniger daran". *nicht to min* ist keineswegs als interjection zu fassen. *alsodanes* bedeutet nicht prügel, wie schon Schröder bemerkte, sondern „manches, gegenstände", deren raub mit lebensgefahr verbunden war: *dar umme ik moste wagen myn lyff, dat noch nicht al betalet is* = wobei ich bis jezt gut davon gekommen bin; ohne dass ich bis jezt dafür gebüsst hätte. Die zahlung, entschädigung für das geholte kann nur Reinke leisten. Der einfache und klare gedankengang ist folgender: ich habe schon früher manches mal (wol) bei nacht (heute ist der kampf bei tage) unter lebensgefahr manches geholt und bin gut davongekommen, so will ich auch jezt mein leben wagen und dasselbe tun (gut davon kommen) und den wolf schänden. V. 6551. *Ik begheres nicht schonre dan ghewunnen.* Lübben lässt den gen. *es* von *nicht* abhängen, ebenso Schröder. Ich möchte es lieber von *begheren* abhängig machen, da *es* doch wol nur das einstellen des kampfes bedeutet, was für Reinke nur als sieger ehrenvoll ist. Als sieger hervorzugehen genügt ihm. Das partitive *es*, welches sich auf v. 6539—42 beziehen müste, ist genau genommen widersinnig.

V. 6543 ist *Bleue* statt *Beue* zu lesen.

BLANKENBURG A. H. ED. DAMKÖHLER.

ZUM MITTELALTERLICHEN BADEWESEN.

Über das alter des schwitzbades in Deutschland sind in neuerer zeit zwei sehr widersprechende ansichten vorgetragen worden. Die eine von Wilmanns in seinem Heinrich von Melk s. 9, wo er nur im vorübergehen bemerkt, dass das schwitzbad vor dem anfange des 13. jahrhunderts, wo seiner von Thomasin und im pfaffen Amis erwähnung geschieht, nicht so algemein bekant und im gebrauche gewesen sei, dass eine andeutung, wie sie die erinnerung 950 gebe, verständlich hätte sein können. Wol nicht ohne beziehung hierauf hat Martin in der einleitung zu Murners badenfahrt (Beiträge zur landes- und volkeskunde von Elsass-Lothringen heft 2 s. VI fgg.) die frage aufgeworfen, „ob wir die germanischen warmen bäder (die Tacitus Germ. 22 erwähnt) uns nicht als dampfbäder zu denken haben, wie wir sie im späteren mittelalter über ganz Deutschland verbreitet finden".

Wilmanns hat für seine anschauung von dem verhältnismässig späten bekantwerden der Deutschen mit den eigentlichen schwitzbädern einen andern beweis nicht beibringen können, als das schweigen unserer denkmäler über sie vor dem beginne des 13. jahrhunderts. Es ist aber doch nicht so wunderbar, dass eine einrichtung schon lange zeit besteht und wol gekant ist, ohne dass ihrer in der litteratur, die uns ja nur sehr unvolkommen erhalten ist, gedacht wird. Bezieht sich die angezogene stelle der Erinnerung wirklich auf das schwitzbad, so haben wir damit eben nur ein 50 jahre älteres zeugnis für die kentnis des schwitzbades, als wir es bisher hatten. Während Wilmanns aber dieses zeugnis als zu früh für Deutschland nicht gelten lassen will, neigt Martin, wie gesagt, sich der ansicht hin, dass schon die warmen bäder der Germanen dampfbäder gewesen seien. Die ableitung des wortes *stuba* von *stieben*, an sich durchaus möglich, ist nicht sicher und würde selbst in diesem falle nichts beweisen. Denn wir haben keine kunde, wann das wort zuerst zur bezeichnung für bad in verwendung kam und welcher bedeutungsnüance es diese verwendung verdankte.

Martin möchte (s. XV) in der stelle Parz. 116, 4 *ob ichs questen niht vergæze* eine anspielung auf das schwitzbad sehen, da man doch ein solches büschel, das zunächst zum bestreichen und peitschen diente, nicht in ein warmes wasserbad mitnähme. Für unsere heutigen badeverhältnisse mag das richtig sein, da wir überhaupt die anwendung des questens nicht mehr haben. Aber einen zureichenden grund gegen seinen gebrauch im wannenbad gibt es ebensowenig als für die gleichfals von Martin a. a. o. ausgesprochene ansicht, dass ein warmes wasserbad keine grosse hitze hervorbringe und man sich darin auch nicht rasiere. Alle drei bedenken Martins lassen sich zerstreuen durch das 9. gedicht Heinrich Kaufringers (Lit. ver. 182). Da hat eine schustersfrau einen chorherrn zu sich eingeladen:

ain pad ward da den zwaien
15 *beraitt in ainen zuber gros.*
dar ein sas der herre plos
und mit im die frawe zart.
der zuber schon bedechet wart
mit ainem golter seidein,
20 *das niemant sehen mocht hinein.*

Als ihr einfältiger mann in die kammer tritt, sagt sie ihm, ein chorherr sässe bei ihr im bade, er solle sich nur überzeugen; und als er dies endlich tun will, sprizt sie ihm wasser in die augen, so dass er

lachend über diesen scherz flieht. Unterdes hat der chorherr grosse angst ausgestanden:

„Ich haun gehept ain swaißpad hie,
90 *das ich bei meinen zeitten nie*
ze pad geswizet haun als ser;
und wär der reiber komen her
und hette mich alhie ersehen,
als dann nahet was geschehen,
95 *so hätte er mich aus geriben,*
das ich mit marter wär beliben.
mir wäre misselungen zwar,
er hett sein kunst erzaiget gar
hie an mir vil senden man,
100 *wann er auch wol scheren kan,*
er hett mir geschoren ungenetzt.

Hier haben wir also ein richtiges wannenbad, in dem man 1) schwitzen, 2) von einem reiber energisch abgerieben und 3) rasiert werden kann. Die beiden lezten handlungen geschehen zwar nicht, sondern sie sind bloss gedacht; aber da sie gedacht werden, so müssen sie auch möglich gewesen sein. Man kann überhaupt annehmen, dass, wer das bearbeiten des körpers mit dem questen im dampfbad gewohnt ist, es auch im wannenbade nicht unterlässt. Ich berufe mich auf die erzählung von Du Chaillu, der im 13. kapitel seines buches: Im lande der mitternachtssonne, wo er die finnischen bäder beschreibt, folgendes berichtet: „Sobald ich mein verlangen nach einem bade geäussert hatte, wurde alsbald der kessel im kuhstalle einer gründlichen reinigung unterzogen, mit wasser gefült und ein feuer unter ihm angezündet“. Als das wasser heiss genug war, wurde das feuer gelöscht und Du Chaillu sezte sich in den als badewanne dienenden kessel. Dann kam ein junges mädchen, stieg gleichfals hinein und begann ihn tüchtig mit seife einzureiben und seinen körper mit birkenzweigen zu bearbeiten. Hiernach darf also auch die situation im Ruodlieb (Martin s. XV) auf ein gewöhnliches wannenbad gedeutet werden. Doch wenn auch Martins annahme eines hitzbades hier richtig ist, was ja sehr gut sein kann, so wird dadurch noch nicht die zeitliche kluft überbrückt zwischen dem deutschen mittelalter und den Germanen der urzeit. Gegen Martins hypothese, dass von den Germanen erst die Finnen und Slaven das schwitzbad übernommen haben könten, spricht auf der einen seite, neben dem höheren alter der frühesten uns bekanten erwähnungen bei diesen völkern, der umstand, dass sich beim fin-

nischen wie beim russischen volke das schwitzbad noch heute unverändert erhalten hat, wie es vor vielen jahrhunderten beschrieben wird, auf der andern der völlige mangel an resten bei dem deutschen bauernstand. Martin führt selbst zwei hervorragende zeugnisse für die priorität der Slaven an. Das eine enthält der bericht des jüdischen arztes Ibrahim-Ibn-Jakub, der im jahre 973 die Slavenländer besuchte und von den merkwürdigen schwitzbädern derselben erzählt, die dort *itba* genant werden, während er über Deutschland, das er vorher besucht hatte, nichts derartiges berichtet. Für die annahme, welche Martin andeutet, die stelle sei erst später in Ibrahims erzählung eingefügt und vermutlich von einem orientalen, müste doch erst ein beweis erbracht werden. Das andere zeugnis findet sich in Nestors russischem chronikwerke (um 1110: Schlözers Russische annalen 2, 96), wo es heisst, dass der apostel Andreas bei seiner reise nach Nowgorod die hölzernen bäder mit steinernen öfen gesehen und davon bei seiner rückkehr nach Rom mit staunen mitteilung gemacht habe. Mag diese geschichte auch erfunden sein, so geht doch aus ihr hervor, dass die sitte Nestors zeitgenössischen landsleuten für eine uralte galt.

Den alten beschreibungen entspricht auch heute noch ganz genau das bad der Russen. Von dem russischen hause erzählt neuerdings Otto Kaemmel in seinen russischen skizzen (Grenzboten 1887, 1, 541): „Zur vervolständigung der ganzen wirtschaft gehört noch der eiskeller, eine erdhöhle mit holzdach, und die badestube, das urbild des russischen dampfbades, ein kleines blockhaus in zwei räume geteilt, der vordere für das auskleiden, der innere für das künstliche schwitzbad: man giesst wasser auf einen haufen glühend gemachter steine, bis die temperatur hoch genug ist, und der dampf reichlich hervorströmt“.

Das badehaus der Finnen und die anrichtung des schwitzbades in ihm gleichem dem russischen aufs har. Sein hohes alter ist bezeugt, und heute noch ist es unverändert erhalten, wie dieses. Martin gibt s. XII die beschreibung, welche G. Retzius in seinem werk über Finnland davon entwirft. Noch ausführlicher handelt darüber Du Chaillu in seinem oben angeführten buche, kap. 13, der selbst diese bäder oft benuzt hat. Du Chaillu erzählt dabei, dass zur badestunde beide geschlechter völlig nackt von ihren wohnungen zum gemeinschaftlichen badehause und ebenso wider zurück eilen. Ich erwähne das, weil wir mit diesem berichte einen ähnlichen eines Deutschen über ein deutsches volksbad im 16. jahrhundert vergleichen können. Der arzt Hippolitus Guarinonius in seinem buche: Die greuel der verwüstung menschlichen geschlechts (Ingolstadt 1610) erzürnt sich über die scham-

losigkeit der mädchen und bursche, welche am hellen tage ganz entblöst über die strassen in die gemeinschaftlichen bäder liefen. „*In deren vilen man auch gar kein Underschied der abgesönderten Zimmer zu der Entblößung noch zum Baden hat, ja die Badwannen, darin man sitzt zu sondern Fleiß under einander Mann und Weib spicken, damit eins das ander desto beßer und füglicher sehen, und die Schambarkeit gegen einander verlieren lernen*“. Der unterschied des deutschen und russischen oder finnischen volksbades springt in die augen. Das deutsche ist ein wannenbad. Vom schweissbaden als einer volkssitte wissen unsere quellen nichts, noch hat sich von dieser gewohnheit im deutschen volksleben das geringste erhalten, wie es doch meines erachtens der fall sein müste, wenn anders diese art bad autochthon wäre. Man verweise nicht etwa auf die Italiener, welche trotz der hohen entwickelung, welche das badewesen bei den Römern erreicht hatte, keine kentnis mehr von deren badeeinrichtungen sich erhalten haben. Das römische bad ist eben auch nicht aus dem volksleben emporgewachsen, sondern das produkt der hohen vom orient beeinflussten kultur. Auf die breiteren volksschichten übertragen wurde der bäderluxus erst dadurch, dass die römischen grossen zahlreiche öffentliche bäder erbauten und dem volke gewissermassen zum geschenke machten. Mit dem zerfalle der römischen herlichkeit giengen auch sie zu grunde und gerieten, da sie nie wahres volksbedürfnis geworden waren, in vergessenheit.

Wenn wir danach auch nicht die sitte des schweissbadens als eine altgermanische betrachten dürfen, so ist doch ihre kentnis bei den Deutschen gewiss älter als ihre erwähnung in deutschen litteraturdenkmälern. Zunächst und zwar schon früh lernten die Deutschen wol das römische bad kennen, später brachten die näheren berührungen mit den slavischen völkern auch deren bäder nach Deutschland.

Nicht nur in Italien selbst hatten Germanen gelegenheit das römische bad zu schauen und zu schätzen; überall wo römische heere vordrangen, römische ansiedelungen gegründet wurden, entstanden auch die römischen thermen und balneen. Jahr für jahr bringt neue funde im westlichen wie östlichen Deutschland ans licht. Die badfrohen Germanen werden auch dieser ihnen bisher fremden art bald geschmack abgewonnen haben, und gar mancher herr mag für sich ein solches bad haben bauen lassen. Für die genauere bekantschaft mit dem römischen schwitzbad ist beweisend die tatsache, dass noch spätmittelalterliche deutsche schriftsteller den römischen namen gebrauchen.

Das römische schwitzbad war so eingerichtet, dass in einem raume unter ihm das feuer unterhalten und durch dieses nicht nur der fussboden des baderaumes erhizt wurde, sondern auch durch ein röhrensystem, welches aus dem heizraum an den wänden der zelle entlang geführt war, die heisse luft in diese drang. Alle noch erhaltenen ruinen der bäder zeigen dieselbe einrichtung. Diese abteilung des römischen balneums hiess *hypocaustum*, worunter ursprünglich wol nur der eigentliche heizraum gemeint, almählich aber das ganze bad verstanden wurde. So erklärt Schöpflin in der Alsatia illustrata 1, 539: *Inferior haec cella verum hypocaustum fuit vel fornax, unde totum laconicum* (dies ist der ursprüngliche name des bades bei den Römern) *synecdochice apud plures nomen hypocausti accepit.* Diese erweiterte bedeutung gibt auch Forcellini: *Hypocaustum est vaporarium, locus in thermis concameratus et fornicatus, qui igne calefit: quasi subaccensum, ab ὑπὸ sub et καίω accendo. Inventum fuit praecipue ad sudandum.* Wenn es nun im Cod. Sangall. nr. 915 heisst *ad mundandas manus et capita, cui in hypocausto locus erat*, so geht daraus erstens hervor, dass die mönche sich im *hypocaustum* wuschen, und zweitens, dass der waschraum der mönche nach art des alten *laconicum* geheizt wurde, oder mit andern worten, da eine derartige heizung keinen anderen zweck haben konte, dass die mönche ein dem römischen ähnliches schwitzbad hatten. Und nichts anderes wird auch *hypocaustorium* sein, von welchem in der gründungsgeschichte des klosters Freckenhorst, der sogenanten vita Thiadildis (AASS 2, 30. jan. Append. 1157) berichtet wird: *Nec ab incoepto destitit (Euerwordus), donec in circuitu oratorii refectorium hiemale et aestivale, hypocaustorium, cellarium, domum arcarum, coquinarum, granarium et dormitorium et omnia necessaria habitacula aedificavit.*

Dieser wasch- und baderaum hiess im mittelalter auch *pyrale.* Du Cange erklärt zwar dieses wort — unter bezugnahme auf die Casus Sti Galli und indem er *hypocaustum* fälschlich in der veralgemeinerten bedeutung als heizbares zimmer auffasst — als *hypocaustum conventuale, in quo capitulum celebrabatur.* Und ihm folgt Meyer von Knonau in seiner übersetzung der Casus Sti Galli s. 54 anm. 4: „Der heizbare kapitelsaal, *pyrale*“. Aber diese erklärung ist nicht richtig. *Pyrale* ist wie *hypocaustum* der waschraum der mönche. Die beweise liegen zur hand. Schannat erzählt (Historia Fuldensis s. 21): *Nec tamen adeo decurtatos fuisse eorum [monachorum Fuldensium] capillos, vel exinde colligimus, tum quod caput quotidie pectebant grandi ad hoc usi pectine ex catena in pyrali, seu hypocausto pendente.* An einer andern

stelle des Cod. Sangall. 915 im Liber confraternitatis (St. Galler mitteilungen 11, 16) heisst es: „*His exactis idem liberalissimus praesul* (Adalbero von Augsburg) *pyrale congregationis intravit, pectinesque eburneos magnitudine et artificio insignes catenis fecit aeneis ibidem suspendi, ac manutergias per singulos singulas adjungi*“. Und in den Casus Sti Galli 11, 112 (SS 2, 132) ist von einer kommission die rede, welche vom kaiser eingesezt ist, um das leben der mönche von St. Gallen, über welche klage geführt war, zu untersuchen. Wo anders als im kapitelsaale hätte man diese aus hohen würdenträgern der kirche bestehende kommission empfangen und wo anders hätten sie ihre sitzung abhalten sollen, von welcher SS 2, 128, 42 erzählt wird? Erst nachdem diese statgefunden, werden sämtliche klosterräume besichtigt, und bei dieser gelegenheit gelangen einige mitglieder auch in das *pyrale: Veniunt in pirale, in eo lavatorium, nec non et proximum pirali scriptorium, et has tres regularissimas prae omnibus quas viderint, asserebant esse officinas.* Das lavatorium war sicherlich nicht im kapitelsaale; es würde sich das mit der würde dieses ortes schlecht in einklang haben setzen lassen. Der irtum Du Canges scheint auf einer andern stelle der Casus Sti Galli zu beruhen. SS 2, 144 wird von einem klosterschüler berichtet, der sich gegen seinen lehrer ungebührlich benommen hat. *Superveniunt cum decano continuo fratres; abbate accito signum pulsatur ad capitulum. Ibi jussu abbatis juvenis ille adhuc furens ad columpnam piralis ligatus, acerrime virgisceditur.* Du Cange wird *ibi* mit *capitulum* verbunden und dieses als kapitelsaal aufgefasst haben. Aber *capitulum* ist die kapitelversamlung der mönche, während der kapitelsaal *domus capituli* genant wird. Das *ibi* ist auch nicht örtlich, sondern zeitlich zu verstehen. Die züchtigungen wurden überhaupt nicht im kapitelsaal, sondern in besonders dazu bestimten räumen vorgenommen. Das *pyrale* eignete sich dazu am besten, weil man dort die ruten aufbewahrte, welche beim baden benuzt wurden. (Vgl. dazu SS 2, 124 *flagello de pirali rapto;* SS 2, 95 *Raperte mi, rapto flagello fratrum, quod pendet in pyrali, deforis accurre.* Annalista Saxo berichtet zum jahre 1044 vom münster zu Hildesheim (SS. 6, 542): *Accessit ad hec, quod exorto a pirali principalium fratrum incendio principale monasterium et alterum ... est igne consumptum.*

Dass mit *pyrale* in der tat nichts anderes gemeint sei als der raum zum schweissbaden, das römische *hypocaustum*, dafür erhalten wir weitere bestätigung durch einen alten bericht über ein slavisches schwitzbad. Herbord erzählt in dem leben des bischofs Otto von Bam-

berg vom jahre 1124 (SS 12, 788): *Erat autem in ipsa curti* (es ist von einem pommerschen gehöft auf Wollin die rede) *aedificium quoddam fortissimum trabibus et tabulis ingentibus compactum, quod stupam vel pirale vocant. Vel* steht hier in der mittelalterlichen bedeutung *id est.* Da das *pyrale* ja algemein bekant war, da es, wie wir aus den oben angezogenen worten der Casus Sti Galli entnehmen, zu dem ordnungsmässigen zubehör eines klosters zählte, dessen einrichtung auch durch die regel bestimt wurde, so genügte diese kurze erklärung volständig, und Herbord hatte keine veranlassung, den besondern zweck, welchem dieses gebäude diente, näher auseinanderzusetzen. Die beschreibung des äusseren stimt genau mit andern schilderungen verschiedener zeiten überein. Die ältern slavischen badehäuser waren alle von holz. Als erfinder der steinernen, die aber noch heute die hölzernen nicht verdrängt haben, gilt der bischof Jefrem von Perejaslavl am ende des 11. jahrhunderts (Strahl, Geschichte des russischen staates 1, 187).

Aus Herbords worten geht aber auch hervor, dass ihm das wort *stupa* als ein deutsches nicht bekant war. Auch der jude Ibrahim sagt ja in der oben erwähnten stelle: „Sie (d. h. die Slaven) nennen einen solchen verschlag *itba*". Von ganz besonderem interesse aber ist folgender ausspruch des im 10. jahrhundert schreibenden Christianus de Scala vita S. Wenceslai († 936) (AASS. 28. sept. 7. 825—837): *Et veniens invenit eum in assobalneo, quod populari lingua Stuba vocatur, recumbentem.* Dass hier die *popularis lingua* nicht etwa die deutsche sprache meint, erhelt nicht sowol daraus, dass der heilige Wenceslaus ein Böhme war, als vielmehr daraus, dass auch sein biograph und grossneffe diesem volke angehörte. Ich glaube man kann darin einen beweis für die priorität des eigentlichen dampfbades (das in Deutschland übliche *aestuarium* beruhte auf einem andern system) in den slavischen ländern erblicken. Bei allen slavischen und von diesen zunächst beeinflussten völkern von alters her bis heute das schwitzbad; in allen slavischen sprachen die gleiche bezeichnung dafür; und bei deutschen, slavischen und fremdländischen berichterstattern die von keinem zweifel getrübte vorstellung, dass dieses bezeichnende wort ein slavisches sei! Ob diese vorstellung richtig ist, oder ob das wort, wie Miklosich und Martin wollen, deutschen ursprunges ist, das komt dabei nicht in betracht; massgebend ist, dass dem Deutschen einrichtung wie benennung unbekant ist, als er zum ersten male ins Slavenland komt, und dass der Slave erklärt, das schwitzbad heisse in seiner volkssprache *stuba.* Mag dann immerhin

die deutsche abstammung des wortes sich als begründet erweisen, so lässt der bedeutungswandel, den es in den neueren slavischen sprachen wie im deutschen später durchgemacht hat, die voraussetzung zu, dass das wort auch erst auf dem wege eines ähnlichen wandels, und zwar im slavischen, zu der bedeutung schwitzbad gelangt ist und dann in dieser neuen bedeutung mit dem slavischen bade nach Deutschland zurückkehrte. Halten wir diese möglichkeit im auge, so steht es uns auch frei in der *stuba* Tit. 81 der lex Alamannorum aus dem 8. jh. etwas anderes zu erblicken als den raum für das schwitzbad. Welchen zwecken sie gedient hat, das wüste ich freilich nicht zu sagen; aber die nennung neben *ovile* und *porcaritia* lässt eher noch auf eine dritte sorte von ställen oder einen anderen wirtschaftsraum schliessen, als gerade auf ein badehaus.

Ich habe bisher nur die deutschen verhältnisse in betracht gezogen. So viel mir von den skandinavischen bekant ist, findet die theorie, dass die schwitzbäder nicht germanischen ursprungs seien, auch durch sie bestätigung. In ganz Skandinavien und auf Island war das dampfbad im mittelalter eine wolbekante und unentbehrliche einrichtung, zu der man neben den wohnhäusern eigene gebäude aus holz aufführte; und überall ist diese sitte und ihre kentnis heutzutage verschwunden, in einer gegend spät, in andrer schon früher. Es wird am geeignetsten sein, wenn ich hier einige sätze aus Valtýr Guđmundssons Privatboligen på Island i sagatiden, København 1889 mitteile, der s. 240 fgg. über „*badstuen*“ spricht. Nach Guđmundsson war die einrichtung der badestube, wie sie die sagas beschreiben, die, dass sie mit einem steinofen versehen war, der, ehe man ein bad nehmen wolte, stark geheizt wurde, und auf den man dann wasser goss, wodurch sich rasch reichlicher dampf entwickelte. Es ist dieselbe einrichtung, wie wir sie in dem slavischen schwitzbade kennen gelernt haben. Nachdem die alte art, die stuben durch ein mitten auf dem fussboden brennendes feuer zu heizen, ausser übung gekommen war (s. 243), wurde die badestube, als der einzige raum, welcher mit einem ofen versehen war, bisweilen als aufenthaltsort benuzt, besonders von der familie, und zwar sowol bei tage wie bei nacht. Als man dann einen steinofen in die stube selbst bekommen hatte, wurde der name „badestube“ auch auf diese übertragen, indem dieser name später zur bezeichnung eines jeden raumes diente, in welchem *bađhiti* war. Der name *badstofa* trat, als der gebrauch, die stube mittels des ofens zu wärmen, algemein geworden war, ganz an stelle des alten namens *stofa*. Schliesslich, als die heizbare stube ein gemeinsamer

aufenthalt für alle leute in dem gehöft geworden war, gelangte der name badestube zu der bedeutung „leutestube". Und in dieser bedeutung erhielt sich das wort, selbst nachdem man wegen des durch die verwüstung der wälder beständig zunehmenden mangels an brenholz hatte aufhören müssen die leutestube zu heizen und sich mit der animalischen wärme begnügte, wie es jezt auf Island algemein der fall ist, wo *badstofa* den raum bezeichnet, in dem sich alle leute des hofes bei tag und nacht aufhalten.

Auf Island also hat sich keine spur des früher algemein üblichen dampfbades erhalten. In Skandinavien ergieng es ihm nicht besser, wie wir aus Troels Lund, Das tägliche leben in Skandinavien s. 228 fg. erfahren. „So verschwanden denn nach und nach, und fast unmerklich, die badestuben und das altherkömliche baden. Wir vermögen ihre spuren auf dieser flucht nur unvolkommen zu verfolgen. Zuerst hörte das baden in Dänemark auf; hier sind bei dem gemeinen manne alle erinnerungen daran verschwunden. In Schweden und Norwegen hielt die gewohnheit länger vor .... Almählich verlor sich jedoch die sitte in den städten, hielt sich aber sowol in Schweden als in Norwegen bei den bauern. Noch am schlusse des vorigen jahrhunderts bereitete man sich in Småland dadurch auf das weihnachtsfest vor, dass sämtliche bewohner des bauernhofes in der badestube ein dampfbad nahmen. Nur in einer gegend des nordens hat sich die sitte in ihrer ganzen altväterischen treuherzigkeit bis auf den heutigen tag gehalten, nämlich bei den im 16. jahrhundert eingewanderten Finländern in den südlichen grenzgebieten zwischen Norwegen und Schweden".

So wird denn auch für die Nordgermanen der schluss gerechtfertigt sein, dass das dampfbad erst durch die berührung mit einem andern volke ihnen bekant geworden sei. Während die Südgermanen es von den Slaven erhielten, scheint es zu jenen durch die Finnen gekommen zu sein. Die frage, ob Slaven oder Finnen erfinder des bades seien, gehört nicht hierher und kann von mir auch nicht beantwortet werden. Ich möchte nur unter hinweis auf Wilh. Thomsens buch über den einfluss der germanischen sprachen auf die finnisch-lappischen eine bemerkung mir gestatten. Das an. *stofa* ist nach Thomsen in die finnisch-lappischen sprachen in zweierlei gestalt übernommen worden. Das lappische hat *stoppo* oder *stuoppo*, das finnische *tupa*. Während die form *stoppo* deutlich als lehnwort sich ausweist, könte *tupa* auch unbeanstandet als finnisches urwort gelten. In dem zusammengesezten *porstua* = *forstofa* hat das finnische eine andere form des lehnwortes, was immerhin auffält. Dazu komt, dass Hunfalvy

das wort *tupa* für altaisch erklärt und somit der finnischen sprache als urwort retten will. Wäre das richtig, so könte man auch das schwitzbad — denn dieses oder das gebäude für dasselbe müste dann die ursprüngliche bedeutung für das wort sein — als von den uralaltaischen völkern ausgegangen annehmen. Es würde sich dadurch seine weite verbreitung durch die finnischen, türkischen, magyarischen, baltischen, slavischen, germanischen und romanischen völker am besten erklären. Aber Thomsen bestreitet Hunfalvys behauptung; ob mit recht und aus welchem grunde, weiss ich nicht. Dafür eröfnet er einen andern weg. Das *a* der endung macht es ihm wahrscheinlich, dass *tupa* nicht aus dem germanischen, sondern aus dem lithauischen entlehnt sei; und so wären wir wider auf slavische herkunft gewiesen. Mag nun das eine oder andere richtig sein, die germanische abstammung ist mir am wenigsten wahrscheinlich.

KIEL, FEBRUAR 1891. KARL KOCHENDÖRFFER.

GOETHES VERSE ÜBER FRIESLAND.

Wenn es im 2. teile des Goethischen Faust V, 501 fgg. heisst:

„Ein sumpf zieht am gebirge hin,
Verpestet alles schon errungene.
Den faulen pfuhl auch abzuziehn,
Das lezte wär' das höchsterrungne",

so passt die landschaftliche scenerie, welche man sich nach diesen versen vorzustellen hat, nicht zu den unmittelbar folgenden versen:

„Eröffn' ich räume vielen millionen,
Nicht sicher zwar, doch tätig frei zu wohnen:
Grün das gefilde, fruchtbar; mensch und heerde
Sogleich behaglich auf der neusten erde,
Gleich angesiedelt an des hügels kraft,
Den aufgewälzt kühn-emsige völkerschaft.
Im innern hier ein paradiesisch land,
Da rase draussen flut bis auf zum rand,
Und wie sie nascht, gewaltsam einzuschiessen,
Gemeindrang eilt, die lücke zu verschliessen".

Denn hier hat der dichter zustände im auge, wie sie etwa an den friesisch-niederländischen küsten seit jahrtausenden bestehen. Nur auf solche verhältnisse passen ferner V, 41 fgg.:

„Das euch grimmig misgehandelt,
Wog' auf woge schäumend wild,
Seht als garten ihr behandelt,
Seht ein paradiesisch bild.
Älter, war ich nicht zu handen,
Hülfreich nicht, wie sonst, bereit;
Und, wie meine kräfte schwanden,
War auch schon die woge weit.
Kluger herren kühne knechte
Gruben gräben, dämten ein,
Schmälerten des meeres rechte,
Herrn an seiner statt zu sein.
Schaue grünend wies' an wiese,
Anger, garten, dorf und wald!"

Die beiden stellen (V, 505—522 und 41—54) gehören wahrscheinlich, wie schon R. Henning (QF. LV, 2 s. 33) vermutete, zu denjenigen teilen des Faust, die 1824/25 abgeschlossen wurden; und Henning schliesst wol mit recht, dass jene strandscenerie an die stelle einer älteren getreten sei, deren überreste in V, 501—504 noch vorliegen. Er bringt nun mit den vorstellungen, von denen Goethe bei der abfassung jener stücke beherscht gewesen sein muss, einige vom jahre 1819 datierende, nur in bruchstücken erhaltene Goethische verse über Friesland zusammen, die ihm der oldenburgische oberbaudirektor Otto Lasius in einem schreiben vom 28. febr. 1885 mitgeteilt hatte. Im jahre 1819 hatten nämlich zwei bewohner von Jever den dichter besucht und ihm auch viel von der natur des ostfriesischen Jeverlandes und seiner steten bedrängnis durch das meer erzählt. Sie wurden von Goethe mit einigen versen über Friesland entlassen, die sie dann ihren landsleuten mitteilten. Lasius konte von diesen versen aus seinem gedächtnis nur noch folgendes an Henning (vgl. dessen angeführte schrift s. 32) mitteilen:

„Und dieses völkchen solt ihr billig kennen,
Das land wol kennen, dem es angehört,
. . . .
. . . .
. . meerumrauscht und stark umwalt;
. . . .
Ein land von äckern, gärten, wiesen,
Das land der alten tapfern Friesen".

In Goethes werken ist von diesen versen nichts zu finden, und in Ostfriesland selbst hat sich bis jezt von ihnen nichts weiteres entdecken lassen. Der spruch ist aber auch in Holland bekant geworden und hat sich hier volständig erhalten in einer fassung, die in einigen wenigen worten von jener ostfriesischen abweicht. Schriftlich fixiert fand ich die holländische fassung bisher erst einmal. A. Telting hat nämlich die verse seiner schrift „Het oud-friesche stadrecht" s. Gravenhage 1882 (Leidener dissertation) als motto vorgesezt. Hier lauten sie:

„Und dieses leben solt ihr billig kennen,
Das land wol kennen, dem es angehört,
Das immerdar, in seiner fluren mitte,
Den deutschen biedersinn, die eigne sitte,
Der edlen freiheit längsten spross genährt;
Das meerentrungne land, voll gärten, wiesen:
Den reichen wohnsitz dieser tapfern Friesen".

Die verse erinnern sehr stark an V, 53 im 2. teile des Faust, und man wird bei unbefangener prüfung Henning einräumen müssen, dass Goethe bei der abfassung der oben mitgeteilten verse des Faust nicht holländische, sondern friesische und zwar speciell ostfriesische strandverhältnisse im auge gehabt hat.

BRESLAU. HUGO JAEKEL.

EIN ZWEITES *HET GETHAN* IM BEDINGUNGSSATZE.

(Vgl. s. 202 dieses bandes.)

Er sprach, du hast in jenem lebn
Mir zu dem handel ursach gebn,
Het fürwitz und dein will gethan,
Ich het dich wol zu fried gelan.

Bartholomeus Ringwalt: *Christliche Warnung des Treuen Eckarts ... Auffs neue wider ubersehen und gemehret* ... Frankfurt a. O. 1590. Seite F 4 b. Worte des buhlers zur buhlerin in der hölle. Auch hier schwebt der sinn vor: *Wären fürwitz und dein will nicht gewesen — (sie sind aber gewesen!).*

KIEL. EUGEN WOLFF.

ZUR GESCHICHTE DES BEGRÄBNISSES „MORE TEUTONICO“.

Alwin Schultz führt in seinem verdienstvollen werke Das höfische leben (2. aufl.) II, 308 und 469 als beispiele für die sitte, leichname durch kochen in fleischteile und knochen zu zerlegen, kaiser Friedrich I.[1], die landgrafen Ludwig III. und IV. von Thüringen, könig Louis IX. von Frankreich[2] und herzog Ludwig von Bayern an; es möge hier erlaubt sein, noch auf andere beispiele hinzuweisen, die vielleicht zu einer zusammenfassenden und erweiternden bearbeitung reizen werden.

Als älteste erwähnung dieser begräbnisart dürfte zu nennen sein die nachricht in der Historia Welf. Weingart. in Mon. Germ. SS. XXI, 471, wonach 1167 in Rom an der pest starben: die erzbischöfe Raynald von Cöln und Daniel I. von Prag, die bischöfe von Speier, Verdun, Lüttich und Regensburg, der herzog Friedrich, sohn des königs Konrad, herzog Welf, die grafen von Sulzbach, Tübingen u. a.[3] Ein anderes beispiel ist Hademar von Kuenring[4] und graf Wilhelm von Arundel[5], welche auf dem fünften kreuzzuge starben; endlich herzog Leopold von Österreich, welcher 1230 in San Germano starb[6].

BERLIN. R. RÖHRICHT.

1) Vgl. Riezler, Der kreuzzug Friedrich I. in Forsch. zur deutsch. gesch. 1870, 72—73; Sepp, Meerfahrt nach Tyrus zur ausgrabung der kathedrale mit Barbarossas grab, Leipzig 1879 (vgl. Zeitschr. d. deutsch Pal. vereins 1879, 108—112 und 257; 1880, 53; Litterar. centralblatt 1879, nr. 10, 15); Sepp, Kaiser Friedrich I. Barbarossas tod und grab, Berlin 1879 (Samlung gemeinverst. wissensch. vorträge XIV. serie, nr. 330); H. Prutz, Kaiser Friedrichs I. grabstätte, Danzig 1879; P. Scheffer-Boichorst, Barbarossas grab (Im neuen reich 1879, II, 693—701). Das ergebnis dieser untersuchungen ist, dass Barbarossas fleischteile in der St. Peterskirche zu Antiochien, seine gebeine in der St. kreuzkirche (der cathedrale) von Tyrus beigesezt wurden.

2) Vgl. Chron. Salimbene 257—58; Tillemont V, 174, 201; Wallon, Hist. de St. Louis II, 549 (dort auch litteratur).

3) „Quorum omnium pene ossa carnibus per excoctionem consumptis ad propria reducta sunt“. Die Annal. Ottenb. Isingrini in Mon. Germ. SS. XVII, 315 sagen: „in cacabis exocti sepultis intestinis ossibus solis utribus insutis sic ad propria sunt reportata“. Vgl. Chron. de Mailros (Bannatyne Clubb L), 81; Chron. Siloense in Dobner, SS. Bohem. I, 79. Giesebrecht VB., 555—59.

4) Lib. fundat. monast. Zwetl. in Fontes rerum Austr. II, abt. III, 1851, 99.

5) Annal. de Waverleya (in Annal. monastic. ed. Luard II), 294; vgl. Röhricht, Testim. minora quinti belli sacri XXIX, 63.

6) Ryccardus de San Germano in Mon. Germ. SS. XIX, 361; vgl. Winkelmann, Acta imperii inedita I, 277, nr. 308. Sonst vgl. auch Jaffé, De arte medica saeculi XII, Berolini 1853 (Dissert. inaug.), 30—31.

ZU GOETHES FAUST.

Zu den früheren bemerkungen in dieser ztschr. XXIII, s. 431 fgg. füge ich noch die folgenden.

Erster teil.

523. Agathe fort! ich nehme mich in Acht
Mit solchen Hexen öffentlich zu gehen.

Während Schröer in der 1. aufl. zweifelhaft war, ob Agathe der name der alten oder des einen bürgermädchens sei, erklärt er in der 2. aufl. mit recht die worte „Agathe fort!“ durch „Agathe, komm fort von hier!“ Ich vergleiche dazu eine stelle aus den märchen von Clemens Brentano, dem landsmanne Goethes (abdruck in Meyers volksbüchern I, 268): „Allons, fortgemacht!“ sagte Murxa und folgte ihm in den garten.

Noch nicht genügend erklärt scheint mir bisher die stelle I, 2356 fgg. (nach Schröers zählung), welche zu den am frühesten verfassten gehört und sich schon im „Urfaust“ (2. abdruck. Weimar, Hermann Böhlau 1888, s. 37), abgesehen von orthographischen abweichungen, wörtlich gleichlautend findet.

Und hier! Er (Faust) hebt einen Bettvorhang auf.
Was fasst mich für ein Wonnegraus!
Hier möcht' ich volle Stunden säumen.
Natur! Hier bildetest in leichten Träumen
Den eingebornen Engel aus.
Hier lag das Kind! mit warmem Leben
Den zarten Busen angefüllt,
Und hier mit heilig reinem Weben
Entwirkte sich das Götterbild!

Düntzer bemerkt (Goethes Faust erläutert Leipzig 1857 s. 291) zu dieser stelle: „Hier war es, wo die natur den „eingeborenen“, einzigen engel so wundervoll in leichten träumen ausbildete“. Dagegen bemerkt Schröer s. 168 seiner zweiten ausgabe: „Wenn Christus der eingeborne sohn gottes heisst, so ist das so viel als der einzige gottgeborne, *unigenitus, μονογενής.* Dieser sinn ist hier nicht zu suchen, sondern der von *indigena,* der in einer örtlichkeit geborne, eingeborne, *innatus,* also hier der in diesem bette geborne engel; s. Grimms wörterb. III, 1, 185. Also: Natur bildete hier in diesem bette den engel, Gretchen, der hier geboren, eingeboren ist, aus“. Aber Schröer scheint übersehen zu haben, dass eingeboren noch eine dritte bedeutung hat;

es ist nämlich auch = *von natur eingepflanzt*, und unter dieser bedeutung ist die stelle mit recht im Deutschen wb. a. a. o. eingereiht.

Die stelle ist mir auf einmal klar geworden, als ich in Goethes briefwechsel mit einem kinde (brief Bettinens vom 4. november 1810; Reclams abdr. s. 383) las: „Drei Tage bedachtest Du Dich, eh' Du ans Weltlicht kamst und machtest der Mutter schwere Stunden. Aus Zorn, dass dich die Not aus dem eingebornen Wohnort trieb, und durch die Misshandlung der Amme kamst du ganz schwarz und ohne lebenszeichen". — *Engel* wird sowol von Düntzer als von Schröer als kosewort für das geliebte mädchen gefasst. Es werden aber auch kleine kinder so genant, weil sie nach dem volksglauben, wenn sie sterben, zu engeln werden. Ziehen wir nun den oben angeführten ausdruck Bettinens in betracht, so dürfen wir den *eingebornen engel* wol als bezeichnung für das kind im mutterleibe auffassen. Dann erklären sich auch die „leichten träume", über welche Düntzer s. 291, a. 2 eine hier nicht zutreffende bemerkung macht, aus dem noch nicht zum bewustsein erwachten, traumartigen dasein vor der geburt. Wir haben also, während nach den früheren erklärungen in den sechs versen nur dreimal dasselbe in verschiedener wendung gesagt wäre, hier eine dreifache entwicklungsstufe des kindes vorgezeichnet, nämlich 1) die entwicklung im mutterleibe: Natur, hier bildetest in leichten Träumen Den eingebornen engel aus; 2) den zustand unmittelbar nach der geburt: Hier lag das Kind[1], mit warmem Leben Den zarten Busen angefüllt; 3) die weitere entwicklung des kindes zur jungfrau: Und hier mit heilig reinem Weben Entwirkte sich das Götterbild".

Zu beachten ist hier noch die eigentümliche bedeutung von *entwirken,* von der sich in früheren sprachperioden keine spur findet. Düntzer bemerkt darüber s. 291, a. 4: „Der ausdruck ist vom wirken, weben hergenommen; *sich entwirken* heisst hier durch weben vollendet werden". Wir müssen etwas tiefer gehen und erinnern uns an v. 24 fgg., wo Faust erklärt, weshalb er sich der magie ergeben habe:

> Dass ich erkenne, was die Welt
> Im Innersten zusammenhält,
> Schau alle *Wirkenskraft und Samen.*

Wirkenskraft erklärt Schröer (anm. zu Faust II, 7210 und 7321) mit recht als gleichbedeutend mit der aristotelischen *ἐντελέχεια* und verweist dabei auf die Wanderjahre 3, kapitel 15, wo Goethe den aus

1) Das komma des „Urfaust" scheint mir besser, als das ausrufungszeichen der späteren ausgaben.

dem sonnensystem energisch heraustretenden geist Makariens[1], als energisch strebende geistige individualität, entelechie nent. *Entwirkte sich* hiesse danach: entwickelte sich aus sich selbst, aus seiner eigenen individualität heraus.

Man hat verschiedentlich nach einer vorlage für unsere scene gesucht. Byrons behauptung, Goethe habe sie nach Shakespeares Cymbelin II, 2 gebildet, hat schon Düntzer (a. a. o. s. 292) zurückgewiesen. Aber auch Jacobys bemerkung (s. Schröer s. 168), Goethe habe das gedicht von Joh. G. Jacobi „an Belindens bette“ vorgeschwebt, scheint nicht begründet. Es ist an ein grosses himmelbett, ein sogenantes familienbett, zu denken, in dem früher Gretchens mutter geschlafen hat und das sie vielleicht noch jezt mit der tochter teilt. Unwilkürlich komt mir dabei das bett von Goethes mutter mit den blaugewürfelten vorhängen, von dem Bettina (a. a. o. s. 383) spricht, in den sinn.

2506. Sei Teufel doch nur nicht wie Brei,
Und schaff' einen neuen Schmuck herbei!

Bei Schröer fehlt eine bemerkung zu dieser stelle; Düntzer in seinem kommentar (2. aufl. 1857) s. 297 bemerkt: „Der brei ist dick und steif. Der teufel steht so steif da, als könne er nicht von der stelle“. Dies scheint mir die der stelle zu grunde liegende anschauung nicht zu treffen; ich erkläre dieselbe folgendermassen: der brei ist zäh. Man sagt aber auch von einem menschen, der sich nicht gern vom gelde trent, er sei zähe (niedd. *tach*). Faust meint also, Mephistopheles solle nicht karg sein.

3226. Wie konnt' ich über andrer Sünden
Nicht Worte g'nug der Zunge finden!
Wie schien mir's schwarz und schwärzt's noch gar,
Mir's immer doch nicht schwarz g'nug war.

Schröer bemerkt zu 3228 fg.: und schwärzte es auch noch obendrein, so —. Im Urfaust (v. 1272 fg.) wird interpungiert:

Wie schien mirs schwartz, und schwärzts noch gar.
Mirs nimmer doch nit schwarz gnug war.

Ich glaube deshalb, dass die beiden sätze parataktisch zu fassen sind.

S. 280, 62 (Trüber tag, feld). Über des Erschlagenen Stätte schweben rächende Geister und lauern auf den wiederkehrenden Mörder. Vgl. hierzu W. Scott's *The Hart of Midlothian* (Tauchn. ed. I, s. 139: *the*

1) Bemerkenswert ist auch die stelle bd. 21, 192 (sedez-ausg. in 60 bänden): *So sind Makarien die Verhältnisse unseres Sonnensystems von Anfang an gründlich eingeboren.*

place which he had named as a rendezvous at so late an hour, was held in general to be accursed, from a frightful and cruel murder which had been there committed by the wretch from whom the place took its name, upon the person of his own wife. It was in such places, according to the belief of the period, that evil spirits had power to make themselves visible to human eyes, and to practise upon the feelings and uses of mankind.

Zweiter teil.

395. Doch kann ich nicht genug verkünden,
Was überall besitzlos harrend liegt.
Der Bauer, der die Furche pflügt,
Hebt einen Goldtopf mit der Scholle;
Salpeter hofft er von der Leimenwand
Und findet golden-goldne Rolle,
Erschreckt, erfreut, in kümmerlicher Hand.

Schröer bemerkt zu 397—401: „Der gedanke ist klar. Ungeahnte schätze birgt der boden. Wenn der bauer pflügend einen topf findet, höchstens salpeter zu gewinnen hoft, findet er zuweilen, statt dergleichen, eine rolle gold!“ Soweit hat Schröer richtig gesehen; er irt aber, wenn er Goethe glaubt tadeln zu müssen, weil es zweifelhaft sei, ob der bauer von der lehmwand des topfes oder der furche salpeter hoft. Meines erachtens kann man unter „leimenwand“ hier nur die irdenen wände des topfes verstehen. Nicht nur „alte feuchte lehmwände“ (vgl. Goethes Faust von Hasper, Gotha 1888, s. 176), sondern auch alte irdene geschirre, welche lange in der erde gelegen haben, schwitzen salpeter aus. Es ist daher durchaus naheliegend, wenn der bauer beim auffinden des alten topfes von demselben salpeter zu gewinnen hoft. Dass der bauer auch über den fund von salpeter erfreut wäre, erklärt sich daraus, dass dieser (*sal petrae* oder *patrae*) ein gepriesenes heilmittel der alten zeit ist; vgl. auch, was Adolf Wuttke, Der deutsche volksaberglaube der gegenwart (2. bearb. Berlin, Wiegand und Grieben 1869) in § 196 über den salzstein bemerkt. Zur sache vergleiche ich noch 425 fg.:

Die Töpfe drunten, voll von Goldgewicht,
Zieh' deinen Pflug, und ackre sie an's Licht.

Schröer hat ein semikolon nach goldgewicht, doch verlangt der sinn ein komma oder (um die anakoluthie anzudeuten) einen gedankenstrich.

3190. Zu Graus = „etwas schreck, abscheu erregendes“ verweise ich noch auf G. Schwabs gedichte (Gesamt-ausgabe, Leipzig,

Reclam, s. 276): Nun so werfe man den Graus Ewig aus der Stadt hinaus. Mit graus ist hier das steinerne bild eines löwen bezeichnet. Ferner s. 306 (Der graf von Zollern):

Die stolze Gräfin winket stumm,
Und lächelt arg und kehrt sich um,
In's ferne Land, in einen Thurm
Schickt sie den Feind zu Molch und Wurm.
Zehn Jahre wohnt der Graf im Graus ....

Auch das grauen wird so gebraucht. Ebd. s. 248, Der riese von Marbach:

Die Steine zu dem Riesenhaus
Ganz schwarz und unbehauen
Grub er sich mit den händen aus,
Fing eilig an zu bauen;
Er warf sie auf die Erde nur,
Dass einer auf den andern fuhr,
Bis fertig war das Grauen.

6281. (Vgl. XXIII, 456 fg.) (Erzkämmerer)

Wenn Du zur Tafel gehst, reich' ich das goldne Becken,
Die Ringe halt ich dir, damit zur Wonnezeit,
Sich deine Hand erfrischt, wie mich dein Blick erfreut.

Hierzu vergleiche ich jezt Gustav Schwabs dichtung: Der Möringer, Schwäbische sage in vier romanzen (Reclam s. 490):

Da ging der fromme Möringer aus seiner Kammer für;
Der Kämmrer mit dem Becken stand und harrte vor der Thür.
Er nahm ihm ab das Morgenkleid, reicht' ihm das Wasser dar;
Es wusch der Herr sich mit der Hand sein lichtes Auge klar.

Da „der Möringer“ schon 1824 erschienen ist, so ist es wahrscheinlich, dass Goethe diese stelle vorgeschwebt hat. Mit den ringen können übrigens auch die ringe am becken gemeint sein, wie sie anstatt der henkel als handhaben früher an solchen gefässen sich fanden.

NORTHEIM. R. SPRENGER.

ZU H. v. KLEISTS HERMANNSSCHLACHT.

5. aufz. 14. auftr. 33 (393)

Chor der Barden (fält wider ein):

Du wirst nicht wanken und nicht weichen
Vom Amt, das Du dir kühn erhöht,

Die Regung wird dich nicht beschleichen
Die dein getreues Volk verräth.

Die verse 33 fg. sind bisher von allen herausgebern unbeanstandet geblieben. Jezt schreibt aber dr. H. Windel in seiner ausgabe des schauspiels (Bielefeld und Leipzig bei Velhagen & Klasing):

Du wirst nicht wanken und nicht weichen
Vom Amt, das du dir kühn erwählt.

Er bemerkt dazu auf s. 130: „die vorgenommene änderung ist eine leichte, durch die sinn und reim gewint“. Nun ist wol kein zweifel, dass der von Windel eingesezte reim gegen den der originalausgabe keine besserung ist; aber auch von seiten des sinnes entsteht gegen seine änderung gegründetes bedenken. Unter dem amte, das sich Hermann erwählt haben soll, kann dann doch wol nur das amt des oberfeldherrn gemeint sein. Dies hat er ja aber nicht selbst sich erwählt, sondern es wurde ihm nach alter deutscher sitte (vgl. Tacitus Germania) durch die wahl der volkshäupter übertragen; so stelt es auch Klopstock in seinem Bardiet Hermanns Schlacht, 11. scene (Göschensche ausg. v. 1839. 7. bd. s. 126) dar.

(Brenno) Geht hinunter zu den Fürsten und sagt ihnen, dass heute kein Siegesmahl ist.

(Einige Druiden gehn.)

Hermann. Ja, und dass der, welchen sie zu ihrem Feldherrn erhuben, den schönsten Tag seines Lebens mit Trauren endiget!

Dass bei Kleist der text, zu dem sich auch kühn nicht recht fügen will, nicht richtig überliefert ist, glaube auch ich, möchte aber die entstellung nicht in erhöht, sondern in amt suchen und schreiben:

Du wirst nicht wanken und nicht weichen
Vom Mal, das Du dir kühn erhöht.

Ich sehe dann in Mal das Fanal, welches Hermann zu anfang des auftrits in brand zu setzen befiehlt: „Zum Zeichen Marbod und den Sueven, dass wir nunmehr zum Schlagen fertig sind!“ Dieses zeichen zum beginne der algemeinen erhebung aufzurichten, war allerdings ein kühnes beginnen. Passend zu vergleichen ist hier vielleicht auch die stelle aus Schillers Jungfrau von Orleans III, 4:

und höher strebt
das stolze Herz, es hebt bis in die Wolken
den kühnen Bau;

wozu Hildebrand D. wb. 5, 2578 mit recht bemerkt, dass bei kühn der begriff der damit verbundenen gefahr zu grunde liege. Das erhöhen

erklärt sich dann einfach als „aufrichten“, wie man noch algemein sagt „ein kreuz erhöhen“. Andere belege für diese bedeutung sind im Deutschen wörterbuch zu finden, auch der bekante aus Matthissons elegie:

Ein betürmtes Schloss voll Majestät
Auf des Berges Felsenstein erhöht.

Das pron. pers. dir darf man wol nicht pressen, da es Kleist ebenso wie mir (als sogen. dat. ethicus) auch sonst oft sezt, wo es für den zusammenhang nicht nötig ist.

Der druckfehler der originalausgabe erklärt sich bei der flüchtigen handschrift des dichters (s. die proben in Zollings ausgabe) um so leichter, als *Mal* (vgl. *grenzmal, siegesmal*) in dieser bedeutung nicht algemein gebräuchlich ist. Dass der text Kleists, wie kaum der eines anderen neueren dichters, durch druckfehler entstelt ist, glaube ich in einem aufsatz im 4. bande der Ztschr. für deutschen unterr. erwiesen zu haben. Auch Windel hat zwei meiner verbesserungen, sowie eine Zürns (Westen st. Vesten I, 3, 54) in den text aufgenommen. Die barden wollen also nach meiner meinung ausdrücken, dass Hermann von der begonnenen erhebung gegen die fremdherschaft nicht wider zurücktreten werde. Auch die verse 35 fg. drücken, mit einem seitenblick auf Hermanns bruder Flavius und andere deutsche fürsten, die überzeugung aus, dass er die sache seines volkes nicht verraten werde.

Dass für das chorlied der barden Kleist die anregung aus Klopstocks Hermanns schlacht geworden ist, ist von einigen herausgebern richtig bemerkt; dagegen sind ihnen allen noch einige einzelheiten entgangen, die der dichter aus derselben quelle geschöpft hat. So liest man noch, dass *Mana* wahrscheinlich der *Mannus* des Tacitus sei. Allen scheint es also entgangen zu sein, dass der göttername genau in derselben form bei Klopstock (s. 52, 54, 73, 81, 87, 103 u. ö.) erscheint. Dass Klopstock mit *Mana* den *Mannus* bezeichnet, ist allerdings sicher; vgl. die zwei chöre in der siebenten scene: *Ihr stammet von Mana, ihr stammet von Thuiskon!* Von nicht historischen personen hat Kleist den *Gueltar (Geltar)* aus Klopstock entlehnt, der dort allerdings nur einmal in der 11. scene (s. 103) genant wird. Auch einige eigenschaften des Cheruskerfürsten finden sich ebenso bei Klopstock, seine milde [Kleist 5, 14, 37 = Klopstock in der elften scene: Hermann bei der leiche seines vaters], sowie seine furchtbarkeit in der schlacht. Auch das auftreten der Thusnelda als jägerin bei Kleist im I. aufzug, 2. auftritt ist wol durch eine reminiscenz aus Klopstock veranlasst; vgl. die 11. scene (s. 120). Bei Kleist wird Thusnelda durch einen von ihr verwundeten ur verfolgt. Bei Klopstock erzählt sie selbst: „*Ich floh*

vor einem Ur, der durch das Gebüsch herabrauschte". — Ebenso scheint mir die erwähnung der römischen siege über die Parther und Gallier zu anfang des 1. aufzugs auf Klopstock zu beruhen. Vgl. 10. scene (s. 101):

(Thusnelda) *Meint ihr etwa, Druiden, dass die Partherschlacht wie die unsre war? Selbst Brenno ist ihm heut Ehrfurcht schuldig.*

Brenno ist bei Klopstock der oberdruide; solte Kleist bei diesem namen an den *Brennus* der Gallier gedacht haben? Auch die poesie des mondscheins beruht vielleicht auf Klopstocks einfluss. Vgl. Kleist V, 17, 4: *Wie mild der Mondschein durch die Stämme blickt!* und Klopstock, 10. scene (s. 101): *O Mond, wie gehest du heut' in unsern Hainen auf! Hat er jemals so schön durch das heilige Laub geschimmert, meine Gespielinnen?*

Beachtenswert ist auch, dass der „blutring", bei Tacitus nur von den Katten getragen, wie bei Kleist so bei Klopstock (vgl. s. 54 und 142) auch von anderen deutschen stämmen getragen wird. Schliesslich klingt es wie eine reminiscenz aus Klopstock, wenn wir bei Kleist V, 8, 15 fg. lesen:

> *Fleuch* gleich zu seinen Scharen hin
> Und ruf mir den Septimius, hörst du,
> Den Feldherrn, her, den ich ihm zugeordnet.

Vgl. Klopst. 14. sc. (s. 140): Horst, eile, fleug hinunter zu den Cheruskern und sag' ihnen, ruf' es ihnen laut zu, dass es alle, alle wissen! — Wenigstens würden die erklärer besser auf diese stelle, als auf Lessings Emilia Galotti III, 4 verweisen.

NORTHEIM. ROBERT SPRENGER.

LITTERATUR.

Goethes werke. Herausgegeben im auftrage der grossherzogin Sophie von Sachsen. Band 3. 28. 29. 43. 44. III. abteilung. Tagebücher. Band 4 (bis 1812). IV. abteilung. Briefe. Band 6—8 (bis juni 1788).

Vor dem beginne meines berichts über die bis zum oktober 1891 weiter ausgegebenen bände der grossen Weimarer ausgabe (mit ausnahme der naturwissenschaft) müssen wir den θεοὶ ἀποτρόπαιοι ein gebührendes opfer darbringen; denn die Weimarer redaktion hat sich gedrungen gefühlt, in ihrem „Goethe-jahrbuch" (XII, 275—281) meine in dieser zeitschrift XXIII, 294—349 gemachten ausstellungen als unberechtigt abzuweisen. Ohne mich auf hohle worte und stumpfe stiche einzulassen, möchte ich die wesentlichen tatsachen richtig stellen. Hätte man vor dem übereilten

entschlusse, gleich mit einer grossen, von Scherer schon früher geplanten Goethe-ausgabe hervorzutreten, sich um den zustand der ausgabe lezter hand gekümmert, so würde man sich gehütet haben, dieselbe nur mit ausschluss der in die augen springenden druckfehler widerzugeben. Doch die redaktion behauptet noch heute, dass diese „Goethes werke in der ganzen gestalt und anordnung biete, worin sie der dichter der nachwelt hinterlassen wolte“. Das ist so wenig richtig, dass vielmehr die änderungen der anordnung, welche der verleger mit rücksicht auf die stärke der einzelnen bände sich erlaubte, dem dichter zu bitterm ärger gereichten und gereichen musten. Schon dadurch wurde diese verlezt, dass die anmerkungen zum „Divan“ einen besondern band bildeten. Vom siebenten bande wurden die vorspiele und die theaterreden, vom achten, der „Götz“ und „Egmont“ enthielt, „Stella“ und „Clavigo“ vom verleger wilkürlich ausgeschlossen. Diese kamen nun gar erst hinter den band der drei klassischen stücke, der nach dem willen des dichters auch den aus gleicher richtung hervorgegangenen unvollendeten „Elpenor“ aufnehmen solte. Weil aber der band dadurch drei bogen zu stark geworden wäre, liess man diesen als wunderlichsten vorreiter den folgenden beginnen, der nach den von „Götz“ und „Egmont“ widerrechtlich getrenten stücken „Clavigo“ und „Stella“ auch den anfang des singspielbandes brachte. Den rest desselben mit den früher für den sechsten band bestimten vorspielen und theaterreden brachte der elfte band, der keinen raum für das hatte, was nun weiter folgen solte, die maskenzüge, die Karlsbader gedichte und „Epimenides’ erwachen“. „Faust“ bildete jezt, da der anfang des zweiten teiles hinzutrat, den zwölften, die früher damit verbundenen mancherlei gedichte und die aus den früheren noch rückständigen sachen den dreizehnten band. Die vorher im elften stehenden noch übrigen dramatischen stücke fanden sich jezt im vierzehnten, von denen nur das unvollendete lustspiel „die aufgeregten“ und „die unterhaltungen“ zurückbleiben musten. Nun kam wider eine andere absonderlichkeit. Unmittelbar auf die dramatischen bände solte der epische folgen, wie schon in der ersten und zweiten Cottaschen ausgabe; da aber aus den früher bestimten elf bänden auf die angegebene weise vierzehn geworden waren, so muste der arme epische sich gefallen lassen, hinter alle prosaischen zu treten und den schluss zu machen. Diesen tatsachen gegenüber nimt sich die behauptung eigentümlich aus, die anordnung der ausgabe lezter hand sei die vom dichter beabsichtigte. Die redaktion muss es wirklich geglaubt haben, und so nimt denn bei ihr auch „Elpenor“ die tolle stelle ein, die der verleger oder der faktor aus rücksicht auf die stärke der bände ihm angewiesen hatte. Was die rechtschreibung und satzzeichnung, die äussere „gestalt“ der werke betrift, so hat die redaktion gar nicht gefragt, wie Goethe diese gewünscht, welche grundsätze er befolgt wissen wolte. Aus der art, wie die ausgabe lezter hand almählich zusammengekommen, ergab sich die vom dichter nicht beabsichtigte ungleichheit der behandlung in wortformen und satzzeichnung. Von den drei bänden der gedichte wurde der erste ende 1805 und in den beiden ersten monaten des folgenden jahres mit Riemers hülfe genau durchgenommen. Die dort sichtlich zu grunde liegenden und durchgeführten grundsätze müssen für die gedichte massgebend sein; denn der 1814 hinzugetretene zweite band und der erst 1826 zusammengestelte dritte wurden rasch abgefertigt, und unmöglich kann Goethe beabsichtigt haben, hier eine ungleichheit der behandlung in der ausgabe lezter hand walten zu lassen, die bloss folge der bequemlichkeit war, da der dichter sich die mühe ersparte, die drei bände hintereinander durchzugehen, um jede ungleichmässigkeit möglichst abzustellen. Eine neue kritische ausgabe muss jedes schwanken in rechtschreibung und satzzeichnung mit

vorsichtiger unterscheidung abstellen, wobei es sich gar nicht um das innere leben handelt. Der von der redaktion beliebte mehr als schielende vergleich mit dem übermalen ist ein wolfeiler spass. Wir wissen, dass Goethe auf eigentümlichkeit in der rechtschreibung und satzzeichnung nichts gab, sogar sich einige ihm widerwärtige neue formen augenblicklich aufdrängen liess; er wünschte, dass alles dem gangbaren gebrauche gemäss sei, nichts die leichte auffassung seiner dichtungen hindere, weshalb er das äussere meist der druckerei überliess, da diese dessen einrichtung am besten kenne. Ein neuer herausgeber kann nicht schlimmer seines amtes walten, als wenn er die folgen der nachlässigkeit der niederschrift oder des druckes zu seiner eigenen bequemlichkeit wie eine ewige krankheit sich forterben lässt.

Was insbesondere die ausstossung eines metrisch nicht zählenden *e* oder *i* betrift, so übergeht der vertreter der redaktion, dass gerade Goethes behandlung des ersten bandes der gedichte zeigt, wie er es hiermit gehalten wissen wolte, und dass wir unmöglich annehmen können, eine verschiedenheit sei in den späteren gedichtbänden beabsichtigt gewesen. Und ist es nicht die ärgste versündigung, dem sänger der wollautendsten lieder ein so unempfindliches ohr beizumessen, ihn nicht erkennen zu lassen, welch ein glückliches mittel die ausstossung jener vokale bietet, um dieselbe wortform in verschiedener metrischer messung zu verwenden! Die redaktion hat es erreicht, dass hierin ihr Goethe hinter allen dichtern der zeit zurücksteht, die unform der form vorgezogen ist. Glücklicherweise ist der herausgeber des „Divans" darin von dem der „gedichte" abgewichen, wodurch freilich ein bedenklicher riss in den grundsätzen der ausgabe entsteht. Doch die redaktion gefält sich in der behauptung, dass der von ihr gegebene text nicht ein einziges wort, nicht eine silbe entstelle, die nicht wirklich von Goethe herrühre oder, wie sie kleinlaut hinzufügt, auf ihn zurückweise. Nun das können wir von unseren änderungen auch getrost sagen, die eben dem dichter zu seinem vollen rechte verhelfen. Dass auch kein buchstabe zugesezt sei, darf die redaktion sich nicht rühmen. Das gedicht „Ilmenau" allein ist zweimal (51 fg.) durch ein neu eingeschobenes *i* entstelt worden, wodurch anapäste hineingekommen, die sonst in diesen 194 versen streng gemieden sind. Vielleicht sah der sprecher der redaktion auch in dieser verderbung ein lob, wie er es mit feinem ohre aus allen meinen ausstellungen heraushörte. Ja wir sollen es der redaktion verdanken, dass sie die tagebücher und die höchst ungeschickt geplante samlung der briefe, Gott weiss wie! herausgegeben hat, als ob sie das archiv mit diesen schätzen erst gegründet und nicht das versäumt hätte, was vor allem zu tun war. Hätte sie nicht den unglücklichen gedanken gehabt, gleich eine gesamtausgabe Goethes zu liefern, so könten die tagebücher und die ungedruckten briefe, gedichte und entwürfe uns schon volständig gedruckt vorliegen; dann wären auch die ersten bände nicht so übereilt worden, wie wir es jezt beklagen müssen. „Im raume stossen sich die dinge und zum laufen hilft nicht immer schnell sein", schliesst wolweislich die redaktion. Ich aber habe immer gemeint, man solle nur tun, was an der zeit ist; und das war nach eröfnung des archivs die möglichst rasche veröffentlichung des für die forschung bedeutenden ungedruckten, während uns jezt im notwendig langsamen fortschritt der gesamtausgabe manches noch immer vorenthalten ist, zum teil noch einige zeit bleiben wird, dessen rasche mitteilung wir nach der langen sperre entschieden fordern musten.

Doch wenden wir uns zu den neuen bänden, so gibt der dritte den entsprechenden der ausgabe lezter hand wider, grösteuteils in der alten verwahrlosung; nur zwei spätere gedichte sind zweckmässig der abteilung „Gott und welt" einverleibt.

Wie weit die lust am alten falschen geht, mögen ein paar beispiele zeigen, da der raum zur beschränkung nötigt. Im gedichte „Juni" wird v. 12 das entstelte „mühlen und rändern" beibehalten, obgleich jeder aufmerksame leser findet, dass es rädern heissen muss. Auch für den herausgeber hat dies „viel bestechendes", doch sollen sich die mühlen auf die bäche und die ränder auf die wiesen des vorhergehenden verses ungezwungen beziehen lassen. Das ist doch der gipfel der misdeutung zu Goethes unehren. Abgesehen davon, dass wiesen mit rändern nichts zu tun haben, muss nach dem vorhergehenden verse: „bächen und wiesen und dergleichen" etwas neues folgen, das der dichter bei weiterm verfolgen des tales sieht als „schönste zeichen", dass bald das beschränkende tal aufhört. Bäche können freilich mühlen treiben, und ränder haben wiesen so gut wie alles sichtbare; aber dass ränder hier wiesen sein sollen, gehört zu derselben erklärungskunst, die in der „Braut von Korinth" salz zu weihrauch machte. Vier verse später lesen wir in folge der so häufigen verwechslung von wir und mir: „Bis mir an garten und haus". Schon Göttling vermutete hier wir; dies war die lezte nummer auf einer längern verbesserungsliste, von der Goethe fast alle vorschläge annahm, diesen lezten strich er. Da ihn die durchsicht so vieler stellen ermüdet hatte, wird er unsere rasch abgefertigt, sie nicht im zusammenhang des gedichtes betrachtet haben. Doch der herausgeber gesteht die möglichkeit, dass Göttling sie selbst durchstrichen habe, ehe er die liste einsante! Aber auch Goethes verwerfung würde nichts weiter bezeugen, als dass er einen augenblick meinte, bis mir könne für bis zu mir (bis zu meinem hause) stehen. Der zusammenhang fordert notwendig wir. Der dichter wandelt mit der geliebten lange über weite felder, bis er endlich in der ferne garten und haus sieht, aber nicht sein früher bewohntes, sondern ein, wie das tal und die grosse fläche, von der einbildung ihm vorgespiegeltes, wobei jedem Goethekenner der schluss des liedes „An die erwählte" einfallen wird. Der lebendige geist des gedichtes verurteilt den druckfehler, der jenen tötet; was die Weimarer ausgabe, gestützt auf ein flüchtiges misverständnis des dichters selbst, genehmigt. Ein anderes beispiel entnehmen wir den besonders in der zweiten hälfte sehr vernachlässigten „Xenien". Kurz vor dem schlusse der ersten lesen wir (788 fg.):

Tag für tag wird wider willen klüger,
Amor jubiliert und Mars den krieger.

Um das wunderliche den zu halten, nimt der herausgeber, abweichend von seinem früheren rettungsversuche, den lezten vers als anrede: „Bringt nach der langen fehde beide kriegerische götter zu ruhe". Diese anrede fiele ja wie das glück aus der wolke. Das schalkhafte „Tag für tag wird wider willen klüger" ist offenbar im lezten verse ausgeführt: die liebesglut feiert endlich und auch der kriegsmut, weil die kraft versagt. Man erinnert sich dabei der äusserung des alten Sophokles, er freue sich, dass er endlich dem Eros entronnen. Jubilieren soll hier nach dem herausgeber heissen „zur ruhe bringen", was nur dann möglich, wenn es nach quiescieren, diesem gleichsam parallel, steht. Der dichter spricht hier seine eigene erfahrung aus, dass es, wie Faust kurz vor seinem ende sagt, jezt weise und bedächtig gehe, da die kraft geschwunden, er alt geworden sei. Von unglücklich beibehaltenen satzzeichen sei nur das punkt nach dem vierten vers des gedichtes „Dank des Paria" angeführt, das so ungeschickt wie nur möglich das engverbundene trent. — Gern gestehen wir, dass dieser band sauberer gearbeitet ist als die beiden ersten, wenn auch manches uns anstössige geblieben ist, wie bei anführung von handschriften „Blatt in Johns Hand" u. ä., wo der sprachgebrauch von verlangt. Grossen wert hat auch

dieser band durch die mitteilung der handschriftlichen lesarten, vieler früher versuchten überschriften und der tagebuchangaben, da die ausgabe der tagebücher noch nicht zu der zeit gekommen ist, welcher die meisten hier gedruckten gedichte angehören. Bei den „Xenien" hat der herausgeber übersehen, dass die abweichung des druckes von der handschrift auf einer veränderung des dichters bei der korrektur beruhen kann. Wichtig ist die kunde, dass zur übertragung von mehreren neugriechischen heldenliedern Goethe durch eine aufforderung des redakteurs Buchon vom 3. februar 1822 veranlasst wurde, der die wortlichen französischen übersetzungen von einem Neugriechen sante. Freilich reicht Goethes kentnis dieser lieder und der warme anteil an ihnen viel höher hinauf. — Den schluss bildet die sehr erwünschte berichtigung einer früheren ausserordentlich falschen angabe des herausgebers über die entstehung des Totentanzes, die sogar Goethes August zum kutscher machte. August hatte ihm die totentanzlegende, sein schreiber John das Thüringerwaldmärchen von Eckart erzählt.

Die bände 28 und 29 bringen die beiden lezten bücher von „Dichtung und wahrheit" nach den in den ersten befolgten grundsätzen. Dabei erhalten wir ein unterdrücktes vorwort zum dritten bande, schemata zu grösseren und kleineren abschnitten, ältere ausführungen, die also besser geordnet und sauberer zu geben waren, und viele angaben aus den tagebüchern, die in den beiden ersten büchern weniger reichlich gegeben waren, als die tagebücher sie wirklich darbieten, wodurch auf die entstehung derselben ein helleres licht fält, als die einleitungen der neuen ausgabe gewähren. Der abdruck der ursprünglich zum achtzehnten buche bestimten „Aristeia der mutter" (bd. 29, s. 231—238) bringt ausser einer einleitung nur die von Bettinen dem dichter im jahre 1810 gemachten berichte, woraus sich denn ergibt, dass Goethe, was man früher bezweifeln durfte, die im Briefwechsel mit einem kinde enthaltenen erzählungen wirklich vor dem erscheinen des ersten bandes von „Wahrheit und dichtung" erhielt und an der zuverlässigkeit derselben nicht wesentlich zweifelte, wenn er sie auch damals nur teilweise benuzte. Freilich zum achtzehnten buche passte diese späte hervorhebung des wunderbar frischen und eigentümlichen wesens der mutter nicht, wenn dieses auch bei der anwesenheit der grafen Stolberg, welche die veranlassung zu dieser ausführung gab, sich im volsten glanze zeigte; gerade hiervon hatte Bettine ihm nichts berichtet, so dass Goethe diese darstellung ganz aus eigener erinnerung schöpfen muste. Nachträglich werden noch zwei schemata des lebens mitgeteilt, von denen das eine, eigenhändig geschriebene, in sechszehn nummern bis zur Karlsbader reise führt und mit einem bericht über die erste ausgabe seiner werke endigt, die 1791 abgeschlossen wurde; das noch vorhandene stück beginnt unter nr. 8 mit 1772 und der bekantschaft Mercks, das Weimarer leben mit nr. 11. Die sieben ersten nummern wurden wol vernichtet, weil sie in den drei ersten bänden ausgeführt waren. Das andere, Riemer diktierte, reicht bis zur vollendung des schlossbaues im jahre 1803; es besteht aus 25 nummern in vier abschnitten, von denen der zweite mit Leipzig, der dritte mit Weimar, der lezte mit der italienischen reise begint. Dass an manchen stellen dieser beiden bände das richtige hergestelt ist, wie schon in der Loeperschen ausgabe und anderswo, versteht sich von selbst; aber das ist keineswegs überall geschehen, ja einmal der wortlaut durch aufnahme einer falschen vermutung des herausgebers entstelt. Im elften buche s. 57, 14 hat die erste ausgabe vor anführung der verse, die, wie wir jezt wissen, ursprünglich im gespräche Fausts mit Wagner standen, nach den worten „und den raschen derben ausdruck desselben" punkt. Die an druckfehlern reiche zweite ausgabe sezte

statt dessen komma, und dieses fortgepflanzte komma nimt auch unser herausgeber auf, glaubt sich aber dabei zur änderung genötigt „der rasche derbe“. Aber die lesart der ersten ausgabe war herzustellen, da sie durchaus singemäss ist. Daselbst s. 66, 18 ist mit recht mit Sehrwald das durch versehen eingedrungene erholung geändert, dagegen s. 331, 25 desselben gelehrten eben so notwendiges pikanten statt des faden bekanten nicht einmal eines wortes gewürdigt. Noch immer ist eine herrliche schadenfreude (s. 137, 23) stehen geblieben, mit einem der allerhäufigsten druckfehler, da herzlich mit schadenfreude verbunden wird, nicht herrlich. Goethe würde bd. 29, 16, 13 unbedenklich Sosius statt Sosias angenommen haben, wäre er auf den fehler hingewiesen worden. Daselbst s. 57, 16 sind die worte „liebende seelen werden nachstehendes ereignis mit wolgefallen aufnehmen“ sichtbar verschoben; sie gehören unmittelbar vor die z. 24 beginnende erzählung des ereignisses. Unser herausgeber hat für diese beibehaltene unschicklichkeit kein wort. Eigentümlich ist der fall s. 63, 11. Gedruckt steht: „Unmittelbar droht ihnen [den jungen gatten, die sich honigmonde versprechen] eine welt mit unverträglichen forderungen“. Ich hatte unerträglichen verrlangt. Der herausgeber schreibt wunderlich: „Düntzers conjektur unerträglichsten ist auch hier haltlos“, wobei ich nur bemerke, dass mir unerträglichsten hier leichtfertig untergeschoben wird. Wir vernehmen jezt, ursprünglich habe es dafür absurden geheissen, Goethe aber, weil in der folgenden zeile absurd steht, dafür am rande unverträglichen verbessert, was nicht genau dem fremdwort entspricht, das abgeschmackt, widersinnig, ungereimt bezeichnet. Dass Goethe in der eile unverträglichen geschrieben, liegt vor; ob dieses aber nicht ein schreibfehler statt unerträglichen gewesen, darf man zweifeln. Freilich ist unverträglich im sinne von unvereinbar nicht geradezu verfehlt, wenn man versteht: „unvereinbar mit ihrem verlangen, sich möglichst dem genusse ihrer liebe in der stille hinzugeben“; aber unerträglichen spräche dies bezeichnender aus. Sonderbar bezieht der herausgeber unverträglich auf den mangel an mitteln, dessen nur nebensächlich gedacht war.

Eine wenig angenehme überraschung war das erscheinen der übersetzung des Cellini in band 43 und 44, da viel wichtigeres zurück ist, wie der epische band (der auch die so lange erwartete mitteilung über den handschriftlichen bestand der bruchstücke des „ewigen juden“ bringen muss) und die weitere fortsetzung der tagebücher. Die ausgabe des Cellini von Strehlke hatte schon allen wesentlichen anforderungen entsprochen, und die neue kann kaum als wirklicher fortschritt gelten, wenn sie auch dadurch bedeutung erhält, dass sie die handschriftlichen lesarten verzeichnet, mitteilungen aus den „Kollektaneen zur neuen bearbeitung von 1798“, ein volständiges schema zum „anhang“, endlich einen aufsatz „Gebirge von Norcia“ bringt, über dessen autor der herausgeber in zweifel ist, obgleich derselbe offenbar ein diktat Goethes. Dass es an sicherheit des urteils bei der auswahl der lesarten gefehlt, ergibt sich schon daraus, dass der herausgeber bei abfassung der sogenanten „lesarten“ an mehr als fünfzig stellen seine ansicht geändert hat, meist mit so gutem rechte, dass man kaum begreift, wie er früher hatte anders entscheiden können. Über manches einzelne möchte man rechten, so über die einführung des gemeinen „kömt“ statt „komt“, die beibehaltung von pintakel, wie Goethe nach dem älteren italiänischen pintaculo schrieb, während aus negromant das richtige nekromant geworden, und ähnliche ungleichheiten.

Von Goethes tagebüchern liegt leider nur ein einziger weiterer band vor, der die jahre 1809—1812 enthält. Die beiden lezten jahre sind von einem andern

mitarbeiter gegeben als die ersten; aber glücklicherweise hat Wahle, dem wir den dritten band verdanken, den ganzen kritischen apparat geliefert. Von hervorragender bedeutung sind diese jahre für die entstehung der „Wahlverwantschaften" und der beiden ersten bücher von „Dichtung und wahrheit", für Goethes verhältnis zu Bettinen und den aufenthalt in den böhmischen bädern. Auch die bestrittene zusammenkunft Goethes mit Beethoven zu Karlsbad im september 1812 wird durch den eintrag des tagebuchs vom 8. verbürgt. Höchst dankenswert erscheinen die den „lesarten" eingestreuten sachlichen angaben, da eine volständige erläuterung einmal ausgeschlossen war; sie enthalten manches unbekante und sind meist durchaus genau und zuverlässig. Bemerken möchte ich nur zu 201, 3 fg., dass des hier aus den „Annalen" erwähnten abbrennens auf dem landgrafenstein schon im tagebuch selbst unter dem 16. januar gedacht ist, und zu 262, 13, dass die beschäftigung mit dem zweiten buche Mosis bereits am 7. märz vorkomt. Die wenigen druckfehler sind meist unter den „lesarten" und dann noch am schlusse, kleinigkeiten abgerechnet, volständig verzeichnet, während beim dritten bande einige zum teil bedeutende übersehen sind: 75, 11 Güner (Grüner), 80, 16 Heum (Heun), 103, 14 fg. Zanobio (Zenobio), 128, 20 fg. Astrologische (Osteologische), 162, 19 fg. Poduktion (Produktion). In unserem bande ist s. 3, 7 Nachrichten ein versehen.

Zwei weitere bände der briefe hat von der Hellen geliefert. Der abdruck ist mit grosser genauigkeit und den erwünschten angaben über das äussere der briefe, ausgestrichene, überschriebene und veränderte wörter oder silben, erfolgt, so dass man sich ein volständiges bild der briefe machen kann, so weit es ohne facsimile möglich ist. Die bände bieten eine anzahl zum teil bedeutender bisher ungedruckter briefe an den herzog, den minister von Fritsch, Lavater, den komponisten Kayser und andere einzelne, von denen der an den hofrat Albrecht, den lehrer und reisebegleiter des prinzen Konstantin, am merkwürdigsten sein dürfte. Auch erhalten wir bisher unterdrückte stellen bekanter briefe, wobei nur übersehen ist, dass einiges aus den briefen an Lavater schon in der samlung von Hegner sich findet. Nur einmal wird eine etwas harte stelle über den prinzen Konstantin in einem briefe an Knebel ausgelassen, obgleich sie kaum schärfer sein kann als manches, was aus Goethes und des herzogs sonstigen äusserungen über ihn bekant ist. Zu unserm troste vernehmen wir, dass keine briefstelle unterdrückt werden soll, ohne der lücke zu gedenken und den inhalt kurz anzudeuten. Einige promemorias, die mit unrecht als briefe an den herzog eingereiht sind, solten ausgeschlossen sein, auch wo sie sachlich anziehend sind.

Leider waltet über der briefsamlung der Weimarer ausgabe ein böses schicksal, das sie durch den ungeschickten, etwas unmögliches (nämlich die richtige datierung aller briefe) sich vorsetzenden plan um so mehr verdient hat, als das, was wirklich zu leisten und dringend gefordert war, darüber versäumt wurde: die rasche veröffentlichung aller bedeutenden noch ungedruckten briefe, statt der unterbringung in einem solchen langsam zu tage tretenden konglomerat. Wie schlimm es um die drei ersten, unter verschiedene mitarbeiter zersplitterten bände steht, weiss jeder kundige, der sich um die sache kümmert, so dass man schon an einen umdruck gedacht hat, der aber nur dann anzurathen wäre, wenn die anordnung der briefe in den folgenden bänden überall die wirkliche zeitfolge darstelte. Schon beim dritten bande sah die redaktion sich veranlasst, ein sündenregister zum zweiten, das aber nichts weniger als volständig war, zu geben und eine anzahl briefe umzudatieren. So war denn der schöne plan vereitelt, alle briefe in der folge, wie sie geschrieben

worden, dem leser in die hand zu gehen. Freudig begrüsste ich es, als die bearbeitung der samlung mit dem vierten bande in die hände eines sorgfältigen und kundigen mannes übergieng, der sich schon um den dritten verdient gemacht hatte. Aber meine gespante erwartung wurde leider getäuscht, grösstenteils in folge der unüberwindlichkeit der im plane liegenden schwierigkeit, alle briefe zu datieren; denn diese verleitete den herausgeber, haltepunkte zu finden, die tatsächlich nicht vorlagen. Einiges arge in den drei ersten bänden habe ich in den „Grenzboten“ ausgehoben; die folgenden bände liess ich ruhig ihres weges gehen, nur habe ich in meiner eben erschienenen schrift „Zur Goetheforschung“ s. 210—216 einige fälle aus dem vierten bis sechsten besprochen, ohne noch zu ahnen, wie weit das übel reiche.

Es handelt sich da nicht bloss um irrige datierungen und lesungen, sondern auch um falsche ergänzungen. Staunen muss jeder, der die verhältnisse kent, in einem bisher unbekanten briefe an Fritsch vom 20. febr. 1779 zu lesen: „Serenissimus wollen hoffen, dass Voigt in jetziger krise sich der gnade, die Sie für ihn tragen, nicht ganz unwürdig machen werde, haben mir auch aufgetragen, ihn deswegen zu verwarnen“. Der damalige regierungsrat Voigt hatte mit der hier gemeinten krise der militärkommission nichts zu tun, und war keineswegs der mann, von dem Goethe so verächtlich sprechen konte. Im briefe steht V., das natürlich Volgstädt zu ergänzen; es ist jener „dicke“ gemeint, der Goethe bei der militärkommission so hinderlich war, dass er nicht ruhte, bis er sich seiner entledigt hatte. Auf diese verhältnisse wirft unsere äusserung neues licht. Nicht weniger stiess ich an, als ich im längst bekanten und richtig gedeuteten briefe an Lavater vom 17. oktober 1779 gedruckt fand: „Was der treue Cameralische Okulist mit dem Braunschweiger herzog will, versteh' ich ausser dem zusammenhang nicht“. Wie komt hierher der damalige herzog Karl, mit dem Goethe und Lavater in gar keiner verbindung standen! Das ist eben nur eine neue arg verfehlte ergänzung; denn statt Braunschweiger steht geschrieben „Br.“, was man längst nach Goethes bekanter abkürzung „Bruder“ gelesen hat; bedürfte es einer bestätigung, so gäbe sie das darauf folgende brüderlich. An manchen stellen hat der neue herausgeber richtiger gelesen, doch an einigen hege ich mehr oder weniger starke zweifel. Dazu gehört auch der schluss des briefes an frau von Stein 2087: „Herrn von Holz will ich, wenn der herzog [vom Rheine] zurückkomt, erinnern“. Statt Herrn von las Schöll „N S“, Fielitz „H. E v.“; von der Hellen sah hier bloss *H* mit einem gewohnten schnörkel und *v*. Ohne einsicht der handschrift habe ich ein nachlässiges N B vermutet; ob das möglich, weiss ich nicht, aber wol, dass hier nicht von einem herrn von Holtz, der kammerherr in Eisenach [seit wann?] war, die rede sein kann, sondern es sich um die jährliche lieferung von holz handelt, wie der brief vorher der von korn gedacht hat. Der herzog hatte der freundin für dieses jahr mehr holz zugesagt; daran wolte Goethe den herzog nach seiner rückkunft erinnern.

Erst der siebente band brachte wider berichtigungen zur ganzen samlung und zwar in sehr beträchtlicher zahl; ihr waren auch „einige“ von mir in den „Grenzboten“ gegebene „eingereiht“, die als begründet anerkant seien. Aber sehr grobe hatte man ruhig stehen lassen; es genüge zwei beispiele anzuführen. Dass die briefe an Kestner 175 und 196 ein *ὕστερον πρότερον* seien, teile desselben schreibens, dessen schluss zwanzig nummern vor dem anfange steht, habe ich gleich nach dem erscheinen von „Goethe und Werther“ ausgesprochen und bei manchen gelegenheiten, wo ich der beziehung zu Lotten und Kestner zu gedenken hatte, widerholt. In

Weimar wuste man dies nicht oder schlug es in den wind, bis neuerdings prof. Edm. Götze die sache durch einsicht in die briefe selbst bestätigte. III, 198 steht der unsinn: „Zu Zech. Gegen Schreiber“, noch in vollen ehren; die „lesarten“ führen bloss an „Geg. Schreiber“. Pröhle hat längst bemerkt, dass es heissen müsse: „Zu zehntgegenschreiber“, und der gemeinte zehntgegenschreiber zu Goslar, den Goethe besuchte, Volkmar geheissen. Aber Pröhles aufsatz in „Goethe und der Harz“, aus dem auch das register des siebenten bandes einiges hätte lernen können, scheint in Weimar unbekant, und so lesen wir denn in eben diesem register wörtlich: „Zech (Zehent?), gegenschreiber (controlleur) im bergwerk zu Ocker“. Stärker kann man die wahrheit unmöglich entstellen.

Wir sind weit entfernt, die grossen verdienste zu verkennen, die der tüchtige herausgeber sich um diese bände erworben hat; aber das über sie verhängte misgeschick hat auch ihn ergriffen. Was die datierung der briefe betrift, so hat er oft zu rasch geschlossen, auch einzelne umstände ausser acht gelassen, die zur zeitbestimmung dienen können. So ist es bei den briefen an frau von Stein zuweilen von wichtigkeit zu wissen, dass damen die zeichenschule nur mittwochs und sonnabends besuchten; auch dass das Hamburger „politische journal“, das Goethe eine zeit lang regelmässig ihr zusante, am anfange und in der mitte des monats erschien. Von den zahlreichen fällen, wo mir eine zeitbestimmung verfehlt oder bedenklich scheint, will ich hier nur eines wichtigen gedenken. Auf den 31. august 1785 (2151) versezt die neue ausgabe die zeilen, mit denen Goethe von der freundin abschied nahm, als er ihren Fritz auf eine reise mitnahm. Freilich ist die anordnung der briefe in der handschriftlichen samlung häufig irrig; aber um von derselben abzuweichen, bedarf es doch eines durchschlagenden grundes, und einen solchen vermisse ich trotz der langen auslassung in den „lesarten“, die über Goethes verhältnis zu frau von Stein nicht zutreffend berichtet. Die durch nichts begründete neue datierung verwickelt den herausgeber in schwierigkeiten, die er durch eine sehr kühne, ja, wenn man alle umstände erwägt, unmögliche annahme lösen will. Als einzige möglichkeit ergibt sich, dass die zeilen geschrieben worden, als Goethe Fritz auf seine erste grössere reise mitnahm, am 22. september 1781. Die worte: „Da es scheint, als ob unsre mündliche unterhaltung sich nicht wider bilden wolle“, beziehen sich nicht auf eine eingetretene spannung, die seinen besuch verbiete, sondern auf die unmöglichkeit, die freundin noch vor der abreise allein zu sprechen, und sie gewinnen ihre erklärung durch die kurz vorher geschriebenen zeilen 1319, worin er gemeldet hatte, er werde bald sich einstellen, um Fritz abzuholen. 2151 ist antwort auf ihre erwiderung: sie sei verhindert, ihn noch vor der abreise zu empfangen, Fritz werde sich bei ihm einstellen. Die haltlose datierung bringt nicht allein ohne alles recht eine trübung der liebe in diese zeit, sondern auch einen widerspruch, da wir aus 2155 sehen, dass Goethe am abend des 31. august 1785 wirklich bei frau von Stein gewesen, aber frühe weggegangen war, um sie nichts von dem schmerze merken zu lassen, den ihm ein verbissener zahn machte. Ein paar mal hat von der Hellen seine gemachte datierung gleich in den „lesarten“ zurückgenommen, so bei 2128 nach einer übersehenen feststellung Suphans, 2330 nach meiner datierung. Die zeilen 2082 sind nach einer „scheinbar unerschütterlich festen verknüpfung“ auf den 21. märz 1785 gesezt; trotzdem sollen sie nach den „lesarten“ wol in den april 1786 gehören; beide ansätze sind unmöglich, da die worte, er sei wider „auf guten wegen“ auf eine überstandene schwere krankheit, gewiss nicht auf ein zahnleiden und eine geschwollene backe deuten. Längst habe ich den brief richtig in den januar 1801

gesezt. „Herders büchlein“ ist ein bändchen der „Kalligone“, mit dem er vielfach übereinstimmen konte.

Die unmöglichkeit, alle briefe sicher zu datieren, und die notwendigkeit, manche aus offenbar nichtigen gründen, um sie nur unterzubringen, an der stelle zu geben, wohin der frühere herausgeber sie zum teil aus gleicher verzweiflung gesezt hatte, fielen einem so wahrheitliebenden forscher doch endlich so auf das herz, dass er bereits im anfange der „lesarten“ zum vierten bande erklärte, in zukunft die „durchaus undatierbaren schriftstücke“ zu besondern gruppen zusammenstellen zu wollen. So war denn der plan der redaktion als verständigerweise unausführbar durchbrochen, und zu dem bisherigen wechsel der behandlung noch ein neuer hinzugetreten. Der hauptvorteil, den man von der samlung sich versprochen, alle briefe in der folge zu lesen, wie sie im laufe der zeit geschrieben waren, war als unmöglich aufgegeben; geblieben der nachteil, dass man den umfangreichen halben briefwechsel mit der Stein, dem herzog, Schiller und Zelter sich in einem so seltsamen durcheinander noch einmal kaufen muss. Der herausgeber aber war durch sein mistrauen veranlasst worden, in die gruppe der undatierbaren briefe vor der italienischen reise, die er im sechsten bande gründete, einzelne aufzunehmen, deren zeit sich wenigstens annähernd, wenn auch nicht auf den tag, bestimmen liess. Sein misgeschick, dass er auch einen später fallenden brief in diese gruppe hineinzog, hat er selbst offen gestanden.

In den „lesarten“ hat der herausgeber manche sprachliche und sachliche erläuterungen gegeben. Auch mit diesen können wir nicht immer übereinstimmen. So ist es völlig verfehlt, bei der äusserung: „Ich habe ... etwas an meiner gebürgs lehre niedergeschrieben“ (2132), an den „roman vom weltall“ zu denken, da offenbar von einer wissenschaftlichen darlegung seiner geologischen ansichten die rede ist. Noch weniger versteht man, wie der satz an Knebel (1876): „Einige exemplare der gedichte zum geburtstage der herzogin lege ich bei“, den worten zuwider auf das gedicht zu Knebels geburtstag bezogen werden konte. Wenn es 2158 an frau von Stein heisst: „Sehr schöne indianische geschichten haben sich aufgetan“, so geht dies offenbar auf indische erzählungen, wahrscheinlich auf die im nächsten briefe erwähnten Apologues et contes orientaux von Blanchet, wie man längst erkant hat, nicht auf die kämpfe der ostindischen kompagnie. Der in brief 2335 gemachte vorwurf deutet nicht auf Jacobi, sondern auf die „Ephemeriden des theaters und der litteratur“, die eben begonnen hatten, scenen aus der „Iphigenie“ abzudrucken. Manches bedeutendere, was wir ablehnen müssen, bedürfte weiterer darlegung.

Zu grossem danke hat der herausgeber den leser durch das genaue, grösstenteils nach einsichtigen grundsätzen zu den sieben ersten bänden entworfene register der personen und orte sowie der erwähnungen von Goethes und Herders schriften verpflichtet. Dieser dank wird um so lebhafter sein, je mehr man aus erfahrung die saure arbeit zu würdigen weiss, unzählige scharen toter zahlen zu befehligen, wobei man von grossem glück zu sagen hat, wenn nur wenige nicht gehorchen. Aber leider müssen wir gleich das bedauern hinzufügen, dass die verhältnismässig geringe mühe gespart wurde, auch die postsendungen zu berücksichtigen, so dass, so weit es möglich, der ganze kreis der personen zu übersehen wäre, an welche Goethe in diesen jahren briefe gesant. Die entschuldigung, ein register sei nicht der ort zu untersuchungen über zahlreiche personen, besagt eigentlich nichts, da dasselbe von manchen personen der briefe gelten würde, es auch, wo die personen nicht leicht festzustellen waren, genügt hätte einfach zu bemerken, wann briefe an sie abgesant und

bis zu welchem orte frankiert seien, wie ja auch jezt manchmal im register nur name und ort angegeben sind. Durch genauere angaben hat sich der herausgeber mehrfach verdient gemacht, und gern gestehe ich, dass ich manches von ihm gelernt habe. So ist hier der diener Wende, der noch im dritten und fünften bande als Wenck verlesen war, richtig gestelt (zuerst VI, 476), wobei auf die „Goethe-schriften II, 141. 386. Tagebuch I, 263 zu verweisen war. Viel wichtiger ist die, soviel ich weiss, hier zum ersten mal gegebene unterscheidung des präsidenten des oberkonsistoriums von Lyncker, rittergutsbesitzers auf Flurstedt, von seinem katholischen namensvetter (die vornamen fehlen), rittergutsbesitzer auf Denstädt bei Weimar. Dieser war es, mit dem Kaufmann und Klinger im jahre 1776 und 1777 zusammenkamen. Zur genügenden bezeichnung der personen gehört auch der volle vorname, mit hervorhebung des rufnamens. Leider hat unser register diesen häufig nicht, auch wo er längst bekant oder besonders bei den weitreichenden verbindungen des vorstandes der Goethegesellschaft leicht zu erhalten war; zuweilen sind sie der überlieferung gemäss falsch angegeben, wie bei von Edelsheim und von Schrautenbach, dessen name nicht einmal volständig angegeben wird. Der mit fragezeichen versehene Schubart ist der bekante dichter und musiker; der auch in den postsendungen erwähnte Cannebich, bei dessen namen nach einem den vornamen vertretenden fragezeichen nur „in Mannheim“ bemerkt wird, war direktor der oper in München, was auf seine verbindung mit Goethe, der ihm schon auf Jacobis rat auch seinen „Clavigo“ übersante, licht wirft. Schmohl war kein schweizerischer schriftsteller; von ihm und dem mit ihm vermischten Mochel liegen bestimte nachrichten genug vor. Die kurze bezeichnung der personen ist ausserordentlich verschieden: bald ausführlich, bald ganz kurz, oft wunderbar, wie z. b. bei Christof Kaufmann, bei dem fast die hauptsache fehlt, dass er später herrnhutischer arzt war. Bei den als lebend angeführten personen genügt ihre äussere stellung in den hier in betracht kommenden jahren. Manches ist irrig. Goethes freund Horn war nie lehrer und kriegszeugschreiber, sondern adjunkt des gerichtschreibers, später gerichtschreiber. Durch druckfehler ist der geschichtschreiber J. M. Schmidt zum gerichtschreiber geworden. Einiges fehlt, wie der kammerrichter graf von Spaur II, 104 und der vorgänger des kunsthändlers Rost in Leipzig III, 215. An lezterer stelle wird die „Benellische handlung“ erwähnt, wozu die „lesarten“ bemerken: „vielleicht Benettische“. Von Leipzig war leicht zu erfahren, dass der französische kaufherr Karl Philipp (Firma Karl) Benelle hiess. Gar nicht gehört ins register der Ansbacher oberkammerherr von Pöllnitz; denn in der betreffenden äusserung an frau von Stein (2217): „Dein brief von Pöllnitz ist wider da“, wäre es widersinnig unter Pöllnitz eine person zu verstehen; es ist der ort Wöllnitz bei Jena gemeint, den Goethe auch im tagebuch (im juli 1779) nach der gangbaren aussprache Pöllniz schrieb.

Den achten band der briefe, den der italienischen reise, hat Erich Schmidt geliefert, der sich um diese schon im zweiten bande der „Goethe-schriften“ grosses verdienst erworben hat. Wir müssen diese arbeit als eine ausgezeichnete leistung begrüssen; sehr wenige punkte, in welchen wir anderer ansicht sind, kommen kaum in betracht. Hier zum ersten mal sind ein brief an Seidel und einer an Göschen volständig gedruckt, auch merkwürdige bisher unterdrückte stellen aus briefen an den herzog und Seidel; in den „Paralipomenis“ finden wir zwei französiche briefe an italienische bekante und ein spasshaftes lateinisches schreiben, das Goethe bald nach der rückkehr an den launigen prinzen August von Gotha richtete. Ein paar briefe sind richtiger als bisher datiert, an mehreren stellen ist die überlieferte lesart durch

glückliche vermutungen verbessert. Nicht billigen kann ich 2644 die verwandlung der hindernden magd in eine hinkende. Goethe wolte den gegensatz hervorheben, dass, während die alte kocht, der alte herumschleicht, die magd (statt, wie sie solte, zur hand zu sein) im wege steht und mehr schwazt als arbeitet. In 2610 wird meine ergänzung zeit verworfen; aber dann müste es jedenfals ist's statt ist heissen. Im briefe 2654 ist eine zahl jedenfals verschrieben, entweder das datum des 23. oder, wie ich vermutet, das im briefe stehende 22, wofür 20 oder 21 zu setzen. — Den schluss macht ein zweckmässig eingerichtetes register. Statt Cesari muss es Cesare heissen, und es solte „in Perugia“ hinzugefügt sein. Auch hier begegnen wir noch den falschen vornamen von Edelsheims; Georg Ludwig hiess sein jüngerer bruder, der von dem herzog und Goethe hochverehrte geheimerat aber Wilhelm, wie ich längst angegeben habe.

KÖLN. H. DÜNTZER.

Alwin Schultz, Das höfische leben zur zeit der minnesinger. Zweite vermehrte und verbesserte auflage. Leipzig, S. Hirzel. 1889. 1. band XVI, 688 s. mit 176 holzschnitten. 16 m. 2. band 504 s. mit 196 holzschnitten. 14 m.

(Fortsetzung zu s. 371—401.)

S. 276] Schultz nimt hier, worauf oben (zu s. 175) schon aufmerksam gemacht ist, formelhafte zahlen mit unrecht als reale grössen an: 1000 m. heisst nicht 40000 rm., sondern „ausserordentlich kostbar“.

S. 277] Anm. 3 war wol noch auf Guill. de Dole, Romvart 538, 36 zu verweisen, ein beispiel das Schultz an anderer stelle (s. 300 anm. 4) selbst citiert.

S. 278] Ein fürspan (adler) aus Mainz, der Ottonenzeit angehörig (besitzer: baron von Heyl, Worms), ist jezt abgebildet Ztschr. f. bild. kunst 1890 nr. 10, 87 fig. 3; vgl. noch Schultz 1, 310 anm. 3.

S. 281] Die ringe enthielten auch wol öfter sympathische steine, vgl. Strassburger urkdb. 3, 335 nr. 1118 a. 1326: *Beatrix, relicta Johannis dicti Viriantz, abbatisse et conventui monasterii s. Clare uf dem Rossemerkete Arg. ..... donavit ... annulum bonum cum magno saphiro sub hoc pacto, quod idem annulus inalienatus apud ipsas dominas permanere debeat et quod abbatissa dominabus seu cuilibet domine de dicto conventu, que indigenciam habuerit dicti annuli pro aliqua infirmitate fuganda, ipsum sibi prestare teneatur.* — *örgolt* = *örrinc* (Altd. bl. 1, 351 und Lexer s. v.) hätte vielleicht kurz erwähnt werden können. — Virg. 951, 9 fgg. scheint mir der sinn nicht ganz klar zu sein. Es heisst: *Legent an iuwer swenzelîn Und setzent ûf iur krône Und die sîdîn gürtel smal, Die bisande* (hs.: *bisander*) *undr die krône rich, Die dâ erliuhtent berc und tal.* Was es bedeutet „die bisande unter die kronen aufsetzen“, verstehe ich nicht recht. Ich möchte vermuten: *unde die krône rich.* Dass damit schon etwas gesagtes noch einmal neu aufgenommen wird, hat nichts verwunderliches. Was sind aber *bisande*? Wol nichts anderes als ein schmuck aus Byzantinischen goldmünzen, die wir in Skandinavien öfter zu halsbändern und anderem zierrat verwant finden, vgl. Weinhold DFr² 2, 306. Brakteaten werden als schmuck verarbeitet: Servat. ed. Haupt 548 fgg., wozu das von Frommann (Germ. 18, 559) publicierte fragment (F.) hinzuzunehmen ist: *Ein saphir wolkinvar Der was sîn gesedele* (hs. und Haupt: *geselle*, F: *gesedele*; über *gesedele* (Graff 6, 309; Mhd. wb. 2², 236), *In deme selben goltphedele* (hs. und F; Haupt: *goltphelle*) *Ein jaspis schône lachte, Der daz were genæme machte.*

In unsern gedichten strahlen alle kleinode von gold und den kostbarsten edelsteinen: in wirklichkeit ist es sehr oft nur falscher flitterglanz gewesen. Interessant ist die folgende auslassung des Nic. de Bibera, der von dem *faber denariorum* berichtet:

post hos ex auro facit alter cornua tauro,
vel iubet argentum proferre monilia centum;
alter ab ere rudi vult tintinnabula cudi,
vel parat ex stagno, quod stans lupus invidet agno,
sive monile cupri, quod emit rea femina stupri. Nic. de Bibera 1686.

S. 282] Hirschleder wird zu handschuhen empfohlen Liedersaal 3, 561, 144: *Hirsine hüt Sint ze hantschuchen guot, Der dem leder rehte tuot.*

S. 283] Über pfauenhüte vgl. zu Iol. 372. — Die mode der breitkrämpigen hüte scheint schon hundert jahre früher, als Schultz meint, aufgekommen zu sein, denn bereits Walther von der Vogelweide (75, 5 fgg.) erwähnt sie.

S. 284] Vgl. auch Virg. 135, 1 fgg. und: *den spîgel he or halden sol, Daz si sich vorbinden Wî sì di mâze vinden Daz si lichte valden ebene legen* Dêmant. 6148. Ein hinweis auf das von Schultz selbst herausgegebene Liber de ornatu mulierum (Anz. f. k. d. d. vorz. 1877 sp. 186; anfang 14. jahrh.) wäre vielleicht nicht ganz ohne nutzen gewesen. Überhaupt hätte ich manchmal einen kurzen verweis auf dies oder jenes werk ganz passend und angebracht gefunden, zumal er ja auch nur geringen raum erfordert.

S. 285] Es ist mir doch zweifelhaft, ob das anlegen des schleiers (anm. 1) noch zum *sendleichen* gebahren der witwe gehört. — Das non plus ultra von äusseren zeichen der trauer zeigt eine witwe Wig. 228, 11 fgg.: *Ir pfärt was swarz und ir gewant Dà bì der jàmer was bekant Den si nàch ir gesellen truoc, Den Ròaz der heiden sluoc.* — Kriemhild sizt im schatten der linde unter einem baldachin: *Ein himeldach sidìn swebet über der küneginnen rich* Grimm, Roseng. 947. Vgl. weiter: *Ein pheller ir den schate bar Der die hitze underriene, Dà diu frouwe under gienc. Den truogen ob ir vier man An vier ruoten wol getân, Die wâren rôt guldîn* Herz. Ernst B. 3110.

S. 286] Vgl. auch *C. dictus Pleygehar* Mainzer bürger Baur HU. 2, 604 nr. 603 a. 1301. Auch Dietleip trägt ungewöhnlich langes haar: *Er truoc ouch hâr alsam ein maget, Der junge degen unverzaget, Daz vür den swertrezzel hie: Swenn erz ungebunden lie, Vor regen mohte er sich dâ mite Decken nâch der valken site; Vil schône goltvar ez schein* Bit. 3265; *er* (Vàsolt) *truoc ouch hàr alsam ein wìp* Ecke 165, 11.

S. 287] Die frau frisiert selbst den verehrten ritter. Dafür bietet einen interessanten beleg Ritterpreis 251 fgg.: *Diz frouwe die gine alzohant Da si den selbin ritter vant. Umb sine schuldern si da swanc Ein tweheln breit unde lanc, Gewort van sîden de was klar. Von ir gestrelet wart sin har.* Also eine art frisiermantel scheint nicht unbekant im gebrauch gewesen zu sein. — Für das vorkommen der perrücken noch eine stelle: Zacheus von Himmelsberg tritt Ulrich von Liechtenstein, der als frau Venus kämpft, als mönch (Ilsân?) entgegen: *der hât an sinen lìp geleit Über daz harnasch münches kleit, Ein münches cappen swarz gevar Und het ûf sînem helm ein hàr: Ein breitiu blatte was dem geschorn* Frauend. 199, 13.

S. 288] Bei Suchenwirt trägt ein mann *in den zoph ain seidein pant schon geflohten* (Wackernagel, Leseb. 1, 1280, 2). Die zopfritter sind für die Rheingegenden

schon früher als in Österreich nachzuweisen: wir dürfen die verbreitung der mode um 1250 dort sicher annehmen. Beweisend ist eine urkundliche notiz aus dem jahre 1283 (Baur, Hess. urkunden 1, 121 nr. 169), wo unter den zeugen *C. scultetus dictus zopritter* auftritt. — Eine solche zopfkapsel (*reitel*) erwähnt der Teichner (Karaj. anm. 311): *Ez ist oft ein junger worden, Der sich schamt des vater orden Und wil sich nâch der muoter machen Mit wunderlîchen sachen. Langez hâr und engiu scheitel, Vast gepresset in ein reitel, Als man vrowen gezopfet siht.* — Merkwürdig ist die schilderung und motivierung der sitte, dass die Franken zur erinnerung an Roland ihre langen bärte aus den halsbergen herausziehen sollen (Karlm. 473, 46—66).

S. 289] Wolfger von Ellenbrechtskirchen scheint zeitweise auf der reise einen eigenen barbier gehabt zu haben. Darauf deuten folgende ausgaben hin: *pro receptaculis rasoriorum. xij. den.* (s. 22), *pro tunica Wilhelmi rasoris. xxiiij. sol. veron.* (s. 29). Später scheint die ausgabe für den barbier (*Rasori vi den., Rasori iiij den., Rasori ij sol.* s. 56) darauf hinzudeuten, dass er keinen eigenen mitgenommen hatte. Der erzbischof von Trier hatte einen hofbarbier: erzbischof Heinrich III. von Mainz erlässt Jekewin, dem barbitonsor des erzbischofs von Trier, die zahlung von 4 pfund 13 schilling, welche er dem zollschreiber Dithmar zu Erenvels noch schuldet. Eberbach a. 1338 Sauer Cod. dipl. Nass. 1, 3, 192 nr. 2139.

S. 290] *bruoch* und *bruochgürtel* sind abgebildet Codex dipl. Cavensis V (1878) I. Manoscr. Membr., Beda de Temporibus (11.—12. jahrh.) Tav. 1 und 6; ebd. VII (1888) Tav. 2 (a. 1324 ca.) finden sich *bruoch* und *hose* auf der schönen miniatur sehr deutlich. — Ob die hose über dem hemde sass, scheint mir nicht ausgemacht. Die meisten stellen sprechen meiner meinung nach dafür, dass die *niderwât* zunächst am körper sich befand, so auch wol Lieders. 1, 358, 61 fgg.

S. 291] Für *bruochgürtel* tritt auch *nidergurt, nidergürtel* auf; vgl. die belege bei Lexer 2, 71 fg. Ein *nidergurt von sîden* Ulr. Wh. 258 b. 263 a. — Was ist *gürtelgewant*?

Ze sînes bettes houpte suochte er sîn gürtelgwant,
nâch walhischem site nam er ein mezzer an die hant. Wolfd. A. 75, 1.

Bedeutet *gürtelgewant* hier die *bruoch* mit dem *bruochgürtel*? Oder ist die *gürteltasche* (vgl. Schultz 1, 309) gemeint? Möglicherweise war aber am bruochgürtel die tasche, in der auch wol das messer stak, befestigt, so dass der Sieman die drei zeichen seiner unbestrittenen herschaft mit einander eroberte (Vgl. auch *gürtelgwand* Grimm, Weisth. 1, 115.).

S. 293] Vgl. noch Krone 10528, wo weisse hosen erwähnt werden: *er vuorte ringe kleine hosen Lûterwîz sunder rosen.* — Anm. 2 füge noch hinzu: *sîn beingewant rôt als ein bluot* Laurin 181 und vgl. die miniaturen des Codex dipl. Cav. III (1876) I Manoscr. Membr. s. 200 und die vorher zu s. 290 erwähnte tafel aus bd. VII.

S. 294] Anm. 9 füge hinzu: *zwêne brîsschuoch er* (der garzûn) *an truoc* Wig. 41, 10. — Auch die boten trugen die *ocreae*, vgl. *Wilhelmo cursori ad parandas ocreas viij den.* Wolfgers reiserechnungen s. 22.

S. 296] Über die Corduaner vgl. Weinhold DFr.[2] II, 264 fg. und (domus), *que quondam fuit Bartholomei Cordibanarii civis Treverensis* Mittelrhein. urkdb. 3, 360 nr. 460 a. 1232. — Über die moden bei den schuhen spottet der dichter im Liedersaal (3, 424, 111): Die leute sagen, *Der sich denn enge schuochet Vnd sich da mit brûchet, Der hett die fuez gevangen; Do sint die witen schuoch und lan-*

gen Vz der maz ungeschaffen Und spricht man, er sult affen Vachen der sy an trait. — Über die unredlichkeit der schuhmacher klagt auch Nic. de Bibera (1754 fgg.):

> *Vulgus calcificum me non reputabit amicum,*
> *Quod quasi finales sunt hoc in codice tales.*
> *Ista fuit causa, quia gens rea criminis ausa*
> *Crebro defraudat homines et vilia laudat*
> *Et quasi caprinum sotularem vendit ovinum,*
> *Jurans hyrcinum vendit quandoque caninum.*

S. 298] Anm. 1 füge noch hinzu Parz. 228, 7 fgg., wo dem Parzival in der Gralsburg der mantel der Repans de schoye hergetragen wird: *ab ir sol er in gelihen sin: Wan in ist niht kleider noch gesniten. Ja mohte ich sis mit iren biten: Wande ir sît ein werder man Ob ichz gepriievet rehte hân.* Weiter noch: *Diu maget valsches vrie Sant im ir suckenie Unde ein mantel scharlatin* Tand. 11594.

Eine breite brust galt bei männern für schön (*alsam ein löwe ist er gebrust* Troj. 29562); und aus späterer zeit wird uns berichtet, dass, wer sie nicht hatte, sie sich künstlich zu schaffen wuste: *Sie machen alle lewen brust, Das ist nu der gemein just, Er bringet ez mit boumwollen zu* Altsw. 52, 13.

S. 299] Gestickte buchstaben auf den kleidern der männer werden tadelnd erwähnt Lieders. 1, 557 fgg.

S. 302] Schultz scheint aus der anm. 2 angeführten Parzivalstelle den schluss zu ziehen, dass garnasch und kürsen übereinander gezogen werden können. Das braucht jedoch nicht aus den versen herausgelesen zu werden. — Über die *garnasch* und *kürsen* (nicht *kürse*, wie Schultz hier schreibt) haben wir oben zu s. 263 gesprochen. Zu anm. 4 füge ich noch hinzu: *die rîcheit die sie dragen An korsen ind an wâfencleit* Crane 1426.

Auch über den *kurzebolt* ist (s. 400) gehandelt. Nicht sehr verschieden von ihm mag der *saccus* sein, den Schultz übergeht. In Wolfgers reiserechnungen findet sich: *pro sacco x. den.* (s. 4. 8. 13), *pro parandis saccis et tunica Hungari. xxvj. den. veron.* (s. 52). Ferner vgl. *sacröklin, sacschope* (-juppe) Alemannia 6, 230, 5 und 9; Frisch 2, 141 c: *sack* ein enges kleid; vgl. weiter Du Cange 7, 253 und Pfaff, Germ. 33, 31 fg. — Was anm. 5 auf ihrem platze zu thun hat, weiss ich nicht.

Bei *gonne* (engl. *gown*) und *gonnelle* hätte noch kurz erwähnt werden können, dass beide kleidungsstücke pelzgefüttert sind, wie die *garnasch* und *kürsen*, und wie diese sowol von männern als von frauen getragen werden. Bei den belegen für *gonele* war auch wol auf Aymeri von Narbonne 1622 fgg. (citiert von Schultz 1, 321 a. 3) zu verweisen. Ich vermisse auch hier den kurzen hinweis auf Du Cange 4, 138 c (*gonne*), 4, 86 b und 139 a (*gonnelle*). Gänzlich fehlt hier *juppe* (*gipe*) als männerkleid, worüber wir oben s. 400 gesprochen haben.

Bei *auqueton* fehlt wider der verweis auf Höf. leb. 2, 38, der notwendig ist. Denn *auqueton* ist waffenkleid und wird unter dem harnisch angelegt. Wenn es auch mit goldstickereien verziert ist, so darf man es doch hier, ebenso wie *wambez* (die deutsche benennung für *auqueton*), nicht ohne hindeutung auf seinen ursprünglichen und hauptsächlichen gebrauch besprechen. Über *auqueton* vgl. noch Du Cange 1, 483 c und 155 c. Verwijs en Verdam, Mndl. woordenb. 1, 309.

S. 303] Über mehrfarbige kleider vgl. zu Iol. 2771. — Anm. 1 füge hinzu Parz. 235, 10: (ihr kleid) *daz was halbez pfellel, Daz ander pfell von Ninnivê. Dise*

unt die ersten sehse ê Truogen zwelf röcke geteilt Gein tiwerr kost gereilt. Strassb. urkdb. 3, 231, 18 a. 1313 *cursatum meum antiquum partitum cum vario furratum.* In den gesetzen der schneider und tuchscherer zu Frankfurt a. M. wird den angehörigen der zunft folgendes verboten: *auch sal unsir keiner diekeine gedeilte kugiln adir gedeilte hosen dragen, er enhabe sin dan rocke. Ez ensal auch unsir keiner diekeine lysten dragen an diekeynen enden siner cleydere* (s. 623). *Ez ensal auch unsir keyner diekeinen andirn arm dragen dan alse der rok ist, ez enwere dan, daz he ime gegeben würde* (s. 624) Böhmer Cod. dipl. Moenofrancfurt. 623 fg. c. 1352. Vgl. ferner: *In striphia veste muliere vaga sibi teste* Nic. de Bibera 734 und *et striphei virides, de quorum scemate rides* ebd. 1843. Vielfarbige kleider werden erwähnt Virg. 971, 4: *si hâten kleider an vilvar* (wol nicht = violet); vgl. *in dem vielfarben sidenmantel* Loher und Maller 836 (Lexer 3, 351).

Anm. 3 füge hinzu: *funfzec ritter hôchgemuot in cappen grüen* Frauend. 248, 1. *Dô* (auf der reise) *het der helt niht anders an Niwan ein kappen scharlatîn Und einen roc pfellîn, Der was von golde rîch* Tand. 4216.

S. 304] Über *gamacha* kann ich nicht ebenso bestimt wie Schultz urteilen. Es ist sehr möglich, dass er recht hat gegenüber Du Cange (4, 34 c), der *gamachiam* lesen will, was jedoch eine nicht gänzlich von der hand zu weisende vermutung ist. Du Cange (4, 19 c) weist nach, dass bei den bewohnern von Auxerres gamache *est vestis vilioris pretii, qua utuntur rustici.*

S. 305] Eine gestickte und mit perlen und edelsteinen besezte *kogel* wird in der erzählung von dem junker und dem treuen Heinrich ed. Kinzel 1579 fgg. erwähnt. — Anm. 5 füge hinzu: *Es het der Furst Hochgeporn Vmb sich swert und sporn Vnd seine Rays-Klaider an* Ottok. v. St. cap. 827.

S. 306] Zu *sclavinia* vgl. noch Du Cange 7, 357. — Zu *renones* vgl. Du Cange (7, 181), der klare beschreibungen dieses kleidungsstückes anführt: *Rheno est pellicium vel vestis facta de pellibus pendensque ad umbilicum* (vet. gl.), *Vocamus etiam mastrugas renones, quae rustice crotina* (kürsen) *vocatur* Iso Magister in Gll. usw. (vgl. auch *reno brustbeltz* Dfb. Gl. 492[b]). Nicht nur am Rheine war dies kleidungsstück gebräuchlich; die alten etymologen behaupteten dies nur immer ihrer herleitung (*Rhenones* < *Rhenanis*) zu liebe.

S. 307] In den miniaturen des Codex dipl. Cavensis bd. III, IV und V wird, zu Schultzens angaben stimmend, der mantel immer durch eine spange auf der rechten schulter zusammengehalten. Über die stoffe und den preis eines solchen staatsmantels haben wir eine instruktive notiz in Wolfgers reiserechnungen (s. 25): *pro zindalo ad failam episcopi xxvij sol. imperialium. pro brunetto ad eandem failam duo tal. et viij sol. imperial.*; vgl. *de paranda faila episcopi xxviij. den. imperial.* (s. 37).

Über die *faile* (*vaele, vêle,* frz. *voile*) sagt Schultz gar nichts. Es bedeutet mantel, *chlamys,* und später eine besondere art derselben (Weinhold DFr.[2] 2, 217). Hier genügt es auf die zahlreichen beispiele, die das Mhd. wb. (3, 213) und Lexer (3, 8) anführen, hinzuweisen. — *mantele snêvare* werden Rother 1511 erwähnt.

S. 309] Was der verweis auf fig. 110 soll, um einen elfenbeinernen gürtel zu zeigen, weiss ich nicht. Ich vermag dort keinen zu erblicken. — Die minner tragen am gürtel taschen gefült mit würzen (*guoter wurzen vol ir phosen* Heinz. v. Kost. 497).

S. 311] Anm. 2 war vielleicht zu *gamân* noch auf Mhd. wb. 1, 460 a. b. zu verweisen. *gamahiu* hat sich noch im Siebenbürgischen bis auf den heutigen tag

erhalten: Im Siebenbürg. korrespbl. (XIII [1890] nr. 2 s. 21) findet sich unter nachforschung nach andern dialektischen wörtern auch die anfrage: „Was heisst *gamahe* — *gamahering*, heftel mit 1. carneol und 1. *gamahe* — *gamahe* und 13 perlen?“ In Siebenbürgen haben wir ja auch in der tracht die alten heftel und gürtel zum teil erhalten.

S. 312] Vgl. Lieders. 3, 57, 25: *Dü ain trug blau in stettikait, Dar vff saffir vil gelait In blau gesmelze sam lasur.* Bei dem maifest, das Albrecht von Österreich vor seiner ermordung durch Johann Parricida veranstaltet, tragen alle teilnehmer grüne schapel *von salvey vnd rauten* (Ottok. v. St. cap. 798). — Zu anm. 7 füge hinzu Meleranz 3626. — Karl trägt einen kranz und darauf noch eine reiche krone (Karlm. 292, 51 fgg.). — Auch die männer tragen hüte von stroh: *pro stramineo pillio episcopi .ij. sol. bon.* (Wolfgers reiserechnungen s. 49).

S. 313] Zu anm. 2 bemerke noch: *Ain vberczogen huet Von Zenndal der waz gut Gehalbirt weis und rot* Ottok. v. St. cap. 67, *(die Huet) mit Zenndal gehalbirt* ebd. cap. 68. Jean de Blois lässt sich aus Paris einen *chapeau de bièvre* mitbringen, der 18 s. 6 d. kostet (etwa fr. 66, 60 in unserem gelde, Vie domest. 49 fg.).

S. 314] Anm. 1 füge hinzu Tand. 4221 fgg. — Der *gugelhuot* wird noch Lieders. 1, 141, 515 fgg. erwähnt. — *wîze hentschuohe* der minner erwähnt Heinz. v. Kost. 492. In der Vie domestique bezahlt Jean de Blois für ein paar *mitaines* (fausthandschuhe) II sous (s. 57). In Vendômes lässt er sich *II paires de ganz* besorgen für II s. vi d. (s. 84). (Der Centgräff) *soll dem herrn geben zwein weisze von schöpsenleder gemachte handschuhe an einem weiszen sommerladen beszeln stabe* Grimm, Weisth. 3, 411 a. 1354. Das kloster Eberbach soll Winant, Schenken von Liebensteyn jährlich, so lange er lebt, *eyn par hentschuwe yris (îresch) ledirs* geben a. 1367 Sauer, Cod. dipl. Nass. 1, 3, 369 nr. 3216.

S. 316] Vgl. noch *Silbervel und goltvel lieht Zendal rôt, grüen als ein gras Dâ sunderbâr gehouen was* Frauend. 208, 26.

S. 317] Anm. 1 füge hinzu: *ein zohowen scharlaken want, Gefornêrt mit hermelîn Wâren dâr de cleider sîn* Crane 2230. — Anm. 4: *sîn wâfenroc was rîche von kleinen goltschellen* Lanz. 362; *des selben* (Saben von Marokko) *einen wâfenroc Fuort er und guldîn schellen dran* Lanz. 4428.

S. 318] Albrecht von Österreich kleidet sein ritterliches gefolge: *Sechs Hundert Ritter het er da Die sein Chlaid trugen* Ottok. v. St. cap. 550; vgl. auch Frauend. 297, 20 und Elis. 901 fgg. — Über die putzsucht und den luxus der frauen klagt auch der Teichner (Karaj. anm. 310).

S. 322] Anm. 3 füge hinzu: *Heiz uns den snîder snîden Zwêne rôte röcke und schaprûn. Ich kume zuo ir als ein garzûn* Türh. Trist. 2282. Weiter fehlt die genaue schilderung eines garzûn Wig. 40, 32—41, 14. Wolfger gibt *pro schaprûno Burchardi cursoris xxviij sol. veron.* aus (Reiserechngn. s. 29; vgl. noch s. 10). Virg. 450, 6 wird von dem boten gesagt: *Enphâhent in gar schône. Er treit ein eberspiezelîn, Zwên handschuohe in der hende.* Vgl. auch die abbildungen von boten in dem Katalog des reichs-postmuseums (Berlin 1889) s. 45.

S. 326] Schultz hat den schon in der ersten auflage stehenden schreibfehler, wonach die söhne der Helche (warum Helke?) und *Dietrich* von Bern (dies *Diether* von Bern) in der Rabenschlacht erschlagen werden, übersehen. — Vgl. noch die schilderung von zwei bauern: *Den wâren beiden houbet grôz Hâres unde hûben blôz* Des hundes nôt (Grimm, RF.) 171. Vgl. *auch sullint die eingrefen in der erne*

des berges budele in den dorfen gereit sin sine sichelinge zû eishene unde ist er iedem mane shuldig eine wize hubin adir fir lihte pennenge dar fure Böhmer, Cod. dipl. Moenofrancfurt. 358 a. 1303 Frankfurt-Bornheimer berg.

S. 327] Über *warkûs* hätte sich mit berücksichtigung von Weinhold, DFr.² 2, 293 und Du Cange 4, 30 b. 8, 407 wol noch einiges mehr sagen lassen: wir sehen z. b. noch, dass es gefüttert war und von männern wie von frauen getragen wurde.

S. 330] Die s. 258 und hier von Schultz gegebenen erklärungen von *schürlitz* treffen nicht ganz das richtige, vgl. die folgende stelle: *Habitus canonicorum Regularium est vestis linea sive tota* (lies wol *toga*) *linea quam Romani Roketum Romanum, Germani Subtile, Sarracium sive Scorlicium appellant. ..... Tertii hanc lineam vestem deferunt in forma parvi et brevis scapularis de collo dependentis, quem Scorlitium nuncupant* Joan. Buschius lib. 1 cap. 23 (Du Cange 7, 666 c). Indessen mag diese beschreibung auch nicht algemeingültig gewesen sein.

S. 332] Seidengewebe fand man in Deutschland nicht, wol aber war Flandern die hauptbezugsquelle feiner wollenstoffe. So scheint die auch in anderer beziehung interessante stelle (Ottok. v. St. cap. 652) zu verstehen zu sein: *Darnach sand man weit Vnd in verrew Lant Nach sogetanen Gewant, Des man zu Flandern vindet nicht In so chostleicher Angesicht, Als Gewant, Seydein, Czendel und Paltikein* (Pez: *Platigen*) ..... *Als man bringet vber See, Tuch dem Chost nicht zerint, Das aus Arabischem Gold man spint.* — Anm. 8 ist das citat aus dem Frauendienst zu streichen, vgl. PBrBeitr. 15, 330.

S. 333] Die deutung des *phelle tusenvar,* welche ich zu Iol. 372 gegeben habe, ist unrichtig. Ich befinde mich aber mit diesem irtum in der guten geselschaft von Weinhold (DFr.² 2, 248 und anm. 3) und Schultz (1, 333 anm. 1). Es ist von uns übersehen worden, dass es nicht *tûsentvar* (tausendfarbig), sondern *tusenvar* (gilvus) heisst; vgl. *tusin* gilvus sicut equus Graff 5, 460, *tusenvar* Bit. 2303. 9843, *tusenvêch* Lanz. 4753.

S. 334] Es fehlt in der aufzählung das *topelstein*-muster, z. b. *Daz tach waz überzogen rain Mit ainem sidin toppelstein* Lieders. 1, 134, 129; *Es was gelich geziert In toppelsteinen wisz visiert* ebd. 134, 133; vgl. noch 1, 134, 115 fgg.; 146, 725 fgg.; 147, 732. *Da sach ich zwü frowen vin Dü hetten doppelstain gewant* Lieders. 3, 88, 191.

Wie die verzierungen mit den goldblechen eigentlich aussahen, darüber geben uns gute auskunft zwei stellen aus Ottokars chronik (cap. 67 und 653): *Manig Tirel chlain als ain Glaim Auf dem Phele waz gepolt Von Arabischen Gold, Daz begund den augen geben brechen, Daz Niemant lang mőcht gesehen An der Margrafin Rokch.* Weiter: *Darczu sach man Chunich Wenczlan Einen Rockch tragen an, Der was gewarcht Maisterlaich: Auf ainem Sameit reich Lagen guldein Pleter so vil Daz ygleichs Plates Zil Pegraiff ain ander Plat Als den* (Pez: *der*) *Sameit hat Das Gold gar bestrewet (: erfrewet.* Pez: *bestrawet).* Vgl. weiter noch Bit. 7462—7500, wo der golddurchwebte seidenstoff einer fahne genau geschildert wird.

Über den ausdruck *pfâwenkleit* habe ich eine von Schultz abweichende auffassung zu vertreten gesucht zu Iol. 372. Füge hinzu Altsw. 44, 14 fgg.: *Sie* (Frauw Stete) *was gecleit in lasur blo; Ich dachte in dem sinne also: Der glanz glichet ains phahen kel. Er was genöte von tieren hel, Dar in was verworht manig saffir.* Von dem im Lanzelet erwähnten zaubermantel heisst es (5816 fgg.), dass er in allen denkbaren farben spielte und alles, was auf der erde oder über ihr von tieren lebte, darin verwebt war und lebendig schien.

Meine in den anmerkungen zur Iol. gegebenen weiteren ausführungen will ich hier noch in einigen punkten ergänzen und berichtigen: an der deutung von *pfâwenkleit* halte ich jedoch fest. — In den romanischen sprachen wird *paonacius* als farbenbezeichnung = *violaceus* aufgefasst: *cardinales (habent) Pavonaceas cappas panni* Cærem. Rom. Ms. fol. 31 v⁰; *Tunc cardinales accedunt cum cappis pavonatiis* Martene Tract. de Rit. pag. 605. Weitere beispiele siehe Du Cange 6, 143a sub *paonacius*, 225 sub *pavonaceus, pavonatilis, pavonatius.* — Weiterhin gibt Du Cange (l. c.) für *pavonatilis* die bedeutung an: „pannus in pavonum caudarum speciem variegatus“, was aber nach den vorliegenden stellen nicht gerechtfertigt ist: wir kommen sehr gut mit der bedeutung *violaceus* aus. Auch der *marbre paonassée* ist aufzufassen wie *marbre verdelet, marbre vermeillet* (Du Cange 5, 258 c). *Escarlate paonassé, Velluiaux paonnez* finden sich Computum Stephani Fontani Argentarii regis a. 1351. Also überall bedeutet *paonace* nicht „in den farben der pfauenkehle oder des pfauenschweifes spielend“, sondern „violett“. Diese bedeutung ist auch für die stellen Perceval 36104, vgl. 41832, anzusetzen.

Öfter werden auch stoffe mit eingewebtem pfauenmuster erwähnt, wie Schultz (1, 335) einen solchen schildert: *Storacinum pallium unum habentem pavones* Cod. Carolinus Epist. 15; *Pallium misit versicoloribus figuris pavonum, ut videtur, intextum* Wilh. v. Malmesbury lib. 2 de gestis Angl. cap. 11; *Pallium obtulit variis coloribus et pavonum figuris contextum* Matth. Westmonast. anno 1026; *Nec non et pallium optimum pavonibus ordinatis intextum* Vita Garnerii Praepos. S. Stephani Divion. (Du Cange 6, 225). Bei den *versicolores figurae* und *varii colores* braucht man nicht an die farben des pfauenschweifes zu denken, sondern kann sie als *marbres* oder ähnliche stoffe auffassen.

Wohin das vorlezte citat der anm. 6 gehört, weiss ich nicht: vermutlich ist etwas im druck ausgefallen. Füge noch hinzu *Achmartein* Ottok. v. St. cap. 652.

S. 336] Anm. 4 vermisse ich einen verweis auf s. 332 anm. 1. — *Almeria* findet sich noch erwähnt Rolandsl. 260, 25; Altd. bl. 1, 256. — Ob *Alzabê* (Gudr. 579, 1. 673, 2. *Elsabê* Morolt 3911) dasselbe ist wie *Azzabê* (Bit. 1161. Gudr. 1696, 2) ist mir fraglich. Mir scheint die änderung Müllenhoffs zu *Alzabê* in beiden fällen nicht geboten zu sein. Es gibt auf diesem gebiete so vieles ähnlich klingende, so z. b. *Attabì* (vgl. Schultz 1, 340 a. 17), das man mit demselben rechte verwerfen könte. — Ich vermisse die erwähnung der *pfelle von Azagouc : samit von Azagouc* Parz. 234, 5, *von Azagouc ein grüen samit* Gârel 5266, *side von A.* Nib. 417, 6, (ein seidenes) *banier von A.* Wig. 109, 21; vgl. auch Lachmann zu Nib. 417, 6. — Anm. 14: *Swarz baldekin* Altsw. 43, 25, *grüen baldekin* ebd. 45, 1. *emi voluit ... 1 baldekinum pro 5 lib. den. Arg. pro exequiis suis honorifice peragendis* Strassb. urkdb. 3, 343, 23 a. 1326. — Ottokar von Steyer führt cap. 199: *Scarlach, Palexigim Pliat* und cap. 652 *Platigen (: Seidein)* an, was wol beides entstellung aus *baldekin* ist. Bei dem zweiten könte man noch an einen zusammenhang mit *blatta (Triblat, Kateblatin)* denken.

S. 337] Ob Schultzens behauptung, dass die *pailes de Frise* aus Kleinasien aus dem alten Phrygien stammen, richtig ist, scheint mir nicht ganz ausgemacht zu sein; vgl. Du Cange sub *friseum, frisii panni, frissatus pannus*, aber andrerseits auch sub *phrygium.* — Anm. 13 füge hinzu Lanz. 8480.

S. 338] Anm. 13: *pfelle ûz Ninivê* werden auch Parz. 235, 11 und Bit. 7463 erwähnt. Anm. 7 füge hinzu:, Nib. 355.

S. 339] Zu *sarantasmê* sind noch die belege für *sarantasmum* bei Du Cange (7, 308) zu vergleichen. — Ist *sarantel* (*dar under was ein sarantel Blîvar, mit golde erweben* Krone 7724) eine entstellung oder weiterbildung aus *saranthasmê*?

S. 340] Über *Triant* spreche ich hernach zu s. 344. Hier füge ich nur noch einige belege für *Triant (drîant)* hinzu: Wolfd. D. VII, 90, 3. X, 78, 1; GA. 3, 605, 220; Crane 3906; Gârel 3460. 4528. 5235.

Seide von *Marroch* wird Nib. 355 erwähnt. Ferner wird *Zazamanc* genant: *Die Arâbischen sîden wîz alsô der snê Unde von Zazamanc der grüenen sô der klê, Dar in si leiten steine* Nib. Z. 55, 7. — Die identifizierung von Campalîe und Champagne (anm. 12) scheint mir etwas kühn zu sein. — Anm. 17 hätte Schultz noch das ebendas. s. 44 nr. 1166. 1167 aufgeführte *pannum Tartaricum de Attabi* erwähnen sollen; vgl. auch Acad. Crusca *Tabi*, panni species. [Correkturnote: Über *Attabi* vgl. jezt G. Jacob, Die waaren beim arab.-nord. verkehr im ma. Berlin 1891 s. 17 fg. anm. 1.]

S. 341] Ein spanisch-maurisches seidengewebe des 14. jahrhunderts mit löwenmuster, das sich im besitze des museums f. kunst und gewerbe in Hamburg befindet, ist jezt abgebildet Z. f. bild. kunst 1890 nr. 10 (s. 97).

S. 342] Ein *cambicolor* (cambire — color) mag auch das Eraclius ed. Graef 3798 fgg. erwähnte gewand sein. — *capît* vgl. noch Apollonius 3841. *capetum (capitum)* wird als betteppich verwant (Du Cange 2, 126). — Roter und grüner *dîasper* wird erwähnt Du Cange 3, 101. Im algemeinen aber ist er immer weiss (l. c. 100 fg. 220).

S. 343] Anm. 1 füge hinzu: *dîasper* Krone 514. Eilh. Trist. 2080. — Der *dimît* wird noch Herz. Ernst B. 2868 und Eneide 12938 erwähnt. Auch Eneide 9302, wo Behaghel *zimîte* schreibt, ist wol *dimîte* einzusetzen (so auch Schultz 1, 489 anm. 2). — *rôter samît* Ottok. v. St. cap. 199; *grüener samît* ebd. cap. 199. Crane 1331; *blâwer samît* Herz. Ernst B. 2630. Ein dunkelblauer samt: *ein brûn samît wolkenvar* Crane 1247. Dêmant. 7888.

S. 344] Wenn Schultz die Eneide nach Behaghels ausgabe citierte, so würde das *Drîancasîne* sich nicht in seinem werke herumtreiben. Behaghel hat überzeugend geändert: *die tieke was osterîn, die ander driantasmê (: sarantasmê)* 9308. Was nun *drîanthasmê* angeht, so lässt sich die ursprüngliche form nicht mit derselben sicherheit enträtseln, wie bei *sarantasmê*. Es ist möglich, dass es aus *τριαραντισμός* entstanden ist. Jedenfals wird es später ganz wie *sarantasmê* gefühlt und verwendet: wie *sarant*, so tritt auch *drîant*, *trîant* für sich auf (vgl. oben zu s. 340); ebenso der zweite bestandteil *tasmê* (vgl. Schultz 1, 339 anm. 12); wie *sarant*, tritt auch *trîant* als ortsname auf. In einer Parzivalstelle (775, 5) findet sich für *Saranthasmê* als variante *Drîanthasmê*. Aus dem Orient wird er gesant (Gârel 4528 fg.) und wird als glänzend feuerrot bezeichnet (Gârel 3460 fgg.).

S. 345] *cornît* bezeichnet auch ein kleidungsstück, vgl. *corneta* kapuze (Du Cange 2, 568). Es ist dies keine seltene erscheinung, dass stoff und kleidungsstück denselben namen führen: Schultz selbst hat oben (s. 258 und nachtr. s. 664) *plîalt* und *plîât* für „seidengewebe“ und „rock“ in anspruch genommen, und die folgenden parallelen bekräftigen noch seine sichere ableitung. Dem verhältnis der beiden bedeutungen von *cornît* steht nahe *gugel* cucullа und *gugeler* ein stoff (vgl. für das leztere Lexer 1, 1113 und Karlm. 154, 4: *der kogeler der was do dure*). *bonît* ist ursprünglich ein stoff (vgl. Diez, Wb. 1^{2}, 74 und Du Cange 1, 698 sub *bonetus*, z. b. *ab illo*

tempore numquam indutus est squarleto vel panno viridi seu Bonneto), dann aber auch ein kleidungsstück. Und nur só lässt sich auch die bedeutung *bonnet* (hut) und *bonît* (Höf. leb. 2, 48) vereinigen. Ebenso ist *dublît* ein stoff und *dobletum* „tunicae vel palli species" (Du Cange 3, 153 b). *kürsît,* tunica, aber auch *kirsat species panni* DWb. 5, 850.

S. 347] Auf *satîn* hat Schultz I. nachtr. 664 aufmerksam gemacht: es ist, wie Du Cange (7, 315) angibt, ein *pannus sericus rasus.* Es wird *satinus niger, percicus, rubeus* und *carmesinus* erwähnt (vgl. *setinus* Du Cange 7, 460 b).

S. 348] *rôter siglât* Wig. 65, 23. — Anm. 4 ist die schilderung des golddurchwirkten cyklat Rolandsl. 57, 11 fgg. nachzutragen.

S. 349] Anm. 1 ist noch der herliche mantel von *cyclatîn* zu erwähnen, den die Plattfüsse dem Asprian überbracht haben (Rother 1862 fgg.).

S. 350] Blauer zendal Lieders. 1, 137, 227. — Über zendal von *Candie,* vgl. noch s. 342, wo Schultz Franc. Michels identifikation von *Canceum* mit arab. *kandj* anführt.

S. 352] Gar nicht erwähnt Schultz den *berwer,* einen wolstoff; ich verweise auf Du Cange 1, 569 c sub *barbaricum* und *barbaricarii* und 1, 572 c sub *barbetus,* Lexer, nachtr. s. 66 und Bech, Germ. 35 (1890), 187. — Zu *biset* ist noch auf Du Cange 1, 667 b und 671 a (sub *bixanium*) zu verweisen. — *bonnettum* wird für einen mantel Wolfgers verwendet und kostet *duo tal. et viij. sol. imperial.* (Reiserechngn. s. 25). Karl schenkt Galaffers: *Dusent grone, dusent scharlach, Dusent brun van duren sachen* Karlm. 130, 57. — *brunetum* Mittelrhein. urkdb. 3, 817 nr. 1103 a. 1251; 1007 nr. 1393 a. 1257; 1029 nr. 1418 a. 1257 *(vestes meas varias de nigro bruneto).* Vgl. *Johannes Brunat* Boos, Wormser U. 2, 236, 5 a. 1343. *gen dem hoffe über zû dem Brunadde* ebd. 2, 243, 36 a. 1344. *Foltze Brunat* ebd. 2, 379, 29 a. 1364. — Neben *pers* ist noch *persittum* zu erwähnen (Mittelrhein. urkdb. 3, 816 nr. 1103 a. 1251; vgl. *perset* Du Cange 6, 286 c). — Anm. 7 füge hinzu Karlm. 287, 8 fgg. Hagen, Reimchr. 4310. 4326; *striphei virides, de quorum scemate vides* erwähnt Nic. de Bibera 1843.

Über *moretum* hätte sich leichtlich mehr sagen lassen: *von murêt* (var. *mürrît) ein gugeln guot* GA. 2, 438, 848, *muritum* Df. gl. 372 b, *moretum* Nic. de Bibera 1841 (auch bei Schultz 1, 353 anm. 8), Hartzheim Concil. Germ. 3, 534 (Schultz 1, 319). Du Cange (5, 552): *muretus purpureus, murice tinctus.* — Anm. 11: *er* (der waffenrock) *was ein wîzer buckeram* Eracl. ed. Graef 4958.

S. 353] Zu *burre* vgl. noch Du Cange 1, 789 c. — Eine weiterbildung ist wol *bursât,* ein halbseidenes zeug, vgl. Frisch 1, 147 b, Schmeller 2, 1003, Lexer 1, 398. — Bei *camelîn* und *camelôt* sind die reichen belege bei Du Cange 2, 45 zu vergleichen. In den reiserechnungen Wolfgers finden wir (s. 29): *Domino Duoringo et pincerne pro chamelotinis vestibus xxj tal. et dim. veron.* Also billig war der stoff, scheint es, doch nicht. *tunicam suam de kembelino cum caputio et pellicium suum dictum ein brustbeltz* Strassb. urkdb. 3, 166, 32 a. 1304; vgl. ferner ebd. 3, 177, 22 a. 1306 und 3, 268, 20 fgg. a. 1318: *legat Else ... unum pallium panni Luͥtiche ... Grede ... 1 pellium suum vulpinum ... Lusche begine 1 pellem in vulgari dicendo ein kuͥnigeline wembine kuͥrsene; item ordinat, quod tunica sua dicta mittelvar et tunica schanbelat ... vendantur.* — Über *dublêt* gibt Du Cange (3, 153) an, dass es ein französisches gewebe aus flachs und baumwolle sei. — Für tuche war überhaupt Flandern der hauptmarkt: Gent und Yper werden hervorgehoben

GA. 2, 222, 80. 223, 168. Auch Orleans scheint einige fabriken aufgewiesen zu haben (Vie domest. s. 61). — Anm. 8 füge hinzu: *schaprûn gesniten von fritschâle* Wig. 40, 34. — Zu *galabruna* vgl. *galabrunus* Du Cange 4, 12 und 3, 612 c (sub *frisii panni*). Es ist ähnlich dem *îsanbrûn*.

S. 354] Zu *molequins* vgl. unsere bemerkung zu s. 273 anm. 1. — Über *pignolatum* und seine erklärung siehe Du Cange 6, 318. — Zu anm. 4 füge noch: *sabenwîzez hemde* Nib. 584. — Zu anm. 10: Scharlache aus England Dêmant. 516. 10085. Crane 1235.

S. 355] Blauer scharlach: (?) Dêmant. 10097, *scharlachen grûne inde bla* Lachmann, Frgm. ndrh. ged. s. 175, 53. Brauner scharlach: Dêmant. 516. 10094. Crane 1325. Roter scharlach: Dêmant. 479. — Die anm. 6 angeführte stelle aus der Iolande ist zu streichen, vgl. zu Iol. 372. — Mit seiner etymologie von *schürbrant* hat San Marte gewiss zum teil unrecht: an *brandeum* zona ist nicht zu denken. Schürbrand ist ein stoff. Indessen halte ich es nicht für unmöglich, dass der erste bestandteil jenes *scurum* (Du Cange 7, 377 c) ist. Solte *-brant* mit *brandeum-velum, palla serica* (Du Cange 1, 735 fg.) zusammenhängen? Gehört hierher der name *Scorbrant* (vgl. oben *Brunat*, aber auch *Kristanus Stozebrant* Ztschr. f. hess. gesch. NF. I, 1 Suppl. nr. 80, s. 40 a. 1326) Ztschr. f. hess. gesch. NF. I, 1 Suppl. nr. 42, s. 24 a. 1297; nr. 158, s. 68 a. 1358; nr. 199 s. 81 a. 1367.

S. 356] Anm. 1 füge hinzu: *zwô hosen von seine (: reine)* Tand. 11593. — Zu *Stanfort* vgl. Du Cange 7, 579 a; 581 b c; 3, 317 b, *stanfortum* Mittelrhein. urkdb. 3, 817 nr. 1103 a. 1251; zu *Tiretaine* Du Cange 8, 112 b. — Mit grosser reserve möchte ich hier eine vermutung aufstellen: Bei Ottokar (cap. 67) heisst es: *Der Mynnichleichen Manndl Waz geworcht ze Nachsiez, Sein schein gab sölhen Gliez, Vasst daz Gold daraws glast Daz ez die Augen muet vast. Manig Pild waz daran geweben Recht als ez scholde leben, Die gaben chospern schein.* Solte *Nachsiez* nicht eine entstellung aus *Nazzât, Nassît* sein? Das würde zu der erklärung des *Nassît* als seidenbrokat stimmen. — Auch in Deutschland bestand im 13. jahrhundert schon eine lebhafte tuchfabrikation, so z. b. zu Speier, wo uns auch die namen der gewebe *(pannus dictus lemberin, ein Witzemburghere tuoch, pannus dictus kemelin* usw.) genant werden (Hilgard, Speyrer urkdb. 156 fgg. nr. 199 a. 1298). Eine grosse reihe von stoffbezeichnungen gibt uns die bestimmung über die Trierer accise vom 6. januar 1248. Es werden hier aufgeführt: pannum de Ripa, pannum Hoiense, pannum Flandrense, scarlaticum, de Beauchs, de Loinus, Renense, Aquense.

S. 358] Anm. 2 füge hinzu Turnei von Nanteiz 597 fgg. — Futter aus fischhäuten wird öfter erwähnt: *Der truoc wât von Abalîe, Dar under hiute vischîn Ze bezoge wâren wol genât* Bit. 1155, *von fremder vische hiuten bezoc wol getân* Nib. 354, 1 und Lachmanns anm., *an den liehten pfellen von maneger vische hût bezoge wâren drunder* Gudr. 1327, 1. Ein stoff, gewebt von wilden weibern aus dem haar eines weissen fisches, wird Lanz. 4838 fgg. geschildert: *Ez was deheim tuoche Niender gelîche getân, Vil spæher danne ferrân Und die zoten niht ze lanc*[1].

Den belegen für *schînât* füge noch hinzu: *Daz was mitalle hermîn, Dar ûz diu kleinen zegelîn Des hermelînes lûhten, Die swarz gevarwet dûhten Sam ein schînât unde ein kol* Turnei v. Nanteiz 597. — Der weiteren erklärung des

1) Unrichtig ziehen das mhd. wb. und Lexer (sub *inganc*) den darauf folgenden vers: *wünneclîche der inganc* (W: *was der*) zum vorhergehenden und übersetzen „einschlag des gewebes", während es zum folgenden zu beziehen ist: *Wünneclîche was der inganc, Es geloubt eim kinde niht sîn vater: diu tür was ein guldîn gater* Lanz. 4845.

schinût, die Schultz gibt, kann ich aber nicht beistimmen, da mir eine notiz des Du Cange (7, 348) das richtige zu bieten scheint. Er sagt: „*Schinala*, Piscis genus f. Perca, Gallis *Perche*, Italis *Schinale*, quod quibusdam asellum sonat, Gall. *Merlus*. Statuta Astens. ubi de intratis portarum: *Pisces salati, ridelieet lucii, tenchæ, Schinatæ solvant pro quolibet rubo lib. 6.* Darnach wird also *Schinût* wol ein fisch, möglicherweise eine barschart sein.

S. 363] Anm. 4 füge noch hinzu: Mel. 6383 fg.

S. 365] Auch im saale des pallas findet sich ein *gesidele*, das wol nicht provisorischer natur ist; es steht an der der tür gegenüber liegenden wand (Mel. 12182 fgg.): *Gên der tür an der wende Was ein gesidel gemachet An koste niht versuochet. Si beide zuo ir sâzen.* Die tische werden an den vier wänden des saales aufgestelt und nicht in der mitte, wie wir es jezt tun würden (Gârel 1748 fgg.). Das hieng damit zusammen, dass die tische nur an einer, der wandseite besezt wurden, was ja bekant ist, was aber Schultz doch irgendwie hätte erwähnen sollen (vgl. z. b. *hinder den richen tischen lac Vil siden, dâ man sanfte saz* Virg. 213, 11). Auch bei dem reichstage von Nürnberg werden solche gesidel errichtet zum speisen, und jeder der grossen schmückte, wie es scheint, das seine selbst aus. So erzählt Ottokar vom erzbischof Konrad von Salzburg: *Do er aus den Gesideln schiet, Was er Ruklahen Het haiszen machen Von Seydein Tuchen, Wer des wolt geruhen, Der gund man jr hie* (cap. 688).

S. 369] Die tafeln wurden mit tischtüchern belegt und der estrich mit frischen blumen bestreut (vgl. noch oben zu s. 79): *Darnâch man tischlachen truoc; Die taveln wurden dâ bereit Und der estrich bespreit Mit bluomen und mit grüenem gras* GA. 3, 362, 204. Anm. 1: *Bedecket wart dô manec tisch Von wæhen edeln tuochen, Diu dâ wâren edel unde vrisch, Diu muoste man vür suochen. Ouch bî den rîchen tischen lac Von sîden manec edel tuoch* (Virg. 964, 7). Sind mit den lezteren tüchern servietten oder rücklaken gemeint? Ich denke, eher das erstere. Anm. 2 füge hinzu: *Der sun des kûm erbeite, Daz man ab dem tische geleite Daz wîze tischlachen* GA. 2, 441, 927. — Die frische wird bei tischtüchern, wie bei betlaken besonders hervorgehoben: *mit krachenden tischlachen* Grimm, weisth. 3, 487; *mit krachenten leilachen* Grimm, Weisth. 6, 753.

S. 371] Anm. 1 und 2: Auch in der Vie domestique werden oft (z. b. s. 63) *poz de terre* beim essen erwähnt.

S. 375] Ein paar tranchiermesser, *uns couteaux à tailler devant Mons.*, lässt sich Jean de Blois aus Paris besorgen und sie kosten ihm 22 s. 8 d. (in modernem geldwert fr. 81, 60 Vie domest. s. 49 fg.).

S. 377] Bei der erörterung der verhältnisse von franz. *hanap* zu „napf“ hätte vielleicht kurz angedeutet werden können, dass franz. *hanap*, ital. *nappo* aus ahd. *hnapf* entstanden sind. Über *humpen* war doch auch neben Grimms wörterbuch Kluge (Etym. wb.[4] 149) zu vergleichen, der neues zur etymologie des wortes beibringt. — Die gläser von Bern (Bern? Verona?) sind berühmt gewesen: *Sy habent groz zinse vasz Vnd von bern clare glasz* Lieders. 3, 394, 125. Vielfach werden gläser für den tafelgebrauch auch in der Vie domestique erwähnt (vgl. s. 86 fg.), und es sind nach den geringen preisen wol heimische fabrikate und keine venetianischen gläser gemeint. Es ist hier auch recht passend daran zu erinnern, dass ein quartier in Worms der *glasecoph* heisst, vgl. *vicus qui dicitur glasecoph* Baur, HU. 2, 15 a. 1141; *duas areas sitas in vitreo cifo* ebd. 2, 148 nr. 157 a. 1258 u. ö.

S. 378] Auch an dem hofhalt des bischofs von Strassburg waren becher von holz im gebrauch, vgl. nr. CXII in dem von Gaupp (Deutsche stadtrechte 1, 77) publicierten rechte der stadt Strassburg. — Daneben wurden aber silberbecher benuzt, wie ihr häufiges auftreten in den reiserechnungen Wolfgers zeigt: *pro argenteo cifo xvj. tal. veron.* (s. 29), *pro planendo argenteo cifo xvj. den. frisac.* (s. 34), *pro reficiendo vasculo cifi vj. den. veron.* (s. 51).

S. 381] Verschiedene belege für trinkschiffe gibt noch Du Cange 5, 580.

S. 382] Über die speisen wäre wol noch einiges aus dem *Buoch von guoter spîse* (Litt. verein publ. 9, vgl. Birlinger, München. sitzungsber. 1865, II, 176 fgg.) zu entnehmen gewesen. Auch dort wird z. b. gesottenes schweinefleisch (s. 2), ein gebratenes, gefültes ferkel (s. 3), gesottene schweinsdärme und mägen (s. 8 fg.), rindsleber (s. 12), rindfleisch (s. 15), lumbelfleisch (s. 26. 27), schweinsfüsse und kalbsleber (s. 27) und andres mehr erwähnt.

Wir haben in dem ausgabebuch des Jean de Blois die angaben erhalten, was bei einem zweitägigen besuche seines bruders jeden tag verzehrt wird. Und auch hier finden wir als fleischspeisen sowol haustiere als geflügel erwähnt. Ich teile das menu des ersten tages hier mit, muss mich aber begnügen für andere fälle auf die *Vie domestique* (s. 27 fgg. 64. 106) zu verweisen. Es werden an dem genanten tage verbraucht: 950 bröte, zwei ochsen, 210 hühner, 12 *chapons de gresse*, 7 *chapons gras*, eine unzahl eier, sechs dutzend *d'oiseaux de rivière*, vier *chevraux*. Wein werden *60 septiers* zu 60 frs. (= fr. 360) getrunken. Dieser tag mit verpflegung der pferde und nebenausgaben kostet Jean de Blois fr. 468, 65, nach Hagemans in heutigem geldwert fr. 2811, 90. Der aufwand und die kosten des zweiten tages sind etwas geringer (s. 28 fgg.) Das menu am ostersontag siehe Vie domest. 92: *I coste de buef, III chevraux, XI poulles, 200 d'eus, porce.* Grosse abwechselung bietet die gewöhnliche speisekarte nicht: geflügel und eier waren die hauptbestandteile des täglichen mahles (Vie domest. s. 93). Noch einförmiger wird die tafel in den fasten: fleisch und eier sind streng verboten und kommen nie auf den tisch, nur die falken bekommen ihr huhn wie gewöhnlich. Jeden tag häring, lauch und zwiebeln, manchmal andere fische, zum dessert feigen und rosinen, und das die ganzen fasten hindurch (Vie domest. 71 fg.). Vgl.: erzb. Heinrich III. von Mainz weist dem Christian Finer, bürger zu Eltville, hundert pfund, welche er ihm *umme wasz, wurze, figen, mandeln und ander fastel spise* schuldet, auf einen turnos auf den zoll zu Lanstein an (Sauer, Cod. dipl. Nass. I, 3, 268 nr. 2633 a. 1352). Über das essen auf den reisen haben wir später zu sprechen.

Mit dieser eben genanten speisekarte, nach der auch das fleisch von haustieren auf der tafel nicht fehlen durfte, stimt durchaus die schilderung des Nic. de Bibera:

> *Carnificum fortem quis ibi negat esse cohortem,*
> *Qui pecorum mortem crebro faciunt sibi sortem?*
> *Bos porcus vel ovis vitulus capra tempore quovis,*
> *Ut manducentur, aput illos invenientur.* Nic. de Bibera 1711.

Über die speisen und nahrung der bauern steht uns, meiner meinung nach, noch eine andere quelle offen, die Schultz nicht benuzt hat: die weistümer. Wenn diese ja in ihrer aufzeichnung meist kaum über das 15. oder 16. jahrhundert hinausgehen, so ist doch der inhalt weit älter. Und gerade in dem in frage kommenden punkte hat der conservative sinn des volkes zäh am althergebrachten festgehalten, was sich u. a. auch daraus ergibt, dass die schöffenessen in verschiedenen gegenden die gleichen speisen aufweisen. Ich will nicht behaupten, dass die bauern immer so

gut und reichlich gegessen haben; aber die schöffenessen waren ebenso gut diners, wie andre essen, von denen uns unsere berichte erzählen, in höfischen kreisen. Ich habe im folgenden eine reihe menus aufgeführt, die bis auf zwei ausnahmen schöffenessen entlehnt sind. Weiter wäre für die sache selbst noch die beköstigung der huber bei frohnarbeiten und die des herren oder vogtes heranzuziehen; im ganzen ein punkt, der wol nähere erörterung verdiente und auch durch beobachtung landschaftlicher unterschiede (z. b. wein und bier) interessant wäre.

In Neumagen und Kenfuss an der Untermosel finden wir das gleiche essen: *erweisz mit speck, rindtfleisch mit senffe, schweinenfleisch mit geeler bruwen* (Grimm, Weist. 2, 328 und 405). Nur durch die folge der speisen weicht ab das weistum von Thron a. d. Untermosel (Grimm, Weist. 6, 527), wo der erste und zweite gang ihre plätze getauscht haben. Valwig an der Untermosel (Grimm, Weist. 2, 441) bietet ähnliches: *moisz vnd rindtfleisch, greben* (grieben), *rindtfleisch mit mostert, schweinenfleisch mit gelber broun,* ebenso Retterad a. d. Untermosel (Grimm, Weist. 2, 480) *erbesz mit greben, rintfleischs mit mostert,* Obergundershausen bei Bickenbach (Grimm, Weist. 3, 783) je zweien *ein schüssell mit erbsen vnd ein schüssell mit rindtfleisch vnd senff darbei,* darnach *schweinefleisch in einem gehlen peffer.* Pellingen im Hochwald (Grimm, Weist. 2, 117) *speck vnd erbisz, grün rindtfleisch mit mostert, schaffleisch mit cümmell, reisbrey vnd weisz brodt.* Besch bei Remich (Hardt, Luxemburgische weist. 94) *gut erbes mit speck, rintfleis mit moestart, geprats mit knobelauch, schwinnenflis mit gelber prueden, risz mit khoemilch.* Enscheringen bei Diedenhofen (Hardt, Luxemb. weist. 212 fg.) *erbes mit speck gesotten, und der speck an der mamel (?) gebessert, gutt rintfleisch, darnach möstert, ryszbrey mit strauwkräutt drüber, guten landtkeisz.* Rodenbach in der Pfalz (Grimm, Weist. 5, 626) *speck und erbeisz, rintfleisch in einer peterli bruwen, gens in einer wurezen,* fals es grade fischtag ist: *erbeisz und fisch in einer wurezen, gebroiden fisch.* In Niedermendig (Grimm, Weist. 2, 489) findet ebenso am freitag nach ostern ein essen ohne fleisch statt: *eynen salmen gesoden vnde gebraden mit einre gruoner salsen, darzuo kese vnde erwisze.* Üppiger und reichhaltiger sind die folgenden: Carden an der Untermosel (Grimm, Weist. 2, 450 fg.) *speck vnd erbissenn, rindfleisch mit mostart, schweinenfleisch mit geller bruwen, einen schweinen braden, keesz vnnd brot, gebradenn bieren mit fengel, reiszbrei mit farne.* Reichswald bei Aachen (Grimm, Weist. 2, 779): *ryntfleiss mit deme knofelouche, moiss ind vissche dar by, swynen fleissch mit dem mostart, wilbrait gepeffert, hoenre, kese ind beren.* Sulzmatt im Elsass (Grimm, Weist. 4, 135 fg.) *zwein zusamen halber rintfleisch vnd halber kalpfleisch vngeuerlich, reht gesotten, dazu eine brüge myt einer wurtze, zu dem gesotten fleisch eine gollbe sosse, gebrotenss (kalpfleisch), darzu ein lungkmüss vnd darzu eine grüne sosse, zwo regelssbiren, eine row, die ander gebroten, nusse vnd kese.* Queichhambach (Grimm, Weist. 5, 561 fg.) *weisz mus gemacht von weisem brodte, kraut und fleisch oder speck und erweisen und senf oder sose, pfeffer und fleisch, gebratens, keese, obs und gemerlich.* Hagelsdorf bei Grevenmacher (Hardt, Luxemb. weist. 314) *rindtfleisch mit mostert, schweinenfleisch mit broeden* (brühe), *je zweyen ein hoen versoden, reis undt schweinenbrathen mit einer saszen, keesz.* Olingen bei Grevenmacher (Hardt, Luxemb. weist. 576) *erbes mit speck, rintfleisz mit moestart, bruelinck mit einer gehler bruchen, risz mit polver, gepraden hoenner, zweyerley keesse, zweyerley beren.* Rodenborn (Hardt, Weist. 617) *speck und erbis, ryntfleysch myt mostert, brolynck myt geler bruden, huener mit geler bruden, gebraden broelinck und huener, rys bestreut myt canele, gebraden byrren myt fenchel, presz-*

kese und potterkoch. — Die beliebtheit des gerichtes speck und erbsen schon in alter zeit zeigt ein im 13. jahrhundert zu Strassburg vorkommender häusername: *domus Spec unde Erweisse* märz 1255 Strassburg. urkdb. 1, 295, 5; ferner ebd. 1, 311, 1 a. 1277; 3, 33, 7 a. 1277; 3, 33, 44 a. 1307.

S. 383] Das vieh wurde wol im schlosse selbst gemästet. Jedesfals wird in der Vie domestique (s. 95) *une chambre ou gissent les moutons pour engresser* erwähnt. — Anm. 7 hat Schultz in dem citat aus Hadloub (HMS. 2, 287) von der Hagen wol mit unrecht korrigiert: *kappen* ist = kapaun.

S. 389] Um den 10. november — merkwürdig spät nach unsern begriffen — sehen wir auf dem tische Jeans de Blois öfters rebhühner erscheinen, von denen gewöhnlich ein dutzend zusammen gekauft werden. Er muss sie aber teuer bezahlen, das paar etwa mit 35 centimes (etwa fr. 2, 10 in modernem wert. Vie domest. 51).

Der fisch ist ein „herrenessen". Deshalb sagen auch die laien, den gegensatz zu den trägen geistlichen betonend: *Ez wer auch uns nicht ze swer Wolt vns sein Got als wol lonen Wir ezzen auch Visch fur Ponen* (Ottok. v. St. cap. 417). — Eine grosse rolle spielen die heringe. In Château Renault werden während der fastenzeit 3000 häringe gebraucht, von denen allerdings 1000 stück als abgabe an ein benachbartes kloster abzurechnen sind. Die gewöhnliche tägliche ration auf dem schlosse sind fünfzig häringe. Man verzehrte ihn nur selten frisch und verstand sich darauf ihn einzusalzen; die näheren angaben darüber Vie domest. s. 68—70. Von anderen fischen werden dort erwähnt: hecht (kostet 10 s. = fr. 36, 60; s. 36. 68. 72), *poisson de Loire* (kostet xv s. iiij d. = fr. 55, 20 s. 40), *pour poisson* (kostet xxi s. iiij d. s. 41), *pour poisson d'esve douce* (xxiiij s. ix d. s. 60), *pimperneaux* (nach Hagemans = brachse s. 51. 108), lampreten (kostet fr. 50, 40; s. 64. 79. 85), aal (s. 64), karpfen (s. 68. 72), *braime* (brasse s. 68. 72), *alose* (alose, else fr. 1, 95 = fr. 11, 70 s. 100), *b̄beaus* (barben? zwei stück 10 s. = fr. 36 s. 100). Mit absicht habe ich die enormen preise zum teil beigesezt, um die äusserung, dass fische eine herrenspeise seien, zu kenzeichnen.

Was die zubereitung der fische und die beigaben angeht, so sind neben den rezepten des *Buoches von guoter spîse* noch folgende stellen zu berücksichtigen: *Wis, es* (der fisch) *ist ein herrenspeis. Der wein und pfeffer nith enhab Der tuo sich aller vischen ab* Ring 19, 9, *Chäs nach fläisch und nuss zuo fischen Geb man uns ze allen tischen* Ring 27 b, 29. Man siedet die fische in einer weinsauce: (Welcher mann) *trincket haimlich vz den win Da mit dü visch solten sin Gesotten nach ir werde schon, Der hat verdient ains diebez lon* Lieders. 3, 115, 26.

S. 390] Krebse erwähnt die Vie domestique öfters, sie scheinen nicht alzu teuer gewesen zu sein: *pour escreveices v. d.* (s. 51), *pour escreveices pour mestre Ligier xvj d.* (s. 105; ferner s. 44).

S. 391] Wol mit unrecht meint Schultz, dass in der vogelpastete zwei abteilungen gewesen seien. Es steht nirgends — was nebenbei gesagt auch sehr unwahrscheinlich wäre —, dass auch die falken mit eingebacken gewesen waren: sie wurden vielmehr von ihren herren auf den händen gehalten und, sowie die vögel herausflogen, losgelassen.

S. 392] Schultz führt *pittit mangier* als namen eines gerichtes an, aber wol unrichtig. Ich habe es immer, modern zu sprechen, als „kleinen frühstückshappen" aufgefasst, und glaube auch die meisten stellen sprechen dafür, es als „kleine stärkung" im gegensatz zum *gran-mangir* (das auch von Schultz falsch aufgefasst wird), zum *disner* zu nehmen; z. b. j. T. 3615, 2: *Ein klein guoter spîse sullen wir des*

èrsten sîn nû pflegende und dann 2616, 2: *si kunden in bescheiden pitemansier, daz in krefte brâhte:* vgl. noch Krone 6467, Reinfr. B. 732, Orl. 978. 6680. 11109. Es steht j. Tit. 599, 2 nicht F*lementschier*, sondern S*lementschier*, dessen erster bestandteil mir dunkel ist; es mag aus *Blamentschier* verderbt sein. Selbst wenn wir alles sprachlich zu erklären wüsten bei den fremden namen der gerichte, kämen wir in ihrer deutung kaum viel weiter: so wird j. Tit. 599, 1 *Prodischolar von Gente* genant, das wol = *prodigiolare* ist; aber was es bezeichnet, können wir nicht enträtseln.

Wunderbarer weise hat sich Schultz die amüsanten namen der gerichte, wie sie das Buch von guter speise anführt, entgehen lassen. Wir finden dort hühner von Griechen, reis von Griechen, heidnische kuchen, heidnische oder behemmische erweiz, musz von Jerusalem, haselhühner von Friesental, königshühner, heidnische häupter. In diesen namen steckt ein gut stück geschichte.

Unter den gewürzen erwähnt Schultz nicht den senf (mostert), der nicht fehlen durfte; vgl. die belege bei Lexer 2, 877 und 1, 2258, Vie domest. s. 124. Für ingwer will ich den möglicherweise landschaftlich beschränkten namen *geimer* anführen, der nach Gangler (Luxemburg. wb. 170) noch heute in Luxemburg vorkomt. *Geymer* sonst Grimm, Weist. 2, 447. 6, 483 (giemmer). Ob *gemerlich* hierher oder zu *gemeren* (eintunken) gehört, wage ich nicht zu entscheiden (Grimm, Weist. 5, 562).

S. 394] Bei der besprechung der verschiedenen brotarten war auch Rudlieb VI, 44, 81 fgg.; XIII, 50 heranzuziehen.

S. 395] Bei den *Credemicken* waren auch wol kurz die *micken, mützen, mütschen*, ein feines gebäck, zum teil in halbmondform (vgl. Freckenhorster heberolle, oben s. 394 anm. 3), zu erwähnen, vgl. Lexer s. v.; J. Grimm, Ztschr. f. d. a. 7, 562 fg. und Weist. 1, 619. Ferner *vinea que dicitur Credemickisstucke* Vallendar-Coblenz Hennes urkdb. d. deutschordens 1, 200 nr. 241 a. 1275. — Waffeleisen werden erwähnt Vie domest. s. 73 fg. — Lebkuchen, vgl. *Alheid lebekuchen* Mainz Roth, Nass. gesch.-quellen 1, 4, 178 nr. 19 a. 1396.

S. 396] Zu *vochenz* (ahd. *fochenza*) vgl. Lexer 3, 424 und die dort citierten werke. Unter dem gebäck hätten die *nunnenvürzlin* nicht vergessen werden sollen, die noch bis jezt ihre berühmtheit erhalten haben, vgl. DWb. 7, 883 fgg. — Zu anm. 3 sind die krapfenrezepte des Buches von guter speise zu vergleichen, aus denen hervorgeht, dass die krapfen sehr verschiedener art sein konten (vgl. l. c. s. 20 fg.). Das gleiche ist beim fladen der fall (s. 20. 26 fgg.), wo es, scheints, nur auf die form ankam.

S. 398] Von dessert wird in der Vie domestique erwähnt: *tartes* (s. 41), *belle chiere* (pâtisseries s. 42. 43. 60), feigen und rosinen (s. 72). Confekt findet sich genant in der erzählung von dem junker und dem treuen Heinrich ed. Kinzel 1372. — Durmars 6356 ist fälschlich statt in anm. 9, in anm. 8 hineingeraten.

S. 399] Über den verbrauch von lebensmitteln stelle ich hier einiges aus der Vie domestique zusammen, was um so interessanter ist, als es sich um das gewöhnliche leben eines mässig bemittelten edelmannes handelt. Täglich werden 200—240 brote verbraucht (s. 21. 30). Der fleischconsum ist schwerer zu bestimmen, doch scheint an einem gewöhnlichen tage ein viertelochse und ein halber hammel zu genügen (s. 22). Das fleisch ist ausserordentlich billig im vergleich zu andern genüssen, wie zum preise des weines. Täglich werden ungefähr *9 setiers de vin* verbraucht, das gibt, den sester zu 7,45 liter gerechnet, etwa 67 liter pro tag (s. 22. 30). Interessant ist auch die angabe der haushaltskosten auf Château Renault während der

sechswöchentlichen abwesenheit des herrn und eines teils seiner diener, die sich in der Vie domestique (s. 48) findet: näher darauf einzugehen würde hier zu weit führen. Nur noch ein paar worte über das jahresbudget Jeans de Blois. Wir haben die angaben über ein halbes jahr und können darnach das fehlende ungefähr berechnen. Ich führe Hagemans' zahlen an; er sagt (s. 113): „Les dépenses totales pour 181 jours, soit pour un terme de six mois, se sont donc élevées à 277 livres, 8 sous, 9 deniers, qui, en valeur intrinsèque, répresentent fr. 3,329. 25 et en pouvoir commercial moderne à fr. 19,975. 50. Soit quarante mille francs par an". Dabei ist noch zu berücksichtigen, dass Jean de Blois unverheiratet war.

S. 402] Die speisen waren scharf gewürzt: *truhsæʒen daʒ in brâhten .... Durchtempert wol mit wurzen* Virg. 216, 6; *sî* (die speisen) *wâren wol mit wurzen* Virg. 967, 8; (Sie) *liezen vaste holen dar In hovelîcher wîse Ir wolgemachten spîse Mit wurzen und mit safrân, Der ietslîcheʒ wol gemachen kan Dem starken wîne süeʒen smac* GA. 2, 469, 90.

Der herausgeber des Nic. de Bibera führt noch eine anekdote an, wonach Rudolf von Habsburg das Erfurter bier sehr gut geschmeckt habe (zu 1766). Später ist es sichtlich schlechter geworden; das zeigt uns eine von Wattenbach aus einer Münchener handschrift des 15. jahrhunderts veröffentlichte lateinische priamel (Anz. f. k. d. d. vorz. 1877, 340): *Devocio in Italia, Veritas in Ungaria ..... Cerevisia in Erfordia, Nichil valent per omnia.* Ganz so schlecht, wie Schultz annimt, war aber das bier doch wol nicht, und es wurde sicherlich mehr getrunken als unsere dichter ahnen lassen. Auch beim bier gab es verschiedene sorten: das GA. 2, 422, 414 erwähnte *afterbier* (dünbier, vgl. auch *Theodericus dictus Dunnebir* a. 1305 u. ö. Wyss, Hess. urkd. 2, 51. 112. 156) war gewiss kein schönes getränk. Algemein gelobt wird aber das *Godale.* Ich verweise noch auf Du Cange 4, 83 und Verdam en Verwijs Mndl. wb. 1, 333; *Godale von Arras* Guiart 10694. Auch in den reiserechnungen Wolfgers wird die ausgabe für bier erwähnt: *cervisie XL urnas* und *cervisie urnas VIII* (s. 61). — Ein anderes, in Meissen gebrautes bier weiss Nic. de Bibera nicht zu loben (2104):

Tercius in Misna locus est, ubi non bona tysna
Ut puto braxatur, bona sed prebenda vocatur.

Über *tysna* vgl. noch Du Cange 8, 112 (*tisana*). 221 (*tysana*).

S. 403] Über die zubereitung von Meth vgl. Ein buoch von guoter spîse nr. 14: *Wilt du guten met machen.* Über die Erfurter verhältnisse äussert sich Nic. de Bibera (1768) folgendermassen:

Quem languens stomachus desiderat, est ibi bacchus.
Est et ibi medo, quo me, quociens bibo, ledo,
Nam sua dulcedo febrem generat michi credo.

Die anm. 6 gegebenen citate für die bedeutung von *lît* als fruchtwein sind zu streichen. In den compositis *lîthûs, lîtgebinne* findet sich kein unterschied mehr von *wînhûs* usw.; es heisst nur „schenke" und „schenkin". Dagegen sind für *lît* = obstwein anzuführen Krone 1941. 1950. 7332, Diemer 109, 4. — Anm. 9 füge hinzu: *epfelmost* Beh. 386, 18. — Rotwein wird als *swarzer wîn* bezeichnet Simon, Gesch. d. dynasten und grafen z. Erbach, Urkdb. 274 nr. 288.

S. 404] Die anm. 6 angeführte stelle aus Nic. de Bibera ist unrichtig aufgefasst, da sie aus dem zusammenhange gerissen ist. Der dichter lobt an einem andern orte gerade den Würzburger wein (774):

potabis ibi (Herbipoli) *bona vina.*

Die zuerst genante stelle handelt von den Erfurter schenkwirten, die Würzburger wein mit meissnisch-thüringischem vermischen. Damals florierte in diesen gegenden der weinbau mehr als jezt, wie die ausführungen von Tittmann (Heinrich d. Erlauchte 2, 55—60) zeigen. *Vinum franconicum* ist übrigens nicht frankenwein, das erscheint mir als ausgemacht. Über das vielumstrittene verhältnis zwischen *vinum hunicum* und *franconicum* (Höf. leb. 1, 105 anm. 5) haben noch gehandelt Wilhelmj, Beitrag z. controverse von Frenze-win und Hunzig-win, Wiesbaden 1876 (= Nass. annalen 14) und dazu Steinmeyer, Anz. f. d. a. 4, 138 fgg., ferner K. Hofmann, Ztschr. f. d. a. 23, 207 fg. Es erscheint mir nach den erörterungen als sicher, dass wir in den fraglichen ausdrücken bezeichnungen der traubensorte vor uns haben, eine ungarische und eine französische; wozu gut stimt, dass die Orléans-traube z. b. in Rüdesheim seit alter zeit gepflegt wurde. Von urkundlichen zeugnissen führe ich noch an: *due ame franchonici vini crescentis in vinea nostra sita in haldenheim* Rossel, Eberb. urkdb. 2, 357 a. 1292. *duas amas vini franci crementi* ebd. 2, 571 a. 1311. *dimidiam carratam vini franci et dimidiam carratam hunici melioris crementi vinearum* ebd. 2, 678 a. 1318; ferner Herquet, Arnsteiner urkdb. 202 nr. 316.

Ausser dem Würzburger wein finden wir noch *vinum Berstraticum* erwähnt: *tenemur conventui nostro .... procurationem in refectorio nostro prout apud nos consuetum est in albo pane, vino Berstratico et piscibus ministrare* Rossel, Eberbacher urkdb. 2, 381 a. 1297.

S. 405] Bei der besprechung der weinsorten, wo sich einmal wider Schultzens glänzende belesenheit und hervorragende sachkentnis zeigt, wüste ich nichts hinzuzufügen ausser dem verweis auf Eracl. ed. Graef 3589 (*von Tiverburch* [Var.: *Kyper*] *trinket wîn*), wo der herausgeber wol richtig vermutet, dass Tibur, das heutige Tivoli, gemeint sei.

S. 408] Für den Malvasier war noch auf DWb. 6, 1512 zu verweisen: „griech. wein, zu frühest aus der gegend von Napoli di Malvasia auf Morea, sodann auch von den inseln des griech. archipels und endlich selbst aus Sizilien importiert". Vgl. noch die bemerkung in der „Pilgerfahrt landgraf Wilhelms d. Tapferen von Thüringen (1461), herausg. von Kohl, s. 94: Es wächst auch da (auf der insel Candia) der Malmasier und ist in diesem lande also stark und heiss, dass ihn niemand ungemischt trinken kann".

Ganz unerwähnt gelassen hat Schultz den *Romenei*, *Romaine*, ebenfals einen Südwein, vgl. GA. 2, 323, 291 (*romaine*), Lexer 2, 483 sub *Rômâner*, Du Cange 7, 209 aus Barel serm. in Dom. 4. advent. (*Nonne reputaretur insipiens quis optimam Romaniam vel malvaticum poneret in vase murulento*?), ferner Pilgerfahrt usw. s. 91: *Es wächst auch da* (in Morea) *der Romanei*. Noch Hans Sachs kent wie den *pinol* und *vernetz* auch den *rumenier* (Fastnachtsp. ed. Götze 1, 73, 124 fg.).

S. 409] So fein Schultzens erörterung über *Scharernac* ist, so vermag ich an die herleitung aus *Capranica* nicht zu glauben. Zu beachten ist, dass wir nur im deutschen das wort überliefert haben, und dass daneben *Scharernac* der name eines hutes ist: daraus geht ziemlich sicher hervor, dass das wort entstelt ist. Ich bin geneigt an eine entstellung aus *Vernachia* (Du Cange 8, 283 b, Schultz 1, 409), *Garnachia* (Du Cange 4, 35 a, Schultz 1, 443) zu glauben; vgl. noch Roquefort 1, 670, Littré 2, 1930 a, Verdam en Verwijs Mndl. wb. 2, 922. Aber ich gestehe, dass auch meine ansicht durchaus hypothetisch ist. — Belege für den namen sind noch: *zu schabernakken* (Haresheim) Güterverz. von Rupprechtsburg b. Bingen, Mittelrhein.

urkdb. 2, 380 nr. 14 a. 1200, *Wigandus Scabernach* Baur, Hess. urkdb. 1, 69 nr. 95 a. 1226.

S. 410] „Flaschenwein“ bedeutet auch wol *vinum Crugularum,* für den Wolfger *lib. dim. et xviij* bezahlt (Reiserechnungen s. 60).

S. 411] Auch der Eraclius (ed. Graef 3589) erwähnt die mischung des weines mit wasser, allerdings für eine kranke: *Von Tîrerburch trinket wîn, Der sol wol gemenget sîn.*

S. 412] Vgl. noch GA. 2, 473, 224: (Der wirt) *hiez ze jungest holen dar Vil laktwarje drate; Der gab die muschate, Der ingeber, der galgan, Da bi gab ein hübscher man Kubeben, dirre neilikin. Darnach trunken sie den win, Den gewarmet, disen kalt.*

S. 416] Anm. 5 füge hinzu: *Nû truoc man in daz wazzer dar, Der künegîn und dem ritter klâr In zwein becken guldîn* Tand. 9588.

S. 421] Eine auszeichnung war es an die tafel des herrn zu kommen: *man sazt in werdeclîche An der herren taveln dort* Virg. 941, 3. — Zu anm. 1 war wol auf Höf. Leb. 1, 74 zu verweisen.

S. 422] Der platz oben am tische ist, wenn nur éine tafel vorhanden, der ehrenplatz: *oben an des tisches ende sazt man den fürsten guot* Wolfd. D. V, 116, 4; *An des tisches ende ze oberst, als man saget, Wart dem fürsten ellende ze gemazze geben diu maget* Wolfd. D. VI, 56, 3; *Si satten mich* (Bîbunc, den boten der Virginal) *vür vürsten grôz, Der wirt rûmte mir den stuol, Sîn edel hant mir wazzer gôz* Virg. 277, 11. Anders scheint die verteilung gewesen zu sein, wenn mehrere tische aufgestelt wurden. Sie stehen, wie wir oben (zu s. 365) sahen, an den wänden, und wir finden eine genaue schilderung der verteilung der plätze im Tand. 2595 fgg.: *Dulcamâr der künec rîch Gap der künegîn zühteclîch Ein want und den vrowen, An der andern moht man schowen Den jungen künec von Tandernas. Ûf des küneges palas Satzt man an die dritten want Kei und Kalogrîant Dodineis und Iwânet, Der wart durch des küneges bet Gepflegen werdeclîche. Der wirt zühte rîche Satzte an die vierden want Swaz er ritter in dem palas vant, Die des wert mohten sîn;* vgl. noch die ähnliche schilderung Gârel 4745 fgg.

Schon im Rudlieb aber (ed. Seiler XIII, 62. 64) essen damen und ritter gemeinsam. Jeder ritter isst mit seiner frau Tand. 7427 *(Ie ein ritter valsches laz Mit sîner hûsvrouwen az).*

S. 424] Zu dem auftragen der speisen ist die miniatur im Codex dipl. Cavensis 3 (1876) I Manoscr. Membr. 108 zu vergleichen. Ich mache noch auf die dort auftretende form der schüsseln aufmerksam, die ähnlich auf sehr vielen bildwerken jener zeit erscheint. — Zu anm. 3 füge hinzu Karlm. 22, 30, wo Karl den gebratenen pfau am spiesse auf der achsel in den saal hereinträgt.

S. 425] Anm. 1 vgl. Parz. 237, 13: *Swâ dô der taveln keiniu stuont, Dâ tet man vier knappen kunt, Daz se ir diens niht vergæzen Den die drobe sæzen. Zwêne knieten unde sniten: Die andern zwêne niht vermiten, Sine trüegen trinkn und ezzen dar Und nâmen ir mit dienste war.* — Anm. 2 war ein kurzer verweis auf die unten (anm. 5) citierte stelle Parz. 423, 29 anzubringen.

S. 426] Anm. 1 füge hinzu: *Diu maget mit zühten wîse Sneit dem ritter sîne spîse Mit ir blanken hende wîz Dar an hant der gotes flîz* Gârel 915; *Im sneit diu maget sælden rîch Mit ir selber hant die spîse* Tand. 11645; *Von ir wart niht vergezzen, Si snite im sîne spîse Und pflæg sîn wol ze prîse* Tand. 13471.

S. 427] Über tischmusik vgl. Iol. 5288 und anm. Ferner: *Zwô juncvrouwen edel, von hôher kür, Die giengen zühteclich hervür Lûter als ein gimme, Sî sungen wunneclichen sanc (Dar undr ein süezin videl klanc) In vröuden richer stimme* Virg. 278, 1; vgl. Virg. 942, 11. 217, 1. 217, 12.

S. 431] Zu dem nötigen des gastes vgl. noch Gârel 4762. 4800. — Einen grossen appetit scheint man damals gehabt zu haben. Wenigstens wird von dem essensquantum Karls des grossen ohne zeichen der verwunderung berichtet (Karlm. 539, 53—60): Er ass täglich nur wenig brot, ein viertel schaf, zwei kapaunen oder eine gans, eine schweinsschulter; oder einen pfau oder kranich oder einen hasen oder schwan.

S. 432] Zu anm. 1 füge hinzu: *Die recken hâten gezzen, die taveln wâren blôz Dô man den herren alumme und umme wazzer gôz* Grimm, Roseng. 93. — Gewöhnlich wurden die tischtücher nach dem essen abgenommen (nach Mel. 5373), die tafeln fortgetragen und dann erst stand man auf. Aber man geht auch von dem gedeckten tisch fort: *Daz tischlachen er ûf warf Und gie von dem tische dan Ze dirre juncvrouwen stân* Krone 7835; *Als nû Gâwein gaz reht genuoc Den tisch er von ime stiez* Krone 13097. Die tische werden gewöhnlich einfach weggehoben und herausgetragen (Konrad Troj. 20573. Gârel 4856. Wh. v. Wenden 5627. Krone 9711, 14799. GA. 3, 100, 136), aber man legt die tafel auch einfach auf die erde: *Wan si vil kûme des erbeit, Daz der tisch wart hin geleit Und man ze bette wolte gân* Troj. 28117; *Dar trûg man wasser noch dem mal Und legte nider hin ze tal Di tavel auf die erde* Suchenwirt XXV, 361. Solte die folgende stelle in der Krone (7335) *Dô man die tische wider sluoc Si gesâzen bî dem viure* auf klaptische sich beziehen?

S. 433] Nach tische ist die unterhaltung sehr animiert. Es werden rätsel aufgegeben (*Als man die tavel ûf gehuop Vil rætschen man dô umbe gap* Virg. 655, 12), und die herren fangen an zu singen: *Man gap den herren wazzer dô, Des wâren sî dô alle vrô. Sî vür die vrouwen giengen Und sungen hovelichen sanc Daz nâmen die juncvrowen ze danc* Virg. 970, 1. Dann geben ihnen die jungfrauen *widergelt* mit singen.

S. 434] Hier war auch wol noch die bekante stelle Kaiserchronik 135, 22 zu erwähnen, die sehr gut den gesichtskreis der ritterlichen unterhaltung kenzeichnet.

S. 436] Der wirt sorgt für ruhe im haus: *Diu grôze müed im daz gebôt, Daz der helt dô vil schier entslief. Nieman umb in redet noch rief: Daz verbôt der bescheiden wirt* Meler. 6408. — Anm. 4 füge hinzu: *sîn* (Firganant) *enphlâgen nicht wan vrouwen* Dêmant. 7335; *Diu kleider man von im empfie, Der helt an daz bette gie, Die juncvrowen giengen dan, Guot naht gap in der werde man* Tand. 13354.

S. 437] Schultz meint, dass es noch nicht für anständig gegolten habe, sich zu übernehmen. Allerdings einen kultus der völlerei gab es noch nicht; aber doch finden wir um die mitte des 13. jahrhunderts, wie es auch Höf. leb. 2, 486 (und anm. 2) erwähnt wird, die liebe der ritter zum wein bei Ulrich von Liechtenstein, bei Wernher dem Gartenære und dem Stricker getadelt: sie überwuchert schon damals alles andere. Daher sind auch Schultzens äusserungen über die Wiener meerfahrt und den Weinschwelg nicht ganz zutreffend, zumal in diesen gedichten eine gewisse ironisierung auftritt.

Interessant ist eine angabe des Nic. de Bibera, die für die beurteilung der finanziellen verhältnisse in der damaligen zeit sehr wichtig ist; zwar hat sie hier

kaum ihren platz, aber anderswo ist sie bei Schultz nicht besser unterzubringen. Nic. de Bibera (1749) erwähnt, dass die kaufleute ein jahr hindurch den détailkäufern kredit gaben:

Sunt ibi, qui pelles vel vellera qualia velles,
Si petis, ostendunt et pro precio tibi vendunt.
Si precium desit, vir dummodo non sine re sit:
Pelles vel pannum solvendi tempus ad annum
Huic indulgetur. Sic mos communis habetur.

Anders verfuhren die wirte: da muste man vorher bezahlen; es hies: „erst das geld, dann das getränk", so schildert uns Nic. de Bibera die Erfurter verhältnisse (1985—93; vgl. 1994 fg.); vgl. auch Hilgard, Speyrer urkdb. 435 nr. 487 a. 1345. Im wirtshause fand man vielseitige unterhaltung, und fahrende leute (?) meint der ebengenante dichter (1910 fgg.) wol, wenn er sagt:

. . . *Diversi sunt ibi mores:*
Iste suam vocem se iactans esse ferocem
Cantibus exaltat, alter celeri pede saltat,
Alter fabellam recitat quandoque novellam.

Überhaupt, das leben und treiben im wirtshause hat Nic. de Bibera (1889—1985) in einer weise virtuos geschildert, mit einer natürlichkeit und einer feinheit der farbe und beleuchtung, dass ich nur den vergleich mit den kneipscenen der holländischen maler, eines Adrian von Ostade und eines Teniers versuchen möchte, um die eigenartige, packende und plastisch lebensvolle darstellung zu kenzeichnen.

S. 439] Über die lebensweise der bauern vgl. auch die erzählung von Metzen Hochzeit, Wittenweilers ring und die gedichte des Hesselohers (Goed. I, 298, hss. auf der hof- und staatsbibl. zu München).

S. 449] Auffallend ist das privileg Jeanne's de Blois (a. 1288) für die bewohner der wälder von Blois. Sie erlaubt ihnen in den herschaftlichen wäldern und fluren zu jagen *avec chiens jour et nuit, toutes sortes d'oiseaux et de bestes, grosses ou gresles, telles que cerfs, biches, pores, laies, cherreuils, daims, connins, lièvres et de prendre ces oiseaux et bestes a quelque maniere que ce soit* (Vie domest. s. 88).

Bei der erzählung von der ermordung der drei Flamländer ist zu berücksichtigen, dass sie edelleute waren. Für die ermordung vermeintlicher wilddiebe würde sonst auch der heilige Ludwig kaum eine solche oder überhaupt eine strafe verhängt haben.

S. 450] Eine beschreibung eines brackens gibt das weistum über den Büdinger reichswald vom jahre 1380 (Grimm, Weist. 3, 426): *so sal eyn furstmeister, der von alter geborn darzu sy, von rechte dem riche halten, wan er birsin wulde, eyn bracken in der burg zu Geylnhusen mit bedrauftin oren und sal ligen off eyme syden kolter und off eynem syden kussen und sin leydeseyle syden und daz halsbant silberin und oberguldet.* — Auch die *bräckelîn* waren schosshunde der damen, wenn anders die conjektur richtig ist: *Ir bräckelin* (hs. *sprächlin*) *die zarten Müesz sich erwütten jn ir schosz* Lieders. 1, 411, 100. Ebenso verwanten die damen wol die *stöuber*, kleine tiere, die als damenhunde neben dem gebrauche auf der jagd dienten. Die auch von Schultz (2, 119) angeführte stelle könte uns zweifelhaft lassen; entscheidendes bringt aber die Zimmersche chronik (4, 377, 22) bei, das wir hier verwerten dürfen. — Zu anm. 4 füge noch hinzu Virg. 560, 11 fgg. Vor schreck drückt Acheloyde bei einer trauerbotschaft ihr hermelin tot: *ûf ir brusten*

trûch se ein hermelîn Dat hatte sie gedrucket dôt Crane 308. Vgl. noch Wig. 11, 15 fgg. und Wolfd. D. VII, 73, 1 fgg.: *manege schœne maget Sach er bi den siten, daz im sô wol behaget: Klein hundelîn im schôze und manec hermelîn, Die vogele im kerjen sungen. waz mohte bezzers gesîn?* In die *lîne* fesselt man die tiere und belustigt sich an ihren ängstlich possierlichen sprüngen: *Nû vert entwer ir habedanc, Reht als ein rat daz umbe gît Und als ein marder den man hât In eine lîn gebunden* Frauend. 424, 25.

S. 453] Einen auszug zur jagd sehen wir auf einer miniatur des Codex dipl. Cavensis 4 (1877). 1. Manuscr. Membr. 52: Der fürst führt den leithund am seil. ihm folgt ein diener mit horn und speer; beide sind natürlich beritten. Wie es scheint, trug der, welcher die jagd führte, einen *leitestap* (vgl. auch die eben genante miniatur, wo aber der könig wol sein scepter trägt): *or leitestap was ein robîn Daz kein rîcher muchte sîn* Dèmant. 3193. — Wie sehr die lieblingshunde wert gehalten werden zeigt der umstand, dass Jean de Blois für seine hunde kirchliche spenden an die heiligen verrichten lässt: *Item au Normant pour porter offrances à St.-Denis pr. iii chiens iiii d. It. offrances pour les chiens xii d.* (Vie domest 54).

Die terminologie der jagd ist eine ausserordentlich schwierige, und es wird kaum möglich sein, alles aufzuhellen. Etwas hätte Schultz aber wol darauf eingehen können. Ich begnüge mich auf Stejskals kommentar zu Hadamars von Laber jagd zu verweisen, wo manches klar gelegt ist. Über den ausdruck *ûf der widervart jagen* habe ich zu Iol. 1974 gehandelt. Ich gebe hier noch zwei nachträge: *Wise hund louffen reht vart, Die jungen slichen von der wart, Die wisen blibent uff der spür, Der jung loufet zuo der tür, Da man in gütlich hat getan. So mag der wise nit lan, Er muoz suochen die widervart* Altsw. 6, 15. Dieselbe bedeutung hat *widerspur*: *Gesell, ich sagt dirs vor, Du jagst die widerspor Mit dinen falschen hunden; Du hast unrecht verbunden Alhie uff dieser fart* Altsw. 157, 6. — Auf die vielumstrittene frage der bedeutung von *ruor* will ich hier nicht näher eingehen und nur darauf aufmerksam machen, dass Schultz bei den namen der hunde die *ruorhunde* (Mel. 2018. 2029) nicht hätte vergessen sollen.

S. 457] In dem zweiten satze der seite ist ein „von andern“ einzuschieben, da sonst ein falscher sinn heraus komt: Siegfrids bogen ist so stark, dass er von andern nur mit einer mechanischen vorrichtung gespant werden kann.

S. 458] In der Vie domestique (76) wird uns von der jagd auf wölfe, füchse und dächse berichtet. — Anm. 3 war wol zu *halpfûl* ein kurzer verweis auf Grimms Gramm. 2, 633 zu geben; eine sauart scheint es doch zu sein, und darum hätte das ganze citat lieber zu dem wort „wildschweine“ erwähnt werden sollen. — Anm. 4 ist neben Pfeiffers notiz noch Haas, Germ. 33, 312 zu vergleichen.

S. 459] Anm. 1 füge hinzu: *mit dem blate glîen* MF. 245, 10. — Zu der verbreitung des aberglaubens vgl. auch noch den tadel des Teichner (Karaj. anm 308).

S. 468] Anm. 1: Pilatus 28.

S. 470] Überhaupt war es für den mit üppigem luxus reisenden notwendig eine kapelle mitzunehmen. Die bestandteile wurden auf saumtieren transportiert (*manec soumær muose tragn Kappeln unde kamergewant* Parz. 699, 4). Die einrichtung einer solchen kapelle wird uns durch Ottokar von Steyer (cap. 67) beschrieben: *Dew Frawe an der selbing Vart. In ain Munster wart geweist. Der Maister dikche ward gepreist, Daz er also het geschikcht. Aus Duch ward nie geflikcht Dhain so chostleich Werichk Ez stund von verren als ein Perichk Auf vesten Zelt-stanngen. Die Chirchen het umbvangen Ain Chirchchnoph von Tuch. Mesgwant und*

Puch Was die Chirchen wol beraten. Ähnlich mag die kapelle im zelte der Virginal gewesen sein (Virg. 127, 5 fgg.). Tand. 8072 ist wol kein solch provisorisches kirchlein gemeint, vgl. 8264 *(diu stat).*

S. 471] Die kaninchen fieng man in netzen; so findet sich in der Vie domestique (58) folgende ausgabe: *It. pour af. les peneous* (netze, garne) *as conins iiii s. It. pour corde a les en armer xvi d.*

S. 472] Die jagd mit netz und seil auf rot- und hochwild wird auch von Hadamar von Laber als gemein und unedel bezeichnet.

S. 473] Anm. 9: Vgl. noch über den *blâvôz* Dêmant. 5794 fgg.

S. 475] Schultz hat das citat aus Erec (1965) dem mhd. wb. (2, 281) entnommen, das noch, wie die erste ausgabe des Erec, den gegebenen falschen text bietet. Das richtige hat Haupt in seiner zweiten ausgabe: *vier mûze ein sparwære,* ein sperber von vier mausern, vgl. Lanz. 7175: *ein sperwære von maneger mûze.* — Das abrichten von falken heisst „machen“: *Sam der reiger vâhen wil Mit ungemachten valken, Alsô muoz ich* (Hildebrand) *in* (Dietrîch) *machen ê, Ê sîn hant der vînde lîp Mit scharfen swerten tüeje wê* Virg. 235, 9. Man fängt die falken und sperber, indem man sie durch einen netzvogel ins garn lockt: *Der häbch und sparwer vahen wil, Der schol mich des nicht bitten vil, Daz ich der sein neczfogel sey* Ring 42, 17; *mîne sinne swingent Als ein wildez vederspil Dem nâch des netzevogels zil Von sîner tumpheit ist sô gâch* Fragm. 43 a. Den so gefangenen vogel zähmt man in einem käfig: *Ein nüwerangen vederspil Zement man wol in eim coren* Veterb. 3832.

S. 476] Zu anm. 2 füge noch hinzu: *Mich dromede, so we queme Eyn valcke wys, so we der sne Geulogen ouer de wilden see. Hey was mit borden geschuyt, De worpel waren vele guet* Karlm. 502, 6. *Lanerezzel alsô wol getân Wart nie an vederspil geschen* Bit. 13186.

S. 478] Über die nahrung der falken gibt uns die Vie domestique gute auskunft. Jeder falke bekomt täglich ungefähr ein halbes huhn: *pour VI. poulles pour III faucons pr. VII. jours II s. VIII d.* (20), *It. pr. I poule pr. faucons X d.* (85), *It. pr. I geline* (galina) *pr. faucons XIII d.* (74). Ausserdem erhalten sie herzen von tieren (*pour ceurs pour faucons XIIII d.* 24) und ochsenfleisch (*It. pour II poulles et pr. buef pr. faucons XXII d.* 30). Auch rebhühner bekommen sie zu fressen: Delŷâ ätzt den von Dêmantîn erhaltenen sperber selbst; *Delŷâ or zû brach Mit der hant ein patrîs* Dêmant. 3696.

S. 481] Die dressur des falken zur jagd geschah mit einem *fürlâz,* einem vogelähnlichen gebilde, das an einer leine befestigt und in die luft geworfen wurde: *Reht als ein smerlînterz Nâch einem vorlâz swingt* Altsw. 157, 12; vgl. noch die schönen nachweise über art und gebrauch des fürlasz DWb. 4, 763 fg. und auch Lexer 3, 603. — Flandern scheint ein stapelplatz der aus dem norden kommenden falken gewesen zu sein, und flandrische falkner giengen wol selbst nach Norwegen, um an ort und stelle die kostbaren vögel einzuhandeln; vgl. Vie domest. 87. — Anm. 6 ist wol in der aus Biterolf (6983) citierten stelle nach dem „Er“ in klammern „das windspiel“ beizufügen, weil das pronomen sonst leicht bei flüchtigem lesen auf den falken bezogen werden könte.

S. 482] Wurden die stäuber an der leine geführt bei der rebhühnerjagd? Oder hat Hagemans recht, wenn er eine in der Vie domestique vorkommende bemerkung (*It. pour XXV toisses de corde pour duire II chiens pour les perdrix*

XX *d. p.* 74) auf die dressur der beiden hunde bezieht? Schmeller (2², 720) erwähnt noch aus Clm. 3941 f. 35: *Falconarius in equo sedens faciens evolare falconem aut accipitrem capit perdicem, aucam aut alaudam, coram quo hinc inde canes, vulgariter* stöbrer, *currunt.*

S. 486] Auch Gasner (Zum deutschen strassenwesen s. 120) führt beispiele dafür an, dass man das reiten dem fahren vorzog. Die wege und brücken waren sicher nicht gut und wurden wenig nachgesehen. So passiert es denn dem Tandareis (Tand. 10223) auf einer brücke, dass *under im ein dil zebrach Und brast dem rosse ab ein bein.* Trotzdem scheint man die grösseren strassen dann und wann geglättet zu haben. Wolfram weiss von einer strasse, *diu was gestriht unde breit* (Parz. 142, 7); andere belege bringt Gasner a. a. o. s. 115 und anm. 390. Da gilt es denn als besonderes lob, wenn man sagen kann: *die strâzen wâren wol gestalt* (Virg. 342, 1). Aber das sind wol nur die chausséen gewesen (*nec quicquam ab eis exigatur occasione stratarum publicarum, quas* Chaucidas *vocant, vel etiam pontium reparandorum* Charta Godefridi Lotharing. Ducis a. 1140; vgl. Du Cange 2, 300 fg. 23 fg. *Via calciata* a. 1045); die übrigen wege vicinaler natur verwuchsen leicht mit gras und gebüsch (vgl. auch Gasner a. a. o. 118), und oft zeigte nur noch ein crucifix den einstigen lauf der strasse an (Gasner 56 und anm. 49). Daher wird die volständige unwegsamkeit der waldstrasse, die Parzival reitet, dadurch angezeigt, dass es heisst: *kriuze unde stûden stric Dar zuo der wagenleisen bic Sîne waltstrâzen meit* (Parz. 180, 3). Ferner in der Krone (3644 fgg.).: *Sô rît ich zem alten wege Dâ ich mich an die huote lege Dâ eteswen diu strâze was. Die hât verwahsen nû daz gras, Ein criuze si aber zeiget.* Das kreuz dient auch sonst zum erkennen des weges: *Gang durch den tan. Da vindestu ein criuz stan. Und richt dich zuo der rechten hant, So wirt dir die straz bekant; Darnach macht du verirren nicht Und kumst uf die recht geschicht* Altsw. 105, 26. Eigentliche wegzeiger kommen erst im 16. jahrhundert auf (Gasner a. a. o. 121). — Trotzdem aber dies alles das reisen beschwerlich machte, so steckte doch der drang in die fremde im blut: *die vrouwe was clage rîch, Daz megetîn was gemeit, Dô sî an vromede rîche reit* Crane 3641.

S. 487] Auch Ottokar von Steyer (cap. 316) erwähnt die hängenden wagen: (Er ward krank) *So daz in must tragen Sein hangunder Wagen, Der gie sanfft und sain.* — Anm. 6 füge noch hinzu: *manec rîlich vrouwen wagen Ze velde wart gevüeret Dar ûf die zendeldach geslagen. Mit siden wol gesnüeret Was ir gezelt von Thamiât* (Damiette) Virg. 307, 7; vgl. 126, 7.

S. 488] Unter den gepäckwagen hätte der *kanzwagen* nicht fehlen sollen: *Und hiez bald ûz füeren Vier pfärt und einen kanzwagen* Trist. 9219; vgl. Mhd. wb. 3. 644, Lexer 1, 1511, DWb. 5, 181 fg. und Hilgard, Speyrer urkdb. 487, 10. 14. jahrh.: *Si quadriga magna, canzwagen vulgariter nominata, Renum apud nos voluerit pertransire, quotquod habuerit ultra sex equos, de quolibet illorum denarium I. dabit.* — Auch Ottokar von Steyer schildert die beförderung von kranken auf der rossbahre: *Ein Siechtum Zach er sich an Vnd hiez sich dan Furn auf ainer Rospar* cap. 313, *Den Weisszenekcher sa Auf ainer Rospar man pracht Her zu Griren mit chrankcher macht* cap. 576. Zwei zelter tragen das hundehäuschen des Piticruis auf einer schönen rossbahre vor der Isolde daher (H. v. Freib. Trist. 4445 fgg.).

S. 489] Anm. 2 ist die textherstellung Behaghels mit ausnahme des oben besprochenen *zimîte* (vgl. zu s. 343) einzusetzen.

Die hier und auf den folgenden seiten gegebene beschreibung des sattelzeuges der pferde ist jezt zum teil zu ergänzen aus W. Boeheims Waffenkunde, in der kapitel I, 10 (s. 193 fgg.) über „das pferdezeug und den pferdeharnisch" gehandelt wird. Ich will hier nicht im einzelnen daraus nachtragen, was zu weit führen würde, sondern mich mit dem algemeinen verweise begnügen und nur noch einige zeugnisse der dichter beibringen. — Einen elfenbeinsattel mit eingegrabenen figuren finden wir Karlm. 55, 34 fgg. erwähnt und weiter Laurin 175 fgg.: *Der satel ûf dem rosse sîn Der was helfenbeinîn. Der satelboge gap liehten schîn Dar an lac manec rubîn.* Eine rechnung des hofsatlers Geffroy le Breton für den connetable von Frankreich Raoul comte d'Eu (1336—1339), welche Boeheim (s. 202 anm.) nach Demay mitteilt, will ich ihres grossen interesses wegen hier noch anführen: Für monseigneur einen prächtigen rensattel, die bögen vorn und hinten mit verschlungenen verzierungen von silber, in form von röhren beschlagen und an den ecken dieser verzierungen einfassungen, und in der mitte dieser bögen ein liebesgott, in goldstoff gekleidet, nach dem leben gebildet, die hände und der kopf von elfenbein und die flügel von goldschmiedearbeit. Er hält eine rolle von email in der hand und sizt auf einer rasenbank von samt. Bei dem einen dieser liebesgötter befindet sich ein schäfer, bei dem andern eine schäferin; beide sind in goldstoff gekleidet, köpfe und hände sind aus elfenbein und auf dem genanten sieht man schafe aus elfenbein, welche weiden, und dabei einen hund aus elfenbein. Der genante wiesenplan ist auf das schönste mit funkelnden blumen bestreut XLV. L. p.

S. 490] Es sieht mir gerade so aus, als ob Hartmanns *Umbrîz* eine entstellung eines französischen ausdrucks sei. Diese vermutung wird sehr wahrscheinlich, wenn man die lesarten der handschriften ansieht, wie sie die eben erschienene ausgabe des Erec und Enide von W. Förster (Halle 1890) enthält. Hartmann hat jedesfals die lesart, wie sie C bietet, vorgelegen, welche Förster wol mit recht in den text gesezt hat: aus *uns brez taillierre* (C) macht Hartmann *Umbriz*. Die anderen handschriften lesen verschieden: *brief* E, *grez* B, *bons* HPVA.

S. 491] Vgl. noch *dô hiez si dar bringen, hœren wir noch sagen, Einen darmgürtel edele mit golde wol beslagen* Wolfd. D. VII, 190, 3.

S. 492] Anm. 2 füge hinzu: *In deme satilbogen sîn Stûnden swanin guldîn* Rother 4950.

S. 493] Brîde, die wie ein mann kämpft, springt ohne stegreif in den sattel, und daraus müssen wir wol schliessen, dass sie ritlings zu pferde sass (Orendel 2062). Die stelle aus dem Welschen gast (419) gehört aber nicht hierher: sie besagt nur dass eine dame, die quer (nicht ritlings) zu pferde sizt, nach vorn schauen und nicht nach der vom pferde links liegenden seite sehen soll.

Hier ist auch wol der ort, um über ein bisher algemein misverstandenes wort zu sprechen: *diu satelschelle* oder *daz satelgeschelle.* Ich führe zunächst die vorkommenden belege an: *Mit samîte und pfellel Wâren die sadilschellin Gezîrot, dat was michel loph* Rother 230 (vgl. 3572 fgg.); *Dâ lac ûf ein gereite, Smal ân alle breite, Geschelle und bogen verrêret, Grôz zadel dran gemêret* Parz. 257, 1; *Keyn* (des truchsessen) *zeswer arm und winster bein Zebrach von disem gevelle: Surzengel, satel, geschelle* (wol *satelgeschelle*; = Ggg *unde satelgeschelle*) *Von dirre hurte gar zebrast* Parz. 295, 24; *Daz tet Cênêo ande Und schôz in behande; Durch die satelschellen sîn Traf er in zur lanken în* Albr. v. Halberstadt ed. Bartsch 125 d. S. CLxxx. Es sind zwei gründe, die uns hindern, das wort, wie man bisher tat, zu nhd. schelle zu stellen: einmal hat *schelle* ein *ë*, und die bindung von *ë : e* wäre bei Wolfram min-

destens ungewöhnlich; dann aber reicht die bedeutung „schelle, glöckchen“ für unsere stellen nicht aus, wie man auf den ersten blick sieht; es wäre unnötig, dies im einzelnen auszuführen. Ich meine, dass *schelle*, *geschelle* zu *schal*, *schale* (schale, verschalung) gehört [vgl. auch *schiele* (< *schele* = schale Hardt, Luxemburg. weistümer 73), *schele* verschalung (Lexer 2, 691) und *hûsgeschelle* hauschale (Lexer, Nachtr. 254)] und möglicherweise die verschalung, welche von der spitze der sattelbögen herunter geht und zwischen welchen der reiter sass, bedeutet. Dies wird meines erachtens bewiesen durch folgende stelle: *derselb rogtherr solle dahin kommen und sein gelegh vff sein sattelschale legen vnd dem herren hulff und steuer thuen, dass er bezahlt werde* Grimm, Weist. 3, 792. Diese verschalung ist mitunter ausgepolstert, daher sie auch den namen *bùsch* führt: *Ich kom mit hurt sò an den man, Daz ich im von dem satel dan Reit büsch und ouch den stegreif* Frauend. 270, 17.

S. 494] Mit unrecht ist *hulft* und *panel* identificiert. *hulft* ist ein sattelüberzug, der ihn ganz verhülte, wie es auch aus den belegen hervorgeht: es wird dazu (*ad opertorium*, zur bedeckung) das fell eines widders verwant, aber bei besonderem luxus auch *dublèt*. Schultz hat die Biterolfstelle (2308 fgg.) aus dem zusammenhange gerissen, sonst würde er selbst seinen irtum bemerkt haben: *von dublèt guot genuoc Ein hulft ob sîme satel lac: dar umbe daz der schîn niht wac Wider dem schilde wol getân, Er kunde keiner slahte man Vermelden daz siz wæren.* *hulft* und *hulst* gehören auch etymologisch zu *hüllen*, und *hulft* hat überall die bedeutung „decke, hülle“. — Eine genaue beschreibung des reitzeuges bietet die Krone (7755 fgg.): *Ein semet rôt als ein viure Bedacte den satel über al Unz ûf die erde hin ze tal; Des selben was daz panel, Wan daz ein schœn purper gel Durch gezierde was dar über gezogen: Von silber wâren die satelbogen, Ersniten vil wæhe, Von steine und golde* (Scholl: *goldes*) *spæhe Was er dar under wol geziert, Von borten was er gefeitiert, Der satel vil gevüege, Surzengel und vürbüege; Ùz silber wâren die stegereif.* — Auch andere kostbare schabracken werden noch erwähnt: *ûf den satel was gesniten Der aller beste sigelât, Den iemen in der werlde hât* Klage B. 4160; *Mit samîte grûnin Wâren die sadele bezogin Iz in haven dê bùche gelogen. Dar sâzen Constantinis kint Ùf ein sìdin gewint* Rother 4589; *Diu vil rîchen pfertkleit hiengen nider ûf daz gras* Klage B. 4170.

S. 495] Mit schellen und andern zierraten war das *gereite* geschmückt: *Die schellen gâben gedœne An froun Èlamien gereite* Wig. 235, 12. *De kostelicheit van dem gereide Ind ouch van dem vurboch Is zo prysen genoch. Do hangent ane hundert schellen roit* (*goit?*) *Ind synt claer van golde roit Ind klingent as Eckerich ryt* Karlm. 386, 38. *Der zoum und daz vürbüege, Dar an hiengen schellen* (Tand. 420), die klingen wie die verschiedenen vögel singen: *von âràbischem golde guot Wârn die schellen alle* (ebd. 436). Statt des wortes *schelle* findet sich auch *zünel* in derselben bedeutung, wofür Lexer (3, 1177) belege gibt. Andere zierraten werden im Rother erwähnt: *Dò quâmen die zelder inde die ros Ùffe den Pôderamus hof. Dà klappende daz gesteine Mit den isperlin kleine An den vorebougin* 4585. *Pellin und kleine gewîre Die scônen gezîre . . . Die vôrtin si an den rossen* ebd. 3572.

Bei dem ausdruck „schwanzriemen“ könten wir an die moderne art denken: aber es ist ein riemen, wie wir ihn bei dem sogenanten hintergeschirr haben; vgl. z. b. Schultz 1, 483 fig. 145.

S. 497] Anm. 7 füge hinzu: *daz der stegreif leder solden sîn [Was ie]ht sîdîn Geworcht zv einem borten Ge[zieret an den] orten Mit dem edelen gesteine* Grâve Rud. A b 11 (Das in klammern stehende ist ergänzt; Grimm schreibt *ge[gen den] orten*).

S. 498] Schultzens vermutung, es sei Walberan 905 statt *Ein lauterman man im dar truoc* zu lesen *Ein leiter man im dar truoc* scheint mehrfach beifall gefunden zu haben. Ich vermag mich nicht mit ihr zu befreunden. Einmal genügt die conjektur inhaltlich keineswegs (es ist von keiner leiter, sondern von einer mit gliedern versehenen ständigen verbindung der beiden löwen die rede!); dann aber sezt sie das misverständnis eines ganz durchsichtigen wortes und eine dittographie voraus. Kompliziert wird der vorgang noch dadurch, dass im folgenden verse *der*, auf *lauterman* bezüglich, steht, das von Schultz in *diu* gebessert wird. Es scheint mir bei dieser conjektur ein häufig gemachter fehler begangen zu sein: man berücksichtigt nicht, dass bei deutschen handschriften das verhältnis der schreiber zu ihren vorlagen doch ein wesentlich anderes ist, als bei den kopisten griechischer oder lateinischer codices, und dass in folge dessen die fehler verschiedener natur sind. Fals wir es mit der abschrift eines klassischen textes zu tun hätten, wäre für mich Schultzens conjektur annehmbar; so aber nicht: sie scheint mir eine zu komplizierte reihe von versehen und misverständnissen vorauszusetzen, die sich auf einem punkte häufen, und daher sich nicht addieren, sondern potenzieren. Ich vermute, dass *lauterman* eine verbindung der beiden teile des sattels, der zwei löwen, sein soll, und möchte vielleicht an eine entstellung aus *loramentum* (ligamentum Du Cange 5, 141) denken (?).

Zaumzeug ist altfranzösisch wol *lorains* (< lat. *lorenum*) und nicht *loraines*, wie Schultz angibt (Du Cange 5, 141 c). — Die zäume der rosse sind mit gold beschlagen und mit schellen geschmückt: *Wie die zoume klungin, Dô die vrouwin drungen Ûz der burc in widerstrit* Rother 4608; *Rîche pfärdes zoume Mit guldinen schellen* Wig. 271, 30. Mit samt überzogen ist der zaum: *Der zom was och kospär Mit samit vberzogen Zügel unde satelbogen. Baidü golt und rubin Gaben vff dem züg schin* Lieders. 3, 586, 262. Auch die mähnen der rosse werden geschmückt: *den wâren dê manen bewunden Mit borten alsô kleine Dâ inne was gôt gesteine* Rother 870.

S. 499] Wolfd. D. V, 202, 3 heisst es: *er bant im* (dem ross) *ûf vil balde schopf und satel sîn.* Was bedeutet schopf? Vgl. noch *bint im ûf den hôhen schopf* Helbl. 1, 393 und *der zopf was für daz houbet lanc* Erec 7332. Ursprünglich bedeutet es wol sicher die in die stirn fallenden haare, die man zusammenband und event. in die höhe richtete. Ob man aber nachher nicht einen künstlichen schopf, wie es das gügerel ja war, ähnlich dem federbusch der heutigen circuspferde, angewant? Es ist mir nicht unwahrscheinlich.

S. 500] Die hufeisen hatten schon damals stollen, wie die abbildungen deutlich zeigen, vgl. z. b. Höf. leb. 1 fig. 137. 148; 2 fig. 137. Auf manchen bildern erscheinen einfache rundeisen ohne sie (z. b. 1, fig. 150); ob aus mangel an künstlerischer ausführung oder aus absicht, bleibt unklar. — Zu anm. 3 füge hinzu: *Bî dem orse Rennewart beleip: Ungerne in ieman danne treip, Unz erz gestalte schône, Dâ von Samargône Ein insigel was gebrant Ans orses buoc, daz er dâ vant; Dar nâch was Arofelles schilt* Wolfr. Willeh. 232, 3.

S. 501] Es ist zu bedauern, dass Schultz auf pferde und reitkunst nicht eingeht: eine verweisung auf die arbeiten von Friedr. Pfeiffer und Reiffenberg kann nicht genügen. Ich will hier keine nachträge geben, hoffe aber später an anderm

orte im zusammenhange dieses thema zu behandeln. — Zu dem preis der pferde war wol noch Lamprecht, Deutsches wirtschaftsleben im mittelalter 2, 514 fg. zu vergleichen, wo er die preise der pferde aus urkunden und andern zeugnissen angibt. — Die in anm. 4 angeführten zahlen (hundert und tausend) besagen nichts, nach dem was wir oben zu s. 175 ausgeführt haben; aber vgl. aus den reiserechnungen Wolfgers (s. 29): *pro palefrido Engilschalci XL tal. veron.* — Gewöhnlich wird man wol von einem schritstein in den sattel gestiegen sein, der sich öfter vor dem pallas befand, wie Schultz oben (1, 58) nach Erec 1197 ausführt. Vgl. noch: *Als der heiden Merziân daz ersach, Daz sîn ros als ungezogen was, Er sprach: „für ez zuo einem stein Und kom dar ûf, daz ez dich nit bring zu leide“* Orendel 956. Im notfall half man sich unterwegs mit einem baumstumpf: *stant ûf den stoc, sitz hinder mich; Diz ros daz treit uns beide* Virg. 163, 2. — Das streitross war dem ritter sehr vertraut und lieb, das sehen wir aus allen gedichten. Auch die Vie domestique zeigt das: Am 10. november 1327 wird Jeans de Blois *pallefroy Liart* krank: *Item xxxiii. s. viii. d. pour les despens de Liart qui fut mené à Lancloistre* (près de Beaumont la Ronce? Hagemans) *pour gerir à un marchau* (Der marschalk war zugleich tierarzt, vgl. Du Cange 5, 274c sub *marescallus*) *et pour les despens dou Normant qui le garda. Item iiii. s. pour les despens Robin le marechau aler pr. plusieurs fois à Lancloistre pour vouar Liart le cheval Mons. — It. pour pluss. choses pour Liart le chevau Mons. qui estoit mallade à Champbon et pour un autre qui mourut vii. s. ob. — Item pour onguements pour le pallefroy Mons. et pour souffre vif v. s. vi. d. — Item iii. d. pr. offrances pour Liart le p̄lefroy. — Item à Happe Tourte, qui le mena, pour ses despens de luy et de son cheval v. s. iiii. d.* (Vie domest. 53 fg.). Wir sehen, wie viel dem besitzer an der herstellung des wertvollen tieres liegt. (Andere arzneien für pferde Vie domest. 63. 68).

S. 502] Zu den Hebeisen war wol noch auf die von Weinhold (DFr.[2] 2, 204) citierten *staphae, stapedes, saltatoria, σωτήρια* (Du Cange sub *staffa*) zu verweisen.

S. 503] Zu anm. 3 füge noch hinzu: *Do begunde he* (der knecht) *winnen ûz der malen Lachen und von golde schalen, Schuldern, hônre unde wîn. „Ur enmag niht wol gephlogen sîn“, Sprach der knecht, „wir sîn hîr eine* Dêmant. 8301. — Im ganzen liess man sich auf der reise nichts abgehen, das zeigt das ausgabebuch des Jean de Blois: Am 26. oktober 1327 hat er mit den seinen — die verpflegung der knechte wird extra berechnet — verzehrt: *pour pain X. s. IIII. d., pour vin XVI. s. IX. d., pour porc IX. s., pour poullaille, pois et moutarde XVI. s. I. d. It. pour lait XVIII d. It. pour mouton III s. It. pour I poule pour faucons VIII d. It. pour verjust, vinègre et pour belle chiere X. s. VIII. d.* (Vie domest. 43); vgl. ferner s. 44. 79. Auf die reise werden *tartes* (s. 41) und fische mitgenommen, und ich vermute, dass der oft erwähnte artikel *pour portaige d'esve* mit dem transport der lezteren zu tun hat. Jean de Blois reist bequem, er schickt überall relais voraus (s. 41 fgg.). Vor dunkelheit sucht man die herberge zu erreichen; im notfall zündet man fackeln an (s. 42. 45). Dafür sind die reisekosten auch ganz beträchtliche. Jean de Blois reist durchschnitlich mit 21 pferden und gebraucht für eine siebentägige reise nach Hagemans' berechnung in modernem geldwert fr. 2347,05. (Vie domest. 46.) Eine andere viertägige reise kostet ihm fr. 1380,90 (Vie domest. 62).

S. 504] Anm. 3: *er sprach: „juncvrou, wie kumt ez so, daz ir sît aleine?“* GA. 1, 354, 650.

S. 506] Schultz übersezt *encre* mit dinte, aber es scheint, wie *soffre* zu den medikamenten zu gehören: Der kranke Bugart bekomt *encre violat* einzunehmen, und

ich glaube kaum, dass er dinte getrunken haben wird (Vie domest. 112). — Die grossen strassen, die *viæ publicæ*, heissen *des rîches strâzen* (Ottok. v. St. kap. 674. 711. 812), wobei wol an *daz rîche* (der herscher) zu denken ist; über weitere benennungen vgl. Gasner a. a. o. s. 76 fg.

S. 507] Im algemeinen trug der kaufmann wol nicht immer harnisch auf der reise: *Sie vuorten alle harnasch an Niwan der guote koufman, Der vuor nâch koufmannes siten* Tand. 7309.

S. 508] Anm. 4 füge hinzu Dêmant. 6647. — Über diesen ganzen abschnitt, der strassen und zölle behandelt, vgl. Gassner s. 29 fg. 45 fgg.

S. 512] Zu der schilderung der räuber ist noch Lanz. 3807 fgg. zu vergleichen: *Sin wâren wol gewâfent niet. Fürbaz kündet uns daz liet, Ir geverte was ze roube guot: Schilt banier îsenhuot Cleiniu wambesch, snelliu ros, Daz si berc unde mos Deste schierre mohten überkomen. Diz moht in allez niht gevromen.*

S. 514] Wie die bauern vom pfluge weg zu räubern werden, schildert uns auch Nic. de Bibera 1025 fgg.

S. 516] Für die betten, die man fast immer auf die reise mitnahm, hatte man eigene koffer, wie sie in der Vie domestique erwähnt werden: *pour apareiller la malle dou lit Mons. XVIII d.* (s. 73; vgl. auch s. 25 fg.). Sie waren vermutlich aus leder. Wir finden in dem recht der stadt Strassburg aus dem 13. jahrhundert (Gaupp, Deutsche stadtrechte des MA. 1, 75) die bestimmung (CVIII), dass die schuster dem bischof auf die reise futterale für die *kerzstellen*, sowie *bulgen* und *laden* usw. aus schwarzem, und die handschuher (CIX) aus weissem leder machen sollen. — Vgl. noch zu anm. 2: *Hiltebrant der alte dô plag der soumschrîne Fier unt fierzeg marke liez er an dem Rîne Dem fergen dô ze lône, golt, silber unde gewant* Grimm, Roseng. 887.

S. 517] Die knappen führten die streitrosse hinterher: *die knappen man dô ziehen sach Die ros dar nâch in einer schar* Wig. 227, 2. — Anm. 6: Ein ritter und eine dame reiten zusammen Lanz. 8986. Ferner: *Aldâ sy reden vnderwegen So woulde Godin der degen Ymmer zo allen zyden By Orien ryden. Hey halp vp ind neder Beyde vort ind weder: Hey deente ir vp gnade* Karlm. 207, 35. Alde reitet, auf jeder seite ein ritter: *Ind hadden do wunne vele Bede mit sange ind mit spele* Karlm. 501, 20. Es konte leicht zu gerede anstoss geben, wenn eine dame nur éinen ritter zur seite hatte. Darüber äussert sich die geliebte Ulrichs von Liechtenstein: *Diu guote sâ hin umbe sach, Zuo einem ritter sî dô sprach: „Ir sult zuo mir ouch rîten her. Sol bî mir niemen rîten mêr Niwan ein riter, daz ist niht guot. Seht daz irz immer mêr getuot. Ez stât in allen übel an, Sol mit mir rîten wan ein man“* Frauend. 42, 17; da heisst es dann weiter: *mêr danne sehse ir sâ dar riten, Der sus der sô nâch ritters siten* (ebd. 42, 31).

S. 518] Anm. 1: *er* (Ortnît) *spranc in sîn gereite, die meit nam er vür sich* Ortnît V, 439, 4; *er vie ez* (das kind Eraclius) *bî der hant Und hiez ez sitzen hinder sich* Eracl. ed. Graef 838. Die ritter huben ihre damen vom pferde und wider hinauf: Tand. 9038 fgg. 8993 fgg., Crane 2119 fgg. 3665 fgg. — Anm. 2: Wig. 228, 17. 230, 19: *frowe Âmênâ reicht im* (Wigalois) *dar Ir tohter zoum mit der hant. Her Wigalois sich underwant Alrest sîner amîen Der schœnen maget Larîen.* Eneide 1759: *Doe sì op dat pert quam Met den toume sì nam Ênêas der mâre ... Doe leide sì der jongelinc.* Warum der könig Imiân Wolfhart zäumt (Virg. 985, 1), weiss ich nicht zu sagen. — Die falken werden auf reisen mitgenommen, vgl. Vie domest. s. 41. 61.

Ein froher glänzender zug ist es, der so dahin reitet: ein hübsches bild davon gibt uns der dichter der Virginal (662, 1 fgg.): *Si bereiten aber sich ûf die vart. Manec horn versuochet wart, si lûte begunden schellen. Man hôrtes verre durch den walt* * * (ein vers fehlt), *Diu hundel gunden bellen Den juncvrouwen in ir schôz: si gunden lûter singen. Der rosse wihen daz wart grôz. Die helme muosten klingen.* Auf der fahrt wird in fröhlicher geselschaft gern gesungen (Virg. 793, 6. 780, 1). Morant tut es sogar allein: *Morant was in syme hertzen licht Ind was sunder sorge vro. Eynen sanck, de was ho Ind van soessem done Begonde Morant schone Syngen al synen wech lanck* Karlm. 223, 24. — Noch häufiger aber hat man auf der reise instrumentalmusik gehabt: tambur und saitenspiel ertönt Virg. 988, 1. Ulrich von Liechtenstein weiss von *sumberslagen* (Frauend. 464, 32), *floyten, holer* (465, 1) und *fidelæren* (465, 25) zu berichten. Gewöhnlich hat er fideler und posaunenbläser mitgenommen (Frauend. 166, 5. 189, 17. 192, 6). Gahmuret zieht in Patelamunt mit posaunen, tamburn, flöten und fideln ein (Parz. 19, 6. 63, 2). Es gab eigene märsche, die *reisenote* genant wurden. Über *reisenote* (Frauend. 166, 8. 295, 28. Parz. 63, 9. Krone 775. G. Gerh. 3616) vgl. noch M. Heyne, Anz. f. k. d. d. vorz. 1881, 263, worauf auch Schultz (2, 125 anm. 6) aufmerksam macht. Dieselbe oder eine ähnliche bedeutung hat wol *ûzreise* (Frauend. 403, 21. 405, 15: *Mit der ûzreise hôchgemuot Fuor den sumer manc ritter guot*), nur dass sie gesungen wurde. — Muste man im freien übernachten, so liess man die knappen wachen: *Die knappen hiez man wachen Die naht mit flîze unz an den tac* Wig. 92, 18.

S. 519] Eine gewisse verpflichtung der bürger zum beherbergen der ritter scheint eine stelle in Ulrichs Frauendienst (250, 25 fgg.) anzudeuten: *Dô der tuomvogt ze Wienen quam, Er herbergt sô als daz wol zam In al der stat gewalteclich. Da enwas dehein burgær sô rîch, Er müest in dâ herbergen lân.* — Anm. 4: *Dâ stôzent ûf* (auf das zelt) *diu banier, Daz si diu baz erkennen sich Diu uns hânt hie begestet* Virg. 341, 4; *diu vier banier man dô stiez In goldes rîche knöpfe* Virg. 342, 2.

S. 521] Den ankommenden muste man grüssen, wenn man sich nicht selbst etwas vergeben wolte: *Der keiser sich an im vergaz, Dô her ime versagede daz, Daz her in niht enwolde, Als her van rehte solde, Grôzen nâch dem dînste sîn* Crane 1303. Auch Etzel vergisst dem Biterolf gegenüber die einfache pflicht der höflichkeit, aufzustehen und ihm entgegen zu gehen, wie er komt: *Der wirt sîn selbes dâ vergaz, Daz er von sedele niht enspranc. Des sayte im deste seiner danc Biterolf und die sînen man Des gruozes, des im wart getân* (Bit. 1178). Aber Etzel begeht noch zwei weitere unhöflichkeiten: er fragt nicht, woher jene kommen, und bemerkt gar nicht, dass Biterolf ihr aller herr ist, er zeichnet ihn nicht weiter aus (Bit. 1186 fgg.). Als gegenstück zu ihm wird Helche geschildert, deren gewinnende liebenswürdigkeit die schranken des unumgänglich gebotenen überschreitet: *Frou Helche durch gezogenheit Vil balde von ir sedele stuont; Swiez küniginne niht entuont, Daz si ûf gegen knehten stân, Iedoch wart ez von ir getân* Bit. 3340. Beim hinausgehen aus dem zimmer begleitet der wirt seine gäste bis zur tür oder bis vor dieselbe: *Meleranz der werde man Beleit si* (die königin) *unze hinz der tür Und ein lützel dar für* Meleranz 8708.

S. 522] Anm. 1: Ob es sich Bit. 1779 fg. um die reisekleider oder das *îsengewant* handelt, ist nicht ganz klar. Ich glaube, es ist die kappe gemeint. — Ja sogar in den zwischenpausen des turnieres wird der an die zelte fremder ritter rei-

tende Lanzelet eingeladen, sich zu ihnen zu setzen, und man reicht ihm wein (Lanz. 3142 fgg.); vgl. auch Bit. 1183 fgg.

S. 523] Wie andrerseits auch die klöster und ihre gastfreundschaft in anspruch genommen werden, das zeigen die ausführungen des Nic. de Bibera über das kloster Pforte (1051 fgg.).

S. 527] Wie sehr in beziehung auf die anwesenheit von betlern vor den schlössern die schilderung der gedichte der wahrheit entspricht, beweist die Vie domestique (s. 19 fg.). Täglich waren mindestens acht betler dort, mitunter zwölf, ja sogar 24 (s. 101) und 25 (s. 109) begegnen; es wird in den rechnungen als ganz selbstverständlich angeführt, z. b. *Le dymanche ... fut Mons. a Chateau Reñ. et y ot VIII poures.*

Bei der beschreibung der aussätzigen (*miselsühtegen*) war wol auch auf Wackernagels bemerkungen in dem anhang zu seiner ausgabe des armen Heinrich (herausg. von Toischer s. 163 fgg.) und auf Virchows arbeit, *Die krankhaften geschwulsie* (1, 296 fgg. 2, 494—531) zu verweisen, die mustergültiges liefern. Weiterhin ist auf Virchow's aufsätze zur geschichte des aussatzes und seiner heilung in seinem Archiv bd. 18 fgg. zu verweisen, wo sich über existenz und einrichtung der siechenhäuser grosses material findet. Die geschichte einer älteren französischen leproserie mit einigen einleitenden algemeinen bemerkungen über das auftreten der lepra und die gegen ihre verbreitung in Frankreich getroffenen massregeln lieferte der französische arzt A. Puech in seinem buche *La léproserie de Nîmes* (Nîmes 1888). Nic. de Bibera (1520) lobt die Dominikaner und Franziskaner: *Lepra conspersos sacro medicamine tersos Incolumes sistunt et agenti prava resistunt.*

S. 528] Schultz meint, keines der abenteuer Ulrichs von Liechtenstein sei widerwärtiger, als dass er sich unter die aussätzigen mischt, und er hat darin recht. Doch auch hier wie so oft sucht der Don Quichote der ritterzeit — aber ein Don Quichote, der mit seinen abenteuern coquetiert und immer hinter dem vorhang hervorguckt, ob wir seinen bravourstücken auch beifall spenden! —, wenn er anders bei der wahrheit bleibt, eine reminiscenz zu verwerten: er will den Tristan nachahmen, der sich auch miselsüchtig färbt, um der Isolde zu nahen. *Tristan sâ von dannen gie, Der herre gewarp, ich sagiu wie: Er slouf in bœse hudewât, Die vrumen man doch missestât. An im geschach ein wunder, Einen list den kunder: Eine salbe er under ougen streich, Daz im sîn liehte varwe entweich; Er wart vil ungeschaffen. Er nam eins siechen klaffen* Türh. Trist. 2225. Ysôt hält ihn zuerst wirklich für einen *miselsiechen* (2246). Bechstein (zu Frauend. 1003, 2) meint, Ulrich habe die reminiscenz aus Eilh. 7026 fgg. entlehnt, muss dann aber später zur erklärung von Ulrichs erwähnung der entstellenden salbe auf Gotfrieds Tristan (15567) zurückgreifen (zu 1155, 1 und 4). Bei Ulrich von Türheim findet sich beides vereint, und wir können mit einiger wahrscheinlichkeit Ulrichs von Liechtenstein kentnis dieser bearbeitung vermuten.

S. 530] Vgl. *man bôtz im wol und dannoch baz. Vil schœner vrouwen umbe in saz, Die kurzten im die stunde. Sî zugen vür in werkes gaden, Sî truogen dar krâm unde laden: Swaz iegelich bestes kunde, Daz treip sî vor dem werden man, Durch daz in niht verdruzze* Virg. 207, 1. — Es ist noch an die reiche erwähnung von spielen zu erinnern, wie wir sie Altswert 89, 1—90, 23 und in Hoffmanns Horæ Belgicæ 6, 169—190 finden. Daraus ist wol noch allerlei zu entnehmen.

S. 531] Zu *hasart* hätte auch auf die deutschen belege Mhd. wb. 1, 640 b, Lexer 1, 1192, Verdam en Verwijs Mndl. wb. 3, 171 verwiesen werden sollen; vgl. auch *Balzo Haschart* Baur, Hess. urk. 3, 600 nr. 1532 a. 1253. Ebenso wäre wol die unzweifelhaft richtige ableitung von arab. *jasara* (würfeln) anzuführen gewesen. Vgl. noch: *Manig knecht jm da gespielt Der seiner hab behielt. Oder ob er was daran versunnen Daz er gern mer hiet gewunnen. Dez liessen si den Würffel walden, Verpoten und gehalden Dikch dez von in wart. Schanz und Hof-Haschart* (Pez: *Hasch* . . .) *Do wart nach gewunschet vil, Red und Topel Spil Dez wart vil under jn* Ottok. v. St. cap. 352. — Anm. 7: In Wolfgers reiserechnungen heisst es (s. 3. 11): *Cuidam qui episcopo attulit illam eburneam aleam tal.*

S. 532] Eine schilderung des treibens der würfelspieler im wirtshaus gibt Nic. de Bibera 1929 fgg.

S. 536] Anm. 1 füge dem citat aus Spervogel hinzu: Frl. 92 nr. 120, 8.

S. 537] Zu anm. 3 vgl. noch Iol. 1442 fgg.

(Schluss folgt.)

Elsässische litteraturdenkmäler aus dem XIV.—XVII. jahrhundert, herausgegeben von **Ernst Martin** und **Erich Schmidt.** IV. band: Ausgewählte dichtungen von Wolfhart Spangenberg. Strassburg, Trübner. 1887.

Die vorrede, welche sich mit rücksicht auf die von W. Scherer vorbereitete, nach seinem tode von dr. Pniower übernommene, eingehende litterarische würdigung Spangenbergs auf das notwendigste beschränkt, berichtet, dass von desselben lyrisch-didaktischen reimgedichten der Ganskönig zum abdruck gekommen sei, während das prosaische gegenstück dazu, der Eselskönig, wegen raummangels vorläufig habe zurückgestelt werden müssen. Für den Ganskönig ist die Strassburger ausgabe von 1607 benuzt. Von den tragödien ist als probe des schuldramas, an welchem sich Spangenberg nur als übersetzer beteiligt, der Saul ausgewählt worden, dessen original die lateinische tragödie des Michael Virdung, auf die Gödeke hindeutet, nicht ist; vielmehr ist die lateinische vorlage bisher noch unbekant, daher auch nicht zu entscheiden, ob Virdungs stück dem verfasser der vorlage Spangenbergs bekant gewesen. Der abdruck benuzt die Strassburger ausgabe von 1606.

Von originalstücken des dichters enthält der neudruck zwei: Mammons sold, welches als „tragödische vorbildung“ bezeichnet wird, und ein „kurzweiliges spiel“, der Glückswechsel, beides nach Nürnberger drucken aus dem jahre 1613, jenes der Berliner bibliothek, dieses der Strassburger.

Auf den abdruck der komödie Wie gewunnen, so zerrunnen hat der herausgeber verzichtet, weil dem einzig bekanten Berliner exemplar (Yg 2401) der schluss fehlt und das von Scherer (Gesch. des Els.[2] 318) benuzte volständige bisher nicht aufzufinden gewesen ist.

Gar nicht zu ermitteln gewesen ist das von Gottsched (Nöth. vorrat usw. s. 174 und 186) angeführte stück: die Singschule, von welchem nach jener quelle eine probe mitgeteilt wird.

Die alten drucke sind buchstäblich widerholt, nur die von dem selbst als korrector tätigen Spangenberg übersehenen druckfehler am rande verbessert worden.

Ehe ich auf den inhalt der abgedruckten stücke kurz eingehe, sei es mir gestattet, aus der vorrede zu der 1589 erschienenen christlichen komödie: Von dem Cananeischen weiblein des vaters von Wolfhart, Cyriacus Spangenberg, eine stelle mitzuteilen, welche bezug nimt auf Wolfharts Strassburger studentenzeit und auf dramenaufführungen, die damals unter seiner und seiner schulgenossen mitwirkung in dem hause des „ehrbaren und wolgelahrten herrn Martin Breune, apothekers und bürgers zu Strassburg“ stattfanden.

„In solcher weise vnd gestalt hat mein lieber Vatter M. Johann Spangenberg (seliger), mich sampt meinen Brüdern vnd Schwestern durch Gnade erzogen, welchem Exempel vnd vorbilde nach ich auch, als mir Gott in meinem Ehstande Kinder bescheret, billich gefolget. Vnd als ich gesehen, das Kinder von natur zu Gesprechen vnd Spielen geneiget, vnd etwa auch vnterlang solche Historien, die ich jnen aus der Bibel vorgesagt, kindisch gespielet, da eines der alte Tobias, der andere die [Avj] Hanna, das dritte der junge Tobias, das vierde der Engel sein wöllen: Item, eines der Hausvater, das ander der Schaffner, die vbrigen die gedingten Weinhäcker / etc. Hat mich solchs verursachet, jnen je bifsweilen eine Euangelische Historien nur nach dem Text kurtz in Reime zu fassen, vnd in so viel Personen, als sie bestreiten können, auszuteilen, vnd also kurtze actiones zu stellen, damit sie sich zu vben hetten, deren etliche, da die Kinder grösser, und jrer mehr worden, ich auch etwas weiter vnd ausfürlicher gestellet, das sich dieselbigen auch wol für Alten mögen sehen vnd agiren lassen. Wie denn sonderlich mit der Historia vom Cananeischen Weiblein geschehen, Matth. 15 ..... Nu ich dann vermercke, das solche geistliche Comedia euch also wolgefallen, das jhr sie auch durch meine drey Söne (so vor dieser zeit zu Strafsburgk studirt) vnd deren Schulgesellen habt öffentlich in ewerm hause, in gegenwertigkeit guter dazu geladener Ehrenleut, agiren lassen, welches gleicher gestalt auch andere mehr in jhrer behausung begeret, daraus ich abnemen können, das solchs ohne nutz vnd [Avij] frucht nicht abgegangen: Habe ich auch vielen mehr hiermit dienen wollen, vnd derhalben endlichen bewilligt, das diese Comedia, ob ich sie wol anfenglich nur für die meinen gestellet, auch numehr menniglichen gemein würde“ usw. —

S. 1—126 enthält das lehrhafte gedicht: der Ganskönig. Wer denselben nur aus Scherers Litteraturgesch. s. 297 oder aus der Gesch. des Elsasses II, 67 kent, wird leicht zu dem irtume verführt, dass wir es hier mit einem anmutigen litterarischen produkt voller witz und übermütiger laune zu tun hätten. Man darf aber nicht vergessen, dass das dort in wenigen sätzen mitgeteilte sich in einem chaos von mehr als 4000 zeilen gänzlich verliert.

Weit höheren poetischen wert hat die tragödie Saul (s. 127—243, dazu deutsche argumenta, sowie prologus und epilogus des lateinischen originales, 245—258). Da das lateinische vorbild, wie schon gesagt, bisher noch nicht wider aufgefunden ist, lässt sich über die art und weise der übertragung nichts sagen. Dass der abgedruckte text unvolständig ist, hat schon der herausgeber (vorrede s. X) bemerkt, indem er darauf aufmerksam macht, dass zeile 3099 Saul auf einmal „in der dritten person von sich redet und seine sünden und ihre folgen beklagt, nachdem er eben zum abmarsch in die schlacht hat blasen lassen“; er vermutet mit recht, dass hier das im personenverzeichnis angeführte, im stück aber sont nicht auftretende „gewissen“ redet, und verweist auf die argumenta, „welche dem des latein unkundigen zuschauer den inhalt der akte erklärten“. Eine vergleichung der argumenta nun, die also den inhalt des lateinischen originales widergegeben, mit der deutschen übertra-

gung lässt gerade an dieser stelle noch weitere differenzen zwischen beiden vermuten.

In Spangenbergs tragödie meldet Abner (akt V, scena 1), dass die soldaten in aufruhr seien, wodurch Saul noch mutloser wird. Scena 2 ermuntert Jonathan die seinen zum kampfe. Sc. 3 ist Saul untröstlich darüber, dass Jonathan und seine beiden brüder in den kampf geeilt sind, weil er alle drei zu verlieren fürchtet; anfangs zweifelt er, ob er nicht fliehen und sich durch die aufopferung seiner söhne retten soll; schliesslich will er sie lieber mit eigner lebensgefahr unterstützen:

Wir wollen heut den sieg erwerben:
Oder allsamt Ritterlich sterben.

Das ist offenbar der schluss von scen. 3: darnach ist im alten drucke mindestens die angabe ausgefallen: „Scena IV. das gewissen", welches dem Saul persönlich in elender gestalt erscheint (3132 Daher mein gestalt so Elend scheint) und seinen untergang weissagt, Scen. 5: kampf zwischen juden und philistern, Jonathan fält; scen. 6: Sauls verzweiflung darüber, da er sich die schuld daran zuschreibt und sein selbstmord. Vergleichen wir damit die argumenta: zeile 271—288 entsprechen genau scen. 1 und 2, wohingegen 289—301 mit der deutschen tragödie in offenbarem widerspruch stehen. 292 begibt Saul sich in die schlacht „aus unmut", von einer rücksichtnahme auf die gefahr, in welcher seine söhne schweben, ist gar nicht die rede. Darauf heisst es von 294 an:

Das Gewissen jhn plaget noch mehr:
Welchs dann da erscheinet balt |
In gantz Trübseliger Gestalt |
Vnd rühret jhm mit grossem Schmertz |
Durch verzweifflung sein blödes Hertz.
Dafs er endlich in solcher Not |
Mit seim Schwerd | sich selbst | sticht zu Todt.
Jonathan wird vom Feind erschlagen usw.

Hier tötet sich also Saul nicht, weil er den untergang seiner söhne nicht überleben mag, wie in der tragödie, sondern infolge der mahnung des persönlich auftretenden gewissens, ehe überhaupt Jonathan gefallen ist — immer vorausgesezt, dass die argumenta, deren verfasser ja Spangenberg selbst ist, den inhalt der lateinischen tragödie genau widergeben; in der deutschen tragödie dagegen erscheint der tod Sauls, psychologisch erklärlicher, als eine folge des durch seine schuld herbeigeführten unterganges Jonathans und dessen brüder. Wollen wir also nicht das argument an dieser stelle gerade für flüchtig und ungenau halten, wozu kein grund vorliegt, so müssen wir annehmen, dass das deutsche stück keine wortgetreue übersetzung, sondern eine freie bearbeitung des lateinischen ist, in welcher Spangenberg sein original vielleicht auch noch an anderen stellen verbessert, oder wie der kunstausdruck lautete, corrigiert hat.

Ganz auf eigenen füssen steht der dichter in den beiden anderen zum abdruck gekommenen stücken: Mammons sold und Glückswechsel. Ersteres, welches er bescheiden eine „tragödische vorbildung" nent, ist trotz der einfachheit der fabel von geradezu packender wirksamkeit und ein beweis für Spangenbergs talent als dramatischer dichter: Es ist eine art totentanz.

Der in einer verkleidung unkentliche Satan hat einen kriegsknecht, einen wucherer und einen bauern in seinen dienst genommen, welche denn auch ihren mitmenschen durch raub und betrug wacker mitgespielt haben und nun kommen, den verheissenen lohn, frau reichtum, von ihrem herrn und meister in empfang zu nehmen.

Dieser führt ihnen jene auch in gestalt einer prächtig geschmückten frau vor, der sich alle drei, nachdem sie reich beschenkt worden, mit leib und leben zu eigen zu geben bereit sind. Kaum ist das geschehen, so fallen der schönen frau die kleider vom leibe und sie erscheint als der tod mit pfeil und bogen, der alle drei erlegt, indes Satan seine gaben wider an sich nimt. Die nun auftretenden frauen der gestorbenen sind anfangs untröstlich; bei dem weine aber, den ihre männer übrig gelassen haben, einigen sie sich, möglichst bald wider zu freien. Satan geselt sich zu ihnen, kündigt ihnen an, dass er für eine von ihnen einen feinen mann wüste und fragt, welche ihn haben wolle. Da alle drei sich bereit erklären und infolgedessen ein arger zank unter ihnen entsteht, so reicht er ihnen einen kranz, den jede in ihrem namen dem freier schicken soll:

vnnd welche dann
Ihm gfällt, die hab jhn zu eim Mann.

Kaum haben alle drei der reihe nach jenes getan, als plötzlich der tod als freiersmann auftritt, indem er sein bald ausgelaufenes stundenglas auf den tisch stelt. Die frauen sind entsezt, und jede behauptet, nicht sie, sondern die beiden anderen seien heiratslustig gewesen.

Nees (=Agnes).
Du Ann, du hast jhn wollen han.
Anna.
Er ist nicht mein. Er ist dein Man.
Nees.
Ich will jhn nit: nimb du jhn hin.
Greth.
Ich bleib ein Wittfraw, nach meim Sinn.

Schliesslich dringen sie vereint mit gewalt auf den tod ein um ihn zu vertreiben. Dieser hat noch keine gewalt über sie, so lange das stundenglas noch nicht ausgelaufen ist, und ruft Satan um hilfe; der aber will lieber zehn männer jagen, als mit drei bösen weibern schlagen. Als schliesslich jener zeitpunkt eingetreten ist, schiesst der tod die älteste von den dreien mit einem pfeil und ruft frohlockend dem Satan zu:

Wolan, da ligt mein erste Fraw!
Jetzund (mein lieber Bruder schaw)
Bin ich widrumb ein Wittwer fein.

Darnach kommen auch die beiden anderen an die reihe.

Sehet ihr Leut, das ist der Lohn,
Wann man nur dienet dem Mammon,

heisst es, mit bezug auf den titel des stückes, in der beschlussrede des todes.

Eine harmlose posse endlich, nach art Hans Sachsischer fastnachtspiele, ist das lezte stück: Glückswechsel. Liendl, der bauer, ist seines standes müde, hat sein gütchen verkauft und will soldat werden. Veit, ein alter landsknecht, der sich gerade nach einer ruhigeren beschäftigung umsieht, unterzieht ihn einer förmlichen prüfung, um festzustellen, ob er auch das zeug zu einem soldaten habe, und rät ihm, als sie günstig ausfält, es ein halbes jahr mit diesem berufe zu versuchen. Zu den beiden komt ein alter bekanter, Hans, der pfaff, der seine gemeinde im stiche gelassen hat, seit ihn ein gelehrter doctor bei dem bischof ob seines mangelhaften lateins, von dem ergötzliche proben gegeben werden, verklagte. Da er gerne bauer werden, Veit aber zu dem priesterstande, den er in seiner jugend dem wunsche seines vaters, eines

domherrn, zuwider verschmäht hat, sich jezt ganz gerne bequemen möchte, zumal er auch in lateinischer sprach — keinem priester nichts giebt nach —, so tauschen alle drei ihre kleidung, errichten eine brüderschaft und deponieren ein jeder 100 gulden mit dem beding, dass der zulezt überlebende das geld erben soll. Da sie die sache auch schriftlich machen wollen, Liendl aber weder schreiben noch lesen kann, raten die beiden anderen ihm, sich ein petschaft machen zu lassen. Ehe er darnach geht, komt Agnesle, die kriegershur, die gerade keinen liebhaber hat und die Veit dem Liendl auf seinen wunsch verkuppelt, infolgedessen dieser ihr, als er weggeht, vertrauensselig seine „bulge“ (geldkatze) mit 200 gulden zur aufbewahrung übergibt. In seiner abwesenheit füllen die drei zurückbleibenden dieselbe, nachdem sie sie des inhaltes entleert, mit steinen, stecken die geraubten 200 gulden in die ganz gleiche geldkatze Veits zu den deponierten 300 und verabreden, dass Agnesle dem landsknecht abends entlaufen und sich von den beiden anderen 50 gulden als lohn für ihre beihilfe holen sol. Indes komt Liendl wider und zwar ohne petschaft, da sich der graveur nicht habe darauf einlassen wollen, seines vaters haus und hof, einen davor stehenden lindenbaum, sein Agneslein, endlich ihn selbst in voller rüstung darauf abzubilden. Sie verzichten darum auf einen schriftlichen kontrakt:

Steht doch ohn das der Warheit grund
Inn drey ehrlicher Männer Mund.

Kaum haben sich Veit und Hans nach der einen, Liendl und Agnesle nach der anderen seite entfernt, so entdecken jene beiden, dass diese klüger gewesen ist, als sie, die beiden bulgen vertauscht und ihnen die mit steinen gefülte gelassen hat. Den beiden anderen begegnet, zu Liendls schrecken, die Kätt, die mit einem kinde von ihm geht und ausgezogen ist, den treulosen zu suchen und zur heirat zu zwingen. Liendl will sie mit 50 gulden abfinden, die aber weder Agnesle aus der geldkatze hergeben, noch die Kätt annehmen mag. Da Liendl sich des geldes mit gewalt bemächtigt, fält das Agnesle im verein mit der Kätt über ihn her. Doch gelingt es ihm, mit der geldkatze zu entkommen; statt 200 entdeckt er zu seiner freude 500 gulden darin und beschliesst damit schleunigst zu seinem alten stande zurückzukehren, nachdem ihn der neue, noch ehe er eigentlich denselben angetreten, in solche fährlichkeiten gebracht hat.

Das ungefähr ist der inhalt des 4. bandes der Elsässer litteraturdenkmäler. Darnach muss man zu dem schlusse kommen, dass Spangenbergs spiessbürgerliches, pedantisches wesen, welches ihm in hohem grade angehaftet haben muss, am stärksten in seinen lehrhaften gedichten hervorgetreten ist, die darum auch wol heutzutage am schwersten zu geniessen sein möchten; dass dagegen seine dramen, und von diesen namentlich die kleineren selbständigen tragödien und komödien, auf welche der gelehrte dichter selbst geringeren wert legte, auch jezt noch weitere kreise anzuziehen vermögen.

NORDHAUSEN, APRIL 1891. MATTHIAS.

J. L. Frischs schulspiel von der unsauberkeit der falschen dicht- und reimkunst. Mit einleitung und anmerkungen von **L. H. Fischer.** Berlin, E. S. Mittler und sohn. 1890. XX, 65 s. 8. [= Schriften des vereins für die geschichte Berlins, heft 26.]

Ein Berliner curiosum aus dem jahre 1700 liegt in einem sehr sorgfältigen neudrucke mit umfangreichen erläuterungen vor uns. Der verfasser ist der durch

sein deutsch-lateinisches wörterbuch allen germanisten wolbekante rektor des Berlinischen gymnasiums zum grauen kloster Johann Leonhard Frisch (1666—1743), ein Nürnberger von geburt, der nach bunten wanderzügen durch Deutschland, Frankreich, Ungarn, die Türkei und die Niederlande in Berlin eine feste stellung fand. Er war ein polyhistor, aber kein blosser büchermensch; seine vielseitigen, durch gründlichkeit und klarheit ausgezeichneten kentnisse erstreckten sich nicht bloss auf die alten und neuen sprachen, sondern auch auf die geographie und die naturwissenschaften. In Leibniz, den er im russischen unterrichtete, fand er einen gönner, der ihn wol zur aufnahme in die neugestiftete Berliner akademie der wissenschaften empfahl und ihn auch zur veröffentlichung seines lange vorbereiteten nhd. wörterbuches ermutigte.

Zu seinen leistungen für die deutsche sprache gehört auch das am 22. november 1700 von seinen schülern am stiftungstage des gymnasiums aufgeführte schulspiel, das man kurzweg als eine poetik in dramatischer form nach Christian Weises grundsätzen bezeichnen kann. Von einer dramatischen handlung ist freilich nicht die rede; das thema, das die einzelnen personen variieren, ist zunächst eine beglückwünschung der schule. Jedesmal erscheint aber dann ein kritiker, der die von dem vorredner begangenen verstösse gegen die wahre dicht- und reimkunst aufzählt und die anfänger davor warnt. Als solche groben fehler gelten die altförmlichen oder gemeinen worte und reime, d. h. das alte metrum der vierfüssigen reimpaare statt der modischen alexandriner, die verkehrte versabteilung („zerrissene und zerhackte verse“), die französierende sprachmengerei („macaronisieren“), die übermässige verwendung der antiken mythologie, der gemeine ton der soldaten- und bänkelsängerlieder; ferner die wahl unwürdiger stoffe (lieder vom bier, vom wocken, von den flöhen), die abgedroschenen leberreime, die „übelgereimten“ rätsel, als deren beispiel das alte vom vogel federlos und baum blätterlos angezogen wird, die kindischen spielereien der bildergedichte und anagramme und die aneignung fremder dichterstellen. Dieser, wie Fischer selbst am schlusse sagt, nicht erschöpfenden aufzählung der fehler junger dichter stehen nur wenig positive vorschriften gegenüber wie s. 36, 4 die bekante definition der dichtkunst und malerei als eines redenden gemäldes und eines schweigenden gedichtes oder s. 37 fg. die anführung der lobwürdigen poeten Harsdörffer, Lohenstein, Hoffmannswaldau, Knorr von Rosenroth, Canitz.

Der herausgeber hat sich durch selbständige forschungen über das leben Frischs und seinen briefwechsel mit Leibniz sowie durch ausführliche erläuterungen einzelner stellen und berührter themata, wie der leberreime, rätselfragen, bildergedichte, centonen um das verständnis des werkchens verdient gemacht. Vielleicht hätte sich die anschauung des autors vom wesen der poesie durch hinzuziehung seiner ausgabe von Bödikers grundsätzen der teutschen sprache (1723) und gleichzeitiger poetiken noch etwas klarer darlegen lassen. Zur geschichte der leberreime verweise ich beiläufig noch auf Chr. Nyerup, Almindelig morskabsläsning 1816 s. 288—290.

BORKUM (BERLIN). J. BOLTE.

Allerhand sprachdumheiten. Kleine deutsche grammatik des zweifelhaften, des falschen und des hässlichen. Ein hilfsbuch für alle, die sich öffentlich der deutschen sprache bedienen. Von dr. **Gustav Wustmann.** Leipzig, F. W. Grunow, 1891. 320 s. Gebunden 2 m.

Die in diesem buche gesammelten erörterungen waren seit längerer zeit vereinzelt in den „Grenzboten“ erschienen; an mehreren von ihnen hat schon dr. H. Wun-

derlich in seinem vortrage auf der Münchener philologenversamlung wolbegründete kritik geübt[1]. Der verfasser tritt mit grossem eifer den übelen einwirkungen der kanzleien (s. 5 fg.) und der zeitungen (s. 14 fgg.) auf die deutsche sprache entgegen. Seine entrüstung ist nicht unberechtigt, aber er malt zu schwarz und urteilt ohne billige unterscheidung. Es gibt doch glücklicher weise noch viele zeitungen und zeitschriften, die auch in bezug auf sprache und stil mit sorgfalt und sachkentnis geschrieben, redigiert und korrigiert werden; und die sprache der deutschen kanzleien war im vorigen jahrhundert und auch noch vor 50 jahren im durchschnitt wol schlechter als jezt. Dem verfasser selbst aber fehlt es an einer tüchtigen wissenschaftlichen grundlage für seine ausführungen und vorschläge. Von ernsten untersuchungen über wesen und entwicklung der sprache im algemeinen und über die geschichte des deutschen im besonderen hat er fast nur durch hörensagen einige, und zwar recht oberflächliche kentnisse erhalten (vgl. s. 28 fg.); auch die gar nicht unbedeutende litteratur, die sich mit den von ihm berührten grundsätzen und fragen bereits in algemein verständlicher weise beschäftigt hat, beachtet er wenig oder gar nicht. Das gründliche und inhaltreiche buch von A n d r e s e n (Sprachgebrauch und sprachrichtigkeit im deutschen. 6. aufl. Heilbronn 1890) scheint er öfters zu rate gezogen zu haben; er nent es aber ebenso wenig, wie die vielen bücher, aus denen zu lernen er versäumt hat. Geradezu komisch wirkt es, dass in dieser von einem bibliothekar verfassten schrift nur e i n e deutsche elementargrammatik erwähnt wird (s. 41. 71) — wider ohne dass die leser erfahren, welche gemeint ist. Unter der grossen menge deutscher schulgrammatiken sind sehr verschiedene sprachwissenschaftliche und pädagogische standpunkte vertreten; es gibt aber viele tüchtige und wirklich belehrende bücher unter ihnen, aus denen sich jung und alt in zweifelhaften fällen rat holen kann.

Es ist also wesentlich das eigene sprachgefühl des verfassers, auf dem seine urteile — lobende wie verwerfende — über die einzelnen spracherscheinungen begründet sind; und mag auch dieses sprachgefühl bei herrn dr. Wustmann durch eifer für die sache gestärkt und durch vielfache erfahrungen bei der redaktion und drucklegung von manuscripten für seine zeitschrift geübt sein — zu der apodiktischen sicherheit, mit welcher er meist auch in recht zweifelhaften fällen entscheidet, hat er kein recht, und seine entscheidungen sind von sehr verschiedenem werte. Um meine ansicht über alle von ihm beurteilten fälle vorzutragen und einigermassen zu begründen, müste ich ein buch von mindestens gleichem umfange schreiben, wie das vorliegende; ich muss mich also hier darauf beschränken, eine ganz summarische übersicht zu geben. In manchen fällen hat ihn richtiges und gesundes sprachgefühl geleitet; ich billige namentlich sein auftreten g e g e n den gebrauch formell nicht erkenbarer genetive (s. 58—60; auch den apostroph als ausschliessliches genetivzeichen verurteilt er — wie andere vor ihm — mit recht s. 56), gegen unrichtige pronominalformen s. 63 und verbalformen s. 68, gegen schlechte und unnötige neue wortbildungen und zusammensetzungen (94—105. 196—206; adjectiva auf *-weise* 212, *ersterer* und *lezterer* 224 fg.), gegen die apposition ohne übereinstimmung der casusform (s. 220); sowie sein eintreten f ü r die dativformen auf *-e* (s. 37) und den gebrauch der einfachen alten präpositionen (s. 244—252).

Anderen ausführungen kann ich nur teilweise zustimmen, wie denen über starke und schwache adjectivformen s. 44—49, über den gebrauch abstrakter sub-

1) Vgl. neben der kurzen notiz in dem berichte unserer zeitschrift XXIV, 220 den abdruck des vortrages in der beilage zur Algemeinen zeitung nr. 139 vom 18. juni 1891.

stantiva s. 80 fg., über relativsätze s. 157 fgg., über den modusgebrauch s. 179—186, über die wortstellung s. 291—303. Nicht weniges aber ist mangelhaft dargestelt oder geradezu nach meiner meinung falsch, wie die angaben über starke und schwache substantivdeclination s. 35 fg., die polemik gegen *welcher* 144—148 und *derselbe* s. 227 fg. (vgl. schon Nibel. 22, 1 u. a.); die auffassung der conjunctionen *zumal* und *trotzdem* s. 164 fg, die über den gebrauch der tempora aufgestelten regeln s. 136—144, die an Heyse's theorie erinnern (Ausf. Lehrbuch 1, 759), aber noch mehr misraten sind als diese — und noch manches andere. Dabei finde ich in dem buche neben den „sprachdumheiten", die Wustmann bekämpft, auch andere, die er selbst begeht oder verteidigt; ich wenigstens kann für die häufung der gleichen pronominalform (*die, die die* s. 35 u. a.) und für die von vielen grammatikern mit recht bekämpfte beziehung von *wo, worauf, worin* usw. auf ein substantiv (*der name, wozu sie gehört* s. 52 u. a.) keine mildere bezeichnung brauchen. Manchmal belegt Wustmann auch eine grammatisch volkommen berechtigte ausdrucksweise, die mit vollem bewustsein von ihrer wirkung statt einer anderen gebraucht werden kann, mit seinem banne (s. 27. 239. 302). Überhaupt lässt er es oft an achtung vor der individualität des einzelnen schriftstellers, sowie an der gebührenden rücksicht auf den unterschied der stilarten fehlen (vgl. Wunderlich in dem oben angeführten vortrage s. 2). Es ist ein schlechter grundsatz, den er s. 234 aufstelt: „Was gesprochen und gehört nicht misfält, kann doch auch geschrieben oder gedruckt keinen anstoss erregen". Dass mündliche rede und schriftgebrauch mannigfach von einander abweichen, ist eine längst bekante tatsache; diese unterscheidung muss aber nicht in allen fällen blind bekämpft, sondern vielmehr beachtet und taktvoll verwertet werden.

Auf s. 30 spricht der verfasser mit bezug auf regelung und besserung der schriftsprache von einer „sehnlich gehoften anregung vom grünen tische"; und in einem an mich (wie wahrscheinlich an viele) gesanten lithographierten schreiben spricht die verlagshandlung den wunsch aus, dass das buch den „hohen regierungen" und dem „hohen provinzial-schulkollegium" zur förderung und zur verbreitung unter lehrern und schülern empfohlen werde. Ich kann nach dem oben gesagten diesem wunsche nicht entsprechen.

KIEL. OSKAR ERDMANN.

MISCELLEN.

Zu Wilhelm Grimms Kleineren schriften.

1. Die ausgabe des armen Heinrich, beim ausbruch des krieges zum besten der hessischen freiwilligen unternommen und angekündigt, rückte besonders deswegen nur langsam vorwärts, weil die copie der vaticanischen handschrift, die Glöckle in Rom besorgte, nicht einlief. Jacob mahnte den freund mitte april 1814 von Paris aus, die abschrift unmittelbar nach Cassel zu senden. Nach einem monat war sie noch nicht eingetroffen. Am 15. mai 1814 schrieb Wilhelm an Jacob: „Ich habe hier in die zeitung setzen lassen, dass der arme Heinrich erst in ein paar monaten erscheinen werde, da viele sich deshalb erkundigten". Die anzeige, welche in Wilhelms Kleineren schriften fehlt und nach bd. II, 504 gehören würde, steht in der Casselsche(n) Polizei- und Commerzienzeitung nr. 37. Sonnabend, den 7. mai 1814. s. 495, unter den bekantmachungen als nr. 31, und lautet:

An die pränumeranten auf das altdeutsche buch vom armen Heinrich. Der druck der schrift wird dadurch aufgehalten, dass die copie eines manuscripts zu Rom bei dem gestörten postenlauf noch nicht hat anlangen können. Ich bitte daher um nachsicht, wenn sie einige monate später erst erscheint. Grimm.

Aus den „paar monaten“ wurde mehr denn ein ganzes jahr; erst im sommer des folgenden jahres konte der arme Heinrich ausgegeben werden[1].

2. Als Wilhelm Grimm im jahre 1816 ein exemplar der Edda an Goethe schickte, schrieb er dazu: „Die vorrede kann erst mit der zweiten abteilung dieses bandes ausgegeben werden, indess haben wir das notwendigste daraus zur bekantmachung den Göttinger anz. (1815. Nr. 110.) mitgeteilt“[2]. Ludwig Geiger sagt dazu in den anmerkungen: „Die besprechung in den Gött. gel. anz. .. ist nicht etwa, wie man aus den worten unseres briefes schliessen könte, von den brüdern selbst; das zeigt schon der anfang: ‚Es lässt sich nicht zweifeln, dass jeder, der die kentnisse und den unermüdlich eifrigen fleiss der brüder Grimm kennen und schätzen gelernt hat‘.“ Eine nähere betrachtung aber lehrt, dass die anzeige doch von Wilhelm Grimm herrührt. Wilhelm schreibt an Jacob den 2. juni 1815[3]: „Benecke hat um einen entwurf zu einer anzeige der Edda gebeten, darnach er sie abfassen will; ich muss es also tun, so ungern ich dergleichen zeug schreibe“. So weit die äussere beglaubigung; Grimms briefe an Benecke aus dieser zeit haben sich nicht erhalten. Die innere beschaffenheit lässt keinen zweifel daran, dass die anzeige ganz und gar Wilhelms eigentum ist, und dass Benecke höchstens die eingangsworte zugesezt und einige auf die verhüllung der wahren autorschaft berechnete wendungen eingewebt hat. Nur auf ein paar hauptpunkte will ich hinweisen. Die anzeige enthält dinge, die Benecke aus sich oder aus dem buche nicht wissen konte. Der geschichtliche uberblick stelt sich nahe zu den ersten abschnitten von Wilhelms aufsatz (1811): Die lieder der alten Edda[4]. Der spott über den professor von der Hagen ist ein nachklang der in der erklärung vom jahre 1812 „Über die Edda“ dargelegten differenzen[5]. Was über die geplante fortsetzung des buches gesagt wird, kehrt fast wörtlich in Wilhelms briefe vom 18. mai 1815 an Tydeman wider[6]: „Auf diese erste abteilung wird eine andere folgen, die den urtext völlig mitteilt, der II. band enthält dann das glossarium, der dritte den commentar“. Die ästhetische würdigung der eddischen gesänge am schlusse atmet in jedem worte Wilhelms stil und empfindung.

Wir haben es also hier mit einem echten stück von Wilhelm Grimm zu tun. Als anzeige betrachtet, steht es auf gleicher stufe mit den selbstanzeigen, die beide brüder späterhin von ihren werken in die Göttingischen einrückten. Als litterarisches erzeugnis vertritt es die fehlende vorrede zur Edda, und darin liegt für uns sein wert. Da es in den Kleineren schriften fehlt, so finde es hier seinen abdruck:

Göttingische gelehrte anzeigen, 110. stück, den 13. julius 1815. S. 1089.

Berlin.

1) Vergleiche zu den tatsachen, auf welche ich mich hier beziehe, den Briefwechsel aus der jugendzeit s. 307. 323, 462 und die Freundesbriefe s. 31.

2) Goethe-jahrbuch (1888) IX, 29; vgl. 87.

3) Briefwechsel aus der jugendzeit s. 458.

4) Kleinere schriften I, 212.

5) Ebenda II, 496.

6) S. Vigfusson, Corpus poeticum boreale I, s. XCIV; dass der brief an Tydeman gerichtet ist, folgt aus einer stelle der jugendbriefe (s. 454).

Im verlage der realschul-buchhandlung, 1815: Lieder der alten Edda. Aus der handschrift herausgegeben und erklärt durch die brüder Grimm. Band I. 287 und 69 seiten in gross octav.

Es lässt sich nicht zweifeln, dass jeder, der die kentnisse und den unermüdlich eifrigen fleiss der herren Grimm aus ihren frühern arbeiten kennen und schätzen gelernt hat, mit wahrem vergnügen auch dieses in so mancher beziehung wichtige werk zur hand nehmen wird; wer aber, so wie der verfasser dieser anzeige, genauer weiss, wie viel zeit und mühe auf dasselbe verwant wurde, und wie mannigfache schwierigkeiten zu überwinden waren, ehe es der welt vorgelegt werden konte, der wird mit doppelt froher teilnahme die erscheinung desselben begrüssen. Da die vorrede zu dem buche erst mit dem zweiten bande erscheinen wird, so däucht es uns nicht unzweckmässig, während wir über manches einzelne von den herren Grimm selbst ausführlichere belehrung erwarten, unserer anzeige eine kurze geschichte dieser liedersamlung voranzuschicken, um auch solchen lesern, welche mit dem gegenstande weniger bekant sind, eine deutliche vorstellung von dem inhalte des buches zu geben. Mehreres hierher gehörige findet sich bereits in unserer anzeige der schrift des hrn. dr. Müller: über die echtheit der Asa-lehre und den wert der Snorroischen Edda (s. Gött. gel. anz. 1811. S. 1777 ... 1787); und wem es um nachrichten von den handschriften, ausgaben u. w. der beiden Edden zu tun ist, den verweisen wir auf Nyerups schätzbare abhandlung om Edda (Skandin. litteratur-Selsk. Skrifter 1807. III.)

Was man mit dem namen der alten Edda belegt, ist eine samlung uralter lieder, welche nordische mythen und sagen in sich fassen. Diese samlung rührt von einem gelehrten Isländer, dem priester Sämund Sigfusson her, der 1056 geboren wurde und 1133 starb, und heisst daher auch die Sämundische Edda. — Mehr als hundert jahre nach Sämund verfertigte der berühmte geschichtschreiber Snorre Sturleson (geb. 1178, gest. 1241) ein handbuch für dichter, in welchem er in einem prosaischen auszuge den inhalt der alten lieder angab, zu welchem zwecke er wahrscheinlich die Sämundische samlung benuzte, wiewol er auch selbst die alten scalden-gesänge gesammelt hatte. Diese samlung führt den namen der jüngern oder Snorroischen Edda. — Im drucke erschien die jüngere Edda schon 1665 durch Resen, nach dem sie auch wol die Resenische Edda genant wird. Von der ältern Edda hingegen war nur weniges durch den druck bekant, bis endlich im jahre 1787 das Magnäische institut den ersten teil derselben heraus gab. Dieser erste teil, eine gelehrte und sorgfältige arbeit vereinter kräfte, enthält aber bloss solche lieder, die zunächst die einheimische götterlehre betreffen; die übrigen von Sämund gesammelten lieder, welche sich fast alle auf die den deutschen völkern eigene grosse heldensage beziehen, wurden fürs erste zurückgesezt. Da diese lieder, ihrem inhalte nach, teils durch den prosaischen auszug, welchen die gedruckte Wolsunga-sage enthält, teils durch die unmittelbare benutzung derselben in Torfäus und Suhms geschichtlichen werken bereits bekant waren, so fand man, wie es scheint, die herausgabe derselben weniger dringend. Indessen waren dies gerade diejenigen lieder, auf welche man in Deutschland bei dem neu erwachten eifer für die wissenschaft des einheimischen altertums am begierigsten sein muste, und die herren Grimm bestrebten sich daher eine abschrift derselben zu erhalten, die ihnen auch durch die güte des damals zu Kopenhagen anwesenden freiherrn Hans von Hammerstein verschaft wurde[1]. Ausserdem unterstüzte sie, so viel wir wissen, der freiherr von Hammer-

1) Goethe-jahrbuch IX, 25 und sonst.

stein (dem das werk daher auch mit vollem rechte zugeeignet ist) durch eine schatzbare. in deutschen bibliotheken seltene samlung von büchern über die alt-nordische litteratur, und in verschiednen fällen kam ihnen der gelehrte herr Rask zu hülfe. Auf diese weise zu ihrer unternehmung ausgerüstet, kundigten sie, wie bereits 1811 s. 1778[1] in unsern anzeigen erwähnt wurde, eine ausgabe dieser lieder und eine deutsche übersetzung derselben an. Auffallend muste es sein, dass während der abdruck dieser arbeit durch kriege und manche andere umstände verzögert wurde, dieselben lieder 1812 zu Berlin erschienen. Herr prof. v. d. Hagen hatte nämlich durch herrn prof. Nyerup[2] gleichfals eine abschrift erhalten, und säumte nicht, dieselbe ohne weitern zeitverlust abdrucken zu lassen. Da er aber, wahrscheinlich um seinen Casseler freunden nicht vorzugreifen, durchaus nichts was das verstehen dieser alten gesänge erleichtern könte, selbst nicht einmal interpunktion, beigefügt hatte, so blieb die alte Edda vor wie nach ein verschlossenes buch, und selbst die herren Grimm konten von einer solchen vorarbeit auch nicht den allermindesten vorteil ziehen. Bruchstücke von liedern, wie diese Sämundische Edda sie enthält, lassen sich nicht weglesen wie ein stück aus der *biblioth. des romans*, und mit einem blossen abdrucke des textes kann wol niemand auf der ganzen welt viel gedient sein. Wir haben uns daher glück zu wünschen, dass die herren Grimm sich durch keine widerwärtigkeit von ihrem vorhaben abschrecken liessen, sondern vielmehr eifrigst bemüht waren, die eingetretene verzögerung zum vorteile ihrer leser zu benutzen.

Diese erste abteilung des ersten bandes enthält zwölf lieder, nämlich Völundurs lied, das lied von Helgi und Swawa, das erste und zweite lied von Helgi dem Hundingurs-töter, Sinfiotlis ende, Gripirs weissagung, das lied von Reginn, das lied von Hnikarr, das lied von Fafnir, Sigurdrifas lied, Brynhildurs lied, Sigurdurs lied und Brynhildurs weissagung, und die todesfahrt der Brynhildur. Sie machen etwa die hälfte der urschrift aus, und der tod der Brynhildur bildet einen natürlichen abschnitt. Die erste sorge haben die herausgeber auf die urschrift gewendet. Sie ist in gesetze abgeteilt, und der buchstabenreim, dieser mächtige bewahrer der echtheit, durch vorgesezte schwarze striche (im Hildebrands-liede (s. Gött. gel. anz. 1813. s. 81) waren diese rot eingezeichnet) bemerklich gemacht. Die unter dem texte stehenden anmerkungen rechtfertigen das aufgenommene oder versuchte, teilen über schwere stellen untersuchungen und mutmassungen mit, erklären den zusammenhang des einzelnen, und geben überhaupt das was zum wortverstande nötig ist; die in diesen liedern dargestelte sage in ihrem zusammenhange zu entwickeln, wird der zweck des commentars sein. Dem texte gegenüber steht eine wörtliche übersetzung, die aber durchaus nicht als für sich geltend, sondern nur als das einfachste und natürlichste mittel zum verständnis der urschrift anzusehen ist. Sie ist deutsch, und dieses dünkt uns in jeder hinsicht zweckmässig. Denn dass eine lateinische übersetzung sich der folge der wörter noch genauer hätte anschliessen können, ist ein unbedeutender vorteil, wenn man dagegen bedenkt, dass in ihr die poetischen bilder und umschreibungen (kenningar) oft geradezu unverständlich sein müssen, während sich die verwante einheimische sprache in so manchen fällen der urschrift leicht und glücklich anschmiegt. Da aber, wie gesagt, diese übersetzung zunächst nur für diejenigen bestimt ist, welche mit ihrer hülfe die urschrift lesen

1) Briefe der brüder Jacob und Wilhelm Grimm an Georg Friedrich Benecke 38[4].

2) Briefwechsel der gebrüder Grimm mit nordischen gelehrten s. 29. 31. 35. 38; Wilhelms Kleinere schriften II, 498.

wollen, und die billigkeit verlangt, auch auf die gewiss weit grössere anzahl rücksicht zu nehmen, welche wünschen wird, diesen alten lieder bloss durch ein treues, ihrem blicke nahe gerücktes abbild kennen zu lernen, so ist noch eine zweite, freiere übersetzung beigefügt worden, die sich, um algemein verständlich zu sein, nicht selten der umschreibung nähern muste. Eben deswegen wäre es eine zweckwidrige spielerei gewesen, sie gleich der urschrift im buchstabenreim abzufassen, der uns wol noch in kurzen sprichwörtlichen redensarten gefallen kann, übrigens aber für unsere jetzige sprache durchaus nicht mehr passt. Vermutlich werden die verfasser in der folge auch von der äussern gestalt dieser lieder handeln, und bei dieser gelegenheit möchte vielleicht eine kleine probe, wie sich der buchstabenreim in unserer heutigen sprache ausnimt, mehreren lesern nicht ganz unwilkommen sein. Im ganzen aber lässt sich das einfache und natürliche der alten lieder gewiss weit besser in prosa ausdrücken, um so mehr da öfters lücken und sprünge ausgefült, und das felsenartige und schroffe, wodurch sich die urschrift auszeichnet, der verständlichkeit aufgeopfert werden muste. Dass manches hierbei in der folge von andern und von den herausgebern selbst genauer bestimt oder anders angesehen werden wird, liegt in der natur der sache. Dergleichen fernere aufklärungen sind vorzüglich von den nordischen gelehrten zu erwarten, denen so reiche samlungen und so fleissige vorarbeiten zu gebote stehen. Wie vieles, das den herren Grimm unzugänglich war, hat nicht der Isländer Joh. Olafsen für die Edda getan? (Man sehe eine kurze angabe seiner insgesamt noch ungedruckten arbeiten in unsern anzeigen vom j. 1811. s. 1786.) Mit grossen erwartungen dürfen wir daher der herausgabe des zweiten teiles der Sämundischen Edda entgegen sehen, mit welcher, wie neuerdings berichtet wurde, das Magnäische institut in Kopenhagen beschäftiget ist; so wie von der andern seite nicht zu zweifeln ist, dass auch die Kopenhagener gelehrten das verdienst der deutschen bearbeitung und das eigentümliche, welches ihr die rücksicht auf altdeutsche dichtung verleiht, anerkennen werden. Für die sache selbst kann eine solche bearbeitung eines gegenstandes von verschiedenen seiten nicht anders als vorteilhaft sein.

Was das äussere der Grimmischen ausgabe dieser lieder betrift, so verdient die schönheit und richtigkeit des druckes eine besondere, dem verleger und den herausgebern gleich rühmliche erwähnung. Die zweite abteilung des ersten bandes wird die andere hälfte der urschrift auf gleiche weise erklärt und übersezt enthalten; der zweite band ist für das glossar, der dritte für den commentar bestimt.

Dass diese alten lieder so viele auf sie verwante mühe verdienen, darüber kann, wenigstens unter den kennern und freunden der alten dichtung, keine frage sein. Sie verdienen sie als höchst merkwürdige überbleibsel eines frühen noch vielfältig verkanten zeitraumes der nordischen völkergeschichte; sie verdienen sie durch die ihnen eigentümliche schönheit, die jeden wahrhaft poetischen geist, von dem englischen lyriker Gray an bis auf unsere tage herab, ergriff und begeisterte; sie verdienen sie durch die aufhellung und ergänzung der grossen, allen germanischen völkern gemeinsamen heldensage, deren innerer zusammenhang durch diese lieder weit volkommener eingesehen werden kann. Wir sind daher überzeugt, dass nicht nur die freunde unserer altdeutschen dichter, sondern jeder dem sinn für ernste erhabenheit und zarte schönheit zu teil wurde, den herren Grimm für die bearbeitung dieser lieder danken wird. Es schwebt über diesen gesängen das wunderbare dämmerlicht einer früheren zeit, in der „die are sangen und heilige wasser von himmelhohen bergen rannen“. Man lese die trauer der Sigrun und die zusammen-

kunft mit dem toten im hügel, die erzählung in Sigurds liede, die weissagung der Brunhild und ihr gespräch mit dem riesenweibe, und man wird keinen anstand nehmen, diese alten nordischen lieder dem schönsten was bei andern völkern aus dem altertume sich erhalten hat, an die seite zu stellen.

BERLIN. REINHOLD STEIG.

Dribolde scheren.

Die anfrage des herrn professor Pappenheim auf s. 284 dieses bandes, wie *dribolde scheren* zu erklären sei, will ich versuchen zu beantworten. Dass der ausdruck an der vorliegenden stelle im sinne von „platte, tonsur“ gebraucht ist, ergibt sich aus der bei Schiller-Lübben Mnd. wb. IV, 612 unter *tribolt* angeführten stelle: *De swen wart to hant to monke koren, Eme wart eyn tribolt dar geschoren* Josef, die 7 todsünden (1656). Es handelt sich nun um die etymologie des wortes.

Mein erster gedanke war, in *tribolt dribolde* ein kompositum des wortes *bolle* „kugelförmiger körper, kopf“ zu sehen; vgl. ahd. *hirnipolla*, ags. *heafodbolla*, frs. *bole* s. Halbertsma Lex. fris. 446. Liesse sich *tribolt* aus **trimbold* = **trind-bol-d* erklären, so dürfte man es als „jemand, der einen rundkopf hat“ übersetzen, also: „jemand einen *tribolt* d. h. rundkopf scheeren“. Aber die formellen bedenken gegen eine solche deutung liegen auf der hand. Nicht zu vergleichen ist auch mhd. *trimmebolt* MSH 3, 239^a; vgl. Mhd. wb. I, 221^b, Lexer, Hwb. II, 1513. Ich übersetze: „ihr herrn, lasset euer für und wider, eure unsicherheit“; vgl. Mhd. wb. III, 91^b). Auch *tribeln* „platt drücken“, *austribeln* „auswalzen“ Schmeller-Frommann I, 641 wage ich nicht zur etymologie heranzuziehen, da ich es nur in obd. mundarten vorfinde.

Ich gebe einer andern erklärung den vorzug. Es ist im vorliegenden falle von strafen die rede, von der zeichnung *to ener bekantnisse*, und zwar werden *dribolde scheren* und *mit eime heten iserne dorch de tene bernen* genant. In ältester zeit war die schur ein zeichen der knechtschaft; insofern die entziehung der standesfreiheit als strafe auftritt, ist natürlich auch das scheren des haares zum zeichen der knechtschaft eine strafe; vgl. auch RA. 702. Ferner wurden zum zwecke der algemeinen kentlichkeit die blödsinnigen geschoren: *bescheren gleich den tören als man pflìt czu tun den rechten tôren*, s. oben s. 284, Mhd. wb. II^2, 149^a, Lexer II, 709; *me vynt vele dwase, al synd se nicht gescharen* Schiller-Lübben, Mnd. wb. IV, 77. Eine schur zur kenzeichnung traf wol auch die landstreicher, vagabunden, herumtreiber, spielleute usw. Ob *tomscherig*, *tamscherig* Schiller-Lübben IV, 574, Grimm, RA. 339 „homo solivagus“ durch *schëren* erklärt werden darf, ist mir sehr zweifelhaft; eher möchte ich an mhd. *schër* „abgeteiltes stück land“ denken, vgl. *volscherige hûben* Lexer, Hwb. III, 452.

Auffälligerweise bezeichnet ndd. **drivel drêvel* — woraus mit jener geläufigen ableitung sehr wol **dribold*, hd. *tribolt* werden konte — sowol den knecht als den vagabunden. Mnd. *drèvel* (Lüb. chron. II, 421) *dràvel* s. Schiller-Lübben I, 570, vgl. mhd. *treibel*, *tribel;* ahd. *tripil* agitator, famulus Graff V, 483; Kilian, Etym. 96 *drevel* „mediastinus, servus“, *drevelen* „itare, frequenter ire“; vlam. *drevel* „loopjongen, knecht“; me. *drivil*, ne. *dribble* „diener“; ndl. *drevel* Verwijs en Verdam Wdbk. II, 399; vgl. Franck, Etym. wdbk. 205, vielleicht auch *trivant* „landlooper vagebond“ Oudemans, Bijdr. VII, 122; vor allem *drêfel drîfel* Doornkaat-Koolman Ostfrs. wb. I, 328.

Dass man die platte oder die kahl geschorene stelle nach dem *dribold*, dem sie geschoren ward, benant und später den zusammenhang beider begriffe vergessen hat, ist sehr wol denkbar. Ähnliche übertragungen sind nicht selten; z. b. mit einem domino, einer beduine bekleidet sein, einen *Henriquatre* tragen u. a. m.

GREIFSWALD. THEODOR SIEBS.

NEUE ERSCHEINUNGEN.

Altnordische sagabibliothek, herausgegeben von Gustaf Cederschiöld, Hugo Gering und Eugen Mogk. 1. Ares Isländerbuch herausg. von Wolfg. Golther. Halle, Niemeyer 1892. XXVIII, 46 ss. 1,60 m.

(Das 2. heft der samlung: Qrvar-Odds saga, herausg. von R. C. Boer, ist unter der presse.)

Bürgers gedichte. Herausgegeben von **Arnold E. Berger.** Leipzig und Wien, bibliographisches institut (1891). Mit bild und facsimile. Gebunden 2 m.

Enthält einen gut geschriebenen lebensabriss Bürgers; sodann sämtliche gedichte in chronologischer anordnung, erläuternde anmerkungen, die viel neues bieten, und den volständigen kritischen apparat. Die ausstattung ist solide und gefällig.

Steinel, O., und **Keppel, K.,** Schülerbuch für den deutschen aufsatzunterricht. — Dazu anleitung: Die reform des deutschen aufsatz-unterrichts. Schweinfurt, selbstverlag von K. Keppel. 1891. IV, 48 und 32 s.; je 0,50 m.

Beide schriften bieten, indem sie in anregender weise aufgaben besprechen, deren stoff der eigenen anschauung und erfahrung des schülers entnommen ist, eine passende ergänzung zu anderen werken über den deutschen unterricht, auch zu dem buche von R. Lehmann (vgl. s. 415 dieses bandes).

Szamatolski, S., Das Faustbuch des Christlich Meynenden, nach dem druck von 1725 herausgegeben. (Deutsche litteraturdenkmale des 18. und 19. jahrhunderts 39). Stuttgart, G. J. Göschen. 1891. 1,60 m.

Die einleitung des herausgebers erörtert das verhältnis der verschiedenen drucke sowie der ihnen beigegebenen Faustbildnisse, von denen drei in dem neudruck widergegeben sind.

Weede, Eduard, Diu wârheit, eine reimpredigt aus dem 11. jahrhundert. Kieler diss. 1891. 65 s. Leipzig, G. Fock. 2 m.

Inhalt: 1. Einleitung. 2. Text (in neuer bearbeitung). 3. Anmerkungen. 4. Über die sprache des gedichtes. 5. Versbau. 6. Inhalt und darstellung.

NACHRICHTEN.

Am 14. decbr. 1891 verstarb zu Berlin der wirkl. geheime rat dr. G. von Loeper, hochverdient als Goetheforscher (geboren 27. september 1822).

Als nachfolger Friedrich Zarnckes ist prof. dr. Eduard Sievers in Halle an die universität Leipzig berufen worden und wird ostern 1892 dorthin übersiedeln.

An der universität Zürich habilitierten sich für deutsche philologie dr. Albert Bachmann, dr. Theodor Odinga und dr. Eduard Hofmann.

Am 8. decbr. 1891 verschied in Königsberg Hermann Frischbier, rector der altstädtischen bürgerschule für mädchen (emeritiert seit 1889), mitglied der königl.

deutschen geselschaft. Geboren als sohn eines handwerkers in Königsberg am 10. januar 1823 hatte er, der die platdeutsche mundart als seine eigentliche muttersprache betrachtete, „herz und ohr für das volk und seine sprache offen behalten“ (vorrede zum Preuss. wörterbuch). Angeregt namentlich durch das Deutsche sprichwörterlexicon des ihm befreundeten Wander, im laufe der zeit vielfach unterstuzt durch mitarbeiter, die er in allen teilen Preussens zu gewinnen verstand, sowie gefördert durch brieflichen verkehr mit J. Zacher und durch persönlichen umgang mit O. Schade, war er sein leben lang eifrig bemüht, sitte, sprache und volkstümliche rede seines heimatlandes zu beobachten und für die wissenschaft nutzbar zu machen. Aus diesen bemühungen, die er neben einer erfolgreichen lehrtätigkeit und reger teilnahme an dem vereinsleben seiner vaterstadt emsig pflegte, erwuchsen die folgenden arbeiten: *Preussische sprichwörter und volkstümliche redensarten* (Königsberg 1864, zweite vermehrte auflage Berlin 1865; zweite samlung mit glossar Berlin 1876). **Preussische volksreime und volksspiele** (Berlin 1867). *Hexenspruch und zauberbann*, beitrag zur geschichte des aberglaubens in der provinz Preussen (Berlin 1870). *Preussische volkslieder in platdeutscher mundart* (Königsberg 1877). *Preussisches wörterbuch* (Berlin 1882. 83). Für die ergänzung und verbesserung des leztgenanten werkes war er bis in seine lezten tage unermüdlich tätig; kurz vor seinem tode übergab er den dafür gesammelten stoff einem sachkundigen freunde. Kleinere arbeiten erschienen in zeitschriften, namentlich in Schade's „Wissenschaftlichen monatsblättern“ und in der „Altpreussischen monatsschrift“, in welcher auch eine druckfertig hinterlassene fortsetzung der „Preussischen volksreime und volksspiele“ nächstens veröffentlicht werden soll. Auch unsere zeitschrift enthielt in band IX. XI. XXIII vier arbeiten von ihm. Wir werden dem treuen und fleissigen, an geist und herz reich begabten manne ein dankbares andenken bewahren.

Einen ausführlichen nekrolog auf Frischbier enthält die Lehrerzeitung für Ost- und Westpreussen 1892, nr. 1.

Berichtigung zu s. 216. 217.

In dem bericht des herrn dr. Sütterlin über den vortrag von prof. Osthoff ist zu lesen: s. 216, zeile 7: abg. *vrŭzą* und mhd. **erwarg*; zeile 17: *nw*-bildung; zeile 31: **stw-nét-mi* **stw-nt-més*; zeile 43: arm. *lkʿanem*; s. 217, zeile 3: **stw-nt-més*; zeile 5: *tṛnádmi*; zeile 12: **bundám*; zeile 28: τέμνω statt *temno*.

I. SACHREGISTER.

II. VERZEICHNIS DER BESPROCHENEN STELLEN.

Altnordisch.

Althochdeutsch.

Mittelhochdeutsch.

III. WORTREGISTER.

Halle a. S., Buchdruckerei des Waisenhauses.